Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 076534443

Digitized by Google

902
891

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR
32101 02647207

Digitized by Google

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner, Hans Thoma

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann.

Siebzehnter Jahrgang. Erster Band.

Oktober 1919 bis März 1920.

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Leipzig, Berlin
Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

(RECAP)
0902
891 1920
pt.1

Der innere Aufstieg. (Oktober 1919.)

	Seite
Paul Nikolaus Cossmann, Der innere Aufstieg	1
Josef Hofmiller, Hans Thoma	12
Thomas Mann, Hans Pfitzner	17
Paul Busching, Für soziale Gesinnung	20
Georg Karo, Die Gewissensfrage	37
F. H. Ehmcke, Allgemeine Waffenpflicht — Allgemeine Schaffenspflicht	49
Josef Hofmiller, Abbau und Umbau im höheren Schulwesen	57
Friedrich Rittelmeyer, Max Dessoir und Rudolf Steiner	65
Karl von Müller, Die Erinnerungen von Tirpitz	76
Adolf von Hildebrand, Über Museen und Ausstellungsanlagen	81
Das Land der Bayern	84
Josef Hofmiller, Briefe über Bücher	85

Geschichtliche Randglossen. (November 1919.)

	Seite
Karl Alexander von Müller, Geschichtliche Randglossen	89
Bismarck-Worte	101
Hans Wram, Ein Rückblick	102
Georg von Below, Eine Schuld des Großadmirals von Tirpitz oder der Parteien?	110
Tim Klein, Von deutscher Geschichte und Preußens Beruf	113
Horst von Metzsch, Über die Marneschlacht	122
Karl und Clara Oppenheimer, Der Antisemitismus. Entgegnung auf verschiedene Aufsätze in der vorliegenden Zeitschrift	124
Emil Kraepelin, Die Zukunft der deutschen Hochschulen	130
Paul Hensel, Innerster Aufbau	146
Josef Hofmiller, Buchglossen	148
Heinz Zeiß, Der Kampf der feindlichen Wissenschaft gegen Deutschland	157
Hermann J. Losch, Zukunftsmusik	162
Alfred Mensi-Klarbach, Zur biographischen Literatur	163
Hans Joachim Moser, Hugo Riemann	165
Randbemerkungen von Georg Hermann	167
Annie Åkerhjelm, An Deutschland	169
Justus Hashagen, Aus Clausewitzens Briefen	171
Zeitglossen	172
Admiral Scheer, Fort mit dem undeutschen Geist!	176

Digitized by Google

Deutschland vor Gericht. (Dezember 1919.)

	Seite
Graf Ernst zu Reventlow, Deutschland vor Gericht	
Die Schuldfrage	181
Die deutsche Einigung	182
Die deutschen Rüstungen	182
Nach Bismarck	184
Japan	186
Der deutsch-englische Wettbewerb	188
Fürst Bülow	189
Die Entente cordiale	191
Englischer Meinungskrieg	192
Englisch-französische Militärkonvention	194
Englisch-russische Verständigung	195
Die deutsche Orientpolitik	196
Verhältnis zu Österreich Ungarn	199
Entstehung des Balkanbundes	203
Die deutsche Marokko-Politik	204
Wilhelm II.	208
Der deutsche Flottenbau	211
Die Freimaurer	216
Tripolis, Balkankriege	219
Die Serben und die Tschechen	222
Die deutsche Wehrvorlage 1913	223
Die diplomatische Vorbereitung des Weltkrieges	224
Die militärische Vorbereitung des Weltkrieges	225
Der Mord in Sarajewo	227
Deutschlands Verhalten	230
Gerüstet?	231
Deutsche Selbsttäuschungen	232
Österreichs Verhalten in der Krisis	234
Englische Kriegsvorbereitungen	236
Der Schlußakt	238
Die deutsche Schuld	240
Nachwort des Herausgebers	241
Friedrich Prinz zu Löwenstein, Das Gericht über die Auszuliefernden	245

Was wir litten. (Januar 1920.)

	Seite
Oberstleutnant von Metzsch, Zehn deutsche Gebote für 1920	253
Paul Nikolaus Cossmann, Die deutsche Tragik	254
Amtliche Vernehmungen von Kriegsgefangenen	257
Rupert Gießler, Blicke aus dem Stacheldraht. Gedanken eines Kriegsgefangenen über Frankreich und Franzosen	263
Karl Bülow, Im Repressalienlager hinter Verdun	271
Die Behandlung deutscher Kriegsgefangener während des Waffenstillstandes	273
Karl Ewald, Ein Sklave unter Sklaven. Erlebnisse und Gedanken eines Kriegsgefangenen in englischer Gefangenschaft in Frankreich	274
Graf Georg Preysing, In Rumänien	285
Fritz Süßmann, In der Hand der Tschechen	289
Bruno Studeny †, Erinnerungen aus italienischer Gefangenschaft	296
Josef Hofmiller, Briefe über Bücher	299
Prophetische Briefe von F. X. Kraus	305
Tagebuch	310

456597

Digitized by Google

Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis.

(Februar 1920.)

	Seite
Paul Nikolaus Coſſmann, Sozialismus ohne Nationalgefühl?	317
Franz Saran, Die Parteien und ihre Gedanken	
Die Rechtsſozialiſten	320
Die Unabhängige Sozialdemokratiſche Partei	337
Der Spartakusbund	339
Hermann J. Loſch, Die ſogenannte Sozialiſierung.	
Das Sozialiſierungsgeſetz	344
Was iſt Verſtaatlichung?	347
Allgemeinergebnis	348
Die Kohlenſozialiſierung	350
Andere Sozialiſierungen	354
Nichtſozialiſierbares	356
Volldiktatur	357
Vollſozialiſierung	358
Wirtſchaftsordnung iſt Rechtsordnung	359
Sieg Nordamerikas über Europa — Wirklichkeit	363
Sebaſtian Schlittenbauer, Der Bauer und der Induſtriearbeiter	366
Hermann Jordan, Sozialdemokratie und auswärtige Politik	369
Oberſtleutnant von Metzſch, Sozialdemokratie und Offiziere	372
Paul Nikolaus Coſſmann, Die Wahlen zum Parteitag	373
Joſef Hofmiller, Neue Bücher	378
Tagebuch. Graf Arco	383
Perſönliches	384
Franzöſiſches Konzert in Wien	384
Ein Erlaß des bayeriſchen Kultusminiſteriums	385
Die Stellung der Deutſchen in der Welt	385
Neue Geſchichtsbücher	390
Akten zur Revolution	391
Spenglers „Preußentum und Sozialismus“	393

Lehren der Geſchichte. (März 1920.)

	Seite
Lehren der Geſchichte	397
Robert von Pöhlmann, Des attiſchen Reiches Herrlichkeit und Untergang	399
Franz von Buhl, Cannae	414
Hans Mertel, Cäſar und Pompejus	418
Erich Schultz-Ewerth, Überſeeiſche Beſtrebungen aus Preußens Vergangenheit	427
Wolfgang von Tirpitz, Northcliffe	433
Adolf Dirr, Die Kriegsgefangenen in Deutſchland	442
Georg G. Dehio, Streiflichter auf die Zukunft der deutſchen Kultur	445
Joſef Hofmiller, Neue Bücher	449
Hans Mertel, Ein paziſiſtiſcher „Hiſtoriker“	451
Tagebuch. Der dritte Band von Bismarcks Erinnerungen	452
Brief eines Freimaurers	454
Von unſern Paziſiſten	458
Freie Bahn den Untüchtigen	459
Tirpitz bei Bismarck	460

Digitized by Google

Der innere Aufstieg.

Hans Thoma zum 80. Geburtstag gewidmet.

Mit einigem Herzklopfen folge ich der Anregung, meine Weltanschauung auszusprechen, von der meine Freunde meinen, daß sie in dieser Zeit des äußeren Zusammenbruchs unsern Lesern etwas sein könnte. Am schwersten auszusprechen ist ja das, was einem selbstverständlich ist. Jeder Mensch, von jedem andern verschieden, hat eine eigene Weltanschauung, so selten einer sie ausspricht. Das was man ausspricht, ist Zustimmung oder Widerspruch zur Weltanschauung von anderen. Die eigene liegt in Gefühlen, die selten den Weg zum Worte finden, weil sie einem selbstverständlich sind. Im Hintergrund unserer Seele halten sich unsere besten Erkenntnisse auf, während im Vordergrund die Kulissenreißer für die Gallerie spielen. Die Mannigfaltigkeit der Natur ist so groß, daß jeder originelle Gedanken hätte, wenn er überhaupt welche hätte.

Man braucht aber nicht zu fürchten, daß die Zahl der philosophischen Systeme ins Ungemessene vermehrt würde, wenn jeder sich in dieser Weise selbst aussspräche. Im Gegenteil würde man darauf kommen, daß gewisse Grundwahrheiten in jedem Menschen schlummern. Zutiefst die, daß die Seele zu den Dingen gehört, die sich durch den Gebrauch in jedem Augenblick verändern. Kein Gedanke und Gefühl, die nicht ihre Spur zurückließen. Wir nennen die eine Veränderungsrichtung mit einem Bild Aufstieg. Man könnte sie Entwicklung nennen, wenn das Wort nicht für anderes verbraucht wäre; für den angeblichen Fortschritt der Menschheit, für den angeblichen Fortschritt des schreibenden Menschen, der, wenn er seine Ansichten ändert, sagt, er habe sich entwickelt.

Etwas bleibt unverändert und etwas ändert sich fortwährend. Niemand wird sagen, daß der heilige Franziskus ganz der gleiche war bei seinem Tod wie als Jüngling, Gretchen am Schluß des ersten Teiles von Faust die gleiche wie am Anfang. Und sollte Beethoven beim Tod der gleiche gewesen sein wie mit zwanzig Jahren? Ich spreche von ihm nicht als von einem typischen Künstler. Das Besondere in seinem Schaffen scheint mir, daß er, um zu schaffen, nicht unmenschlich sein mußte, sondern menschlich. Wenn ihm die innere Stimme gesagt hätte, es sei besser, einen Aussätzigen zu pflegen als die Neunte Sinfonie zu schreiben, hätte er sie nicht schreiben können. Diese alle sind in einem Sinne andere geworden und in andrem Sinne die gleichen geblieben. Von jedem Menschen scheint es irgendwie ein höheres Ich zu geben, das durch die innere Stimme zu dem lebenden, davon meist sehr verschiedenen Ich redet. Jene sind der inneren Stimme gefolgt, aber es ist das durch keine Regel zu Fassende, daß keiner etwas Höheres werden kann als ganz er selbst. Keine Formel kann ihm helfen. Das Licht kann nur kommen aus unbegrenzter Hingabe. Man muß im Endlichen bis an die Grenze gehen, um ins Ewige zu gelangen. Ich spreche absichtlich vom Ewigen, nicht vom Unendlichen. Das Unendliche halte ich für eine Projektion des unruhvollen menschlichen Willens. Es gibt einen höheren Zustand, in welchem das Unendliche mit seiner unaufhörlichen Frage „Was dann?“ verschwindet und an seine Stelle das Ewige tritt.

Digitized by Google

Nichts anderes ist der Maßstab des Aufstiegs als die Liebe, man wird liebevoller oder liebloser. Wir sind uns bewußt, daß dieser Maßstab unbeweisbar ist wie jeder andere. Ein anderer, z. B. der der persönlichen Lust, ist ebensowenig beweisbar und ebensowenig widerlegbar. Nur führt jener zu merkwürdigen Erkenntnissen, in ein Reich, in welchem religiöse und philosophische Genien, Künstler und liebevolle Menschen aller Zeiten gelebt haben und wer je hereintrat bezweifelt nicht, daß der Maßstab doch etwas anderes als eine persönliche Richtung, daß er doch irgendwie Ausdruck einer Wahrheit ist.

Durch liebevolle Gefühle wird eine Art von Erkenntnis erreicht, die man mit einem Bild bezeichnen kann als Aufwärtsschiebung des Hintergrundes der Seele. Die Erweiterungen der Seele haben das Merkwürdige, in anderen Seelen erweiternd zu wirken. Dinge, an die nie ein Mensch gedacht hat, brauchen nur ein Mal ausgesprochen zu werden, um in entsprechend beschaffenen anderen Seelen als selbstverständlich zu erscheinen. Das ist die Wirkung aller echten Kunstwerke und Erkenntnisse, wenn auch Minerva es liebt, ihre Lieblinge zeitenweise in einem Nebel unsichtbar zu machen. Ich bin geneigt, alles das, was jetzt selbstverständlich ist, ursprünglich für solche gefühlsmäßige Schöpfung Einzelner zu halten. Daß die Schönheit der Alpen eine ganz neue Entdeckung ist, ist bekannt. Noch Winckelmann und Goethes Vater fuhren über die Alpen, ohne ein Wort über sie zu verlieren. Von den Künstlern, von denen man sagt, daß sie eine Stimmung am besten dargestellt hätten, wird man besser sagen, daß sie diese Stimmung geschaffen haben. Aber nicht nur so lustige Erscheinungen wie die Schönheit einer Gegend, wie eine Stimmung, auch das anscheinend Greifbarste, nicht nur Ideen von Schönheit, Gott, Unsterblichkeit, sondern auch den Begriff des Raumes, der Zahl, den Begriff eines Einzeldinges, die Wortsprache, das Abbilden von Gegenständen auf einer Fläche, die Tonsprache und schließlich eine Vorstellung, die jeder geistig gesunde Mensch jetzt hat, die Vorstellung einer Außenwelt, halte ich für solche Schöpfungen. Wenn Plato die Ideen, Goethe das Urphänomen, Schopenhauer den Willen nicht aufgestellt hätten, so hätten sie nicht etwa ebensogut in anderen entstehen können, die an die bewegliche Decke der Seele hingerumpelt wären; wie ich glaube, daß bei anderen großen Mathematikern die Mathematik eine andere geworden wäre. Plato, Goethe, Schopenhauer gehören zu den Schöpfern des Seelenschauplatzes und zwar bei allen Menschen, abgestuft von denen, die ganz in ihnen leben, bis zu denen, die kaum ihren Namen kennen und doch ihre, und andrer Schöpfer Geschöpfe sind. Um es parador auszudrücken, könnte man bezweifeln, ob die Menschen mehr von der Kausalität wüßten als die Hunde, wenn man ihnen nichts von ihr gesagt hätte. Wir können uns trotz Kaspar Hauser einen Menschen, der ohne die schöpferischen Ideen anderer Menschen ist, gar nicht vorstellen. Alles das was jetzt selbstverständlich ist, war einmal hinter der Rückwand der Seele. Aber es war latent in der Beschaffenheit der Seele von je vorhanden. Dieses Latente zum Bewußtsein zu bringen, ist die eigentliche Schöpferkraft. Die Schöpfungen des Logikers und Mathematikers sind nicht willkürlich, sondern Geographie des Verstandes. Und die kühnsten Systeme sind unschöpferisch, wenn sie nicht eine von je vorhandene Wahrheit verkünden; wenn ihnen die Ehrfurcht vor der Natur fehlt. Wie in der Mathematik baut in jeder Erkenntnis am höchsten, wer am vorsichtigsten baut. Hochfliegende Gedanken sind noch nie hochgeflogen; Schritt für Schritt auf festem Boden sind die Gedanken geschritten, die von unten betrachtet so aussehen, als ob sie durch die Luft flögen.

Digitized by Google

Was wahr ist, bleibt wahr; aber der Gedanke einer abgeschlossenen Wahrheit ist sinnlos, weil jede tiefere Erkenntnis den Hintergrund der Seele zurückschiebt. Man kann weder sagen, daß der erste, der den Gedanken der Linie faßte, oder des Unendlichen, oder des Akkords, etwas Vorhandenes erkannte, noch daß er etwas Neues schuf. Durch jede neue Erkenntnis verändert sich das Erkannte. Die Seele ist nicht wie ein Bergwerk, in dem desto weniger dableibt, je mehr herausgeholt ist. Sie wird durch Entdeckungen nicht abgebaut, sondern erweitert.

Man kann also nichts herausholen, was nicht da ist. Was aber ist da? Unser höheres Ich, zu dem die Brücke zu finden vom Ich des animalischen Kreislaufs nach meiner Auffassung Zweck des Lebens ist. Den Weg zu dieser Brücke weist die innere Stimme. Mit den Vorschriften der gesetzlichen und der bürgerlichen Moral braucht diese innere Stimme nicht zusammenzufallen. Eine Regel für sie ist nicht aufstellbar. Die Möglichkeit der Veränderung des Menschen beruht auf dem unberechenbaren Faktor der Liebe und mit ihm ist eine Veränderliche eingeführt, für die es keine Formel gibt. Negativ ist zu sagen, daß das gegenwärtige und künftige Urteil anderer ausgeschaltet werden müssen, daß äußere Vorschriften, gefühllose Überlegungen die innere Stimme nicht herbeiholen. Man kann die Engel nicht an Stricken vom Himmel ziehen. Die Neunzehntelwahrheiten, die das Gespräch der Menschen ausmachen, reichen hier nicht aus. Denn mit andern spricht man durch Worte, mit sich durch Gefühle. Nur Aushalten und Durchleben eines Konflikts, einer Stimmung, mögen sie noch so drückend sein, bis das Richtige hervortritt mit derjenigen Evidenz, die des Beweises unfähig, aber auch nicht bedürftig ist, bringen Erkenntnis. Einer solchen Erkenntnis aus höheren Stunden in den niedrigen treu zu bleiben und nachzuhandeln, ist die einzige Regel, die keine Ausnahme duldet. Die innere Stimme nicht hören zu wollen, ist die Sünde wider den Geist.

Dem Bedürfnisse des Staates und der Gesellschaft wird gedient durch die Annahme von gleichbleibenden Menschen, durch die Annahme also, daß die Seele sich in einem horizontalen Niveau bewege, — eine Fiktion des äußeren Bedarfs, die uns für den inneren Bedarf angenehm ist. Man könnte leben, wie man will oder wie es die sogenannten Pflichten oder sonstigen äußeren Verhältnisse erfordern, am Schluß holt man sich dann aus der Garderobe die inzwischen dort aufbewahrte Seele. Auch die gute Meinung anderer ist aus ähnlichen Gründen angenehm. Man möchte viele günstige, wenn auch unmaßgebliche Urteile von Menschen zusammen bringen gegen das eine maßgebliche und ungünstige der innern Stimme.

Der innere Aufstieg und nichts anderes eröffnet tiefere Erkenntnisse. Deshalb konnte Plato die tiefsten Erkenntnisse an Sokrates anknüpfen. Sokrates konnte die Frage nach der Natur des Kosmos ablehnen (Xenophon, Erinnerungen,I,11), er konnte die Frage nach der Natur der Dinge ablehnen (Ebd.IV,7), aber er stellte sich die Frage des Ethikers „Was nun?" und das genügte Plato, um ihm die tiefsten Erkenntnisse in den Mund zu legen. Wissen über sich selbst ist wohl das was man Weisheit nennt, während das Geistreiche irgendwie mit anderen zusammenhängt und durch sie angeregt wird. Die weisen Dinge wachsen auf dem Weisen wie die Äpfel, die geistreichen Dinge auf dem Geistreichen wie die Galläpfel.

Daß nun aber das was für den einzelnen in die Höhe und zu höheren Erkenntnissen führend ist, auch für die anderen gut sei, das ist eine Überzeugung, die sich ebensowenig wie alles übrige beweisen läßt. Im Grund unseres Innern schlummert die Überzeugung, daß das was nach Innen recht ist, nach Außen

Digitized by Google

recht ist, während man immer in Versuchung ist, sich einzureden, was nach Außen recht ist, werde wohl auch nach Innen recht sein. Aber das innere Vorwärtskommen ist das einzige, was anderen wirklich hilft. Die Schritte, die der Mensch nach unten macht, macht er allein; die er nach oben macht, ziehen das Universum mit.

Es macht den Eindruck, daß die meisten Menschen nach dem hier aufgestellten Maßstab des Zu- oder Abnehmens der Liebe sich unvorteilhaft verändern. Von alten Leuten wird sogar als das Natürliche angenommen, daß sie mißmutig sind. Den Stein, von dem Goethe sagt, er habe ihn sein Lebenlang einen Berg hinaufzuwälzen gehabt, hat jeder; er läßt ihn aber liegen und spaziert ohne ihn. Im Reden sind wir weitergekommen, aber es steht zu befürchten, daß Gott im Barometer der Seele nur nach dem Auf- oder Absteigen der Quecksilbersäule sieht und die Inschriften garnicht liest. Da wir bei Offenheiten sind, wollen wir uns eingestehen, daß wir im Kindheitsalter, in dem die beiden Ich noch ungetrennt sind, netter waren. Wenn die Kinder wüßten, was anständig ist, müßten sie öfter die Gouvernante ermahnen als sie von ihr ermahnt werden. Es gibt außer einem zweiten, auf das wir dann gleich kommen, kein anderes Wort des Evangeliums, mit dem so selten Ernst gemacht wird, wie das, daß wir wie die Kinder werden sollen. Im Gegenteil geht alles darauf hinaus, daß die Kinder, die man als eine Art Verkleinerung des Normalformats auffaßt, werden sollen wie wir. Ich spreche hier hauptsächlich von den Männern. Die Frauen werden Kinder mit den Kindern, die sie gebären, und die mütterliche Liebe halte ich, nicht nur bei den Menschen, für etwas Heiliges. Ohne sie würde übrigens trotz der gescheiten Moral und Gesetzgebung der Männer die Menschheit in kürzester Frist zugrunde gehen. Hier ist der Punkt, wo die Welt der Lebenserhaltung und die Welt des Aufstiegs zusammenhängen. Wir Erwachsenen sind Verirrte; denn die innere Stimme wird immer schwächer, je länger wir ihr nicht gefolgt sind. Was wir mit Sinnlichkeit meinen, ist nicht stark entwickelte Sinne, sondern daß die Sinne lauter sind als die innere Stimme. Wir neigen dazu, das Kindlichwerden auf die Zeit zu verschieben, wo wir kindisch werden. In dieser Richtung liegt auch Carnegies Evangelium des Erfolges: bringe erst möglichst viel Geld zusammen, und dann mache einen möglichst guten Gebrauch davon. Die Verschiebung des Aufstiegs auf einen späteren Zeitpunkt würde Paragraph Eins, wenn der Teufel ein Lehrbuch der Ethik herausgäbe.

Die Gesetze des Aufstiegs nennen wir Ethik. Aber zuerst müssen wir uns einem anderen Gebiet zuwenden, das mit jenem gern verwechselt oder wenigstens in Zusammenhang gebracht wird, nämlich der Beurteilung der Mitmenschen. Dieses Fach wollen wir Moral nennen.

Es gibt zwei Betrachtungsweisen, die innere und die äußere. Die Moral gehört zur äußeren. In vereinzelten Fällen haben die beiden Gebiete etwas miteinander zu tun. Bei ganz nahestehenden Menschen kommt es vor, daß sich der eine um das Seelenheil des anderen bekümmert. Auf dem Weg, der ins Waldesdickicht unseres Innern führt, begegnen wir andern nur, wenn wir sie lieben.

Moral ist das Gegenteil von Ethik. Sie ist eine Verwechslung der Konstanten und Variabeln. Ethik hält für gegeben die Anderen, für veränderlich das Ich. Die Moral behandelt das Ich als gegeben, die Anderen als veränderlich und ärgert sich über die Wirklichkeit. Diese Verwechslung ist gegenseitig. Der A. sagt zum B. und der B. sagt zum A.: Wenn ich du wäre,

Digitized by Google

so würde ich mich so und so verhalten. Drollig würde es uns vorkommen, wenn das an einem Hebelarm wirkende Gewicht nach menschlicher Art, statt zu ziehen, sich über den Zug des am anderen Hebelarm wirkenden Gewichts entrüstete. Aber es ist nicht anders: die Moral ist eine Kunst, in der es nur Kritiker gibt und dem Unbegabtesten ist die Lehrbegabung für Moral in die Wiege gelegt. Wenn es lauter herrliche Menschen gäbe, aber keine Leute, die sich über sie äußerten, so gäbe es keine Moral. Die Theorie des Faches ist das Fach selbst.

Jeder steht am Zaun und sagt: „Jetzt wird's Frühjahr, jetzt sollte der Nachbar pflügen — unglaublich, jetzt in der Sonnenhitze gießt er nicht — hat man schon so etwas von Unkraut gesehen!" Der Tod dreht mit einem Griff unsern Kopf nach dem eigenen Garten um.

Daß Goethe nicht so war, ist das, was man ihm als Egoismus auslegt. Das Einzigartige von Goethes Persönlichkeit sehe ich darin, daß er allein unter all diesen Schriftstellern, wenn er in Versuchung war, auf fremde Äcker hinzuschauen, mit einem kräftigen Hüftehott seinen Gaul herumriß und wieder in das eigene Feld hineinackerte, mochte es noch so wehtun. Denn alle Wurzeln des eigenen Gartens, auch die des Unkrauts, sind Blutgefäße, die zu unserm Herzen führen. Auch das Tyrannische von Bismarck liegt darin, daß ihm keine äußere Zustimmung die Zustimmung seines Gewissens ersetzen konnte.

Hingegen ist Moral stets angenehm, ja das beliebteste und verbreitetste Gesellschaftsspiel, das es überhaupt gibt. Wenn man sich Anachoreten vorstellt, die beieinander sitzen und über den Lebenswandel eines Anachoreten lästern der gerade nicht dabei ist, hat man das Gefühl: das gehört sich nicht, dazu ist man nicht Anachoret und geht in die Wüste, um über andere Leute zu lästern, sondern dazu, daß man seinen inneren Menschen verbessert. Es ist, als ob man das Recht hätte, von Anachoreten Ethik zu verlangen, weil das ihr Fach ist, während wir andern ja gleich gesagt haben, daß wir ein anderes Fach haben. In jenem sind wir nur kritische Liebhaber.

An sich wäre es ja denkbar, daß das Anderswünschen seiner Mitmenschen wirksam wäre, wenn der Ansatzpunkt für diesen Wunschhebel vorhanden wäre. Der Ansatzpunkt ist aber nicht vorhanden, und es scheint, daß das einzige, was ohne Ansatzpunkt wirkt, Liebe ist. Wir neigen allerdings dazu, anzunehmen daß das, was uns an andern mißfällt, ihrer Seele abträglich sei. Bei meinem Hund ist es moralisch, daß er dableibt, bei seinem Floh, daß er weggeht. Aber Moral ist nichts anderes als eine bequeme Hinausverlegung unserer Willensrichtung. Sie ist eines der Hilfsmittel des Organismus, um Gifte, mit denen er nicht fertig wird, auszustoßen. Durch Projektion wird indessen das Projizierte nicht verändert. Die Last der Welt, mit der wir nicht fertig werden, legen wir auf andere. Der zu nichts verpflichtende Gedanke, daß die anderen anders sein könnten, als sie sind, drängt sich immer wieder auf, wenn man dem zu allem verpflichtenden Gedanken entgehen möchte, daß man selbst anders werden sollte als man ist.

Am deutlichsten wird das, was ich meine, am moralischen Ärger. Ärger projiziert sogar in die Zukunft, stellt sich vor, daß in der Zukunft der andere etwas tun werde, das uns Gelegenheit gibt, unsern Ärger los zu werden (meistens tut er es nicht, wie überhaupt Dinge, die man sich als künftig vorstellt, nicht eintreten). Ärger ist stets innerlich verursacht. Es ist, wie wenn einer, der zu viel Apfelkuchen gegessen hat, sich im Augenblick übel befindet, wo er einen Apfelschimmel sieht und dann behauptet, daß ihm Apfelschimmel Übelkeit verursachten.

Digitized by Google

Wir ärgern uns über schlechte Karten, weil wir verkennen wollen, daß die Aufgabe nicht ist, zu gewinnen, sondern gut zu spielen. Wenn einer sich in der Astronomie irrt, so liegt es an seiner Unwissenheit; wenn er sich in einem Mitmenschen irrt, so liegt es an dem seiner Moral. Im allgemeinen ärgert man sich so sehr über die Konstanz der Konstanten, daß man nicht dazu kommt, die Variable zu ändern.

Auch bei den Moralisten im großen ist es so. Wer sich nicht raten kann, rät anderen. Das Arbeiten an mir ist so unbequem, daß ich immer noch lieber an andern arbeite und ein Kulturträger werde. Statt das Wasser des Lebens zu trinken, schüttet man es den Vorübergehenden auf die Köpfe. Am weitesten entfernt vom Heiligen ist der Moralist.

Das Wort aber, von dem ich vorhin sagte, daß es ebensowenig ernst genommen werde wie das von den Kindern, ist „Richtet nicht". Ja, das Wort ist in sein Gegenteil verkehrt worden: Richtet, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Sich selber richten, ist Ethik; andere richten, Moral. Wir denken und reden so, als ob unsre Aufgabe sei, uns zur Teilnahme am Jüngsten Gericht vorzubreiten, aber nicht zu einer passiven, sondern zu einer aktiven. Wenn wir in einem andern Leben Höllenrichter werden sollten, könnten wir uns nicht besser vorbereiten. Dabei sind so ziemlich alle liebelosen Urteile von Menschen über Menschen falsch. Ins Herz schaut nur Gott. Nur in diesem einen Punkt ist die Religion der Gnade ungnädig, die in zahllosen Wendungen verlangt „Richtet nicht" und davon alles abhängig macht.

Daß die menschliche Moral ein Erzeugnis des menschlichen Egoismus ist und keinen weiteren Zweck hat als das Leben der Menschen angenehm zu machen, zeigt deren Verhalten gegen die Tiere. Die Empfindungen eines kleinen Kalbes, das von der Mutter weggerissen wird, werden nicht viel anders sein als die eines kleinen Kindes, das von der Mutter weggerissen wird. Im einen Fall gilt es als zulässig, das kleine Geschöpf mit Fußtritten weiterzubefördern, im andern nicht. Warum?

Die Zahl derer, die meinen, daß Sonne, Mond und Sterne zu Beheizungs- und Beleuchtungszwecken für den Menschen vorhanden seien, wie Sokrates (Xenophon, Erinnerungen IV, 2) so gut wie das Alte Testament lehrte, ist verschwindend klein; die Zahl derer die nach der gleichen Anschauungsweise meinen, die Tiere seien für die Menschen da, wenigstens unter den Gebildeten, gering. Sondern sie denken „nicht für uns da sind sie, aber wir verwenden sie für uns, weil wir die Macht dazu haben und jeder sich selbst der nächste ist." So ist es. Wenn die Meerschweinchen in der Übermacht wären, so würden im Vorderhaus der Kliniken die kranken Meerschweinchen behandelt und im Hinterhaus Menschen zu Versuchszwecken gehalten. Und wenn die Igel Hochschulen hätten mit gutbezahlten Lehraufträgen für die Geschichte der Igel, so würde es begabte junge Leute geben, die diesen Zweig der Geschichte für besonders wichtig hielten. Der wirkliche Grund, weswegen wir die irrtümlich Weltgeschichte genannte Menschheitsgeschichte für so wichtig halten, ist, daß wir Menschen sind. Von keinem naturalistischen Standpunkte, von keinem Standpunkte als dem, der der menschlichen Seele eine besondere Heilsbestimmung zuschreibt, läßt sich ein geringerer Wert eines Schweins gegenüber seinem Metzger nachweisen. Die in Schweine verwandelten Genossen des Odysseus haben gewiß die gute Behandlung von Schweinen für wichtiger gehalten als die von Menschen.

Die herrschende utilitarische Moral — Erzeugung der höchsten Summe von

Digitized by Google

Lust, der geringsten von Unlust — zeigt sich in ihrer Unwahrheit, sobald man die durch Menschen den Tieren bereiteten Qualen beachtet. Vom Standpunkt der Lusterzeugung wäre es besser, wenn das Menschengeschlecht rechtzeitig ausgerottet worden wäre. Der Begriff des Ungeziefers ist relativ. In besonderer Weise als unwahr zeigt sich im Verhalten gegen die Tiere die sozialdemokratische Moral, soweit sie utilitaristisch und darwinistisch ist; den übergangslosen Unterschied von Mensch und Tier aufheben, die Erzeugung der höchsten Lustsumme als Ziel der Moral aufstellen und sich dabei um Lust und Unlust aller lebenden Wesen mit Ausnahme von einigen Millionen Menschen nicht kümmern, diese Verbindung zeigt die Willensrichtung der moralischen Werte: Menschenegoismus. Ich halte ihn wie jeden Egoismus für unwiderleglich. Nur muß man sich klar sein, daß er das Gegenteil von dem ist, was in den uns als höhere Menschen erscheinenden das Höhere ist. Nach meiner Auffassung sind die nach dem Pfund verkauften Karpfen ebensogut unersetzliche, nur einmal vorhandene Seelen wie die in der sogenannten Weltgeschichte einzeln behandelten Herrschaften.

Da wir bei Bekenntnissen sind, will ich noch meine Überzeugung aussprechen, daß im Christentum nichts über das Verhalten gegen die Tiere vorgeschrieben ist, um die Bekenner auf ihr Verständnis des christlichen Geistes zu prüfen, aus dem sich das Verhalten gegen die Tiere von selbst ergibt. Diese Probe hat nur der heilige Franziskus bestanden.

Das Anderswünschen der Welt, das man als Moral bezeichnet, halte ich also nicht für Idealismus. Ebensowenig das Andersdenken der Welt, das Annehmen, die Welt sei bereits so wie man sie sich wünscht, das man gleichfalls als Idealismus bezeichnet.

Dies ist die Welt, die Christus gekreuzigt hat.

Das charakteristische Merkmal des nicht tiefer Sehenden ist die Vorstellung, daß wenn Christus jetzt käme, er nicht gekreuzigt würde. Diese Art von Idealismus besteht darin, daß sie die Wirklichkeit nicht sieht. Sie ist eine Umgestaltung der Natur, in die wir hineingestellt sind, nach unseren Wünschen. Phantasie (soweit sie nicht von Engeln kommt) kommt vom Teufel.

All das Furchtbare, das in jedem Augenblick mit und ohne Zutun der Menschen vor sich geht, wird dadurch nicht anders, daß man nicht daran denkt. Wer annimmt, er könne irgendeinen Weg gehen, ohne eine Pflanze oder ein Tier zu töten, der verkennt die Welt. Und im buddhistischen Jaina, der sich ein Tuch vorbindet, um kein Tier einzuatmen und dadurch zu töten, arbeitet der Organismus, ihm schädliche Organismen zu vernichten oder auszustoßen. Unser Körper arbeitet unablässig daran, uns im Kreislauf des Lebens zu erhalten. Jeder Heilprozeß des Körpers, auch bei dem, der sich in Indien nur von Reis, bei uns nur von Nüssen und Äpfeln nährt, ist ein Kampf gegen andre Organismen. Für die Bakterien ist das, was für uns Krankheit ist, blühendste Gesundheit, es gibt keinen Ausgleich zwischen den Interessen der Stechfliege und denen des Pferdes; und in Abstufungen bestehen solche Gegensätze zwischen den einander entgegenstehenden Willensrichtungen der Menschen, etwa der Deutschen und Polen. Man prüfe die Grundlagen der englischen Kultur mit all ihren Annehmlichkeiten für den Engländer und seine Gäste, mit all ihren echten Philanthropen und großartigen wissenschaftlichen Einrichtungen — als Untergrund des Reichtums, auf dem dies alles beruht, wird man den Handel mit Negersklaven finden, die Vergiftung Chinas durch Opium,

Digitized by Google

die Ausrottung der Ureinwohner Amerikas durch Einführung des Branntweins. Man ändert die Natur nicht, indem man sie verkennt.

Der Sozialismus war ein Versuch, die auf das Materielle gerichteten Willensrichtungen so zu verkennen, daß sie nicht miteinander in Kampf geraten. Ein Versuch, der so aussichtslos ist wie der, durch eine Bearbeitung der Baumaterialien die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben. Diese Art von Idealismus blüht besonders unter Deutschen. Sie verstehen nicht, daß man die Technik ändern kann, aber nicht die Physik.

Man mißverstehe uns nicht dahin, als ob wir die Leiden der Welt für unvermeidlich hielten, weil es in ihr wie in einem Schillerschen Drama schlechte Menschen gibt. Wir halten sie für unvermeidlich schlechthin so wie bei Goethe, wo die Leiden durch die immanente Beschaffenheit der Welt entstehen, auch unter lauter guten Menschen wie in Iphigenie und Tasso.

Wir halten jeden vernichteten oder verstümmelten Menschen für ein unersetzliches Unglück und möchten nicht die Verantwortung für einen einzigen Getöteten oder Verstümmelten übernehmen. Aber die zum Krieg führenden entgegengesetzten Willensrichtungen, den ungeheuren Vernichtungswillen gegen alles Deutsche, überhaupt die Polaritäten der Natur, zu verkennen, halten wir nicht für idealistisch sondern für oberflächlich. Für oberflächlich halten wir auch die Befürchtung, es möchte, wenn es keine Kriege mehr gäbe, hohen menschlichen Eigenschaften, der Aufopferungsfähigkeit und Furchtlosigkeit bis in den Tod, die Gelegenheit zur Betätigung fehlen. Auch die heldischen Willensrichtungen, wie alle anderen, schaffen sich selbst die Umwelt zu ihrer Betätigung.

Wo Christus ist, da ist auch Golgatha.

Raimund in seiner tiefsinnigen Komödie „Alpenkönig und Menschenfeind" zeigt uns einen Moralisten, der mit gar nichts zufrieden ist und sein Leben mit Entrüstung über die ihn umgebenden Menschen ausfüllt. Der Alpenkönig nimmt die Gestalt des Menschenfeindes an, so daß dieser sich selber toben sieht und über sich belehrt wird. Es ist ein treffliches Mittel, um auf seine eigenen Fehler zu kommen, daß man die Menschen, mit denen man zu tun hat, für Alpenkönige hält, die einem das vorspielen, was man selbst tut. Das Ergebnis ist überraschend, aber nicht schmeichelhaft.

Thomas de Celano (im ersten Kapitel der zweiten Lebensbeschreibung) erzählt vom heiligen Franziskus: „Er pflegte stets bei sich selber alles das abzutun, was er bei anderen Unrecht nannte."

Unzufriedenheit mit einem andern äußert sich beim Ethiker als Unzufriedenheit mit sich selbst: Du hättest jenen längst ändern sollen, sagt er sich. Das Problem der Willensfreiheit löst sich für ihn so: mein Wille ist frei, der der andern gebunden. Derjenige Umkreis, die „Welt", in der ich lebe, ist von mir geschaffen, sagt er sich. Diese Auffassung ist eine Art Gegenstück zum kritischen Idealismus in der Erkenntnistheorie, ein kritischer Idealismus in der Bekenntnistheorie.

Der erste Schritt zum innern Menschen ist, daß man die Fensterläden zumacht und nachsieht, wie es bei einem selber aussieht. Wir, die in der Gesellschaft leben, übertönen die innere Stimme durch Sprechen. Wie der Mund, der eigentlich zum Essen da ist, wird das Gehirn, das eigentlich zum Denken da ist, überwiegend zum Sprechen verwendet. Es gibt kein besseres Mittel gegen Denken als Sprechen. Die Magnetnadel im Innern ist bei jedem da, aber die umgebenden Massen lenken sie ab.

Digitized by Google

Während wir also das Rücksichtnehmen auf die Moral, auf die wirklichen oder vorgestellten Meinungen anderer, für hinderlich auf dem Weg halten, von dem wir zu sprechen versuchen, gilt das nicht von dem Rücksichtnehmen auf die vorgestellten Meinungen Verstorbener. Man möchte vielleicht rationalistisch den Nutzen, den es hat, Tote als Zuschauer vorzustellen, so erklären, daß die Toten unsere Fiktionen sind. Dagegen ist zu sagen, daß die als Zuschauer vorgestellten Lebenden auch unsere Fiktionen sind. Und doch wirken die vorgestellten Lebenden auf Eitelkeit und Schwäche, während die vorgestellten Toten sagen: sei dein höheres Ich. Dieses höhere Ich stellt in jedem Augenblick die Kabinettsfrage. In jedem Augenblick gibt es einen Weg zu ihm und viele von ihm fort. Dabei handelt es sich nicht nur um Taten, sondern besonders um Gedanken. Schlimmes zu denken, halte ich für schlimmer, als Schlimmes zu tun, die Gedankensünden Peer Gynts für schlimmer als die Tatsünden Fausts. Die Wirklichkeit trägt noch in ihrer verworfensten Gestalt irgendeine göttliche Faktur.

Einzelne Vorschriften zu geben wie die Lehrbücher der Moral[1]), ist mir leider nicht möglich. Ethik ist Geographie des Herzens, aber eine Landkarte gibt es nicht, der Weg ist hier für jeden ein anderer, nur so viel läßt sich sagen: es kommt nicht darauf an, durch welches Tor wir in den Himmel gehen. Den Wert der Askese sehen wir darin, den Menschen liebevoller zu machen. Gut sein heißt besser werden wollen. Alles, was uns dem Reiche nähert, das wir als göttlich bezeichnen, ist gut. Ich habe den Vereinigungspunkt meines Glaubens und meiner Politik gefunden in der Erkenntnis, daß auch das Göttliche spricht: right or wrong, my country.

Man pflegt solche Richtung auf das Innere als Quietismus zu bezeichnen. Quietisten und Inquietisten unterscheiden sich wie die Leute in zwei aneinander vorbeifahrenden Zügen. Dem Quietisten kommt es vor, als ob der Inquietist still stünde, dem Inquietisten, als ob der Quietist still stünde. Besonders die Historiker haben's gegen die Quietisten, weil von ihnen nichts zu erzählen ist. Hundert Generationen von buddhistischen Mönchen, die die ganze Skala des menschlichen Denkens und Fühlens durchlaufen haben, bieten dem Historiker nicht so viel wie eine einzige von Rowdies, die um ein Stück Land raufen. Das Gleichbleibende kann der Historiker nicht brauchen; seine Element ist die Veränderung, für ihn kann es nicht genug Napoleons geben. Geschichte läßt uns vergessen, daß nicht eine Summe von Menschen, sondern der Mensch das Universum ist. Der Mensch ist nicht nur ein Stück Fluß, sondern auch eine Quelle.

Unter der Schönheit einer Handlung, eines Gedankens verstehe ich also nicht die Nützlichkeit für äußere Verhältnisse, sondern die Nützlichkeit innerhalb einer andern Weltordnung, deren Eigenart es ist, daß das Heil des einen das Heil aller ist. Gestellt ist die Aufgabe, bei einer unbegrenzten Anzahl von gegebenen Größen die eine veränderliche, das Ich, ein Maximum von Liebe erzeugen zu lassen. Die unbegrenzte Anzahl der Gegebenen bringt es mit sich, daß das Gesuchte nicht errechnet, nur gefühlsmäßig erkannt werden kann. Im Augenblick einer entschieden uneigennützigen Handlung versinkt die Welt und wir treten ins Reich der Kunst.

Diese Erkenntnisse hängen in besonderer Weise mit der Kunst zusammen, ja man kann sagen, sie sind die Weltanschauung aller Künstler gewesen.

[1]) Eines (Baumann, Realwissenschaftliche Begründung der Moral, Seite 16 f.) vermag zu sagen, wie viel Glas Schankbier man täglich trinken darf, ohne unsittlich zu sein, nämlich 2; Weißwein $^3/_{10}$—$^4/_{10}$ Liter.

Digitized by Google

Kunst ist eine Kristallisierung jener höheren Stunden. Für die Ethik eines Künstlers sind daher seine Werke ein noch unerbittlicherer Richter als seine Freunde. Unwürdig genießt die Kristalle, wer sie als Vergnügen wie Essen, Trinken, Kartenspielen und nicht als Offenbarungen einer höheren Welt aufnimmt. Ihre Wirkung liegt nicht in Moralregeln, nicht im Stofflichen, sondern im Erheben in höhere Sphären, in die wir dem Künstler folgen, wenn wir ihn ahnen. Die „Gleichnisse" die „Denen die draußen sind", „Den Übrigen" an Stelle der Mysterien gegeben sind (Matth. 13, 11; Markus 4, 11; Lukas 8, 10), sind für den neueren Menschen die Kunst. Aber das Wort Goethes „Wer Kunst hat, der hat Religion, wer keine Kunst hat, der habe Religion" ist nicht dahin zu verstehen, daß Kunstgenuß Religion ersetze; also nicht im Sinne des Alten und Neuen Glaubens von D. Fr. Strauß; vielmehr: wer den Genius in sich hat, der hat das Gesetz in sich. Für die anderen ist die Kunst ein Gesetz nur, soweit sie auf ihr Leben einwirkt. Die Menge aber bewundert die höchsten Berge nicht, weil die Sonne sie zuerst bescheint, sondern weil ihr Name in jedermanns Munde ist.

Die triviale Auffassung vom Leben großer Menschen beruht auf der Zweiteilung in Menschen, die auf dem asketisch-heiligen Weg und solchen, die in der Welt sind. Bei jenen hält man es für natürlich, daß sie verbrannt werden, bei diesen, daß sie Erfolg haben. Bei einer armen Frau, deren Charakter in ihren vier Wänden leuchtet, und bei einem Trappisten beruhigt man sich dabei, daß solche Menschen nicht auf die Welt wirken und die Welt ihnen daher nichts schulde. In dem, was ich unsere guten Stunden nannte, haben wir einen Standpunkt, der zugleich die in der Welt wirkenden Künstler, die arme Frau und den Trappisten umfaßt. Diese Stunden festzuhalten, ist die Kunst des Künstlers.

Kunstwerke sind Brückenbogen vom einen zum andern Ich des Künstlers. Entstanden sind wirkliche Kunst und tiefe Erkenntnisse aus inneren Bedürfnissen, nicht wegen der Wirkung nach außen, so wie der Elefant die Zähne nicht hat, damit Kleiderbürsten daraus gemacht werden. Aber das so Entstandene kann Staffel für die Entwicklung anderer werden. Es enthält die Logik des Herzens. Die absichtliche Darstellung von Weltanschauungen scheidet für uns aus, weil sie nicht Kunst ist. Der Philosoph, der seine Beobachtungen an ungenialen Werken macht, gleicht dem Ornithologen, der den Vogelgesang an Kuckucksuhren studiert. Alles Talent ist im Grunde Nachahmungstalent. Auch ist es eine platte Psychologie, bei der Erläuterung eines genialen Werkes nur nach dem zu fragen, was der Künstler im Bewußtsein hatte, als er es schuf. Das Schönste was über Künstler gesagt wurde ist: „Den Seinen schenkt es der Herr im Schlaf.

Daß Kunst und Erkenntnis mit Liebe zusammenhängen, haben viele empfunden; aber wie, hat noch keiner gesagt. Auch ist es besser, sich unbestimmt und richtig auszudrücken, als bestimmt und unrichtig. Die zwei Gefahren des menschlichen Denkens sind Analogie und Antithese. Auf dem Gebiet, von dem wir zu sprechen versuchten, ist die Gefahr der Analogien mit der äußeren Welt gegeben. Die Welt, von der wir zu sprechen versuchten, hat nun zwar ebenso strenge Gesetze wie die äußere Welt, aber die Gesetze sind andere. Ich glaube, daß bei der naturwissenschaftlichen Richtung des Zeitalters die Kenntnis des Hell- und Fernsehens am meisten dazu beitragen wird, die materialistische Auffassung von Raum und Zeit zu erschüttern und dadurch einer unbefangenen Betrachtung des Lebens und Fortlebens der Seele den

Digitized by Google

Weg zu bereiten. Man wagt sich in gebildeten Kreisen die verbreitete Erscheinung selbst nicht einzugestehen, daß man bei Nahestehenden ein unmittelbares Gefühl dafür hat, z. B. wenn sie sich in Gefahr befinden und daß dabei der Raum keine Rolle spielt. Ich bin unbefangen genug, um Lichtenbergs Bemerkung (in dem Brief an Wolff vom 20. Oktober 1783), daß man von solchen Dingen desto mehr abgekommen sei, je mehr sich die Zeiten aufklären, als richtig anzuerkennen. Nur bilde ich mir ein, noch unbefangener zu sein, wenn ich für möglich halte, daß solche Dinge sich auch weniger ereignen, je mehr sich die Zeiten aufklären und daß in einem einzigen Kloster des Mittelalters sich mehr davon ereignet hat, als in allen Börsen, Fabriken, volkswirtschaftlichen Seminaren und Zeitungsredaktionen unseres Zeitalters. Erst in der Erschütterung dieser geschäftigen Welt durch den Krieg sind sie wieder stärker hervorgetreten.

Daß die neue Zeit, wenigstens in ihren öffentlichen Äußerungen, eine oberflächliche Zeit war, zeigte sich darin, daß sie sich so wenig um die Unsterblichkeit bekümmerte, das Problem, das früher für die Bekenner sowohl als für die Bestreiter das aufwühlendste war. Man war in unserer Zeit geneigt, sich und alles historisch zu nehmen. Geschichte ist diejenige Menschheitsbetrachtung, die das Unsterblichkeitsproblem ausschließt. Wo Karl der Große jetzt ist, interessiert den Historiker nicht. Ich kann mir vorstellen, daß Plato immer noch von der Liebe spricht, aber nicht, daß Thukydides immer noch vom Peloponnesischen Krieg spricht. Es ist nicht anders: weil wir Menschen sind, halten wir die Menschen für wichtiger als alle andern Geschöpfe, und weil wir leben, die Lebenden für wichtiger als die Toten. Moral und Geschichte, jedes auf seine Art, verdunkeln diese Grundtatsache des Egoismus. Wir aber halten das Weltgericht für die Weltgeschichte. Während es dem Engländer wie dem Römer natürlich ist, irdische Geschäfte irdisch zu beurteilen, ist es dem Deutschen wie dem Griechen eigen, den Maßstab der Unsterblichkeit anzulegen. Mit ihm ist er der stärkste, ohne ihn der schwächste. Wir glauben, daß alle diese Kinder, die in grenzenloser Hingabe zu Männern gereift, und all diese Männer, die streng gegen sich, gerecht und hilfsbereit gegen ihre Untergebenen, vom Schauplatz der Geschichte abgetreten sind, aufgestiegen sind, während wir zusammenbrachen. Deutsche Geschichte wird stets nur erfolgreich sein, wenn sie innerer Aufstieg ist.

Paul Nikolaus Cossmann.

Digitized by Google

Hans Thoma.

Es war im Bayerischen Wald zwischen Dreisessel und Lusen gegen das Böhmische zu. Das dunkle Band der Wälder stand im Kreise ruhevoll ringsum, Hügel wallten sanft gegeneinander, grüne Wiesenmahden neigten sich neben gelbliche Haberfelder, Haselhecken liefen an den Rainen, der braune Bach äderte sich glitzernd dahin, Bäume standen einzeln, mit weitausladender Krone, darüber ein unendlich hoher Himmel, durchsichtig, blau, mit Wolken so zierlich wie Spinnweben, nichts Menschliches in der großen, weiten Landschaft als der Gutshof und stundenweit fern, schlank und spitz ein weißer Kirchturm —

„Was für ein schöner Thoma!" Ich weiß wirklich nicht mehr, wer von uns dreien so das schweigende Schauen unterbrach. Wir waren zu Besuch auf dem Gut und mit den Kindern hinausgegangen, ob die Haselnüsse schon reif wären. Genug, das Zauberwort war gesprochen, und während der Wind von Zeit zu Zeit das Jauchzen und Rufen der Kinder herüberwehte, waren wir im Gespräch über Thoma. Viel ist mir davon nicht geblieben, nur die Erinnerung, daß es schwer zu sagen war, ob wir uns durch die Landschaft vor uns immer mehr in Hans Thoma hinein begeisterten, oder durch Thoma immer tiefer in die Landschaft gerieten. Manchmal gab es ein heiteres Mißverständnis: es redete einer vom Maler, und die andern meinten, von der Gegend, und umgekehrt.

„Ist es nicht wunderbar," sagte endlich einer, „daß man so ein Stück Wald und Wiesen nicht mehr sehen kann, ohne daß einem Thoma einfällt, und kein anderer als Thoma! Was für ein schöner Thoma! Das sagt sich so natürlich, wie wenn man in der Campagna fährt und deutet: Poussin! Oder abends auf dem Genfer See: Der reinste Calame! Oder in Holland, wenn man jubeln möchte vor lauter Horizont und es sagt einer: Das Landgut des Goldwägers." Dann fiel der Ausspruch, wie diese Malerei eben durch und durch deutsch und seelenvoll sei, und das war die einzige Gelegenheit, wo das Gespräch einen Augenblick lang beinahe hitzig wurde. „Laßt mich doch aus mit eurer ewigen deutschen Seele in der Kunst," sagte einer, „es ist ein Unsinn, bei Thoma immer gleich das Deutsche und Gefühlsmäßige zu betonen, gerade, als wäre er nicht ein europäischer Künstler wie Courbet oder wie Segantini. Wenn in kommenden Jahrhunderten von Hans Thoma gesprochen wird, sicher wird es dann heißen, erstens: Er war ein Maler; zweitens: Der Mann hat malen können; drittens: Es ist unglaublich, wie schön die Sachen gemalt sind. Und viertens, fünftens, sechstens immer wieder: Das war ein Maler, malen hat er können, und wenn die Sachen nicht so herrlich gemalt wären, würde alle Deutschheit nichts helfen und alle Seelenfülle, und nur, weil gut malen genau so etwas Deutsches ist wie gut musizieren, und ein Maler ohne Seele nichts als ein talentierter Anstreicher, bloß darum sind die Sachen unter anderm auch deutsch und seelenvoll . . ."

Das Gespräch fällt mir wieder ein, wie ich zufällig lese, daß Thoma im Oktober achtzig Jahre alt wird. Seitdem habe ich viel mehr Bilder von ihm gesehen, als ich zu jener Zeit kannte, und je mehr ich sah, desto klarer wurde mir, daß der Freund damals recht hatte und doch nicht ganz: Daß Thoma, wäre seine Wiege statt in einem Schwarzwalddorf, in Frankreich oder in Japan gestanden, schwerlich etwas anderes geworden wäre, als ein großer Maler; daß sich aber dennoch ein ganz bestimmter Inbegriff von „Deutsch" mit dem Inbegriff Thoma merkwürdig deckt, so daß man sich den einen ohne den andern

Digitized by Google

kaum ganz denken kann, ungefähr wie wir damals im Gespräch bald die Gegend meinten, bald den Maler, und wußten zum Schluß nicht mehr, hilft uns der Künstler die Landschaft verstehen oder die Landschaft den Künstler. Anderseits gibt es von Thoma Campagnabilder, wer die gesehen hat, wird in der Campagna, wenn er überhaupt an einen Maler denkt, nicht mehr Poussin sagen, sondern Thoma. Thoma hat Schweizer Landschaften gemalt, eine Pilatus-Vision, einen Blick ins Lauterbrunner Tal, von einer Kühnheit, einer Richtigkeit, daß einem bei gewissen Stimmungen im Hochgebirg, etwa wenn die Nebel plötzlich auseinanderwallen, nicht mehr Calame einfällt, sondern Thoma. Italienische Landschaften gibt es von ihm, aus der Umgegend von Rom, die uralten Ölbäume bei Tivoli, aus der Nähe von Siena, vor allem aber vom Garda, — wer sie gesehen hat, das Bild und die Gegend selbst, der weiß, daß wirklich das Wesen der Landschaft in diesen Bildern lebt, so geheimnisvoll überzeugend, so beinahe bestürzend unmittelbar lebt, als hätte sich die weite Landschaft freiwillig in einen Rahmen gefügt, auf den Raum eines Tafelbildes. Denn nie hat man bei Thoma das Gefühl, als seien seine Bilder bloß gut getroffene Ausschnitte; sie wirken nicht leer, auch wenn „gar nichts darauf ist", sie wirken nicht wie Verkleinerungen, sie geben immer nicht nur ein Ganzes, sondern das Ganze, es sind keine bestechenden Zufallsveduten, sondern gleichsam Elixiere, Symbole von Landschaften, und dabei haben sie nicht das geringste, was absichtlich wirkte, schulmeisterlich oder erklügelt. Es ist, als müßten sie so sein, als könnten sie gar nicht anders sein. Wenn man auf Thoma das Modeschlagwort von heut anwenden will, hinter dem trotz alledem mehr steckt als Mode, nämlich die ungestüme Auflehnung einer ehrlichen Jugend gegen die zur Maske gewordene Manier von vorgestern, so muß man sagen: auch seine Art, die Dinge zu zeigen, ist expressionistisch; er begnügt sich nicht damit, einen bloßen Sinnes-Eindruck wiederzugeben, will nicht eine höchstempfindliche Netzhaut sein. Wie das Gewitter in der Pastoralsymphonie mit dem inneren Ohre komponiert ist, sind seine Bilder mit dem inneren Auge gemalt, und dies sein seelisches Auge ist so klar und so treu wie sein körperliches.

Darum wirken diese Bilder merkwürdig zeitlos, wie alle große Kunst. Denn die Großen, gleichviel in welchem Jahrhundert sie leben, sind Zeitgenossen unter sich. Die begleitenden oder bedingenden Umstände der Zeitwende treten zurück gegenüber den Persönlichkeiten. Es ist, als hätten sie die Macht, zu sagen: Dies Jahrhundert mag gut genug sein für die meisten Leute, mir paßt es nicht, ich gehe in ein anderes, wo ich in guter Gesellschaft bin, bei meinesgleichen. Alles Gerede von Fortschritt in den Künsten kommt einem sofort läppisch vor, wenn man vor einem großen Kunstwerk steht. Es war nie modern, es ist immer modern. Gibt es überhaupt moderne Malerei oder moderne Musik? Es gibt nur gute und schlechte. Oder, um es noch deutlicher zu sagen: es gibt nur eine, die lebt, auch wenn ihr Schöpfer lang gestorben ist, und eine, die tot ist, trotzdem ihr Macher noch herumläuft.

Wenn man Thomas langen Weg zurückblickt, sieht man erst, wie unbeirrt er ihn gegangen ist. Um ihn ein fortwährender Wechsel, die malerischen Frühjahrsmoden jagen, überstürzen sich, wer gestern obenauf war, ist heut so abgetan, daß kein Hund einen Brocken Brot von ihm annehmen möchte — — Thoma bleibt sich gleich. Er macht kein Zugeständnis, er schielt nicht nach rechts oder links, er geht seine Bahn dahin, so gelassen wie die Jahreszeiten und die Gestirne. Die Woge der Zeit trägt ihn nicht, aber er stemmt sich auch nicht gegen sie an, keines der zahllosen Programme der Kunst, von denen immer das jeweils

Digitized by Google

neueste alle vorhergehenden totschlug, drückt als Bestätigung, als Gegensatz das aus, was er will, was er nicht will. Mit Programmen irgend welcher Art ist einer so gewachsenen Erscheinung wie ihm gar nicht beizukommen; er steht und stand immer außerhalb, in Karlsruhe, Düsseldorf, Paris, München, außerhalb aller Programme und Manifeste, außerhalb des tonangebenden Klüngels, außerhalb der Zeit, wie Hans von Marées. Wenn man Bilder von ihm sieht, denkt kein Mensch daran, daß nebenher noch zehntausend andere Leute gemalt haben. Seine Kunst ist feierlich, ohne Einsamkeitspose. Sie hat nicht den schmerzlichen Zug derer, die sich unverstanden fühlen. Unter Unverständnis zu leiden, ist schon ein Zugeständnis an die Zeit. Wer aber ein richtiger Künstler ist, freut sich, daß e r vorwärts schreitet; ob die Zeit mit ihm läuft, ist doch wahrhaftig egal. Man sieht aber manchmal, wie ein Künstler, der sich mit Fug im Gegensatze zu seiner Zeit fühlt, dies Gegensätzliche an sich bewußt und absichtlich ausbildet, so daß es allmählich die reinen Züge seines Wesens verzerrt; wie er sich in eine nervöse Abwehrbewegung hineinsteigert und sein schöpferisches Selbst verkümmern läßt. Thoma ist dieser Versuchung nicht unterlegen. Er bleibt heiter, gelassen und gläubig. Dabei hat es ihm die Zeit rechtschaffen schwer gemacht, wie kaum einem deutschen Maler des 19. Jahrhunderts. Seine neuen Bilder hatten lange Zeit regelmäßig einen unbestreitbaren Heiterkeitserfolg. Mir selbst ist der Name Thoma auf diese Weise bekannt geworden. Ende der achtziger Jahre, ich besuchte noch das Gymnasium, sah ich einmal mit einem Mitschüler wie sich vor der Auslage des Kunsthändlers Neumann in der Maximiliansstraße gegenüber den Vier Jahreszeiten (das Geschäft besteht nicht mehr) eine Menge Leute zusammendrängte: die einen lachten, die andern schüttelten ärgerlich den Kopf, es war gleichsam eine prickelnde Atmosphäre spöttischer Ablehnung vor dem neuen Gemälde, so daß unbekannte Menschen ihre Vergnügtheit auf Kosten des Kunstwerks austauschten. Als wir uns auch hindrängten, sahen wir das kraftvolle Bild „Auf dem Markt", das jetzt in der Mannheimer Städtischen Kunstsammlung hängt und einen Gemüsestand darstellt, die Verkäuferin, ihren Mann und eine einkaufende Köchin mit Korb. Was die Leute damals an dem herrlich-ernsthaften Werk zu lachen fanden, weiß ich nicht mehr. Daß ich aber kein Wort f ü r den Künstler hörte, weiß ich bestimmt. Das Bild gefiel uns so ausnehmend, daß wir noch länger als eine Woche, bis es verschwand, jeden Tag einen Umweg machten, nur um es wieder zu sehen, und den Namen Hans Thoma von da an nie mehr vergaßen. Ich glaube mich sogar zu erinnern, daß es durch einen winzigen Meissonnier abgelöst wurde, einen „Leser", wenn ich mich nicht täusche, vor dem sich natürlich die Kunstverständigen abermals stauten, aber diesmal waren sie eitel Bewunderung und guckten entzückt durch die hohle Hand. München war damals genau wie heute, eine Kunststadt in dem Sinne, daß hier viel bildende Kunst produziert wird, hingegen nicht sehr viel wirklich konsumiert, einiges an Fremde umgesetzt, von Einheimischen gekauft verdammt wenig. Die Münchner haben für bildende Kunst nie recht viel übrig gehabt. Von einem natürlichen, angeborenen Verhältnis zu ihr, wie es, wenn auch nur rein handwerksmäßig, früher in Oberammergau oder in Tölz bestand, keine Spur. Das Wort Isarathen ist eine Lächerlichkeit wie Elbflorenz. Was allenfalls an Überlieferung dagewesen war, das war durch das etwas gewalttätige Mäzenatentum Ludwigs I. eher abgerissen worden. In Karlsruhe hatte Thoma genau dieselben schlechten Erfahrungen gemacht. Eine Anzahl Kunstvereinsmitglieder unterschrieb, wie er selbst erzählt, eine Eingabe an den Vorstand, man möge ihm das Ausstellen im

Digitized by Google

Verein ein für allemal durch einen Beschluß verbieten. Ein Kunstschulprofessor ermahnte ihn väterlich, er solle doch auf die Stimme des Publikums hören und so malen, wie gebildete Menschen es erwarteten. Eine Zeitlang hieß eine bestimmte Art Salat Thomasalat: Die Bilder waren den an Galeriebräune gewöhnten Kunstesseln zu grün. In München nannte der alte Pecht Thoma den „nicht talentlosen Begründer der sozialdemokratischen Malerei" und fragte ihn einmal allen Ernstes, wo er eigentlich mit seiner Kunst hinauswolle. „Ich will nirgends hinaus," gab Thoma zur Antwort, „ich will bei mir selber bleiben." Dies, genau dies: daß er ein Selbst hatte, ein Selbst war, und dieses Selbst bleiben wollte, dies war es, was die Welt nicht verstand. Ihr ist das große Selbst unheimlich, sie wehrt sich dagegen durch Ablehnung, durch Hohn, um es ein paar Jahrzehnte später widerwillig, mit irgend einer Formel beklebt, in den Raritätenkasten ihrer Gebildetheit hineinzustellen.

Was ist nun dieses Thomaische Selbst? Alle Künste haben etwas seltsam Gemeinsames und Geheimnisvolles, das auf keine Formel zu bringen ist, gerade weil es so ganz unmittelbar zu jedem Empfänglichen spricht wie das formenreiche Gebirg und das träumende Wasser, wie die Schönheit der Wolken, der Bäume, der reine Umriß des Tempels, das lebendige Atmen des Bildwerks, der ewige Klang des Gedichts, das stumme Tönen des edlen Gemäldes, das melodische Anschwellen und Abklingen des Lebendigen, das sein eigenes Gesetz erfüllt. All art constantly aspires towards the condition of music, sagt Walter Pater in seinem Aufsatz über die Schule des Giorgione. Unlängst ist ein kleines Buch erschienen, so erhellend und bereichernd, wie ich seit langem keins zu Gesicht bekommen habe: Karl Scheffler, „Die Melodie" (im Verlag von Bruno Cassirer). Es ist eine beständige Variation dieses einen Themas Walter Paters: Das letzte Ziel aller Kunst ist das Melodische. Dies kleine Buch gibt, was ein andres, das vor ein paar Jahren erschien, nur verspricht: den Versuch einer neuen Ästhetik. Scheffler spricht darin auch vom wahren, bedeutenden Maler: „. . . der in Bildern lebt und redet, dem jede Empfindung sich in etwas Bildhaftes verwandelt. Seine Werke sind Gleichnisse der Schöpfung, . . . es sind eigentlich in Malerei transponierte Weltempfindungen, der Maler erlebt optisch, vor der Natur, ein Gewahrwerden seiner selbst." Aber, fährt er fort, das Melodische muß noch nicht notwendigerweise in seinen Werken sein. „Aus dem Wesen des Malers, dessen Formen und Farben das Melodische haben, muß aller Kampf und Krampf gewichen sein, ihm muß die Art, wie er die Natur empfindet, selbstverständlich geworden sein. Es muß ein Nichtanderskönnen in seinem Wesen sein . . . Er kann nur sein, wie er ist, oder er hört überhaupt auf zu sein." Am liebsten schriebe ich das halbe Buch ab, denn was Scheffler vom Melodischen in der Dichtkunst oder Baukunst sagt, paßt oft vorzüglich auf die Malerei und umgekehrt, in seinem Buch lebt durchaus das Bewußtsein jenes Gefühls, das uns in den seltenen Augenblicken des reinen Kunsterlebnisses anweht wie eine beglückende Ahnung, des Gefühls vom Einssein der Künste im Tiefsten und Letzten, des Einklangs von Kunst und Natur, vom erfühlenden Ich und erfüllenden Du: Daß es ein Etwas gibt, worin die heitere Vollkommenheit eines blauen Sees mit der Mozarts Es-Dur-Symphonie verwandt ist, nicht gleichnisweise, nicht wie eine geistreiche Beziehung, sondern tief und wahrhaftig, verwandt in und durch uns selber, die wir uns wie Geschwister fühlen mit einem Baum, einem Hügel, einer Statue, als wären wir an den Brüsten der nämlichen Mutter eingeschlafen, und von Heimweh nach dem nämlichen Urgrund bewegt. Ob andere dies Gefühl vor den Bildern anderer

Digitized by Google

Maler unserer Zeit haben, weiß ich nicht. Nur das weiß ich, daß es mich vor keinen Bildern so stark und vollkommen ergreift, wie vor denen Thomas.

Eine unbeschreibliche Macht geht von dem aus, der ein langes Leben hindurch sich treu geblieben ist. Thoma ist so gut wie die späteren durch die ungeheure Anregung der französischen Kunst hindurch gegangen, aber er hat sich ihr keinen Augenblick verschrieben. „Der Deutsche", sagt einmal Goethe, „läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern. Es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selbst zu entwickeln, deswegen es ihr zum größten Vorteil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm." Sein malerischer Stammbaum ist viel, viel älter, ehrwürdig und erlaucht. Am Anfang stehen die frühlingsholden Hintergründe altdeutscher Tafelbilder, der Jubel über die Schönheit der Welt, wie er aus den kleinen Landschaften Altdorfers klingt. Aber wer aufmerksam durch die Säle und Gemächer unserer alten Sammlungen geht, der ist manchmal versucht zu sagen: Was für ein schöner Thoma! Wenn gewisse Niederländer zum Beispiel ganz einfach und groß malen, besonders wenn das Bild glücklich erhalten ist und statt des braunen Edelrostes der Jahrhunderte noch die mutigen, um so viel helleren Jugendfarben zeigt, über die sich Kunstfreunde, die einmal ein aus dem Rahmen herausgenommenes Bild mit dem schönsten Galerieton an den Rändern sähen, sehr verwundern würden. Man könnte ein Dutzend Namen hersetzen, aber es hat wenig Zweck. Wer weiß, daß die Linie Thoma sozusagen das Rückgrat der großen deutschen Landschaft ist, kennt diese Namen ohnehin, wer es nicht weiß, dem sagen die Namen nichts. Nur die Bilder selbst können es ihm sagen. Es ist kein Zufall, daß gerade die selbständigsten neueren Meisterwerke, auch im Bildnis, (man denke z. B. an Leibls Bild der Frau Gedon, oder an gewisse Porträts von Marées), gleich etwas Altmeisterliches haben, ungewollt und von innen heraus, im Gegensatz zur absichtlichen, äußerlich nachahmenden Altmeisterlichkeit Lenbachs. Wenn es anderseits Werke von Thoma gibt, bei denen man an Rembrandt denkt, so gibt es nicht ein einziges, bei dem man an Rubens erinnert würde. Thomas Bilder sind nicht aus jener unersättlichen und herrlich herrischen Augenlust entstanden, die in dem großen Vlamen glühte, sondern aus hingebendster Augenandacht. Sie ist es, die ihn von allem unterscheidet, was etwa die neuen Franzosen anstreben, deren Bestechendes und Leeres von dem herrührt, was man das flinke, das blitzartige rassende Auge nennen möchte, von jenem köstlichen und gefährlichen Temperament, für das sie den unübersetzbaren Ausdruck prime-sautier haben, und das den Germanen versagt ist. Wir haben kein Wort dafür, weil wir die Sache nicht haben. Wir haben das langsame Auge, das verweilende, das sich versenkende. Damit stehen wir vor dem Urgrunde von Thomas Deutschheit, die gänzlich unabsichtlich ist. Mag man dies nun menschliches oder malerisches Temperament nennen, alemannische Stammesart, Bauernblut, jedenfalls ist es der Ausdruck seines innersten Wesens und Charakters, seiner Weltanschauung. Seine Bilder sind so und nicht anders, weil er so ist und nicht anders. Im Gegensatz zu der heute vielfach üblichen Kunstschreiberei, halb Atelierjargon, halb Privatdozentenkauderwelsch, sind wir allerdings der altmodischen Überzeugung, daß das Sittliche und das Künstlerische nicht zu trennen sind; daß man nicht ein großer Künstler sein kann und dabei ein kleiner Mensch.

Er ist nur er, und hat doch keine Manier. Wem ist es nicht schon begegnet, daß er in einer Sammlung, Ausstellung, bei einem Kunsthändler, schnurstracks auf ein Bild losging: Donnerwetter, von wem ist denn das? und siehe, es war

Digitized by Google

wieder einmal ein Thoma. Es gibt natürlich eine Menge Bilder von ihm, die man auf den ersten Blick kennt, aber auch eine Menge, bei denen man am Anfang ganz verblüfft ist: Was? Das kann er auch? Bis man allmählich dahinter kommt, daß er überhaupt unheimlich viel kann; daß er sich nicht nur in verschiedenen Zeiten seines Lebens, sondern in ein und demselben Jahr, je nachdem, was er ausdrücken will, der entgegengesetztesten technischen Mittel bedient, so sehr sind sie ihm eben nur Mittel: heute malt er ganz ruhig, breitstrichig, breitflächig, und lasiert wie nocheinmal ein alter Meister, morgen wühlt er ein Bild hin, daß es auf den ersten Blick aussieht, wie eine Skizze. Es gibt Landschaften von ihm, von einer solchen Kühnheit des Standpunkts, daß man an die stärksten japanischen Farbenholzschnitte erinnert wird. Er hat sehr hell gemalt, zu einer Zeit, wo die braune Sauce Trumpf war, und malt gelegentlich wieder ganz dunkel, trotz der Mode, die die ältesten Tarockspieler der Allotria zwang, ihre Palette aufzuhellen, wie ihnen dann von der Kritik wohlwollend bestätigt wurde. Statt sich auf eine Manier einzuschustern, ist er mit den Jahren immer vielseitiger geworden. Darum wirken seine Bilder, auch wenn man sie aus Photographien kennt, so überraschend, wenn man sie im Original sieht. Er ist immer wieder anders und bleibt immer derselbe, treu und unerwartet wie die Natur.

Aber damit sind wir sozusagen wieder, wo wir am Anfang waren, im Bayerischen Wald zwischen Dreisessel und Lusen: Thoma ist ein Maler, ein großer Maler. Freilich ist das ein Gemeinplatz. Aber ist es nicht manchmal zeitgemäß, Gemeinplätze auszusprechen, zeitgemäß besonders dann, wenn die Zeit meint, sie könne von Paradoxen leben? Josef Hofmiller.

Hans Pfitzner.

Von Thomas Mann.

Zu dem wegen der revolutionären Vorgänge in München erst nachträglich gefeierten 50. Geburtstage von Hans Pfitzner hat Thomas Mann in einem kleinen Kreis die folgende Ansprache gehalten. Eine vorher überreichte, von Friedrich von Thiersch gezeichnete Adresse des Pfitznervereins, auf die Thomas Mann an einer Stelle Bezug nimmt, huldigte „dem lange verkannten, endlich erkannten deutschen Meister". D. Schr.

Meine Herren!

In Augenblicken wie diesem bin ich immer versucht, zu sprechen wie Moses zum Herrn: „Herr, ich habe einen blöden Mund, laß meinen Bruder Aron reden!" Und doch, in tiefstem Herzen empfinde ich das Glück und die Ehre, in dieser Stunde das Wort an mich nehmen und dem, was uns gleichmäßig bewegt, meine Zunge leihen zu dürfen.

Wozu arbeitet man? Wozu müht man sich, es den Menschen, den besseren Menschen recht zu machen? Nicht, um geliebt und gelobt zu werden. Ich finde man tut es vielmehr, um lieben und loben zu dürfen. Man tut so, um der eigenen Liebe, der Lobpreisung und Dankbarkeit, die man im eigenen Herzen hegt, einige Würde zu schaffen, damit sie in Stunden, wie der gegenwärtigen, nicht ein armes, ehrloses, verschwindendes Gefühlchen seien, das den Menschen gleichgültig sein kann, sondern denen, die sie teilen und vielleicht auch Dem, dem sie gelten, irgend etwas bedeuten und wohl gar festlich-stellvertretender Weise zu Worte kommen dürfen. Man trachtet nach dem eigenen Guten, sei es noch

Digitized by Google

so beschränkt und bescheiden, um dem Guten überhaupt ein wenig näher zu kommen, um daran teilzuhaben und sich in solcher Stunde ein wenig „vom Bau" fühlen zu dürfen, vom Bau des Guten.

Meine Herren, dies ungefähr meinte ich, als ich von dem Glück und der Ehre sprach, die es für mich bedeutet, hier und heute der Dolmetsch Ihrer Empfindungen zu sein. Unserem lieben und teuren Hans Pfitzner zu seinem 50. Geburtstag, den wir erst heute begehen können, Ihre Glückwünsche darzubringen, nebst den meinen und denen Tausender, die hier nicht zugegen sind, ist mein Auftrag, — ein schöner, bedeutender Auftrag, den schwer zu nehmen und dessen auf leidlich bedeutende Art mich zu entledigen ich alle Ursache hätte. Doch erwarten Sie nicht von mir, daß ich Pfitzners Werk, den kulturellen Wert seines Lebens hier kritisch zu feiern versuche. Dazu ist bei Tische nicht der Augenblick. Auch ist Analyse nicht Sache des festlich gehobenen Herzens: dessen Sache ist vielmehr die Synthese, der Impuls, das unmittelbare oder wieder unmittelbar gewordene Gefühl. Dem Gefühl der Liebe, Treue und Dankbarkeit gehört die Stunde, ihm darf ich Ausdruck geben, darf es darbringen, so gut das spröde Wort meines Mundes es vermag.

Lassen Sie mich hinzufügen, daß unser Gefühl für dies Werk und dies Künstlerleben durch die Zeitumstände eine besondere Innigkeit, eine trotzige und, ich möchte sagen, vagabundenhafte Innigkeit gewinnt. In einem Augenblick, da Deutschlands Wirklichkeit wieder einmal in „Dunst" vergeht, fühlt unser Herz sich tiefer an das verwiesen, was sich im Gedichte auf den „Dunst" reimt, und was sich, unter uns gesprochen, vielleicht reiner und richtiger darauf reimt, als es sich auf die deutsche Wirklichkeit des letzten Menschenalters reimte. Ich gehöre nicht zu denen, die sich heute in der Beschimpfung des Vergangenen gefallen, so wenig ich schon vor Ausbruch der Freiheit zu denen gehörte, die ausgemacht in der Realität des Deutschen Reiches den Schandfleck des Erdangesichtes erblicken wollten. Aber wenn es wahr ist, was die Widmung besagt: „Dem lange Verkannten, endlich Erkannten", — so bedeutete das ja einen Einwand gegen die deutsche Wirklichkeit der letzten 30 Jahre, einen Einwand, so schwer, daß er an und für sich beinahe einer Widerlegung dieser Wirklichkeit *als* der wahren Wirklichkeit Deutschlands gleichkäme.

Sei dem wie ihm sei, — die materielle Prosperität mit kaiserlich-romantischer Stirnseite war der Erkenntnis dessen, was wir heute feiern, offenbar nicht eben günstig. Sie war günstiger entschieden anderen, ebenfalls bedeutenden und fesselnden Dingen, europäisch-intellektualistischen Sensationen, die durchaus wert waren, gefeiert zu werden, aber mit dem Geheimnis des Deutschtums wohl eigentlich weniger zu tun hatten, als, sagen wir, mit internationalem Betrieb. Diesen Dingen also gab die Zeit vor dem, was uns heute nicht nur über das Elend der deutschen Wirklichkeit tröstet, sondern was heute einzig deutsche Wirklichkeit *ist*, merklich den Vorzug; und wo sie es nicht zu tun schien, da lag etwas wie Irrtum und Mißverständnis in der Luft, die Pein eines beleidigenden Ruhmes, — beleidigend, weil der Verdacht nicht ganz von der Hand zu weisen war, daß er auf der Verwechslung von Seele und Stukkatur beruhe, nämlich so, daß man für den Bestandteil einer romantischen Reichsfassaden-Dekoration nahm, was mit solcher Dekoration schlechterdings nichts zu schaffen hatte.

Im ganzen aber war das romantische Wesen dieser Kunst in den Augen der Zeit ja eher ein Zweifels- und Verdachtsgrund, als ein Grund sympathetischen Einklanges und wenn sie jene bedeutenden Dinge, von denen ich sprach, so viel freudiger ergriff, so geschah es, weil sie sie eben als das Moderne, den

Digitized by Google

Fortschritt, die ingeniöse Zukunft empfand, das andere aber als Romantik, als rückwärts gewandten Traum, als Sympathie mit dem Tode. Verschließen wir uns nicht einer gewissen Verrufenheit, die mit allem romantischen Wesen allezeit verbunden sein wird. Um ihrer inne zu werden, braucht man das Wort „Romantik" nur aus der Sprache des Geistes und der Kunst in die der Politik zu übersetzen, — es lautet da: „Reaktion" und das ist ja das Gegenteil von Modernität, Humanität und Fortschritt, das Wort äußerster Verdammnis im Munde der politischen Tugend.

Nun hat es ja, meine Herren, mit dem vielbeschwatzten Romantizismus einer Kunst, die, um nur ein äußerliches Beispiel zu nennen, das Thema des Deutschen Kaisers im „Palestrina" hervorbrachte, wirklich etwas auf sich. Ich habe neulich, als wir im Hoftheater den „Armen Heinrich" hörten, mehr als einmal gestaunt über eine, wie ich glaube, beispiellose Intimität mit dem christlichen Mittelalter, die in diesem Liede von Qual und Erlösung waltet; und es war ein schöner Augenblick, als mein verehrter Freund Walter mich mit einem Blick vom Dirigentenpulte her auf den Mönchschor des 3. Aktes aufmerksam machte, von dem er mir zuvor gesagt hatte, daß er nicht etwa, wie man vermuten möchte, historische Aneignung, sondern freie Erfindung sei. Niemand wird leugnen, daß man bei diesen Lauten — und wie oft sonst noch in diesem Werk und dem Werk dieses Künstlers überhaupt — in der Tat seelisch von Neuzeit und Fortschritt weit entfernt ist. Aber die Kunst, meine Herren, ist irrationales Gebiet, wie das Leben selbst, und ihre Bestimmbarkeit durch Begriffe wie Romantik und Reaktion oder Neuzeitlichkeit und Fortschritt ist außerordentlich bedingt, es ist ihrer organischen Unschuld damit nicht beizukommen. Wir kennen riesenhafte Fälle von Künstlertum, denken Sie an Wagner und Dostojewskij, in denen sich Elemente, die wir romantisch und reaktionär zu nennen gewohnt sind, (das nationale Element zum Beispiel) höchst organisch mit solchen verbanden, die wir revolutionär nennen; und wir wissen, daß der Schöpfer des „Armen Heinrich" als musikalischer Revolutionär auf den Plan trat, während er als Geist, als Dichter sich in allen seinen Konzeptionen und Trieben als Erzromantiker erwies. Romantik und Revolutionarismus sind logische Gegensätze, aber sie sind keine organischen Gegensätze, das Leben kennt sie nicht. Die Kunst aber ist Leben, und ob sie der romantischen Sympathie mit dem Tode und der Vergangenheit oder der revolutionären Sympathie mit der Zukunft huldigt, das ist eine Frage der ethischen Stimmung, aber keine Frage der Vitalität, es entscheidet nicht im geringsten über ihren eigenen Gehalt an Leben und Zukunft.

Meine Herren, ich glaube, daß in Deutschlands gegenwärtiger historischer Situation dem tiefen und echten Romantizismus der Kunst, der wir heute huldigen, ihrer träumerischen Rückwärtsgewandtheit, welche in Wahrheit ein nach innen, ein in die Tiefe der nationalen Seele Gewandtsein ist, — daß dieser musikalisch-romantischen Kunst mehr Zukunft bildende Kraft und Bedeutung innewohnt, als mancher scheinbar zeitgerechteren. Verinnerlichung, tiefe Einkehr und nationale Selbsterforschung ist das, was not tut. Daß Deutschland sich selbst verstehe, um sich selber treu bleiben und zwischen Ost und West seinen eigentümlichen Weg finden zu können, den Weg der Rettung für die abendländische Kultur vor dem Chaos, das hereinbricht, wenn Deutschland versagt: das ist heute Weltnotwendigkeit. Und eine Kunst, die wie kaum eine andere in den heiligen Gründen zu Hause ist, wo die Quellen des nationalen Lebens rauschen, eine solche Kunst ist die aktuellste, modernste und lebensunmittelbarste, die Nation

Digitized by Google

wird ihr lauschen, und echter Ruhm wird um sie sein, — „der still und mit der Zeit sich um sie legte wie ein Feierkleid“.—

Meine Herren, ich bin sehr unsicher, ob ich von dem Vielen, das sich in dieser Stunde zum Worte drängt, das Wichtigste gesagt habe und ob ich es richtig gesagt habe. Nur zu einem Trinkspruch bin ich aufgestanden, und einen solchen schließt man bald und man schließt ihn mit einem Lebehoch. Das ist bürgerlicher Brauch, wenn es auch, was das Hochleben, das hohe Leben betrifft, unter Bürgern bei dem frommen Wunsch sein Bewenden zu haben pflegt. Wohl uns, wohl mir, daß ich den Ruf in einem volleren und bedeutenderen Sinne anstimmen darf, als es gemeinhin geschieht! Hans Pfitzner lebe! Er lebe sein hohes, strenges und inniges Leben, das im Vergangenen liebevoll und enthusiastisch träumend an deutscher Zukunft wirkt, er lebe ruhmreich und unsterblich, ein Fanal seinem Volk, er lebe hoch!

Für soziale Gesinnung.

Von Paul Busching.

Wenn die Frage behandelt werden soll, ob ein sozialer Wiederaufbau Deutschlands möglich ist, so kann das nicht mit den Methoden der früheren Sozialwissenschaft geschehen. Man wird behaupten dürfen, daß diese Frage überhaupt nicht gestellt werden könne, weil die Voraussetzungen ihrer Lösung nicht gegeben seien. Wer so spricht, ist nicht etwa ein Nihilist oder ein Opportunist oder ein Fatalist, sondern er ist vielleicht der einzige vernünftige Mensch.

Zur Voraussetzung jeder Sozialpolitik, d. h. jeder staatlichen Beeinflussung des Verhältnisses der industriellen Arbeiter zu den Arbeitgebern, gehört unzweifelhaft die Freiheit des Staates, seine inneren Angelegenheiten nach seinem Ermessen und nach den Erfordernissen des größtmöglichen Nutzens für den Staat selbst und für die einzelnen Staatsbürger zu ordnen; außerdem gehört dazu die Möglichkeit des Staates, alle wirtschaftlichen Wirkungen der staatlichen Sozialpolitik in Einklang zu bringen zu der staatlichen Wirtschaftspolitik, die dem Ausland gegenüber durch Zölle und andere Abgaben, durch Einfuhrverbote und dergleichen geregelt wird. Ein Staat kann und konnte nie sagen: Vom nächsten Ersten hujus an bestimme ich den Achtstundentag, einen Minimallohn von so und soviel Mark für den allerdümmsten wie für den allergescheitesten Arbeiter, Abschaffung der Frauen- und Kinderarbeit, peinlich genaue Gewerbeaufsicht, dazu prima Lebensmittelversorgung und hochfeine Wohnungsfürsorge.] Ein Staat, der doch im allgemeinen für länger als neun Monate bestehen will, kann so etwas nicht sagen. Wohl aber haben Volkskommissäre es gesagt, in Rußland und in Ungarn, und dann natürlich Eisner und Unterleitner und die analphabetischen wie die akademischen Rätepäpste in München, wo man für lustig anzuschauende Experimente allewil viel übrig hatte, zumal wenn andere die Experimente zahlen, und wo man immer gern herzeigte, was anderswo gearbeitet war.

Aber eine Sozialpolitik, die derartiges verspricht und festsetzt, beschäftigt uns hier nicht, obwohl es sehr lehrreich wäre, so ein Musterhaus von neuen Theorien aufzubauen, so wie man jetzt Musterhäuser aus Lehm und Erde aufführt und herzeigt.

Können wir nun in Deutschland, in der neuen deutschen Republik noch Sozialpolitik treiben im Sinne der oben erwähnten Voraussetzungen? Ehrlich

Digitized by Google

gesagt: eine große Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß wir es nicht können. Es ist möglich, daß der Völkerbund kommt und daß der Völkerbund einheitlich jedem Staat die Möglichkeit einer Wirtschaftspolitik gibt, bei der seine Sozialpolitik selbständig gedeihen kann. Das ist möglich, aber wenn wir an die bisherige Sozialpolitik in Belgien, Frankreich und den Vereinigten Staaten denken, ist es nicht recht glaublich. Immerhin müssen wir, wenn wir schon von Sozialpolitik ernsthaft reden wollen, vor allem anderen diese Möglichkeit als gegeben erachten. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Annahme, sehr optimistisch, fast frivol optimistisch ist. Aber Neubaupläne muß man unter Umständen auch machen, ich sage: man muß sie machen, wenn man sich über die Beschaffenheit des Baugrundes noch nicht im klaren ist. Wer im Bauwesen bewandert ist, wird das ohne weiteres verstehen und wird gern zugeben, daß diese Art des Projektierens weder etwas Ungewöhnliches, noch etwas Unzulässiges ist: der Architekt hat eben andere Aufgaben als der Bauführer. Wären wir pessimistisch, so müßten wir sagen: Sozialpolitik und Deutschland, das paßt nicht mehr zusammen. Die Entente wird Löhne, Arbeitszeit, Preise, Zölle, Rohstoffmengen, Rohstoffkontingente, Arbeitsmethoden und Arbeitsintensität bestimmen ohne Rücksicht auf das Wohl der deutschen Arbeiter, ohne Rücksicht auf die bestehenden Einrichtungen des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, lediglich unter Berücksichtigung der Arbeitgeber- und Arbeiterinteressen der Entente-Staaten. Daß diese Interessen mit denen der Deutschen zusammengehen, glauben nur deutsche Schwachköpfe vom Typus der unheilbaren Internationalisten.

Sagen muß man dies, vorsorglich. Dahingestellt sei, welche Auffassung die größere Wahrscheinlichkeit der Richtigkeit für sich hat.

Angenommen nun, die optimistische Anschauung wäre zutreffend und in absehbarer Zeit dürften und könnten wir wieder nach unserem Belieben und unseren Interessen entsprechend Sozialpolitik treiben, so wäre da noch ein Faktor zu berechnen: die Objekte der Sozialpolitik, diejenigen, welchen die Sozialpolitik des Staates gilt und diejenigen, an welchen der Staat seine Sozialpolitik sozusagen ausläßt, also Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Werden wir im neuen Deutschland Arbeitgeber haben, die alle mit Sozialpolitik verbundenen, naturgemäß steigenden Lasten auf sich nehmen und damit freiwillig ihren Profit stark beschneiden wollen, und werden wir im neuen Deutschland Arbeiter haben, die arbeiten wollen, die Arbeitsverträge erfüllen und daran denken wollen, daß hohe Löhne nicht nur ausbezahlt, sondern auch verdient sein wollen, und zwar verdient nicht nur vom Arbeitgeber, sondern auch vom Arbeitnehmer?

Das ist nun ein schwieriges Kapitel, aber wir müssen uns trotzdem damit befassen, im Gegensatz zu manchem mehr wissenschaftlichen System der Sozialpolitik aus friedlichen Zeiten, das an der Psyche des Arbeitgebers ganz, an der Psyche des Arbeitnehmers fast ganz vorübergehen durfte.

Augenblicklich sieht es schlimm aus. Wenn es so bleibt, wie es ist, gehen wir rettungslos dem Untergang entgegen und der Ruhm einer vorbildlichen deutschen Sozialpolitik wird in den Büchern begraben liegen. Todesursache: völliger Zerfall von Arbeitswillen und von Treu und Glauben im Arbeitsvertragsleben. So ist es, und ich sage es nicht aus denselben Gründen und zu denselben Zwecken, aus und zu denen staatliche Lebensmittelämter und gemeindliche Gaswerksdirektoren alle Woche mitteilen: jetzt kommt die Katastrophe aber ganz bestimmt, wenn nicht endlich und zwar sofort usw. Wir wissen ja, wie sehr diese alberne Katastrophenprophetie das Publikum lendenlahm gemacht und demoralisiert hat, weil das Publikum, eine einfache Frau,

Digitized by Google

sich eben immer sagt, solange es noch am Leben sei, könne es schlechterdings noch nicht gestorben sein. Wir machen uns durchaus nicht die Leichtfertigkeit zu eigen, mit der so seit Jahren gedroht und gedroht worden ist, wenn wir sagen: Es sieht trostlos aus bei Arbeitgebern und bei Arbeitnehmern. Das muß bekannt werden, aber gleichzeitig wird nicht gesagt werden: Die Arbeiter sind schuld, die sind unpatriotisch und streiken egal und denken nicht an die Not des Vaterlandes. Die Bergleute sind schuld, denn sie fördern keine Kohlen und lassen die Städter im Winter frieren. Die Seeleute sind schuld, denn sie streiken uud liefern dem Städter seine Flundern nicht. So sprechen allerdings heute manche, die aus dem bayerischen Allgäu auf dem Wege schamlosesten Schleichhandels und Protzentums Butter und Käse fördern, oder jene Herrschaften, die die deutsche Reichsmark für 18 Pfennig von ängstlichen deutschen Kompatrioten aufkaufen und in der Schweiz massenhaft für 20 Pfennig verkaufen, damit die Valuta besser werde, oder die Herrschaften, welche dem arbeitenden Volke durch verwerfliche Spiel- und Tanzwut, durch widerlichen Kleiderluxus und durch ungetrübte öffentliche Heiterkeit zeigen, daß es bei ihnen nicht ist wie bei armen Leuten. Wer die Schuldfrage berühren will, darf nicht bei den Arbeitern anfangen und aufhören.

Wenn man die traurigen sozialen Verhältnisse, unter denen wir jetzt leiden, verstehen will, muß man die gegenwärtige Situation weniger vom politischen als vom psychologischen Standpunkt aus betrachten. Die Arbeiter sind nicht normal und Arbeitgeber sind verrückt geworden. Der Krieg ist daran schuld, dann die Kriegswirtschaft und dann natürlich die Revolution. Der Krieg ist Ursache insofern, als er die moralische und seelische Widerstandsfähigkeit derjenigen, die im Felde waren und derjenigen, die in der Heimat gehungert haben, erheblich geschwächt hat, und der Ausgang des Kriegs ist derart gewesen, daß das einzig ausreichende psychische Gegengewicht gegen solche Schwächung, Triumph und Stolz des Siegers, gefehlt hat. Das wußten wir alle seit 1914, daß die Soldaten aus dem Felde mit einem ganzen Schock von Forderungen heimkommen würden, daß sie sich ihren Lohn für das Übermaß von Strapazen, Entbehrungen und Todesgefahren da draußen schon holen würden. Hätte Deutschland endgiltig gesiegt, so wäre die Geltendmachung dieser angemeldeten Forderungen sicher sehr kräftig und nachdrücklich, aber mit überlegener Ruhe erfolgt. Da wir aber den siegreichen Krieg völlig verloren und durch die Revolution allen Boden unter den Füßen verloren hatten, mußten sich Begehren und Begierden der zügellos, regellos und führerlos heimkehrenden Soldaten-Arbeiter, die von heute auf morgen mit ihrem Gewehr auch ihre Disziplin und Selbstdisziplin in den nächsten Straßengraben geschmissen hatten, auf ganz andere Weise bemerkbar machen. Alles Normale hörte auf. Die Zuchthäuser und Gefängnisse wurden plötzlich leer, nicht weil die Menschen im Krieg so tugendhaft oder die Staatsanwälte so anspruchslos geworden waren, sondern weil alle Verbrecher an einem Tage von ihresgleichen befreit worden waren und sich nunmehr der Propaganda unter den Arbeitern widmen konnten. In Stadt und Land herrschte völlige Anarchie. Die Autorität der Behörden war im Augenblick der Aufhebung der alten Staatsordnung fast überall geschwunden. Auf die unvergeßlich bewunderungswürdige Ordnung und Präzision der Mobilmachung folgte die beschämende, heillose Auflösung von allem und allen bei der überhasteten Demobilmachung. Je weiter die Truppen vom Feind entfernt gewesen waren, umso rascher und wilder liefen sie davon, und die Helden, die bis zur Grenze kämpfend treu ausharrten, kamen als die Letzten, zu spät, um noch ein Vorbild abgeben zu

Digitized by Google

können. Deutsche Sozialdemokraten waren ausgezogen: rauhe, tüchtige, ihrer Verantwortung bewußte Männer; Bolschewisten und Strizzis kamen als Avantgarde wieder. Auf dem Lebensmittelmarkt machten sich die Schieber und Wucherer breit, auf dem Baustoff- und Rohstoffmarkt machten sich die Schieber und Wucherer breit, in den eleganten Restaurants und Tanzlokalen, in den fashionablen Kurorten machten sich die Schieber und Wucherer breit. In das allgemeine Elend der Tage des Waffenstillstands und der Revolution klang die schöne Musik von Tango und Foxtrott, klang das laute sinnlose Vergnügen der durch den Krieg Reichgewordenen, Parvenüs jüdischer und christlicher Abstammung, Parvenüs aus ostgalizischen Ghettos und aus Berliner Arbeitervorstädten. Die machtlos gewordenen Behörden beschränkten sich darauf, zu warnen und zu mahnen und malten für jede Woche in irgendeiner anderen Branche des großstädtischen Lebens die bereits erwähnte Katastrophe an die Wand: Kohlen, elektrisches Licht, Brot, Fleisch, Kartoffeln. Dabei sah das Volk, daß für Geld alles in Massen und in bester Qualität zu haben war, daß die Sache nur für die dummen Armgebliebenen, für den ewig anständigen Mittelstand, für die im Krieg um ihre Spargroschen gebrachten kleinen selbständigen Existenzen katastrophal war, daß nur der vom Felde heimkehrende Krieger Schwierigkeiten hatte, sich und seine Familie zu kleiden, zu nähren und unterzubringen, daß andere praßten, während ihm jede Woche eine neue Todesart infolge Mangels an lebenswichtigen Dingen amtlich in Aussicht gestellt wurde. Dazu wurde den Leuten erzählt, der Krieg sei ein Schwindel gewesen, den die Schwerindustrie und das Großkapital ohne jeden inneren Grund angestiftet hätten, nur um Landgewinn, Kapitalgewinn zu erzielen. Schließlich konnte der Gang der Revolution auch nicht dazu dienen, die Arbeiter zum Maßhalten in ihren Forderungen zu bestimmen, denn die Führung in der Revolution hatte nicht etwa ein überragender Mann, sondern sie wechselte unter einigen Gruppen, von denen die Mehrheitssozialisten, d. h. Gewerkschaftler, wohl die größte, aber auch die einflußloseste war. An der Spitze standen die, die nichts wollten als Revolution. Dieser Punkt ist für die Beurteilung der Lage, in der wir uns heute befinden, von besonderer Wichtigkeit. Die Revolution ist nicht so gegangen, wie Marx und Engels es vorgeschrieben hatten. Das „Lumpenproletariat" hat sich nicht erhoben, um der Verelendung ein Ende zu machen und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel durchzusetzen. Vielmehr hatte unter dem verhängnisvollen Einfluß der Kriegswirtschaft schon längst innerhalb der gewerblichen Arbeiterschaft kein Proletariat mehr bestanden wie unter dem gebildeten Mittelstand, als die Revolution losbrach. Zorn über Brutalisierung der Arbeiterklasse, über Gewaltherrschaft der Industriellen war nicht der Anlaß zur Revolution, denn die offizielle Anerkennung der Gewerkschaften als gleichberechtigten Faktors beim Abschluß des Arbeitsvertrages war in der maßgebenden rheinisch-westfälischen Schwerindustrie vor der Revolution erreicht. Auch um politische Rechte ging es bei dieser Revolution nicht. Denn ein Demokrat wie Prinz Max von Baden, der auf Befehl Scheidemanns alte und nicht einmal ganz schlecht bewährte Dynastien per Telephon absetzt, hätte alle politischen Forderungen der industriellen organisierten Arbeiterschaft ohne weiteres bewilligt und irgendein Widerstand dagegen wäre völlig wirkungslos gewesen. Also: Das Volk litt wohl Hunger, aber nicht infolge von ungenügenden Löhnen. Das Volk litt wohl seelisch, aber nicht infolge unerträglicher Sklaverei unter der Fuchtel profitgieriger Brotherren. Aber das Volk sah, daß der Krieg verloren war. Und da jeder verlorene Krieg zur Revolution führt, mußte das auch in Deutsch-

Digitized by Google

land so kommen. Hier aber kam noch mehreres hinzu: Erstens hatte die Entente in unverbindlicher Weise mitgeteilt, daß ein revolutionär-demokratisiertes Deutschland Brot und bessere Friedensbedingungen zu erwarten habe. Sodann hatte die Entente es an Geld nicht fehlen lassen, um die Arbeiterschaft durch Agenten gegen das eigene Vaterland aufzuhetzen. Und schließlich hatte die russische Revolution eine Entwicklung genommen, die auf Deutschland auch dann nicht ohne Einfluß hätte bleiben können, wenn nicht die Emissäre des Bolschewismus fleißig mit Geld gearbeitet hätten und wenn nicht die Deutschen alles Fremde so lieben würden.

Ich kann alles dies unmöglich weiter ausführen, so lockend es wäre.

Die weltpolitischen und die psychologischen Voraussetzungen der deutschen Revolution müssen als gegeben hingenommen werden, und es handelt sich für uns nur darum, zu ermitteln, was die Revolution speziell für die Arbeiterbewegung bedeutete. Und da kann man nur sagen: Die Revolution erreichte in einem Tage alles, worum die Sozialdemokratie je gekämpft hatte: Republik, Parlamentarismus, Abschaffung aller Standesvorrechte, die oberste Gewalt bei den Vertretern der Arbeiterschaft, Achtstundentag. Es gab keinen Kampf dagegen. Das vor den Kopf geschlagene, erschöpfte Bürgertum lehnte sich nicht auf, die Armee war zerbrochen, die Vernunft war ausgeschaltet. Es hätte das goldene Zeitalter der Gewerkschaften kommen können, die Mehrheitssozialisten wären stolz auf ihrem Thron gesessen, wenn nicht immer alles ganz anders käme, als man denkt. Die Revolution ging gar nicht mehr auf die Erreichung der Ziele, die Marx und Engels bezeichnet hatten; das waren ihr Lappalien. Die Revolution ging auf das Ziel des Bolschewismus los, und deshalb kam die Sozialdemokratie um jeden Genuß ihres größten Tags. Nebenbei gesagt, wäre die Führerlosigkeit der Sozialdemokratie auch ein Grund gewesen, daß die Sozialdemokratie sich des ihr in den Schoß gefallenen Glücks nicht lange gefreut hätte; hier war eine Tat auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen war. Am 9. November 1918 begann der Kampf zwischen denen um Legien und denen um Spartakus. Um Legien standen alle in der Arbeiterbewegung ergrauten, gewerkschaftlich organisierten Arbeiter, das ganze durch langjährige gewerkschaftliche Arbeit sozial und wirtschaftlich gehobene Proletariat. Um Spartakus stand alles, was selbst nichts besaß und das, was den andern gehörte, gewinnen wollte. Die aus dem Felde müde, mürb, verhetzt und einsam heimkehrenden Soldaten, die mit russischem Gold aufgehetzten Matrosen, alle befreiten Sträflinge, alle, die auf baldige Amnestie wegen Vergehen gegen die Kriegsgesetzgebung angewiesen waren, jene Juden, die, um alten Besitz behalten zu können, jede Umwälzung gegen Quittung akzeptieren, alle Intellektuellen, denen das alte ordentliche Deutschland der geregelten, langweiligen Arbeit nicht paßte, dann natürlich die Hefe der Großstädte, Zuhälter und Dirnen, und dann das demoralisierte jugendliche Gelichter beiderlei Geschlechts, das im Krieg zu lächerlich hohem Arbeitsverdienst gekommen und durch Alkohol, Venus und Kino total verdorben worden war. Will sich jemand wundern, daß die um Spartakus die Mehreren waren und in den bösen Berliner Revolutionswochen die Macht an sich rissen, während die alten Gewerkschaftler verbittert, fassungslos und machtlos beiseite geschoben standen, nachdem sie in allen Versammlungen, in denen sie zur Vernunft reden wollten, niedergebrüllt, ausgelacht und bedroht waren? Die Stimmung, aus der der sozialdemokratische sächsische Kriegsminister in bestialischer Weise ermordet, der sozialdemokratische bayerische Minister Auer angeschossen wurde, beherrschte die Massen. Sie glaubten durch Brutalität und

Digitized by Google

Terror alles zu erreichen, ohne freilich zu wissen, was denn eigentlich dies „alles" sei. Die Massen wollen herrschen über die Mächtigen, d. h. über die Arbeitgeber in Handel und Industrie. Daß ihre rohe Herrschaft diese Mächtigen zu Boden werfen, die Betriebe aber zerstören würde, bedachten sie nicht. Wenn aber einer einmal dies bedachte, bekam er, wie Eisner, einen Schlag vor den Mund, oder er ließ sich rasch narkotisieren durch die billige Phrase von der alle erlösenden Weltrevolution, die bevorstehe und die nach der Vernichtung des letzten Bourgeois das Glück aller Proletarier aller Länder bringen würde. Eine mächtige Welle trug das Proletariat in die Höhe, und von dieser Welle wurden andere Schichten mitgerissen, die sich bis zur Revolution als besonders staatserhaltende Elemente gefühlt hatten. Mit den Arbeitern machten auf einmal die Angestellten und Beamten des Staates, der Gemeinden und der privaten Betriebe gemeinsame Sache, stellten ihre Forderungen auf Lohn- und Gehaltserhöhungen, auf Teuerungszulagen, Verkürzung der Arbeitszeit, Abschaffung des Akkords usw., geradeso wie die ältesten Gewerkschaftsführer es in besten Konjunkturjahren getan hatten. Die bescheidensten Buchhandlungsgehilfen und die allerchristlichsten Eisenbahner taten es den auf den revolutionären Kampf geschulten Berliner und Münchener Metallarbeitern gleich, sie forderten, forderten, forderten, sie streikten, streikten, streikten, blind, ohne jede wirtschaftliche Berechnung, ohne jede Rücksicht auf das Prosperieren des Betriebs, in dem und für den sich dieselben Leute früher bei Schundgehältern abgearbeitet hatten, ohne zu bedenken, daß Ausgaben ohne Verdienen zum Bankerott führen muß. Wo aber nicht gestreikt werden kann, wird Sabotage geübt, gefaulenzt, geschlampt. Es ist ein wilder Kampf. Es ist eine schwere, schwere Krankheit.

Vielleicht wären alle diese erschreckenden Ausgeburten des durch die Revolution bewirkten sozialen Kampfes nicht so sinnlos und abstoßend gewesen, wenn auf der Gegenseite mehr Besonnenheit, mehr Selbstzucht, mehr volkswirtschaftliche Erkenntnis gewesen wäre. Ich will mich hier über die Bourgeoisie der letzten dreiviertel Jahre nicht äußern, weil ich mich wiederholen würde. Aber daß diese Bourgeoisie, zu der doch die Arbeitgeber gehören, die Arbeitnehmer und Angestellten nicht zu Selbstbescheidung und Maßhalten erziehen konnte, war klar. Das Leben, daß die Bourgeoisie, soweit sie in Papiergeld schwamm, führen konnte, es mußte ja zu wahnsinniger Überspannung aller Lohnforderungen und sonstigen Ansprüche geradezu aufreizen. Die Panik, welche die unteren Schichten ergriffen hatte, die es auch einmal „besser haben" wollten, griff auch bei den Besitzenden um sich, die es noch einmal, zum letzten Male, „gut haben" wollten, ehe Reichssteuern, Staatssteuern, Gemeindesteuern und vor allem die Wiederherstellungskommission der Entente alles auffressen würde, was an Ersparnissen geblieben war, und ehe Spartakus zum großen Plündern und Teilen kommen würde. Alle machten mit, ausgenommen natürlich die großen Führer der Industrie und Bankwelt, die wußten, wohin die Reise gehen würde, die indessen zum Schweigen verurteilt waren, aber nicht ausgenommen die Bauern, deren skrupelloser Erwerbssinn den Produzenten und Händlern in den Städten zum Muster diente, während diese Städter sich an dem Fleiß und der anspruchslosen Lebensführung der Bauern kein Beispiel nehmen wollten.

Die Folge sind die heutigen Zustände.

Wir sollen und müssen produzieren, aber die Produktionskosten sind infolge der gestiegenen Löhne und der gesunkenen Arbeitsleistung so ungeheuerlich gestiegen, daß auch unter voller Anrechnung des gesunkenen Geldwerts irgendwie rentable Betriebsführung auf die Dauer ausgeschlossen ist. Wenn man sieht,

Digitized by Google

was heute Unternehmungen kosten, die der Versorgung mit elektrischer Kraft oder der Wohnungsbeschaffung dienen, und wie an den Baustellen gearbeitet wird, so faßt man sich an den Kopf. Das schöne Wort vom „verlorenen Mehraufwand" hat die Menschen toll gemacht. Was nicht rentiert, ist verlorener Mehraufwand. Wer zahlt den verlorenen Mehraufwand? Reich, Staat, Gemeinde. Wer steht hinter Reich, Staat und Gemeinde? Früher stand ihr Kredit hinter ihnen, als in Schweden die deutsche Reichsbanknote mindestens so viel galt wie hundert Reichsmark in Gold. Jetzt stehen leere Kassen, eine ausgepumpte Volkswirtschaft, eine ungeheuere, noch nicht einmal schätzungsweise bekannte Schuldenlast und ein schwer krankes Volk hinter ihnen, und, zurzeit wenigstens, keine Aussicht, daß es besser werden wird. Die Preise steigen, während noch vorhandene Werte verschwinden. Je höher die Produktionskosten steigen, desto höher steigen die Preise der Produkte. Je höher die Preise der Produkte, desto höher wieder die Löhne; je höher die Löhne, desto höher die Produktionskosten. Nicht wahr, das ist so einfach wie der Satz, $2+2=4$? Aber wer sieht es denn heutzutage ein, oder besser, wer will den Anfang machen, daß diese Umkehrung jeder sozialen Wirtschaft ein Ende nimmt? Von den Arbeitern, die der Massenpsychose erlegen sind, ist die Besserung nicht zu erwarten, aber leider ist auch von den Arbeitgebern, die der Krieg ja weniger geschwächt hat, augenblicklich nicht viel zu hoffen. Im Gegenteil: das krampfhafte, krankhafte Profitmachen geht fort, solange der Staat und ein anderer Kunde zahlt mit einer Sorte von Geld, das früher kein redlicher Kaufmann oder Unternehmer auch nur mit dem kleinen Finger angerührt hätte. Die solidesten Firmen haben das Schieben gelernt und die Redlichkeit liegt begraben.

Wenn wir den gegenwärtigen Stand der Dinge nicht pathologisch nehmen würden, gäbe es keinen Ausweg. Aber, Gott sei Dank, ist ja alles nur Wahnsinn. Die Ärzte wissen es; ich betone dabei ausdrücklich, daß ich die Staatslenker nicht als Ärzte ansehe. Die Ärzte wissen, daß man in der Geisteskrankheit, die das arbeitsame, ehrliche und anständige deutsche Volk infolge des Kriegsausgangs ergriffen hat, mit radikalen Mitteln noch nicht eingreifen kann. Man könnte sonst, wenn der Ausdruck aus der psychiatrischen Therapie gestattet ist, das Kind mit dem Dauerbad ausschütten, oder aber das Dauerbad müßte den Umfang einer Sintflut annehmen; wobei ich nicht leugne, daß diese Voraussicht einiges für sich hat. Jedenfalls glaube ich, auf Grund einer nicht ganz geringen Kenntnis speziell der Münchener Arbeiterbevölkerung aussprechen zu dürfen, daß den älteren, in der Schule der Gewerkschaften aufgewachsenen Arbeitern der gegenwärtige Zustand selbst durchaus unerwünscht ist, daß sie eine Rückkehr zu normaler Arbeitsleistung, normalen Arbeitslöhnen selbst wünschen, und hoffen, daß die Gewaltherrschaft der Jungen, der Schreier und Hetzer, die von den Mühseligkeiten der Arbeiterbewegung keine Ahnung haben, bald ein Ende nehmen wird. Daß diese alten Gewerkschaftler sich nicht im Dienste des auch von mir innig verehrten Großkapitals die eigenen Schädel an den Schädeln ihrer jungen Gegner und Brüder einschlagen wollen, begreift nur der nicht, dessen Lebensgrundsatz es ist, andere für sich arbeiten zu lassen und für sich zu opfern.

Es soll also vorausgesetzt werden:

1. Nach der Ratifizierung des Friedensvertrages ist deutsche Sozialpolitik, d. h. eine Sozialpolitik, die von der deutschen Regierung gemacht wird, noch möglich, und 2. nach einiger Zeit werden Arbeiter und Arbeitgeber wieder so vernünftig sein, daß wieder mit praktischem Erfolg Sozialpolitik getrieben werden kann.

Digitized by Google

Was soll dann geschehen?

Niemand kann von mir erwarten, daß ich hier auf drei Seiten ein sozialpolitisches Programm für die deutsche Republik entwickeln werde. Das wäre so dilettantisch wie größenwahnsinnig. Es kann sich nur darum handeln, auf Grund eines an Beschäftigung mit Sozialpolitik leidlich geschärften gesunden Menschenverstandes einige Punkte zu bezeichnen, an denen die der Arbeit einsetzen muß. Wir sind uns darüber klar, daß das Problem der Zukunft ist: das Arbeitsverhältnis durch Gesetz und Vertrag so zu organisieren, daß Erschütterungen nach Möglichkeit ausgeschlossen werden. Wenn es nämlich nicht gelingt, zwischen der Leitung und den Angestellten der Betriebe alle entgegengesetzten und alle gleichgerichteten Beziehungen so vorsichtig und klug endgültig zu regeln, daß stetig und ruhig gearbeitet werden kann, dann ist Deutschland wirtschaftlich verloren. Es hat keinen Sinn, sich zu verhehlen, daß wir unsere Schulden, die noch unsere Enkel belasten werden, nur dann jemals zahlen können, wenn kein Arbeitstag mehr vergeudet wird und wenn so rationell wie nur möglich gearbeitet wird.

Wer etwa meint, daß ich nun für Fabriksklaverei und für Ausbeutung der weiblichen und jugendlichen Arbeitskräfte, für alle Auswüchse eines grausam großkapitalistischen Industrialismus eintreten wollte, den müßte ich, leider, für ein Kamel halten.

Die Zeit des reinen industriellen Kapitalismus ist vorüber. Krieg und Revolution haben endgültig Schluß gemacht. Die Kapitalisten, namentlich die aus den Kreisen der während des Krieges reich gewordenen Emporkömmlinge aus der industriellen Arbeiterschaft und die Finanzleute junger Kriegsindustrien, haben sich im Krieg so miserabel schlecht benommen, daß das Vorurteil gegen schrankenlosen Profit-Kapitalismus unüberwindlich geworden ist, endlich auch bei den geduldigen Mittelstandssubjekten, die früher harmlos und bescheiden geglaubt haben, die Existenz der faulen, dummen Protzen und ihre Protzerei beruhe ebenso auf einem Naturgesetz wie die Jämmerlichkeit des ganzen Mittelstandsdaseins. Unter dem Vorurteil gegen den Kapitalismus werden auch die wenigen captains of industry zu leiden haben, die durch ihr Kapital und ihre Arbeit die Größe Deutschlands vor dem Krieg und im Krieg geschaffen haben.

Mit dem rein privatwirtschaftlich orientierten Industrie-Kapitalismus verschwindet naturgemäß auch der Industriepatriarchalismus. Er hat sich überlebt und es ist gut, daß er nicht wiederkommt. Aber er verdient einen ehrenden Nachruf. Der Industriepatriarch hat für mich immer etwas sehr Anziehendes gehabt, obwohl er mit Sozialpolitik eigentlich nichts zu tun hatte; denn er war klug durch Väterlichkeit, fein durch psychologisch vertiefte Sichtung der Möglichkeiten individueller Hilfe und einer immerhin begrenzten Freudigkeit zur Annahme der Hilfe, und er war reizvoll durch das bei aller strengen Kalkulation menschlich sympathische Walten einer auf ihren Vorteil bedachten und dabei doch guten Persönlichkeit. Jedenfalls war der Industriepatriarch immer erfreulicher als der eiskalte A.-G.-Direktor, dem Menschlichkeit grundsätzlich und vertraglich fremd ist und dessen persönlicher Mut nicht mehr zu bewundern ist, als der Mut des Nachtschutzmanns von Whitechapel.

Diese beiden Typen sind erledigt. Ganz abgesehen nun davon, daß die Steuergesetzgebung in Zukunft unnatürlich hohe Gewinne einzelner ausschließen und so einen gewissen wirtschaftlichen Ausgleich schaffen wird, muß aber auch die industrielle Verfassung darauf eingerichtet werden, daß nicht von neuem unnatürliche Gegensätze zwischen Arbeitslohn und Produktionsgewinn entstehen. Wer die Gewinnverteilung von Aktiengesellschaften während der letzten zwei

Digitized by Google

Kriegsjahre verfolgt hat, wird mich verstehen, wird vielleicht auch verstehen, weshalb die Revolutionäre manchmal so wenig höflich und ordentlich aufgetreten sind, weshalb die Gewerkschaften sich nicht gegen die Ausplünderung von Betrieben gewendet und weshalb die Spartakisten bei der Bourgeoisie so wenig Widerstand gefunden haben. Das Heil kommt sicher nicht von den russischen Doktrinären, die ja jetzt schon Bankerott gemacht haben, ebensowenig wie es früher von den Produktivgenossenschaften gekommen ist und ebensowenig wie es auch von dem sinnreichsten System der Gewinnbeteiligung der Arbeiter erwartet werden kann. Wie sich das schließlich darstellt, was man jetzt populär „Sozialisierung der Industrie" in Deutschland nennt, weiß noch kein Mensch. Hoffentlich springen die Regierungen trotz der scheinbaren Begeisterung politischer Parteien nicht allzu schnell mit beiden Füßen in diese nett lackierte Kutsche, und hoffentlich vergißt man nicht die Sozialpolitik über die Sozialisierung.

Es läßt sich schlechterdings keine Möglichkeit finden, eine dauernde Gesundung des sozialen Lebens herbeizuführen, wenn wir auch nur daran denken, der Ausbau der vor dem Krieg bestehenden Systeme von Wohlfahrts- und Schlichtungs-Einrichtungen etwa in einem arbeiterfreundlichen Sinne könne genügen. Zwischen 1914 und 1919 liegt eben ein Trümmerfeld, und an nichts sieht man vielleicht deutlicher die Wirkungen der deutschen sozialen Revolution von 1918 als an der Unmöglichkeit, an das Vorhandene einfach anzuknüpfen im Stil ehrlicher und tapferer Freunde der Arbeiterbewegung, wie es z. B. Gustav Schmoller und Brentano gewesen sind. Wenn man sich die Worte Schmollers über die Zukunftswege der deutschen Sozialpolitik erinnert, begreift man, daß sich für viele derzeit eine Tragödie abspielt. Indessen, wir wissen jetzt, daß es auf die alte Art nicht mehr geht und haben auch gelernt, die Fehler des alten Systems der Sozialpolitik genauer zu sehen. Jetzt fällt es uns ein, wie bei den periodischen Arbeitskämpfen der Zeit vor dem Kriege, bei Streiks und Aussperrungen, wie bei allen Tarifverhandlungen immer nur, und zwar auf beiden Seiten, die Tendenz zum Machtfrieden, nie zum Verständigungsfrieden bestand. Das müssen die Syndici der Arbeitgeberverbände, wenn sie ehrlich sein wollen, ebenso bestätigen wie die Gewerkschaftssekretäre. Die Parteien setzten sich an den Verhandlungstisch, aber den Eindruck, daß da über soziale Einrichtungen gesprochen würde, die im beiderseitigen Interesse und zum Besten einer allen gemeinsamen, blühenden Volkswirtschaft in Gang gehalten und verbessert werden müssen, den Eindruck hatte man nie. Die Deutschen haben auch in der Sozialpolitik gezeigt, daß sie ein unpolitisches Volk sind. Sie hatten die schönsten Einrichtungen und das beste Material, aber sie waren zu anständig, zu objektiv, um das Material richtig bearbeiten zu wollen und es fehlte ihnen der Schlüssel zu den Seelen. Gelohnt hat sich diese redliche Sozialpolitik natürlich nicht. Die Betroffenen haben sie als selbstverständliche Abschlagszahlung angenommen, aber immer nur als Abschlagszahlung. Bei Bismarck war Sozialpolitik noch kühle Realpolitik, später wurde sie aus bureaukratischem Pflichtgefühl gemacht, weder aus Liebe, noch aus der Erkenntnis, daß Sozialpolitik subjektiv und objektiv notwendig und damit naturgemäß ist. Ist denn Fürsorge jemals Politik?

Wir müssen zu Neuem kommen und da steht für mich fest, daß die künftige Sozialpolitik ohne Betriebsräte undenkbar ist.

Im allgemeinen halte ich alle Einrichtungen, die durch die Sowjet-Republik nach Deutschland importiert sind, für verkehrt, weil weder dem Ort noch der Zeit gemäß. Ich weiß wohl, daß auch die Betriebsräte uns von den Bolschewisten empfohlen worden sind, werde aber noch zeigen, daß sie nicht russisches

Digitized by Google

Gewächs sind. Dies haben nur die Kommunisten damals nicht gemerkt. Auch weiß ich, daß die Betriebsräte während der Münchener Rätezeit eine unheilvolle Rolle gespielt haben, sich an Terrorismus von keiner Roten Garde, an wirtschafts- und sozialpolitischem Dilettantismus von keinem Privatdozenten der einschlägigen Fächer haben übertreffen lassen. Trotzdem müssen die Betriebsräte bleiben. Gleichgültig, ob das Betriebsratsgesetz, das jetzt dem Reichstag vorliegt, gut oder schlecht ist: die Einrichtung muß bleiben. Nicht damit der Arbeitnehmer dem Arbeitgeber „menschlich näher" tritt. Bei diesem Tritt ist mir nie wohl gewesen. Sondern damit der Arbeitnehmer Einfluß gewinne auf den Betrieb, in den er hineingestellt ist, damit er den Betrieb in seinen Lebensbedingungen erkenne. Die Gewerkschaft hat früher Tarifverträge gemacht, sehr verdienstvoll, und dann war ein paar Jahre Ruhe. Sie hat sich um die Entwicklung und um die Schwierigkeiten der einzelnen Betriebe nicht zu kümmern gehabt, hatte darin nichts zu suchen und hat dadurch manchmal den Arbeitgebern, manchmal aber auch den Arbeitnehmern geschadet. Der Betriebsrat, wenn er weder eine Kreatur des Betriebsleiters, noch der Angestellten ist, kann und wird die individuellen Bedürfnisse und Nöte seines Betriebs um so genauer berücksichtigen bei allen seinen Handlungen, je genauer er ihn kennt. Der Betriebsrat wird auf die Dauer nicht mit sinnlosen Ansprüchen an den Betriebsleiter gegen den Betrieb und gegen die wirtschaftliche Betriebsmöglichkeit wüten können, weil eben doch das persönliche Interesse des ersten Ingenieurs wie des letzten Hilfsarbeiters, trotz Freizügigkeit, mit dem Wohlergehen des Betriebs und mit der Dauer eines geordneten und gewohnten Arbeitsverhältnisses verbunden bleibt. Es dreht sich darum, die Angestellten ohne Zwang mit diesem individuellen Interesse am Betriebe zu erfüllen, dann schadet es auch nichts, wenn der Betriebsrat in die Bücher der Betriebsleitung Einsicht und wenn er auf die Anstellung und Entlassung von Personal einen gewissen Einfluß erhält.

Dieser neue Machtfaktor im Betrieb sieht ja zunächst gefährlich aus, und er müßte, bei Fortdauer der gegenwärtig total verrückten Verhältnisse, auch verderblich sein, aber, um es zu wiederholen, hier wird nicht von Psychiatrie, sondern von Sozialpolitik gesprochen. Im übrigen brauche ich den Kennern der Tarifverträge hier nicht auseinanderzusetzen, daß schon vor der Revolution die Rechte der Arbeitgeber auf Einstellung bestimmter Arbeitskräfte erheblich eingeschränkt waren. Aber die meisten Menschen sind eben nicht Kenner von Tarifverträgen, und den meisten Menschen sage ich etwas Neues, wenn ich daran erinnere, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, indem nämlich ein Fabrikant aus Tarare im Jahre 1857 in einer Petition an die französische Regierung sich über Gewerkschaften und Hilfskassen folgendermaßen äußerte: „Es wird keine Anordnung in unseren Fabriken getroffen, über die die Hilfsvereine nicht durch die Personen ihrer Führer in nicht offiziellen Zusammenkünften verhandeln, kein Vorkommnis zwischen Prinzipal und Arbeiter, worüber die Arbeitergruppe des Gewerbegerichts nicht in Beratung eintritt, Ratschläge erteilt und, wenn sie es für angebracht hält, von Amts wegen darauf besteht, daß der Arbeiter im Interesse aller, wie sie sagen, sich nicht friedlich einige, sondern ans Gewerbegericht gehe und die Fabrikordnung anfechte, gegen die eine beständige Verschwörung besteht und die sie immer nur für sich, nie gegen sich gelten lassen wollen."

Das war 1857. Dieser Fabrikant sagte ungefähr das gleiche, was jetzt gegen Betriebsräte gesagt wird, und wenn heute vor Betriebsräten gewarnt werden

Digitized by Google

soll, so empfehle ich als Eselsbrücke dafür das Gutachten des Generalstaatsanwalts von Lyon zu dieser Petition. Da heißt es: „Der Gedanke, daß man den Proletarier dazu bringen kann, für sein Alter selbst zu sorgen und sich selbst gegen Krankheitsnot zu schützen, ist sehr verlockend. Es wäre schön, wenn man auf die Bildung einer gewaltigen, der Regierung ergebenen Organisation hier hoffen könnte. Leider stimmen aber alle spekulativ abgeleiteten Resultate ganz und gar nicht überein mit den Ideen derjenigen, welche von den Ermutigungen Gebrauch machen. Sie nehmen die Waffe hin, die man ihnen darbietet, aber sie gedenken sie nach ihrem eigenen Gutdünken zu verwenden; sie stellen sie in den Dienst ihrer Leidenschaft. Es ist das ganz natürlich. In der Arbeiterklasse ist die vorherrschende, die allein wahrhaft machtvolle Leidenschaft der Haß gegen alles, was höher steht. Er ist das Band, das sie alle verbindet, er ist ihre Kraft. Diese Kraft hat für sich die Zahl ihrer Soldaten, ihren Heißhunger, ihre chimärischen Hoffnungen, gewisse falsche Begriffe von ihren Rechten und endlich jenen Mut, der in diesem Lande etwas Gewöhnliches ist und allen möglichen Winken folgt." Wer seit 1857 nichts gelernt hat, möge sich 1919 vor Betriebsräten fürchten und einzig und allein auf den Arbeitszwang hoffen, dessen Erfolg doch nach den Erfahrungen der letzten Monate überaus zweifelhaft wäre.

Es hat keinen Zweck, sich gegen die Betriebsräte zu stemmen, denn sie kommen doch, weil ihre Einrichtung vernünftig und zeitgemäß ist. Die Unternehmer müssen eingesehen haben, daß keine Aussicht mehr besteht, die einzelnen Gruppen der Angestellten: Beamte, Angestellte und Arbeiter, weiterhin zu trennen bei der Behandlung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Forderungen. Den Arbeitern aber wird niemals beizubringen sein, daß die einheitliche Vertretung gemeinsamer Interessen gegenüber dem allen gemeinsamen einen Gegenkontrahenten beim Abschluß des Arbeitsvertrags: dem Arbeitgeber, eine unnatürliche Frucht der politischen Umwälzung sei. Auch wenn sich, was wünschenswert wäre, die einzelnen Berufsvertretungen der nach Vorbildung und sozialer Stellung doch verschiedenen Gruppen der Angestellten, in ihrer Art des taktischen Gefüges und in der äußeren Inszenierung der Organisation von dem Streben nach sklavischer Nachahmung des Vorbilds der freien Gewerkschaften freimachen, werden sie sich das beste Mittel zur lebendigen Teilnahme am Nutzen aus dem Betrieb, der sich ihnen nun einmal nicht mehr vorenthalten läßt, nie wieder aus den Händen reißen lassen.

In Kreisen der alten sozialdemokratischen Gewerkschaften hat man die Betriebsräte mit unüberwindlichem Mißtrauen angesehen, wohl weil man von ihnen das Ende der Gewerkschaften erwartete. Ich glaube nicht daran, daß die Gewerkschaften von den Betriebsräten abgelöst und sozusagen liquidieren werden. Das wäre auch eine kolossale Dummheit von den Jugendlichen, die jetzt in den Gewerkschaften das große Wort führen und die den Betriebsrat wie alles andere auf Erden noch lediglich unter dem Gesichtspunkt der raschen Erreichung des schönen kommunistischen Ziels betrachten. Die jungen Schreier, von denen ein sozialdemokratisches Blatt sehr richtig sagte, daß sie große Mäuler und kleine Köpfe haben, dürfen die Gewerkschaften nicht ruinieren. Nicht wegen der in den Gewerkschaften aufgespeicherten Geldmittel und praktischen Erfahrungen. Die könnten, von mir aus, verschwinden, wenn die Gewerkschaften wirklich von der Zeit überholt, überflüssig, schädlich wären. Hiervon aber kann keine Rede sein. Gewiß haben die Gewerkschaften versäumt schneidige Führer heranzuziehen, gewiß haben sie sich viel zu lange auf eine evolutionäre Entwicklung der Arbeiterklasse im Rahmen des kapitalistischen Staats eingestellt und dabei

Digitized by Google

den Zusammenhang mit den naturgemäß unzerstörbaren revolutionären Idealen der modernen Arbeiterbewegung verloren. Gewiß haben die Gewerkschaften in ihren Beamten allmählich eine sozial gehobene Bureaukratie geschaffen, die den Mitgliedern der Gewerkschaften mit der Zeit gerade so suspekt werden mußte, wie die Bureaukratie des bürgerlichen Staates. Aber das alles hing mit der Einrichtung der Gewerkschaften zusammen und war schließlich nicht zu vermeiden, und im übrigen war der Konflikt wegen der Organisationsbeamten innerhalb der Organisationen schon in der Geburtsstunde der Gewerkschaften bestimmt. Nein, durch ihre Fehler, ihre Unterlassungen und durch das skrupellose hetzerische Geschrei der jungen Führer-Aspiranten ist die Gefährlichkeit oder Überflüssigkeit der Gewerkschaften nicht zu beweisen. Auch sie müssen bleiben, neben den Betriebsräten. Haben die Gewerkschaften früher auf die speziellen Verhältnisse und Bedürfnisse einzelner Betriebe keine Rücksicht genommen, sondern schematisch die Interessen einer Berufsgruppe bezüglich Lohn und Arbeitszeit, höchstens unter Beachtung örtlicher Besonderheiten, vertreten, so wird ein Betriebsrat andererseits leicht dazu kommen, aus der ausschließlichen Berücksichtigung des individuellen Charakters des ihm allein vertrauten und menschlich doch nahestehenden Betriebs bestimmte soziale Ansprüche und wirtschaftliche Forderungen zu beurteilen und dabei die Einheitlichkeit der Arbeiterbewegung, welche zu einheitlichem Kampf einheitlicher Lebensbedingungen bedarf und stets bedürfen wird, zu vernachlässigen. Ich kann hier nur andeuten, daß die Rolle der Gewerkschaften wegen des Aufkommens der Betriebsräte durchaus nicht ausgespielt ist, daß vielmehr die Gewerkschaften zumal in späteren, ruhigeren Zeiten, zur Organisation umfassender Arbeitsbewegungen unentbehrlich sein werden. Für solche Bewegungen wird auch der beste Zusammenschluß der Betriebsräte schon deshalb nicht brauchbar sein, weil die Betriebsräte nach dem oben Gesagten eben doch nur eine Einheit für den einzelnen Betrieb sein werden.

Ein Zusammenwirken von Betriebsräten und Gewerkschaften wird auch nicht den Himmel auf Erden bringen. Es wird nach wie vor Streiks und Aussperrungen geben, aber das Streikfieber wird nachlassen, auch wenn es von der Entente nicht mit Gewaltmitteln bekämpft werden sollte. Das Streikfieber ist ja auch nichts Beunruhigendes, so schwer und bedrohlich es das deutsche Wirtschaftsleben jetzt auch erschüttert. Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung wissen wir, daß große politische Erfolge der Arbeiterbewegung immer Streikfieber mit sich gebracht haben. E. Bernstein sagt darüber: „Die ruhig Urteilenden unter den Organisatoren der Arbeiter sahen bald voraus, daß die Vielheit gleichzeitig sich abspielender Streiks ohne sehr solide Organisationen eine Vielheit von Niederlagen bedeuten werde, die phantasiereichen unter ihnen aber träumten (1824 und 1868) vom bevorstehenden Generalstreik des Proletariats." Bernstein zitiert dann (Die Arbeiterbewegung, S. 59) den Internationalisten Bastelica von Marseille, der am 6. Oktober 1869 an seinen Freund Albert Ricard nach Marseille schrieb: „Antworte mir schleunigst auf die Frage: Könnte man auf Lyon rechnen, wenn man für den 26. Oktober einen Generalstreik ins Werk setzt?" Gerade so naiv waren die deutschen Sozialdemokraten, die meinten, die Entente-Arbeiter würden ihnen zuliebe gegen den Versailler Frieden streiken, und vielleicht ist es auch nur Naivetät, wenn U. S. P und Kommunisten unausgesetzt zu Streiks aufrufen, weil sie meinen, dadurch schließlich doch die Frontverbindung mit Sowjet-Rußland zu erzwingen. Voraussichtlich wird es nicht dazu kommen, und wenn die Naivetät genug Opfer gekostet haben wird an Gut und Blut — denn wir stehen noch nicht am Ende —

Digitized by Google

dann wird das Wirken der Betriebsräte und Gewerkschaften innerhalb des neuen industriellen Verfassungsstaates richtig beginnen können. In diesem Verfassungstaat wird der Unternehmer nicht das sein, was er vor der Revolution war, aber er wird noch sein, und er wird, worauf ja besonders viel ankommt, auch noch arbeiten wollen.

Man hat früher geglaubt, der soziale Kampf gehe bis zur Erringung des gleichen Wahlrechts, und sieht jetzt, wie die äußerste Linke sich um das errungene gleiche Wahlrecht nicht kümmert, vielmehr Parlamentarismus und Demokratie, die alten Ideale der alten Sozialisten des Sozialistengesetzes, höhnisch verlacht und Forderungen aufstellt, die nicht mehr ausgehen vom Gebot eines sozialen Ausgleichs, sondern von dem Gebot der Diktatur des Proletariats. Wir sehen: mit politischen Zugeständnissen kann die soziale Frage nicht mehr gelöst, die soziale Unruhe nicht mehr beseitigt werden. Wir haben vorher eines der Mittel gesehen, den notwendigen sozialen Kampf in die Rahmen einer geordneten Entwicklung zu lenken. Aber das genügt nicht, denn Organisation ist eben nicht Alles.

Die Sozialpolitik der Zukunft muß jene große allgemeine Frage anpacken, die der alte Staat nicht zu lösen vermocht hat, obwohl er oft genug darauf hingewiesen worden war, daß alle positive Sozialreform und soziale Fürsorge im Grunde zwecklos und erfolglos bleiben würde, wenn nicht das wichtigste Kapitel der Sozialreform: die Wohnungs- und Siedlungsreform zur Zufriedenheit erledigt wäre. Ich sage das nicht deshalb, weil die Wohnungs- und Siedlungsfrage mein Geschäft ist, sondern weil es meiner Überzeugung entspricht, wie es die Überzeugung Albert Schäffles und anderer sehr bürgerlicher Politiker und Staatsmänner gewesen ist. Vor dem Krieg ist Wohnungs- und Siedlungsfrage amtlich wohlwollend behandelt, im Privatleben belächelt worden. Es war die Zeit, wo das Wort Gemeinnützigkeit keinen guten Geruch hatte, wo man viel lieber lärmend schenkte, als sich still gemeinnützig betätigte. Tausendmal konnte man erzählen, daß die schönsten Volksheilstätten und Kindersanatorien zwar den Stiftern viel, aber den Patienten und ihren Angehörigen nichts nützten, solange die Arbeiterbevölkerung in den Industrieorten unter Überfüllung der Wohnungen und unter den gesundheitlich wie sittlich gleich bedenklichen Wirkungen des städtischen Mietskasernen-Elends leide. Früher, als die Menschen noch viel, viel dümmer waren, als sie jetzt sind, haben sie das Wohnungselend hingenommen, wie wenn es so sein müsse. Sie haben sich, Arbeiter und Mittelstand, damit abgefunden, daß der faule Spekulant die Städte baute, Steinwüsten mit Renaissancefassaden und den erbärmlichen, lichtlosen Hinterhaus-Löchern schuf. Der Spekulant verteuerte den Boden, der Spekulant verhinderte, wenn er wollte, die Erweiterung des Bebauungsgebiets der aufblühenden Städte, damit nur immer höher, immer ungesünder, immer unsozialer gebaut werden, damit der Quadratfuß Baugrund immer teurer werden könnte. Der Bodenspekulant verbrüderte sich mit dem Bauspekulanten und powerte die Bauhandwerker mit Schwindelhypotheken aus, und das Grundbuch blieb blind. Der Spekulant setzte die Mietpreise willkürlich fest, kümmerte sich nicht um wirtschaftliche Konjunktur für die Wohnungsinhaber, sondern nur um seine Konjunktur. Je mehr Menschen in die Städte strömten, umso teurer wurden die Wohnungen, umso kinderloser wurden die Mieter. Je teurer die Wohnungen, umso notweniger wurde die Aufnahme der Zimmermieter und Schlafgänger. Angebot und Bedarf — das war das soziale Naturgesetz, unter dem die Menschen zusammengepfercht wurden wie die Schafe. Wenn man die Entwicklung des

Digitized by Google

Wohnungswesens in Deutschland ansieht, meint man, die nationalökonomische Wissenschaft habe geschlafen oder sie habe für die Wohnungsfrage keine Zeit gehabt oder sie habe ihre Aufgabe darin gesehen, üble hypertrophische Erscheinungen der kapitalistischen Welt theoretisch zu rechtfertigen und Krebsgeschwüre mit Salben zu bestreichen. Denn die strenge Wissenschaft hat sich um die Wohnungsfrage nie eifrig genug bemüht, es war ein Spezialgebiet, und auf diesem Spezialgebiet arbeiteten angesehene Gelehrte daran, nachzuweisen, daß die Terrainspekulation etwas Notwendiges und Gutes, die Mietkaserne die einzige Freude des kleinen Mannes, das Kleinhaus mit Garten aber eine dilettantische Utopie sei. Die zünftige Nationalökonomie behandelte die Grundrententheorie streng wissenschaftlich, aber sie protestierte nicht gegen die Bodenspekulation, wohl deshalb, weil Bodenspekulation eine von Gott und der liberalen Weltanschauung gewollte Einrichtung war. Es ist erstaunlich, daß die Nationalökonomen erst durch die Hygieniker darauf hingewiesen werden mußten, daß die Wohnungsfrage mit der Bevölkerungspolitik zusammenhänge, daß die Bevölkerungspolitik jeder künftigen Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik erst die Wege weisen könne und daß Bevölkerungspolitik ohne Wohnungsreform Unsinn bleiben müsse. Wer sollte sich denn nun der Sache annehmen? In den Gemeinden herrschten im alten Staat allenthalben die Grund- und Hausbesitzer. Was sie gegen den guten Geist der Menschheit durch ihre tendenziös hinterwäldlerische Boden- und Baupolitik gesündigt haben, hat sich schon gerächt, wird sich noch weiter rächen. Der Staat war abhängig von politischen Parteien, die sich vom Wohlwollen des Mittelstands, d. h. auch der Haus- und Grundbesitzer nährten. Diese Parteien haben es geduldet, ja dahin gebracht, daß ein preußisches Wohnungsgesetz, das in der Thronrede vom 8. Januar 1901 angekündigt worden war als Notwendigkeit, erst siebzehn Jahre später fertig wurde. In diesen siebzehn Jahren ist aber Preußen industrielle Weltmacht geworden. Die einzige Partei, die sich um den Mittelstand nicht zu kümmern brauchte: die Sozialdemokratie, war bis etwa 1910 gegen Wohnungsreform, weil Wohnungsreform die Verelendung des Proletariats verlangsame und den Kampfesmut schwäche. Man beschränkte sich allenthalben auf Sprüche. Baugenossenschaften leisteten in bescheidenem Maße Anerkennenswertes und der Bund der Bodenreformer kämpfte unermüdlich für ein verständiges Bodenrecht und für weiträumiges Wohnen. Da kam der Krieg, der große Lehrmeister und zeigte den Soldaten, die auszogen, die Heimat zu schützen, was der Heimatboden wert sei. Es kam die Hungerblockade und die Proletarier erkannten, welche Kräfte in dem brachliegenden Boden der vorstädtischen „Bauplätze" schlummerten. Die Kriegsgärten erwuchsen aus den früher schon bescheiden blühenden Schrebergärten, die alte Verbindung des Menschen mit der Scholle wurde wieder hergestellt, und mit einem Schlage setzte die Kriegerheimstättenbewegung ein, geschürt von den Männern des Bodenreformer-Bundes, verständnisvoll gefördert von den Heerführern, freudig aufgenommen von den Soldaten draußen. Alles mögliche wurde da versprochen: schadet nichts. Steriler Kiesboden sollte reichen Ertrag liefern: schadet nichts. Von Kaninchen- und Bienenzucht schwärmte man: schadet nichts. Nicht ein Zehntel von den gehegten Erwartungen wird in Erfüllung gehen, schon deshalb nicht, weil wir bettelarm geworden sind; aber der Gedanke ist endlich wach und groß geworden, daß das großstädtische Wohnungselend mit seinen blödsinnigen, von Fabrikanten gezüchteten Ablegern auf dem Lande beseitigt werden muß, wenn nicht diejenigen, welche vom Aufpeitschen der Massen leben, ewig recht behalten sollen. Noch wissen wir nicht, wie die Aussichten und Möglichkeiten

Digitized by Google

vorstädtischer und ländlicher Siedlung sein werden nach dem Krieg; das wird davon abhängen, ob die Entente ein Fortbestehen unserer Rohstoffe verarbeitenden Industrien gestatten, ob die Industrie sich aufs Land verlegen, ob sie den großen Zentralen der elektrischen Kraft- und Stromversorgung folgen wird, letzten Endes also davon, ob wir an Industriebevölkerung zunehmen oder abnehmen werden. Wird Deutschland wieder ein Auswanderungsland, so wird die Frage wenigstens für die Städte leichter zu lösen sein, so furchtbar auch im Augenblick die Wohnungsnot drückt. Aber auch dann bleiben die großen, schwierigen Probleme der ländlichen Siedlung und der Landarbeiter-Ansiedlung bestehen. So wie vor dem Krieg darf die Sache nicht wieder behandelt werden, wo da und dort etwas geschah, wenn der Herr Industrielle Kommerzienrat werden oder einen Orden haben wollte. Die Wohnungs- und Siedlungsreform wird in letzter, entscheidender Instanz Sache des Staates werden und bleiben müssen und dabei wird sich der Staat der Gemeinden und der bestehenden praktischen Organisationen zu bedienen haben. An der Frage der Bodenbeschaffung darf das Problem nicht scheitern; das Bodenmonopol muß gebrochen werden mit Hilfe der freiwilligen Abgabe von Grund oder mit Hilfe der Enteignung. Die Privilegien der Amateure, Kriegsgewinnler und Hamsterer müssen abgeschafft werden zugunsten derjenigen, die ansiedeln oder sich ansiedeln wollen. Die vorstädtische Bodenspekulation aber hat keinen Lebenszweck mehr. Wie sie liquidiert, ist ihre Sache. Aber sie muß liquidieren, sonst kann es keine Gesundung des städtischen Wohnungswesens geben. Augenblicklich ist freilich diese Gesundung behindert durch die ungeheuerlichen Baukosten und durch den frivol verschärften Baustoffmangel. Später, wenn das Bauen wieder unter rationellen Voraussetzungen möglich sein wird, darf es durch die Spekulation nicht wieder erschwert oder künstlich verteuert werden. Ich weiß, daß die Wohnungs- und Siedlungsreform den Reichsbund deutscher Kriegsbeschädigter nicht zu einem Sonntag-Nachmittags-Zirkel eines evangelischen Jünglingsvereins machen wird, daß die Spartakisten nicht Lämmer werden, wenn sie Wasserleitung und elektrische Beleuchtung in der Wohnung haben. Ich weiß auch, daß die Arbeiter sich nicht anstrengen werden mit Kindererzeugung deshalb, weil sie in anständigeren Wohnungen hausen werden als vor dem Krieg. Hier sind einige Hoffnungen aufzugeben. Aber ich weiß auch, daß wir völlig untergehen werden, untergehen müssen, wenn wir neben der sittlichen Verwahrlosung der jetzigen Menschheit auch ihre gesundheitliche und kulturelle Verwahrlosung und Verkümmerung fortbestehen lassen. Man muß nicht allzuviel darüber reden. Aber es ist nun einmal so, daß ein Mann, der ordentlich wohnt, ein anderer Kerl ist als einer, den das großstädtische Wohnungselend gepackt hat und nicht mehr losläßt. Es gibt Menschen, die langsam am Dreck Gefallen finden; schon mancher ist zum Lumpen geworden, der mit Frau und Kindern in die Berliner Mietkaserne, diese herrliche Blüte des freien Spiels der wirtschaftlichen Kräfte, hinabgestoßen worden ist und der zittern mußte, weil er Kinder hatte. Die Massen haben endlich begriffen, daß die jammervollen Erscheinungen im städtischen und ländlichen Wohnungs- und Siedlungswesen nicht naturnotwendig sind. Sie haben das Fordern gelernt; hoffentlich lassen sie auf diesem Gebiete nicht ab, zu fordern, und hoffentlich lassen sie sich nicht wieder durch die Vorbeter der Verelendungstheorie leimen. Auch Weltrevolutionäre müssen wohnen.

Ich habe die Wohnungs- und Siedlungsfrage deshalb hier behandelt, weil sie mir das zurzeit wichtigste Problem der staatlichen Reformararbeit zu sein scheint. Interessante Einzelfragen, wie die Sozialisierung der Bauunternehmung,

Digitized by Google

die Sozialisierung des Mietwesens, die behördliche Regelung der städtischen Wohnungsmietpreise, die Enteignung landwirtschaftlicher Grundstücke kann ich nur andeuten. Es ist allerlei im Werden, manches wird gut und energisch, manches mit begeistertem Dilettantismus, manches nur zum Stimmenfang betrieben. Die Gesetzgebung beginnt zu arbeiten, und wenn die Wucherer und Schieber nicht wären und wenn sie nicht in Berlin nahe bei den Reichsministerien ihren Altar aufgeschlagen hätten, wäre man auch wohl schon weiter.

Hier stehen wir nun vor eine ernsten Frage: Will das neue Deutschland eigentlich Sozialpolitik? Das ist schwer zu sagen. Heute meint man, morgen solle alles vergesellschaftet werden, und morgen sieht es so aus, als solle alles, was Profit macht, geschützt und gelödert werden. Nehmen wir an, es würde mit der Zeit alles vergesellschaftet werden, so werden wir fürs erste doch nicht ohne Sozialpolitik sein können, denn das Sozialisieren kostet voraussichtlich einige Zeit, wie man z. B. an der köstlichen U.-S.-P.-Kino-Sozialisierungsepisode in München hat sehen können.

Wir können im künftigen Deutschland, wenn es eine Gemeinschaft der Arbeitenden bleiben soll und will, auf Sozialpolitik nicht verzichten. Sozialpolitik aber ist nicht mehr etwas, was Behörden oder Parlamente dekretieren oder einrichten können: Es gehört mehr dazu. Man muß beispielsweise wissen, wer und wie die Menschen sind, mit denen man Tag für Tag in einem Hause, in einem Raum zusammenlebt und schafft. Unsere Ingenieure, Chemiker, Kaufleute haben, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, vor dem Krieg keine Ahnung vom Arbeiter gehabt, auch die Architekten nicht. Der Aufstieg der Arbeiter und ihr Leben war ihnen nicht klar geworden; sie merkten nur einen trotzigen Willen zum Aufstieg und ruppige Äußerungen dieses Willens. Man fühlte sich angestoßen, belästigt, gehemmt, gestört durch diese Massen, die fleißig, aber unfreundlich, mißgestimmt, und so gar nicht mehr bescheiden-dankbar taten. Man zahlte die Versicherungsbeiträge, schuf Wohlfahrtseinrichtungen, hielt das für kostspielige Sozialpolitik. Kurz, man tat wohlwollend, aber man kam den Leuten, diesen verteufelt vielen Leuten, nicht näher.

Da fehlte etwas. In Deutschland hat es Männer gegeben, die erkannten, was da fehlte, die erkannten, daß Pflichten nicht erfüllt waren, die erfüllt werden mußten um der Gemeinschaft des Volkes willen, daß Sozialreform getrieben werden mußte, wie Ackerbau und Viehzucht getrieben werden: nicht als ein freiwillig zu übendes, weil Gott wohlgefälliges, sondern als lebensnotwendiges nationales Tagewerk. In Jena lebte so ein Mann, Ernst Abbe, und in Frankfurt a. M. lebte ein Mäcen der Sozialreform: Charles Hallgarten, der es schroff ablehnte, ein Wohltäter zu heißen und der jenes große Pflichtgefühl besaß, das den professionellen Wohltätern fast immer fehlt. Ein anderer dieser Art ist vor wenig Wochen gestorben: Friedrich Naumann. Was bleibt von dem Lebenswerk dieses prachtvollen, edlen Mannes übrig? Nicht viel. Die Träume seiner letzten Jahre sind verflogen. Wenn ich irgendwo auf einem Abstellgeleise einen reparaturbedürftigen Speisewagen mit der Aufschrift, „Mitropa" sehe, denke ich mit Wehmut an Naumanns Propaganda für sein zäh verfochtenes Ideal des Wirtschaftsreiches: versunken, vernichtet. Aber etwas anderes bleibt: sein leidenschaftliches Eintreten für die Arbeiterschaft, sein unbeirrbar treues, tapferes Eintreten für soziale Rechte und sozialen Aufschwung. Er kam als konservativer Pfarrer zur Arbeiterbewegung und er ist dabei geblieben, als er im Laufe der Zeiten längst Parteiführer bei den Demokraten geworden war. Er hatte den richtigen Willen, die Arbeiterbewegung weiterzubringen, und dabei war ihm

Digitized by Google

Partei völlig gleichgültig. Als einer, der aus einer ganz anderen sozialen Sphäre kam, half er zur Sozialreform, ohne sich jemals den Arbeitern anzubiedern, ohne je, wie unsere traurigen Intellektuellen, Arbeiterpsyche zu mimen. Das ist es: soziale Arbeit als Lebensbedürfnis, zur Selbsterhaltung, will sagen aus naiver Menschlichkeit.

So wie Friedrich Naumann waren vor dem Kriege und im Krieg wenige, beschämend wenige. Wieviel ist dadurch verpaßt worden! Jetzt haben viele den sozialen Koller. Ihr heißes Herz schlägt angstvoll für die Arbeiter, für alle Mühseligen und Beladenen. Sie lieben den Arbeiter, sie möchten ihn zu sich emporziehen und andererseits zu ihm hinabsteigen. Diese Leute mag ich nicht, sie sind unredlich, sie sollten um den Hals einen Stein bekommen und ertränkt werden; denn es sind Schädlinge. Benötigt werden andere, die einsehen, was in langen Jahren wirtschaftlichen Aufstiegs unterlassen worden ist und was vielleicht noch eingeholt werden kann, wenn es uns vergönnt sein sollte, einen Wiederaufbau deutscher Wirtschaft und Gesellschaft zu erleben. Fragt mich nun jemand: was ich denn noch alles zu unserer schönen Sozialreform hinzu verlange, was denn eigentlich fehle und was denn so unentbehrlich sei, so sage ich ihm: Soziale Gesinnung, du mein törichter Bruder in Christo!

Im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift hat Friedrich Naumann einmal gesagt: „Das ist die Lage unseres Wirtschaftslebens: Der Großbetrieb erhebt sich in hundert Formen wie ein Riese. Vorläufig ist er absolutistisch. Er selbst hält diesen Zustand für den einzig möglichen, so wie es vor hundert Jahren die Könige taten. So wenig aber das absolute Königtum die endgültige Höhe des Staatswesens bezeichnet, so wenig ist ungemilderter und unbeschränkter Monarchismus die letzte und höchste Form des modernen Gewerbes. Auch der gewerbliche Herrscher wird stärker, wenn er seine Souveränität verteilt und ihr Grenzen gibt, die nicht von Zufall und Wohlwollen abhängen."

Friedrich Naumann ist berühmt gewesen und man hat seinen Worten gern gelauscht. Aber die Industrie hat seine kluge Mahnung nicht beachtet 15 Jahre lang. Es fehlte wohl nicht an gutem, ehrlichem Willen, aber es fehlte an sozialer Gesinnung. Man wollte helfen, aber man wollte um jeden Preis Herr im Hause bleiben. Eine Sozialpolitik, die auf moralische Eroberung der Arbeiter ausgeht, muß scheitern, zumal in Deutschland, wo man mit moralischen Eroberungen nun einmal kein Glück hat. Es kann sein, daß die Festung, die moralisch erobert werden soll, durchaus nicht den Wunsch hat, moralisch erobert zu werden, sondern sich darauf vorbereitet, die Anstürmenden mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Die Arbeiter lassen sich nicht erobern, doch haben sie zur Zeit den Ehrgeiz, zu erobern. Sie möchten das, was sie die Hochburgen des Kapitalismus nennen, mit allem Inventar. Das wäre Zerstörung ohne Aufbau, aber das muß nicht sein, so groß auch die Gefahr ist. Wir haben gesehen, wo und wie aufzubauen wäre.

Sozialpolitik ist nicht allein eine Sache des Staates, des Arbeitgebers und der Arbeiter, sondern eine Sache des Volks und jedes einzelnen. Die Gebildeten in Deutschland kämen sich heute arm vor, wenn sie vom Isenheimer Altar und von der Eroica nichts wüßten. Aber es stört sie nicht, daß sie keine Ahnung davon haben, wie es in der Wohnung und in der Seele einer Arbeiterfrau mit sechs verwilderten Kindern aussieht, deren Mann und Vater jahrelang im Felde gestanden ist. Das muß man aber wissen, wenn man dazu gehören will. Die Gebildeten haben es früher nicht gelernt. Sie müssen es nun lernen. Mit Schrecken sehen wir, daß viele von ihnen an den Erlebnissen

Digitized by Google

der letzten Monate teilnahmslos vorübergegangen sind, daß andere meinen, es sei jetzt nur ein Übergang. Allerdings, es ist ein Übergang. Aber der Weg geht nicht zurück, niemals wieder. Es ist auch gut so. Wir müssen nur alle den Mut haben klar zu sehen. Fürsorge ist erledigt oder wenigstens: gilt nichts mehr. Es gibt nur mehr Rechte und Pflichten, nach dem Buchstaben neuer Gesetze. Ob es nun ästhetisch erfreulich ist oder nicht: wir müssen und werden uns an einen Tisch setzen mit denjenigen, welche mit uns arbeiten. Sie wollen freieres, sorgenloseres Dasein mit uns teilen und alle Güter der Kultur. Und dazu müssen wir beitragen nicht aus Angst oder aus Schlauheit, oder um Zeit zu gewinnen, sondern aus Erkenntnis, die kein Opfer bedeutet, aus Rechtsgefühl, aus sozialer Gesinnung.

Wenn wir nicht in sozialer Gesinnung Sozialpolitik treiben, wird der Pöbel in Deutschland die Sozialpolitik machen. Dann aber ist alles hin.

Die Gewissensfrage.

Bei den Beratungen des Internationalen Friedensbureaus in Bern haben nach Zeitungsnachrichten die deutschen und österreichischen Vertreter eine Erklärung des Inhalts abgegeben, „daß sie im Interesse der Gerechtigkeit und „der Versöhnung der Völker in Zukunft eintreten werden, einerseits dafür, „daß die deutsche und österreichische Regierung die Publikation der Dokumente, „die Aufschluß geben können *über die Schuld an der Entfesselung „des Weltkrieges beschleunigt*, und daß *jeder Entstellung „der geschichtlichen Wahrheit im Jugendunterricht vor„gebeugt werde*, und anderseits dafür, daß durch amtliche Untersuchung „und dauernde Propaganda *dem deutschen Volke alle Verletzun„gen des Völkerrechts und alle vom deutschen Heere vor„genommenen Grausamkeiten bekanntgegeben werden*, „die die Folgen eines Systems des Terrors waren, dessen unerbittliche An„wendung das ganze Volk moralisch diskreditiert hat, und endlich dafür, daß die „loyale Durchführung des Friedensvertrages [also der Vernichtung und Schän„dung der deutschen Nation] durch tatkräftige Einwirkung auf die öffentliche „Meinung gesichert werde".

Die Fragen, um die es sich handelt, sind von so tragischem Ernst, sie bergen so ungeheure Gefahren für das gesamte *Deutschtum*, nicht bloß für das Deutsche Reich in sich, daß Haß und Verachtung hier verstummen müssen. Es gilt nicht unserer Empörung über schändliche Besudelung unseres Vaterlandes vor seinen Feinden Luft zu machen, noch weniger geringschätzig darüber hinwegzugehen, sondern zu erkennen, wie man weiteres Unheil abwehren kann. Die Männer, die ihre Heimat vor den Feinden bloßstellen, sind nicht alle Parteifanatiker, denen die Erniedrigung Deutschlands nur ein Mittel im Kampf gegen andere Parteien ist, Verblendete, deren Haß gegen das alte System die Vaterlandsliebe erstickt hat: es gibt unter der leider sehr großen Zahl der Männer dieser Richtung auch solche, die in glühender Liebe an des Reiches Größe und Herrlichkeit und Reinheit geglaubt, in denen der Zusammenbruch ihrer Illusionen einen wilden Fanatismus der Wahrheit entfacht hat, der vor keiner Zerstörung haltmacht. Und das sind die Gefährlichsten: denn sie haben recht in ihrem fanatischen Wahrheitsstreben, recht auch in der Überzeugung, daß es

Digitized by Google

keine sittliche Gesundung ohne reines Gewissen gibt, unrecht nur in ihrer Verblendung, ihrem Hasse, der sie die Wahrheit so wenig sehen läßt wie unsere Feinde und sie selbst zu den bösesten Feinden Deutschlands macht. Und wir sind wie sie durchaus davon überzeugt, daß die Gewissensfrage für uns alle heute die wichtigste ist. Denn ohne ein reines Gewissen kann sich kein Volk, am wenigsten das deutsche, wieder aus der Schmach erheben, und darum schreiben auch wir der Schuldfrage solch überragende Bedeutung zu.

Innerhalb des weitverzweigten, schwer entwirrbaren Komplexes von Problemen, den dieses kurze Wort zusammenfaßt, heben sich zwei als ganz besonders bedeutsam hervor: Serbien und Belgien. Daß Krieg an sich ein Verbrechen sei, ist ja eine Auffassung, die abgesehen von prinzipiell pazifistischen Kreisen, erst jetzt von unseren Feinden erfunden und verbreitet worden ist, und zwar mit der Beschränkung, daß es ein unerhörtes, fluchwürdiges Verbrechen sei, wenn Deutschland (oder seine Verbündeten) Krieg führen. (Wenn morgen die Vereinigten Staaten Mexiko überfallen, wird das eine Kulturtat sein!) Aber von jeher und bei allen billig Denkenden hat dem Kriege eines großen, mächtigen Staates gegen einen kleinen und schwachen ein Makel angehaftet. Die Sympathien sind naturgemäß auf seiten des Schwachen, um so mehr wenn er tapfer um seine Existenz kämpft. So war es ganz natürlich, daß die Welt für Serbien und Belgien gegen uns Partei ergriff, daß Rußland und England durch die schöne Parole des Eintretens für die angegriffenen Kleinen bei den Neutralen gewonnenes Spiel hatten. Das Urteil in dieser Sache ist längst von tausend Stimmen, ehrlichen und gekauften, gefällt, der Stab über uns gebrochen. Auf Jahre hinaus wird es vergebliches Bemühen sein, die Überzeugung des Auslands von unserer Schuld, von der Feinde Edelmut[1]) zu erschüttern. Um so wichtiger ist es, daß wir selbst gerade diese Fragen klar und mit furchtloser Wahrhaftigkeit erörtern und kennen lernen; und die letzten Monate haben dieser Erkenntnis ungemein wertvolle Hilfsmittel gebracht.

I.

Zunächst Serbien: für uns Deutsche ist die historische und politische Entwicklung dieses Landes so ziemlich terra incognita, wir empfanden nur immer, daß die Nachrichten, die darüber zu uns drangen, tendenziös gefärbt seien, sei es von österreichisch-ungarischer oder von feindlicher Seite. Doppelt willkommen ist daher das eben bei Orell Füßli in Zürich erschienene Buch „Kriegsursachen" von Dr. M. Boghitschewitsch, einem der besten und zuverlässigsten serbischen Diplomaten, der gerade in den kritischen Jahren 1907—1914 serbischer Geschäftsträger in Berlin war und mit seltener Kompetenz die verwickelten Fäden der Balkanpolitik zu verfolgen und zu entwirren weiß. Da sehen wir, wie nach der österreichfreundlichen Periode König Milans Serbien immer mehr zu einem vorgeschobenen Bauern in Rußlands Schachpartie gegen Österreich wurde; wie König Peter, der seinen Thron österreichischer Unterstützung verdankte, ganz ins russische Fahrwasser einlenkte; wie die großserbische Propaganda gegen Österreich-Ungarn geschaffen wurde, „forciert, ganz auf russischem Einfluß basiert", vor allem von dem späteren Ministerpräsidenten Paschitsch als gefügigem Werkzeug Rußlands, einem Manne der „in contumaciam zum Tode verurteilt, sich während des serbisch-bulgarischen

[1]) Es wäre allerdings unbillig, nicht anzuerkennen, wie tatkräftig unsere Feinde überall dort, wo sie als Herren auftreten, durch Gewalttaten, Hinterlist und Gemeinheit jeder Art für die Zerstörung der Legende von ihrem Edelmut wirken.

Digitized by Google

Krieges von 1885 in Bulgarien befand"[1]), später begnadigt und allmählich Führer der serbischen Irredentisten wurde.

In ganz neuem Lichte zeigt uns der Verfasser die bosnische Krise von 1908/9 und weist nach, daß „was Rußland und Serbien betrifft, der Krieg gegen Österreich schon damals eine beschlossene Sache war" (S. 31). Geradezu verblüffend sind die als Beleg hierzu angeführten Worte Paschitschs, vom August 1913: „Ich hätte schon im ersten Balkankriege, um auch Bosnien und die Herzegowina zu erwerben, es auf den europäischen Krieg ankommen lassen können; da ich aber befürchtete, daß wir dann Bulgarien gegenüber in Mazedonien größere Konzessionen zu machen genötigt wären, wollte ich zunächst den Besitz Mazedoniens für Serbien sichern, um dann erst zur Erwerbung Bosniens und der Herzegowina schreiten zu können" (S. 65).

Größenwahnsinn, wird man sagen; und persönliche Gehässigkeit Boghitschewitschs gegen einen politischen Gegner, werden Übelwollende hinzufügen. Aber diese an sich verrückte Anmaßung eines Balkanpolitikers, der sich einbildet, den Weltbrand entfachen oder aufhalten zu können, gewinnt doch eine hohe Bedeutung, wenn man die russischen Stimmen hört, die sie genährt haben. Im März 1909 erklärt Gutschkow dem serbischen Gesandten in Petersburg: „Ist unsere Rüstung einmal vollkommen durchgeführt, dann werden wir uns mit Österreich-Ungarn auseinandersetzen. Beginnt jetzt keinen Krieg, denn dies wäre Euer Selbstmord, verschweigt Eure Absichten und bereitet Euch vor, es werden die Tage Eurer Freuden kommen"[2]). Zu gleicher Zeit sagt Iswolsky, der damalige Minister des Äußern, demselben serbischen Gesandten, daß „die Harmonie zwischen England, Frankreich und Rußland durch die verschlechterte politische Lage Österreich-Ungarns immer besser würde, und daß der Kampf mit dem Germanentum unabwendbar sei"; und der Dumapräsident Chomjakow teilt ihm einen Ausspruch des Zaren mit, wonach „ein Zusammenstoß mit dem Germanentum in Zukunft unausweichbar sei und man sich darauf vorbereiten müsse". Chomjakow fügt hinzu „Rußland werde jede Vergewaltigung Serbiens als Beginn eines europäischen Brandes betrachten, sobald es wieder fähig sei, sein Wort zu erheben". (Weißbuch, Anlage VI 9, 10.) Nach Abschluß des Bulgarisch-Serbischen Vertrags im Frühjahr 1912 sagt der Zar selbst dem serbischen Kronprinzen, „daß nunmehr die Aspirationen Serbiens gegenüber Österreich-Ungarn bald in Erfüllung gehen werden" (Boghitschewitsch S. 36, der Vertrag S. 129 ff.).

Ein Jahr darauf berichtet der serbische Gesandte in Paris, die Entente habe den unmittelbar drohenden europäischen Krieg vermieden, „auch in dem Wunsche, den Balkanverbündeten Gelegenheit zur Erholung, Sammlung und Vorbereitung für Eventualitäten, die in einer nicht fernen Zukunft eintreten

[1]) So drückt es Boghitschewitsch S. 23 schonend aus. — [2]) Deutsches Weißbuch zur Schuldfrage, Anlage VI 8. Die einschlägigen Dokumente sind zum größten Teile sowohl im Weißbuch wie bei Boghitschewitsch abgedruckt, die ganze Reihe jedoch in keinem der beiden Werke, so daß man beide zusammen benützen muß. Ich ergreife die Gelegenheit, nochmals auf das Nachdrücklichste auf dieses für jeden Deutschen unentbehrliche Weißbuch hinzuweisen (vgl. Süddeutsche Monatshefte 1919, 272 ff.). Die offizielle Ausgabe „Weißbuch, betreffend die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges", ist nicht im Handel, ein Abdruck unter dem Titel „Deutschland schuldig?" bei Heymann in Berlin erschienen. Bei der Abfassung meines eben erwähnten Aufsatzes war mir nur die französische Ausgabe L'Allemagne est-elle coupable? zur Hand; ebenso fehlte mir gerade das Manuel des Origines de la Guerre von F. Roches, dessen Namen daher falsch geschrieben wurde.

Digitized by Google

könnten, zu gewähren" (Weißbuch, Anlage VI 23); Sasonow betont zur gleichen Zeit gegenüber dem serbischen Gesandten in St. Petersburg, „Serbien müsse für die künftige Zeit arbeiten, wo es viel Land von Österreich-Ungarn bekommen werde" (ebenda VI 21); und im August 1913, nach dem zweiten Balkankriege, rät er, „sorgfältig die Freundschaft Rumäniens zu erhalten. Rumäniens Hilfe werde uns auch in Zukunft nötig sein wegen unserer Aspirationen in Österreich-Ungarn" (ebenda VI 22). Wie wenig Sasonow die Erhaltung des Friedens wünschte, geht am klarsten aus einem Brief an den russischen Gesandten in Belgrad, Hartwig, vom 6. Mai 1913 hervor, in dem er diesen beschwört alles aufzubieten, um den ihn tief beunruhigenden Bruch zwischen Serbien und Bulgarien zu verhüten: denn dieser wäre „ein Triumph Österreichs. Seine Agonie würde dadurch um viele Jahre hinausgeschoben werden" (ebenda Anlage VI Einleitung § 4).

Immer wieder werden die Serben auf den bevorstehenden Kampf mit Österreich-Ungarn hingewiesen, von Frankreich ebenso wie von Rußland (ebenda Anlage VI 14, 19, 20 — Boghitschewitsch S. 127 ff., 141), immer wieder beteuert man ihnen „Rußland werde alles für Serbien tun" (Sasonow im November 1913, der Zar in besonders feierlicher Weise gegenüber Paschitsch im Februar 1914; ebenda Anlage VI 25, 26). Kann man einen kleinen, abhängigen Staat zielbewußter und gewissenloser in den Kampf mit einer weit überlegenen Großmacht hetzen? Gewissenlos war diese Politik, denn Serbien war für die Russen nur ein Werkzeug ihrer selbstsüchtigen Pläne. Im Oktober 1908, wo Rußland ein Krieg nicht gepaßt hätte, erklärt Iswolsky unumwunden, daß Rußland im Kriegsfalle Serbien preisgeben müsse (ebenda VI 5). Und es ist im höchsten Maße lehrreich, wie in der streng geheimen Russisch-Bulgarischen Militärkonvention von 1909 (Boghitschewitsch S. 115 ff.), Rußland dem kleinen Bulgarien alle Lasten und Gefahren aufbürdet, es zur Heeresfolge auch in einem russischen Eroberungskriege verpflichtet, während Bulgarien nur als Angegriffenem bedingte Hilfe zustehen soll. In diesem Vertrage, der ebenfalls ausdrücklich betont, daß „die Verwirklichung der hohen Ideale der slawischen Völker . . nur nach einem günstigen Ausgange des Kampfes Rußlands mit Deutschland und Österreich-Ungarn möglich ist", zeigt sich klar und zynisch die Haltung, welche Rußland von seinen Balkanvasallen fordert und die der kluge Nikita von Montenegro in die schönen Worte an Sasonow kleidet: „Ich stehe Rußland wie der Soldat seinem Vorgesetzten gegenüber . . . Ich bin in Montenegro König, aber Rußland gegenüber der Vollstrecker von dessen Anordnungen" (Boghitschewitsch S. 126).

Für Rußland sind, wie gesagt, die Balkanstaaten und ihre Aspirationen nur vorgeschobene Bauern seines Spiels. Die Partie geht um viel Höheres, um die Hegemonie über alle Slawen und vor allem um die Herrschaft über Konstantinopel und die Meerengen. Diesem seit Jahrhunderten verfolgten Ziele aber glaubte Rußland im Frühjahr 1914 ganz nahe zu sein und bereitete in dieser Zuversicht aufs eifrigste den Weltkrieg vor. Das beweist unwiderleglich der unendlich wichtige, viel zu wenig bekannte Bericht Sasonows an den Zaren vom 8. März 1914, der ein mit allen erdenklichen Einzelheiten ausgearbeitetes Programm für die Eroberung der Meerengen und Konstantinopels darstellt (Weißbuch Anlage X 1: in dem hier abgedruckten Bericht sind eine Reihe technisch militärischer Einzelheiten weggelassen, die zwar politisch belanglos sind, mir aber zur Ergänzung des ganzen Bildes russischer Eroberungspolitik wichtig erscheinen: sie zeigen, wie alles bis ins kleinste vorbereitet war, zu

Digitized by Google

einer Zeit, wo führende Männer in Deutschland bereit gewesen wären, Rußland zum Durchfuhrrecht durch die Meerengen zu verhelfen. Aber das hätte den Russen niemals genügt).

Wie hat sich demgegenüber Österreich-Ungarn verhalten? Daß es dem kaum verhüllten Wühlen, der von Jahr zu Jahr wachsenden Feindseligkeit des kleinen slawischen Nachbars und seines gewaltigen Schirmherrn nicht unbesorgt und untätig zusehen konnte, liegt auf der Hand. Daß es gegen diesen Nachbarn seinerseits feindselig und unfreundlich vorging, wird niemanden wundern. Aber während der vielen Jahre der Spannung und der einander ablösenden Balkankrisen haben die österreichischen Staatsmänner immer wieder, mit wechselnder Aufrichtigkeit und ungleichem Geschick, friedliche Lösungen gesucht, statt zum Kriege zu schüren. So wenig man die Annexion Bosniens billigen mag: sie war ein gefährlicher Schritt, der den Krieg entfesseln konnte, keineswegs aber entfesseln mußte, wie die von langer Hand vorbereitete Besetzung der Meerengen durch die Russen. Und der Mord von Serajewo, an dem Belgrad wenn nicht direkt, so doch moralisch mitschuldig war[1]), ließ in Österreich die Überzeugung seiner verzweifelten Lage, gegenüber der wachsenden Zersetzung im Innern und der von außen drohenden slawischen Sturmflut, wie den kriegerischen Entschluß gegen Serbien reifen. Das gibt Boghitschewitsch selbst offen zu (S. 79 ff.), das beweist vor allem der Brief des Kaisers Franz Joseph an unseren Kaiser (am 5. Juli 1914 überreicht, Weißbuch Anlage V 3), der in ruhigen, würdigen Worten die Gefahren schildert, die seinem Reiche von den Slawen drohen, und mit Recht betont, daß „die erhaltende Friedenspolitik aller europäischen Monarchen bedroht sein wird, solange dieser Herd von verbrecherischer Agitation in Belgrad ungestraft fortlebt". Nur aus äußerster Not entschließt sich Österreich zum Krieg gegen Serbien, nicht wie Rußland aus Eroberungssucht.

Man kann den serbischen Standpunkt wohl verstehen: den Kummer über die „unerlösten" Brüder in der Donaumonarchie, die Erbitterung über allerhand feindselige und schikanöse Maßnahmen des mächtigen Nachbars, vor allem der Ungarn. Man hat in Deutschland bisher viel zu wenig Verständnis für solche Gefühle gehabt: wie sie gegen das Schicksal unserer eigenen Brüder in Böhmen und Siebenbürgen, im Baltikum und in der Ukraine geradezu schmählich gleichgültig waren, so schien den meisten Deutschen der Irredentismus anderer Völker lächerlich oder verbrecherisch. Ich habe von jeher anders gedacht, weil ich zu lange in Ländern mit unterdrückten Stammesgenossen gelebt habe, um ihre Leiden und ihr Sehnen nicht zu würdigen. Ich kann nur hoffen, daß auch bei uns ein gesünderes Gefühl erwachen und wachsen wird, nun da wir leider Gottes mehr „unerlöste" Brüder unter fremder Fron leiden sehen als irgend ein anderes Volk. Man mag es für ein ethisch wichtigeres Postulat halten, daß die Serben, Rumänen, Italiener der alten Habsburger Monarchie mit ihren

[1]) Man denke nur an die Kette serbischer Bluttaten und Skandale von der Ermordung des Fürsten Michael Obrenowitsch 1868 bis zu der König Alexanders und seiner Gattin 1900, um den König Peter nach dem Zeugnis Sir Edward Greys gewußt hat, an alle die Fäden, die von Serajewo nach Serbien führten. Vgl. Boghitschewitsch S. 85: „Was die Schuldfrage betrifft, erachte ich es für meine Pflicht, wie schwer es mir auch fällt, ... im Interesse der historischen Wahrheit zu erklären, daß die Anschuldigungen der österreichisch-ungarischen Note, von geringen Ausnahmen abgesehen, auf Richtigkeit beruht haben. Das hat man in Petersburg gewußt, das hat man auch in London und Paris wissen müssen."

Digitized by Google

Stammesgenossen vereinigt werden, als daß jene fortbestehe[1]). Aber es ist doch Aberwitz, eine solche Auffassung von den Männern zu fordern, die zur Leitung der Monarchie berufen und verpflichtet waren. Für sie war doch selbstverständlich die Erhaltung und Förderung ihres Reiches höchstes, heiliges Gebot. Das ist eine solche Binsenwahrheit, daß man sie überhaupt nicht auszusprechen brauchte, wären nicht in unseren Tagen Hochverrat und Landesverrat aus „höheren ethischen Beweggründen" so modern. Daß die österreichischen Staatsmänner schwere Fehler, auch Verfehlungen begangen haben mögen, kann wohl sein: man wird sie aber erst richten dürfen, wenn die Akten des Ballplatzes uns vorliegen. Möchte das recht bald geschehen! Wir haben wahrlich kein Interesse daran, einzelne zu schonen, wo es das Wohl der Nation gilt[2]).

Und endlich Deutschlands Haltung? Hier liegt der Fall sehr einfach. Daß wir Österreich die Treue halten mußten, auch ganz abgesehen von ethischen Gesichtspunkten, schon weil die slawische Flut nach der Zertrümmerung der Donaumonarchie unmittelbarer noch uns bedroht hätte, das liegt auf der Hand. Daß unsere Regierung aber seit einem Jahrzehnt immer wieder sich bemüht hat, zwischen Österreich und Rußland zu vermitteln, zu versöhnen, daß sie während der schweren Krisen von 1908/9 und 1912/3 unablässig bestrebt war, den Frieden zu erhalten, das haben damals selbst die Feinde anerkannt; es geht auch aus Boghitschewitschs Berichten über seine siebenjährigen diplomatischen Erfahrungen in Berlin, dem wertvollsten, weil ganz neuen Teil seines Buches, offenkundig hervor[3]). Wenn er betont, wie allgemein die fried-

[1]) Doch höre man sogar über diese Frage den gewiß patriotischen Serben Boghitschewitsch (S. 25): „Was haben die Kroaten, die zweifellos kulturell höher stehen als die Serben, für ein Interesse, als untergeordnetes Glied in den serbischen Staat eingereiht zu werden, die Dynastie der Habsburger mit der Dynastie Karageorgewitsch zu vertauschen? Nur als gleichberechtigte Teile eines höheren Ganzen, mit ganz anderen als den heutigen serbischen Institutionen, hat die Vereinigung der Südslawen ihre Daseinsberechtigung. Mit der bloßen Namensbezeichnung eines ‚Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen' ist es nicht getan." Und dann denke man an die immer heftiger werdenden Proteste und Widerstände Montenegros gegen serbische Bedrückung. O Selbstbestimmungsrecht der Völker! — [2]) Während des Druckes erscheint nun in einem von Dr. R. Gooß zusammengestellten österreichischen Rotbuch eine Auswahl aus diesen Akten, welche die österreichische Regierung, vor allem den Grafen Berchtold, schwer belasten, Deutschlands guten Glauben und Willen aber aufs klarste bezeugen. — [3]) S. 36 ff. Vermittlungsversuche zwischen dem Staatssekretär von Kiderlen und dem französischen Botschafter in Berlin, Cambon, mit denen beiden Boghitschewitsch befreundet war (1912): „Herr von Kiderlen hat jedenfalls alles getan, um Österreich-Ungarn von Entschlüssen zurückzuhalten, die den europäischen Frieden gefährden könnten" [in den Fragen des Sandschaks Nowi Bazar und Albaniens]. „Schon im Oktober 1912 . . . war für Deutschland der Hauptzweck bei seinen Entschlüssen im Balkankonflikte einzig und allein die Erhaltung des europäischen Friedens" (S. 45). „Herr von Jagow (Staatssekretär seit Ende 1912) änderte in keiner Weise die friedliebende Tendenz der deutschen Politik, so daß ich auch in der Folgezeit in der Lage war, meiner Regierung hiefür unwiderlegliche Beweise vorzulegen, und ihr auch weiterhin wohlmeinende, aufrichtige und freundschaftliche Ratschläge der deutschen Regierung zu übermitteln, Ratschläge, die ebenfalls keine Berücksichtigung gefunden haben" (S. 58). „Nur vom Gesichtspunkte der Erhaltung des europäischen Friedens hat es Deutschland [1913, bei den Londoner Balkanverhandlungen] nicht gescheut, in einzelnen Fragen einen solchen Druck auf die österreichische Regierung auszuüben, daß derselbe in Wien sehr unangenehm empfunden wurde" (S. 58). „Deutschland war es, welches Serbien freundschaftlich warnte [vor den kriegerischen Absichten Österreichs, August 1913] . . . und Österreich-Ungarn abermals Mäßigung und Zurückhaltung in seinen Handlungen Serbien gegenüber dringend empfahl" (S. 76 f.). „Deutschland war es, das

Digitized by Google

liebende Tendenz unseres Kaisers und seiner Regierung von den fremden Diplomaten in Berlin anerkannt wurde[1]), sogar von dem russischen Botschafter Swerbejew[2]), so wird dies auf das Schlagendste durch Berichte bestätigt, die dieser während der Jahre 1912—1914 aus Berlin nach Petersburg sandte. Leider sind sie noch nicht veröffentlicht: einen berufeneren und weniger für uns voreingenommenen Zeugen können wir uns nicht wünschen.

So dürfen wir Deutsche Serbien gegenüber wahrlich ein ruhiges Gewissen haben: die Politik unserer Regierung in dem austroserbischen Konflikt, besonders was das Ultimatum Österreichs anlangt, mag einer jener Fehler sein, die „schlimmer als ein Verbrechen" sind: ein Verbrechen ist sie ganz gewiß nicht[3]). Wir haben den Kampf mit den Serben vermieden, solange es irgend anging, wir haben ihnen Frieden angeboten und sie nachdrücklichst gewarnt, ehe wir im Herbst 1915 zu einem vernichtenden Schlage gegen sie ausholen mußten (Boghitschewitsch S. 105). Sie müssen uns hassen, denn wir haben sie furchtbar geschlagen; aber unser Schild ist ihnen gegenüber fleckenlos.

II.

Wenn für Österreich-Ungarn die serbische Frage Ausgangs- und Angelpunkt des Krieges bildete, so ist in noch viel höherem Maße die belgische geradezu zur Schicksalsfrage des deutschen Volkes geworden. Sie hat mehr als irgend etwas anderes uns den Haß der Welt eingetragen, hat mehr Unheil und Verwirrung angerichtet als irgend ein anderes Problem der großen Katastrophe, und wird doch bis auf diesen Tag von der ungeheuren Mehrheit unseres

Österreich durch die nachdrücklichsten Vorstellungen in Wien gezwungen hatte [Juli 1914], den Ententemächten, vor allem Rußland, zu erklären, daß es auf alle Fälle die territoriale Integrität Serbiens respektieren werde" (S. 87: vgl. auch die wichtigen Erörterungen S. 88 f.).

[1]) „Die friedliebende Tendenz der deutschen Regierung fand Erwähnung und Anerkennung in den Berichten der früheren serbischen Gesandten in Berlin, sie zog sich wie ein roter Faden durch alle meine Berichte während voller sieben Jahre bis zum Ausbruch des Krieges hindurch, sie hat sich in den Berichten der belgischen Gesandten nicht nur von Berlin, sondern auch von London und Paris vorgefunden und sie war sicherlich in den Berichten [aller anderen] Vertreter zu lesen. Die Friedensliebe Kaiser Wilhelms II. wurde vom langjährigen russischen Botschafter Grafen Osten-Sacken, vom italienischen Botschafter Grafen Lanza, vom englischen Botschafter Lascelles und ich bin überzeugt auch von Sir Edward Goschen nicht einen Augenblick in Zweifel gezogen. Man rechnete mit ihr wie mit einem Axiom, das man mit absoluter Sicherheit in die politischen Kalküls einstellte" (S. 92). — [2]) „Swerbejew hat mir gerade bezüglich der albanischen Frage bestätigt, daß auch er von den uneigennützigen, konzilianten Absichten der deutschen Regierung und ihrem mäßigenden Einfluß auf Wien überzeugt sei und er wird wohl auch in diesem Sinne seiner Regierung berichtet haben" (S. 58). — [3]) Vgl. die Kritik des Schoenschen Berichts, Südd. Monatsh. 1919, 480 ff., vor allem aber die prächtig klaren, unwiderleglichen Ausführungen des Grafen Max Montgelas, Deutsche Politik, 12. Sept. 1919, S. 327, und 19. Sept., S. 359, die zeigen, wie Deutschland von Tag zu Tag dringlicher in Wien zur Versöhnung und zum Einlenken gemahnt hat, während „Wien, sehr mit Auswahl und nach eigener Wahl, davon manches angenommen, anderes verworfen hat. Wien war durchaus nicht Wachs in der deutschen Faust". Über die verschiedenen Mobilmachungen des Jahres 1914 vergleiche man Montgelas, Deutsche Nation, August 1919, wo auf wenigen Seiten diese ganze verwickelte Frage aufs klarste entwirrt und die bis zur äußersten Grenze geführte friedfertige Zurückhaltung der Zentralmächte mit Daten und Zahlen erwiesen wird. Ebenso sicher räumt Montgelas mit der Fabel auf, die deutschen Bemühungen hätten zu spät eingesetzt, „als jede Aussicht auf Vermeidung des Weltkrieges geschwunden war" (Ultimatum der Entente vom 6. Juni 1919, Absatz VII 1).

Digitized by Google

Volkes mißverstanden. Als ich vor ein paar Monaten die Wichtigkeit einer aktenmäßig genauen, allgemein faßlichen Darstellung dieses verwickelten Problems forderte (Südd. Monatsh. 1919, 275), wußte ich nicht, daß mein Wunsch schon erfüllt sei: gerade in jenen Tagen war das ausgezeichnete Buch des Obersten Schwertfeger, Der geistige Kampf um die Verletzung der belgischen Neutralität (Berlin, H. R. Engelmann), erschienen. Einer der besten Kenner des gewaltigen belgischen Aktenmaterials (aus dessen Fülle unter seiner Leitung die fünf inhaltschweren Bände „Zur europäischen Politik 1897—1914", Berlin, R. Hobbing 1919 herausgegeben sind), hat hier, aus genauer militärischer wie politischer Sachkenntnis schöpfend und von gewissenhaftester Objektivität geleitet, die verworrenen Fäden entwirrt und eine klare, fesselnde Schilderung des furchtbaren Dramas und seiner wichtigsten Darsteller gegeben. Wir wollen sie hier ganz kurz zusammenfassen.

Schwertfeger geht aus von der verhängnisvollen Verwirrung, welche die Publikationen über Belgien in unserer öffentlichen Meinung geschaffen haben. Der durch die militärische Notlage gebotene Einmarsch in Belgien ist nach dem Funde der Brüsseler Aktenstücke in ganz Deutschland als berechtigte Strafe für Belgiens schon längst vollzogene Verletzung seiner eigenen Neutralität aufgefaßt und dargestellt worden, während eine im August 1914 begangene Handlung doch nicht durch Dokumente gerechtfertigt werden kann, die den Handelnden damals unbekannt waren. Dazu kamen Irrtümer und Versehen in der Publikation jener Aktenstücke, die von Feinden Deutschlands außerhalb und innerhalb[1]) unserer Grenzen weidlich ausgebeutet und als bewußte Fälschungen gebrandmarkt wurden. Wie so oft haben auch hier, vor allem hier, unsere Rechtfertigungsversuche das Verdammungsurteil der Welt — abgesehen von wenigen vernünftigen Stimmen — nur gefestigt. Das große mächtige Deutschland, sagten unsere Feinde, habe sich unversehens auf das kleine Belgien geworfen, dessen Neutralität es selbst garantiert, dessen Vertrauen es in jahrelanger Hinterlist gewonnen habe: und nun da der tapfere kleine Gegner überwältigt war, verleumdete ihn der Sieger noch mit Hilfe von Fälschungen an Dokumenten aus seinen eigenen Archiven. Fürwahr, es kann kaum eine schlimmere Beschuldigung geben; und die Ahnungslosigkeit, mit der die deutsche öffentliche Meinung seit Jahren das Problem, eben durch jene Dokumente, zu unseren Gunsten gelöst glaubt, die Schärfe vieler deutscher Äußerungen gegen Belgien, die gegenüber einem kleinen, besiegten Gegner jedenfalls wenig vornehm war, verstärkten noch die üble Wirkung im Auslande. Eben darum ist es unerläßlich, daß die Deutschen von neuem und in klarer Erkenntnis die belgische Frage durchdenken.

Zu dieser Erkenntnis ist es nötig, die Entwicklung des Nationalgedankens und das Erstarken des Selbstgefühls bei den Belgiern zu verfolgen; daß sie von dem lähmenden Bewußtsein ihrer Schwäche gegenüber den mächtigen Nachbarn sich allmählich zu dem kraftvollen Entschlusse erhoben, ihre Neutralität um jeden Preis zu verteidigen, das war das Werk einiger patriotisch begeisterter und energischer Offiziere, vor allem Brialmonts, des berühmten Festungsbaumeisters und des Generals Ducarne. Anschaulich schildert Schwertfeger die Arbeit dieser beiden Männer (S. 60 ff., 97 ff. Belfried 1917 Heft 1, 2; 1918 Heft 3) und zeigt, wie mit einer auffallenden Gleichartigkeit beiden von

[1]) Maximilian Harden, Zukunft, 25. 1., 29. 3., 5. 4. 1919; dazu Schwertfeger S. 29. Wer je amtliche Übersetzungen nachgeprüft hat, weiß, daß hierin auch das Unglaublichste an Fehlern, und zwar völlig arglos, Ereignis werden kann.

Digitized by Google

England militärische Zusammenarbeit, angeblich zum Schutze der belgischen Neutralität, angeboten wird. Die Mission des Oberstleutnants Home zu Brialmont (1875) ist wenig bekannt, liegt auch schon zu weit zurück für unsere Frage: aber sie ist, wie Schwertfeger treffend bemerkt, der Auftakt zu den Besprechungen des englischen Militärattachés in Brüssel, Barnardiston, mit dem damaligen belgischen Generalstabschef Ducarne (1906), von denen die allbekannten Dokumente mit der Deckelaufschrift „Conventions anglo-belges" Kunde geben. Mag auch im Texte nur von „conversations" die Rede sein, mag auch die Landung eines englischen Heeres in Belgien erst n a c h einer Neutralitätsverletzung durch Deutschland vorgesehen sein, so ist doch klar, daß ein so weitgehendes Zusammenarbeiten des englischen und belgischen Generalstabes, natürlich ohne unser Wissen, Deutschland im Kriegsfalle von vornherein ernstlich benachteiligte.

Das hebt Schwertfeger eindringlich hervor, er räumt auch durch schlüssige Beweise mit der Fabel auf, die belgische Regierung habe sich mit diesen Dingen nicht beschäftigt[1]): aber er beweist anderseits, daß jenes militärische Einverständnis zwischen England und Belgien, das für 1906 erwiesen ist, bald darauf eingeschlafen sein muß[2]), wohl infolge der Abneigung der belgischen Regierung gegen diese „démarches singulières", die in den Berichten ihres Vertrauensmannes, des Gesandten in Berlin Baron Greindl, immer wieder getadelt werden. Ducarne selbst ist stets ein Vorkämpfer der Auffassung gewesen, daß Belgien sich gegen j e d e Verletzung seiner Neutralität, von welcher Seite sie auch komme, wehren müsse, aber er findet es das gute Recht seines Vaterlandes, als Vorsichtsmaßregel gegen einen höchst wahrscheinlichen Angriff Deutschlands eine Verständigung mit England zu treffen, das er als „gleichsam sicheren Verbündeten" ansieht. Denn von allen Garanten der belgischen Neutralität flöße England die geringsten Besorgnisse ein. Das stimmt freilich schlecht zu Ducarnes im Jahre 1900 mit allem Nachdruck in einer amtlichen Denkschrift vorgetragenen Auffassung von den Pflichten eines dauernd neutralen Staates, die ihm jede Art von Unterhandlungen mit fremden Mächten verböten und die ganz unparteiische Zurückweisung jedes Vorteils und jeder Hilfe auferlegten (Schwertfeger S. 61).

Die „Conversations anglo-belges" wurden im Jahre 1912 vom englischen Militärattaché Oberstleutnant Bridges mit dem belgischen Generalstabschef Jungbluth wieder aufgenommen (Schwertfeger S. 40 f.), scheinen jedoch abermals nicht lange gewirkt zu haben. Wie außerordentlich wichtig sie gewesen sind, führt uns Schwertfeger eindringlich zum Bewußtsein (S. 33—39). Wie weit sie sich rein formal, völkerrechtlich, mit den Verpflichtungen Belgiens vereinigen lassen, mögen Kompetentere entscheiden. Daß sie dem Geiste der Neutralität

[1]) Die feierliche Erklärung der belgischen Regierung (II. Belgisches Graubuch Nr. 102, Schwertfeger S. 5): „Jamais il n'y eut de la part d'un gouvernement, quel qu'il soit, ni pourparlers ni propositions au sujet de semblable convention . . . jamais une conclusion quelconque de ces conversations ne fut proposée soit en Conseil des Ministres, soit à un Ministre en particulier", ist nur dem Buchstaben nach wahr. Die Unaufrichtigkeit liegt in den Worten, die ich — aber nicht das Graubuch! — gesperrt abdrucke. Genau so konnte Grey „wahrheitsgetreu" versichern, daß keine „bindende Abmachung" zwischen England und Frankreich bestehe. — [2]) „Was wird England tun und was wird es tun können? Wir waren uns über diesen letzten Punkt im Juni 1906 ganz klar, wir sind es nicht mehr, weil unsere Beziehungen jenes Zeitpunktes nicht fortgedauert haben (nos relations de ce moment n'ont pas continué)," schreibt Ducarne in einem Bericht an den Kriegsminister vom 31. Januar 1909 (Schwertfeger S. 75, vgl. 77).

Digitized by Google

widersprechen, scheint mir offenbar, und auch aus Baron Greindls Berichten spricht dieselbe Auffassung. Aber anderseits kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß diese um mehrere Jahre zurückliegenden „Besprechungen" oder „Konventionen" Deutschland nicht das formale Recht gaben, 1914 in Belgien einzurücken; vor allem aber auch nicht das ethische Recht, da wir ja damals von jenen Machenschaften gar nichts geahnt zu haben scheinen[1].) Hier ist der größte Teil der deutschen öffentlichen Meinung auf einem gefährlichen Holzwege, den wir möglichst rasch verlassen sollten.

Über Frankreichs alte Gelüste auf Belgien, über die geringe Bedeutung, die französische Militärs und Politiker zu den verschiedensten Zeiten der belgischen Neutralität beimaßen, belehrt uns am besten Ducarne selbst in seinen Reden und Schriften[2]). Ungemein bezeichnend dafür sind auch die Berichte des belgischen Gesandten in Paris (S. 125 f.) und vor allem des Militärattachés Collon, der im Frühjahr 1914 nach Brüssel berichtet, eine Neutralitätsverletzung durch Frankreich komme seit 1913 nicht mehr in Betracht. Wie sich jetzt aus den Verhandlungen der französischen Untersuchungs-Kommission über die vorzeitige Räumung des Erzbeckens von Briey ergibt (April 1919, Schwertfeger S. 127 f.), wurde wirklich im Frühjahr 1913 der seit 1911 gültige französische Operationsplan Nr. 16, der Belgien unmittelbar bedrohte, durch einen neuen (Nr. 17) ersetzt, der denn auch im Kriege zur Anwendung gekommen ist.

Außerordentlich wichtig ist die Feststellung, daß eine Verletzung der belgischen Neutralität als unabwendbare Notwendigkeit, nicht als Verbrechen behandelt wird, und zwar in der gesamten einschlägigen Literatur nicht nur Frankreichs, sondern auch des am stärksten interessierten, bedrohten Belgien. Ducarne[3]) erkennt genau wie Greindl die Notlage an, die Deutschland zu einer Handlung zwingen könnte, gegen die, als sie 1914 eintrat, die Welt wie zu einem Kreuzzug unter Englands Führung aufgerufen wurde.

---

[1]) Vielleicht äußert sich zu diesem Punkt ein Offizier des damaligen Generalstabs. D. Schr. — [2]) Schwertfeger S. 62ff., 68. Abgesehen von der allzu weit zurückliegenden Tatsache, daß Napoleon III. 1852 Belgien einfach mit Waffengewalt besetzen und annektieren wollte, tauchte derselbe Plan 1869 wieder mit verstärkter Kraft auf. 1870 hat nach Ducarne nur die Stärke der belgischen Grenztruppen die bei Sedan eingekesselte französische Armee von dem bereits beschlossenen Einbruch nach Belgien abgehalten. In einer Denkschrift von 1900 führt er mehrere französische Militärschriftsteller an, die sich höchst geringschätzig über die belgische Neutralität äußern: „eine bloße Fiktion, ein bloßer diplomatischer Ausdruck" u. ä. Mollard sagt, die Verletzung der belgischen Neutralität werde für ihre Garanten „nicht etwa die Ursache, sondern ein Vorwand für ihre Intervention sein". Siehe England 1914! [3]) „Es ist ein Gebot der Klugheit, den Verträgen nur einen verhältnismäßig geringen Wert beizumessen. Welches Vertrauen auch die Diplomaten oder die Regierungen ihnen entgegenbringen können oder müssen, welche Sicherheit sie aus empfangenen Versprechungen oder gegebenen Bürgschaften entnehmen mögen: verlieren wir nie aus den Augen, daß es nicht die Diplomaten sind, die die Armeen leiten werden" (Schwertfeger S. 62). „In jedem Falle können wir schließen, daß man sich weder auf der einen noch auf der anderen Seite im gegebenen Moment um unsere Neutralität kümmern wird, wenn wir nicht in der Lage sind, ihre Respektierung mit Waffengewalt zu erzwingen" (S. 69). Anfangs 1909 fordert Ducarne einen besseren Nachrichtendienst und hinreichende Spionage: beides brauche man in einem Lande, das mit einem Angriffe dreier Nationen rechnen müsse, die seine Nachbarn seien (S. 79). Ende 1912 bezeichnet er Frankreichs Vorgehen durch Belgien als ganz selbstverständlich und sicher. Angesichts der starken deutschen Befestigungen in den Reichslanden sei „der Gewinn (le bénéfice) eines Vorstoßes durch Belgien für Frankreich ebenso angezeigt wie für die Deutschen" (S. 90). Können wir uns einen besseren Entlastungszeugen für unsere Umgehung der französischen Festungskette wünschen?!

Digitized by Google

Und England selbst? Daß es über seine eigene flagrante Verletzung der dänischen Neutralität (1807) und über mannigfache andere ähnliche Handlungen anders dachte als über Belgien, wird niemanden wundern. Aber auch Belgien gegenüber hat es seine Haltung merkwürdig geändert. Während es sich 1870 — und dann wieder von 1906 an — zum getreuesten Beschützer des kleinen Königreichs aufwarf, hat es sich 1887 zu der wesentlich sanfteren Doktrin bekannt, daß ein Durchmarsch keine Neutralitätsverletzung zu sein brauche, jedenfalls keine, die Englands bewaffnetes Einschreiten erfordere. Natürlich hat es diese Auffassung nicht amtlich verkündet — beileibe nicht. Aber Schwertfeger hat in diesem Falle das diplomatische Versteckspiel, in dem England Meister ist, sehr hübsch entlarvt[1]). Auch 1914 hat sich England nur deshalb für Belgien eingesetzt, *weil es den Krieg wollte*; sonst hätte es durch eine rechtzeitige bündige Erklärung, um die es ja von Deutschland gebeten wurde, eine Erklärung gleich der von 1870, Belgien wahrscheinlich retten können[2]). *Es hat diese Erklärung mit Vorbedacht unterlassen*, denn ein schönerer Kriegsvorwand, nach innen wie nach außen, konnte ihm ja gar nicht zufallen. **All is fair in love and in war** (Alles ist erlaubt in Liebe und Krieg) sagt ein nur im Englischen überliefertes Sprichwort.

Not kennt kein Gebot, sagen wir. Dieses Wort, um dessentwillen wir so viel geschmäht worden sind, ist doch nichts anderes als die Quintessenz aller französischen und belgischen Erörterungen über die Neutralität, wohlgemerkt *vor* dem Kriege. Daß wir formal Belgien gegenüber im Unrecht waren, ist klar; daß wir uns nicht hinterher auf die belgischen Aktenstücke als Entlastungszeugen berufen durften, habe ich oben ausgeführt. Aber es ist doch einleuchtend, daß ein vor 80 Jahren für eine ganz bestimmte politische Lage geschlossener Vertrag nicht mehr dieselbe Bedeutung haben kann, wenn sich die Konstellation, auf der er beruht, so gründlich geändert hat wie die europäische seit 1839 — sogar seit 1887, wo Bismarck noch einen Durchmarsch durch Belgien verwarf. Dieser Krieg war von vornherein für uns ein Kampf auf Leben und Tod, unsere Lage war vom ersten Tage an eine verzweifelte. Ein Feldherr oder Staatsmann, der uns um jenes Vertrages willen der einzigen Sieges-, d. h. der einzigen Rettungsmöglichkeit beraubt hätte, wäre ein Verbrecher an seinem Volke. Diese unerhörte Notlage rechtfertigt unser Vorgehen, vor uns selbst und vor der Geschichte.

Nun war aber das Eintreten dieser Notlage schon seit Jahren als eine immer bedrohlichere Möglichkeit vorhergesehen, und es erhebt sich die Frage: wie war es möglich, daß von deutscher Seite keine nähere Fühlung mit den leitenden militärischen Stellen Belgiens, keine erfolgreichere Erkundungstätigkeit er-

[1]) S. 104 ff., 164 ff. Am 27. Januar 1887 verspricht der englische Gesandte in Brüssel, Lord Vivian, dem belgischen Minister des Äußern, „daß Belgien im Falle eines Krieges auf England rechnen könne". Am 13. Januar erklärt der englische Botschafter in Wien, Paget, dem belgischen Gesandten, daß „England unbedingt die belgische Neutralität verteidigen müsse". Am 4. Februar beginnt eine von dem offiziösen „Standard" geleitete Pressekampagne zugunsten der These, England könne und müsse sogar Deutschland oder Frankreich den Durchmarsch durch Belgien erlauben. Kurz darauf sagt Lord Vivian, Belgien täte am besten, *sich so vorzubereiten, als ob es allein handeln müßte*. Und Paget in Wien am 12. Februar: „England sei nicht gebunden, unsere (Belgiens) Neutralität zu verteidigen, wenn die anderen Großmächte untätig blieben. Belgien täte am besten, selbst für seine eigene Verteidigung zu sorgen". — Ein Kommentar ist wohl überflüssig! — [2]) 1870 bedrohte bekanntlich England denjenigen der beiden Gegner mit Krieg, der Belgiens Neutralität verletze. 1914 ersuchten wir bloß um die Zusicherung von Englands Neutralität, falls wir die belgische achteten.

Digitized by Google

reicht wurde? Hätten wir z. B. von den anglo-belgischen Verhandlungen etwas gewußt, so wäre unsere Stellung zu Kriegsbeginn eine wesentlich andere gewesen.

Und ferner: wie war es möglich, daß nicht das ganze Material zur belgischen Frage, die reiche ältere Literatur, aus der z. B. Schwertfeger schöpft, längst durchgearbeitet und das Wichtigste daraus zusammengestellt war?! Wie der Generalstab nur den fertigen Mobilmachungsplan hervorzuholen brauchte, so hätte doch die fast ebenso wichtige politisch-diplomatische Mobilmachung vorbereitet, die Unterlagen für das Ultimatum an Belgien, für Reden und Erklärungen des Kanzlers bereit liegen müssen. Dieser Mangel aller Vorbereitung widerlegt übrigens aufs beste die Beschuldigung, wir hätten schon seit Jahren Belgien hinterlistig eingelullt, während wir uns heimlich anschickten, es zu überfallen. Freilich bemerkt Schwertfeger (S. 25) mit Recht, daß letzten Endes nicht Worte, sondern die Tat auch hier das Entscheidende sei, das uns den Haß der Welt eingetragen habe. Aber wie viel günstiger hätten doch berechtigte Begründungen unserer Handlungsweise wirken können, als ein nacktes Eingeständnis der Schuld, wie es auch jetzt wieder in Versailles erfolgt ist.

Denn schließlich stellt sich die Sache doch so dar: Wir waren durch bitterste Not gezwungen, durch Belgien zu marschieren, das entlastet uns. Die Belgier hätten ohne Schande den Durchmarsch gestatten können: was, abgesehen von einer ganzen Schule älterer Politiker, der belgische Minister des Äußeren Baron de Favereau noch 1906 als eine möglicherweise unvermeidliche Zwangslage bezeichnete, die aber noch keineswegs die Preisgabe der belgischen Neutralität und Teilnahme am Kriege bedingen müsse[1]), das konnte doch 1914 nicht eine so ehrlose Handlungsweise geworden sein, daß sich kein Volk dazu bequemen dürfe. So hätte auch Belgien ohne Minderung seiner Ehre unser Ultimatum annehmen oder unsern Durchmarsch unter Protest dulden können. Aber daß es sein Schicksal in vollem Bewußtsein der furchtbaren Folgen auf sich genommen hat, war eine tapfere und schöne Tat, die gerade wir anerkennen sollten, zumal auch dieser Entschluß Belgiens, das demnach aus freien Stücken in den Krieg eintrat, uns weiter entlastet.

Hervorragende Belgier wie Ducarne haben selbst die Neutralisierung ihres Vaterlandes als eine schwere, lästige Fessel, keineswegs als Schutz betrachtet, sie wußten wohl, daß „wirkliche Neutralität allein das Vorrecht des ganz Starken ist". Daß uns Starken verzweifelte Not gebot, den kleinen und schwachen Staat schwer zu schädigen, war ein tragisches Geschick. Daß wir uns sofort bereit erklärten, den Schaden wieder gutzumachen, ganz abgesehen vom formalen Rechtsstandpunkt, war recht, und wir hätten davon nie abgehen sollen. Daß England im Falle Dänemarks, die Entente im Falle Griechenlands, nie daran gedacht haben, ihr Unrecht zu sühnen, entlastet uns nicht. Was anderen recht ist, darf uns beileibe nicht billig sein. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Nie hat der alte Satz so gut gepaßt. Wir haben uns seiner Erkenntnis zu lange verschlossen. Möchten wir endlich aus unserem Verderben lernen, uns selbst *gerecht* zu beurteilen, nicht in selbstgefälliger Verblendung, aber noch viel weniger in zerknirschtem Glauben an die Verleumdungen unserer Feinde, sondern nach der Wahrheit, die wir mit heißem Bemühen suchen.

Georg Karo.

[1]) Schreiben Favereaus an den Kriegsminister Cousebant d'Allemade, vom 17. 2. 1906, erwähnt von P. Dirr, Belgien als französische Ostmark S. 353, vgl. 406, 452 f. Dirrs Buch enthält eine Fülle wertvollen Materials über die unermüdlichen, ebenso zähen wie geschickten Bestrebungen Frankreichs, aus Belgien eine französische Provinz zu machen, zunächst kulturell, als Vorbereitung für einen wachsenden politischen Einfluß.

Digitized by Google

Allgemeine Waffenpflicht — Allgemeine Schaffenspflicht[1]).

Motto: Wir sind es müde, mit Geschaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Geborenes, um mit ihm zu leben, Du um Du. Paul de Lagarde, Deutsche Schriften.

Der unerhörte Aufschwung in Deutschlands Wirtschaftsleben seit 1870 hat seinem äußeren Kulturbild keine Segnungen gebracht. Im Gegenteil, wir haben mit wachsendem Unwillen zusehen müssen, wie die überlieferten Güter, unsere sagenumwobenen Schlösser und Burgen, die stolzen Städte, Zeugen selbstbewußter bürgerlicher Kunsttätigkeit, die anspruchslosen Idyllen der Dörfer sinnlos und nachhaltig verschimpfiert wurden.

Burgen und Ruinen fielen falsch gerichtetem historischen Sinn zum Opfer, dem der wachsende Wohlstand mehr Geldmittel zuführte, als zur bloßen Erhaltung nötig waren. Verlogene Nachahmung unwiederbringlich vergangener Stilformen entwertete selbst das noch echt Erhaltene und vernichtete gründlichst den Zauber der Vergangenheit.

In den Städten war natürliches Wachstum das zerstörende Element, obgleich es das nicht notwendig hätte sein müssen, wie es die Beispiele organisch entwickelter Gemeinwesen früherer Zeiten bezeugen. Einst wies das von Mauern umschlossene, kräftig zusammengefaßte Stadtbild in seinem Innern kunstvolle Gliederung auf. Von den Toren aus durchzogen große Verkehrsadern die Häusermassen und trafen sich in den Hauptplätzen, wo die wichtigsten Baudenkmäler an beherrschender Stelle und vom erweiterten Raum aus gut übersehbar standen. Die Häuserflut zwischen den Hauptzeilen war durch schmälere Gassen und durch enge Durchlässe aufgeteilt, die nur Fußgängern Raum boten und in deren Höhen die Hausgiebel sich grüßten. Durchfahrten unter Straßenabschlüsse bildenden Häusern, leichte Krümmungen der Gassen, welche den Einzelfronten Geltung verschafften, sackartige Raumerweiterungen, wo der Verkehr es heischte, brachten Mannigfaltigkeit in das Straßengefüge, ebenso wie vereinzelte Baumgruppen, stille Pfade längs grün überwucherten Mauern, an den Ecken von Gartenhäuschen betont. Mächtige fensterlose Hausgiebel nach Norden und toten Winkeln, der Südsonne und Fernsicht zugewandte Erker halfen dazu gleicherweise wie überdachte Bogengänge, die, bei ungünstiger Witterung den Dohineilenden Schutz boten.

Wie trostlos verarmt ist dagegen das heutige Stadtbild! Eintönige Straßenzüge, wohin man auch den Fuß setzt, einer so breit wie der andere, ob sie nun dem Verkehr dienen oder das ganze Jahr keinen Wagen sehen, mit frostigen Eisengittern umzäunte Vorgärten, gleichgültig ob gegen Nord oder Süd gerichtet, ein Haus so hoch wie das andere, in langweilig gleicher gerader Linie, nie unterbrochen von einer Mauer, von wirklichen Gärten, von einem irgendwie markanten Vorsprung, nur unterschieden durch mehr oder minder häßliche und überflüssige Stuckverzierungen, die Straßenecken mit ihrem stereotypen Zigarren- oder Kolonialwarenladen. Ab und zu ein größerer Platz von Katasteramts Gnaden mit den „Anlagen" oder dem „Denkmal" irgendeiner posierenden Figur in Gehrock oder Uniform, deren Aufstellung von Kommissionen beschlossen, deren Kosten von Kommissionen zusammengebettelt, deren Ausführung von Kommis-

[1]) Dieser Aufsatz sollte in einem Heft über die Schönheit des deutschen Landes erscheinen — da die inzwischen verflossenen vier Jahre zu einem solchen Heft keine Gelegenheit geboten haben, möchten wir ihn unsern Lesern nicht länger vorenthalten. D. Schr.

Digitized by Google

stonen vergeben und die, wenn es anginge, auch noch von Kommissionen in Stein gehauen oder in Bronze gegossen würde.

In der Namengebung der Straßen zeigen sich ja ebenso Gedankenarmut und Schematismus. Wo einst jeder Flecken seine urwüchsigen Benennungen hatte, die aus dem Sprachgut des Landstrichs geschöpft waren, findet man heute überall, ohne erst hinzusehen, die Kaiser-Wilhelm-, die Bismarck- und jetzt gar die Hindenburgstraße. Diese Ehrungen sind so einfach und kosten nichts, nicht einmal Nachdenken. Denn daß bei dem geübten Verfahren die Namen der Romantiker im Prostituiertenviertel vertreten sind, während sich Goethe und Schiller neben Paul Heyse im industriellen Stadtteil ein Stelldichein geben, das stört die Namensgebungskommission keineswegs.

Was anfangs nur in Großstädten, noch entschuldbar durch das rasche Wachstum sich vollzog, beginnt neuerdings auch die kleineren Städte anzufressen, die immer noch als Horte schöner Überlieferungen gelten durften. Hier ist es weniger die Notwendigkeit, die mit dem Alten aufräumt, als die Sucht, es der Großstadt gleichzutun. Da werden alte Tore eingerissen, die vorgelagerten Haustreppen und in die Straße ragenden Wirtshausschilder entfernt, angeblich als Verkehrshindernisse, die geschlossenen Mauern alter Patrizierhäuser durchbrochen, um großen Schaufenstern Platz zu machen, die doch nur billigen Plunder feilbieten, ob auch jedermann im Ort die Geschäfte und das, was sie führen, zur Genüge kennt. Es gibt da Städtchen, die noch vor zehn, zwölf Jahren ein entzückend heimeliges Bild ihrer Gassen und Winkel zu Anziehungspunkten für Wandernde machten und die sich heute kaum mehr von einer schlecht angelegten neuen Vorstadt unterscheiden. Die Hausmauern der oberen Stockwerke lasten ohne jede organische Verbindung auf den Riesenglasscheiben der Schaufenster, hinter denen elektrische Bogenlampen abends alle Banalitäten einer überflüssigen Talmi-Großstadteinrichtung grell beleuchten. Die ehemals edel gegliederten Fassaden sind durch minderwertige Stuckzutaten, durch farbige Kacheln und falsche Verblendziegel verkleistert, die wuchtigen Ziegeldächer durch kulissenartige Aufbauten und Zinkornamente in ihrer Wirkung beeinträchtigt.

In kleinen Nestern findet man neuerdings schon an Stelle behaglich einfacher Wirtsstuben das „Café", den Stolz des Ortes, mit Marmorsäulen und Spiegelwänden, Kunststeinreliefs, farbiger eingelassener Keramik und dergleichen Kitsch, mit Klubsesseln, in denen sich Portokassenkavaliere mit ihren Damen breitmachen, das eigentliche „Publikum", für dessen Bedürfnisse diese zeitgemäße Umwandlung unserer alten Überlieferungen vor sich geht. Nicht zu vergessen die Anzahl Kinos, die um die Gunst eben derselben Herrschaften willen, wiederum einige Lücken in das ehrwürdige Stadtbild reißen.

Und wenn gar ein Dachpappenfabrikant Sitz und Stimme in der Gemeindeverwaltung hat, dann sind wohl die Hauptstraßen, die einst ehrliches Steinpflaster aufwiesen, samt den Bürgersteigen in Asphalt ersäuft.

Die neuen Gebäude endlich, ganz gleich ob privater, staatlicher oder städtischer Natur, weisen einen von Jahr zu Jahr zunehmenden Verfall der Baukunst auf. Während die ersten Jahrzehnte nach 1870 noch einem akademischen Baustil huldigten, der zwar trocken und hart ohne eigentliches Gefühl für die Einzelheiten künstlerischer Durcharbeitung doch nicht ganz die Grundregeln der Architektur vermissen ließ, hat seit den neunziger Jahren eine vollkommene Desorganisation Platz gegriffen, deren Hauptmerkmale eine Verschrobenheit und kleinliche Verschachtelung der Hauptbaumassen und eine sinnlose Häufung billiger falsch angebrachter ornamentaler Zutaten sind, wobei Material und Ausführung allerdings die Auf-

Digitized by Google

traggeber, ob Privatleute, Staat oder Gemeinde, ein schönes Stück Geld kosten, das einer besseren Sache würdig, lieber aufgespart bliebe.

Erst völlig planlos ist die ganze eigentlich städtebauliche Gestaltung. Während früher das Stadtbild die schon erwähnte Geschlossenheit aufwies, die notwendigen Erweiterungen sich wie Jahresringe von Zeit zu Zeit immer wieder um die zu eng gewordenen alten Mauern fügten und außerhalb der Stadt den grünen Gürtel der Wiesen, Felder und Wälder unberührt ließen, wird heute die Bautätigkeit nach allen Richtungen hin verzettelt. Das bedingt für kleinere Orte verhältnismäßig unnütz große Entfernungen, zerstückelt das Städtebild einer-, das Landschaftsbild andrerseits und bringt der dieser Erscheinung zugrunde liegenden natürlichen Sehnsucht des Einzelnen nach Natur und Einsamkeit doch nicht die anfänglich beabsichtigte Erfüllung.

Was die kleine der großen Stadt abguckte, das wollte das Dorf dem nächsten Provinzstädtchen gleichtun. Die prächtigen alten Hecken waren zu ländlich, da mußten Ziegelsteinsockel und eiserne Stakete oder Stacheldrahteinfriedungen her. Das war nicht schön, aber kostete Geld. Das Bauernhaus mußte einen villenähnlichen Aufputz durch irgendwelche häßlichen Unmöglichkeiten erhalten, das kostete auch Geld. Um die Dorflinde bildeten sich künstliche „Anlagen" mit einem Eisengitter, wo ehemals Enten und Gänse im Grünen watschelten. Und zum Schluß durfte die Büste des Landesfürsten nicht fehlen, die man von einer Fabrik bezog. Daß der Ortsgeistliche für die Restaurierung, zu deutsch Verschandelung, seiner Kirche sorgte, war bei den Vorbildern, die seine städtischen Amtsgenossen gaben, selbstverständlich. Das kostete wieder- und wieder- und wiederum Geld. So ungefähr im kleinen wird damit das Gesamtbild der Unkulturentwicklung veranschaulicht, dem die künstlerisch Einsichtigen bislang mit Ingrimm, aber ohnmächtig zusehen mußten. Zeigt sich doch in fast allen Äußerungen der Volkstätigkeit dieses Unangemessene, dies Über-die-Verhältnisse-Hinauswollen, dieses Nicht-am-rechten-Platze-stehen.

Gewiß dämmerten Anzeichen einer Besserung auf. In Einzelfällen setzte sich künstlerischer Wille durch, wurde drohende Vernichtung alten Kulturguts verhindert, kamen kleine, selbst große Bauaufgaben in die rechten Hände.

Aber eine großzügige Änderung, die planmäßige Behandlung ganzer städtebaulicher Aufgaben blieb noch in weiter Ferne. Wo daran zu rühren gewagt wurde, stieß man an Baupolizeiordnungen, an genehmigte und abgesteckte Baufluchtlinien, sanitäre Vorschriften, Interessen privater Spekulation u. a. m.

Hier mußte die nächste Arbeit einsetzen. Die Wegräumung solcher falsch ausgedeuteter und unrecht angewandter Regeln war das nächstliegende Ziel, die Zusammenfassung der vielen widerstreitenden Gesichtspunkte egoistischer und wirtschaftlicher Natur und deren Unterordnung unter große allgemeine Richtlinien war anzustreben. Gewiß eine Riesenarbeit, die zu vollbringen es zäher Beharrlichkeit bedurfte. In dem Zweckverband Groß-Berlins zur Erhaltung des grünen Naturgürtels um die wachsende Großstadt war schon der erste tastende Versuch gegeben, der in einiger Zeit sicher Nachfolge zu werben versprach. Da fuhr in all die nach Ausdruck ringende neue Gestaltungsarbeit, in den Widerstreit der Meinungen wie ein Blitzstrahl der Krieg!

Unter den großen Überraschungen, die er brachte, bleibt wohl die größte und erhebendste, daß er uns zeigte, wie auch heute noch die Millionenmassen eines Volkes von einem einheitlichen Gedanken entflammt werden können, wie eine straffe Organisation diese Millionen leiten, ordnen und jedem Einzelnen bis zum Letzten und Geringsten seinen Platz anweisen kann. Das zeigte uns der Auf-

Digitized by Google

marsch der Riesenheere, deren herrliche feldgraue Scharen wie die Verkörperung eines neuzeitlichen Begriffes, des Begriffes Großdeutschland, wie die endgültige Überwindung aller faulen und falschen Romantik wirkten. Das zeigte die bewunderungswürdige Leistung der Eisenbahnverwaltung, die allen urplötzlich sich einstellenden Anforderungen gewachsen war, das zeigten die finanziellen und wirtschaftlichen Maßnahmen, noch zuletzt die großzügige Organisation der Kriegsgetreidegesellschaft, die unter Überwindung all der kleinen widerstreitenden eigennützigen Interessen und den tausendfältig verästelten Formen geschäftlicher, verkehrstechnischer und wirtschaftlicher Schwierigkeiten zum Trotz, die geregelte Ernährung des Sechzigmillionenvolkes ermöglichte.

Angesichts solcher Erscheinungen fragt man sich, ob es nicht doch ausführbar wäre, die Gesamtheit des Volkes, oder vorerst wenigstens eine einflußreiche Oberschicht auch für eine kulturelle Idee zu entflammen. Heißt es nicht und wie wir fest annehmen mit Recht, daß wir den jetzigen Krieg für unsere Kultur führen? Da müßte doch eine Verödung, ein Absterben eben dieser Kultur den Kampf dafür als unnützes Unternehmen erscheinen lassen?

Wird nicht auch der Mangel an Idealen, das Überwiegen egoistischer Motive an unsern englischen Feinden mit Abscheu gegeißelt? Worin zeigt sich aber die Kultur eines Volkes nach außen hin deutlicher als in seiner Architektur? Und waren wir nicht auf dem sichersten Wege zu solcher Verarmung und Verödung auf künstlerischem Gebiete? Wiesen nicht unsere neu entstandenen Städte das Antlitz eines steingewordenen Manchestertums, das Abbild eines architektonischen Amerikanismus auf?

Konnte man, wenn man auf den Bahnhofsplätzen von Frankfurt oder Düsseldorf anlangte, noch wähnen, sich in Deutschland zu befinden? Leider ja! Ein so verzerrtes Bild des Deutschtums zeigten uns letzthin fast all unsere neuen Städte, wohin wir auch den Fuß setzten. Steht man auf dem hübschen Markte von Coburg oder vor dem Bamberger Dom mit den großartig gegliederten Baumassen der Residenz und denkt mit geschlossenen Augen an die Bahnhofsplätze der Riesenstädte, so erscheinen diese wie ein wüster Traum. Und doch ist's traurige Wirklichkeit, für die neuen Platzgestaltungen sind gewaltigere Bausummen ausgegeben worden, als für jene alten Musterstätten ökonomischerer Bautätigkeit.

Wie lange soll es so noch weitergehen? Könnte sich da nicht endlich auch eine machtvolle Organisation bilden lassen, die es unternähme, der Entstellung unseres schönen Vaterlandes Einhalt zu tun, das Wachstum unserer Städte planmäßig zu leiten, die ungeheuren Gelder, die jahrein, jahraus verbaut werden, wieder in wirklichen Werten anzulegen, die noch nach Jahrhunderten sich verzinsen, indem sie die Fremden, die wahrhaft zu ihrer Bildung Reisenden, nicht den Reisepöbel, in unser Land ziehen? Auch die die landschaftliche Schönheit und das historisch Gewordene sorglicher erhalten werden als bislang.

Im Deutschen Werkbund ist ja schon eine Unternehmung geschaffen, die noch um ihre Vervollkommnung ringt und die, wennn auch noch unklar in ihren Mitteln, am deutlichsten derartigen Zielen zustrebt und sie verwirklichen könnte. Es wäre aber nötig, daß nach dem Krieg noch mehr alle wirtschaftlich starken und bestimmenden Kräfte, alle durch ihre wissenschaftliche, politische und künstlerische Einsicht ausgezeichneten Menschen sich in den Dienst dieser Ideen stellen und ihnen unterordnen würden.

Das Programm, das, angefangen von den Großstädten, an allen Stätten bis hinunter aufs kleinste Dorf mit gleichmäßiger Intensität bearbeitet werden müßte, wäre etwa folgendermaßen zu umschreiben:

Digitized by Google

Alles noch Bestehende an guter Arbeit, gleichviel aus welcher Zeit, das, wenn auch noch so unscheinbar, einen ehrlichen und echten Ausdruck aufweist, ist als wertvoller Bestand zu erhalten.

Bei Neuschöpfungen, für die kein bisher unbebauter Platz in Frage kommen kann, ist in erster Linie die Beseitigung von in den letzten 45 Jahren entstandenen Scheußlichkeiten oder deren Umbau ins Auge zu fassen. Wo der Wille und die Mittel dazu da sind, wären die seit Anfang des 19. Jahrhunderts „stilgemäß" restaurierten Baulichkeiten, zu entrestaurieren, d. h. des innerlich unwahren sogenannten „historischen" Aufputzes zu entkleiden, und entweder die in Rumpelkammern oder Museen noch vorhandenen echten, wenn auch nicht stilreinen Einzelstücke wieder an ihre Stelle zu setzen oder durch ausgesprochen neuzeitliche zu ergänzen. Archäologische Rekonstruktionen mag, wer will, auf dem Papier oder im kleinen Modell versuchen, aber sie in der Wirklichkeit und an den wahrhaften Zeugen der Vergangenheit vorzunehmen, bedeutet einen Eingriff in die natürliche Entwicklung und einen Raub an geschichtlichen und künstlerischen Werten.

Selbstverständlich soll alles Neue deutlich den Ausdruck unserer Zeit zur Schau tragen.

Die großen Bauaufgaben sind an hervorragender Stelle planmäßig und wirksam zu einheitlichen Platzschöpfungen zusammenzufassen, die weniger bedeutenden Bauten sind schlicht und anspruchslos unterzuordnen. Bereits vorhandene zu lange und gerade Straßenzeilen sind an geeigneten Punkten durch öffentliche oder private Gebäude zu überbauen und dadurch bedingter Geländegewinn an anderer Stelle durch Erhaltung vorhandener Wiesen und alter Baumbestände auszugleichen, die als öffentliche Erholungsstätten schöner als künstliche „Anlagen" wären und durch Mauern oder Hecken gegen die Straße hin architektonisch abgeschlossen werden könnten.

An belebten Straßenzügen, wichtigen Verkehrspunkten, Halteplätzen von Straßenbahnen usw. wären Bogengänge unter den Häusern zu schaffen, die den Wartenden Zuflucht gegen die Witterung böten.

Die Auflassung neuer Baugründe dürfte erst erfolgen, wenn die Lücken schon vorhandener Baublöcke vollkommen bebaut wären, um so das Verzetteln landschaftlich reizvollen Bodens zu verhindern. Die neuen Bauflächen müßten ringförmig um den alten Stadtkern geschlossen, die Häuser gegen die Bannmeile hin niedriger gehalten sein, also schon mehr ländlichen Charakter tragen.

Es würde dann die eigentliche Großstadt eine gewisse Begrenzung erhalten, an die anschließend ein grüner Wiesen-, Felder- und Wäldergürtel zu erhalten wäre, d. h. Land mit praktischem Nutzwert, voll weidender Herden, mit Korn und Kräutern bebaut, mit Wäldern voll Beeren und Pilzen bestanden, keine „Anlagen".

Der Bevölkerungsüberschuß wäre auf die Vororte abzuwälzen, die wieder ebenso als geschlossene Einheiten an den Landschaftsgürtel sich anzugliedern hätten, dabei in ihrer Anlage schon ländlicher gestaltet, nicht so wie heute als „Villenkolonien" dem Großstadtideal abgeklatscht, dessen Zerrbild, zu breite steinerne Straßen, zu kleine eisenumgitterte Vorgärten, zu hohe, unpraktisch aufgeteilte Häuser in die Landschaft verpflanzend.

Durch die neuzeitliche Entwicklung bedingte Bauwerke, wie Unterführungen, Eisenbahnwälle und ähnliches müßten noch bewußter für die Stadtanlage ausgenützt werden, bieten sie doch ebenso reizvolle Abwechslungen des Straßengefüges wie ehedem Festungsumwallungen und Stadttore. Wo verkehrsarme Straßen schon falsch, d. h. zu breit angelegt sind, sollte durch Herstellung ver-

Digitized by Google

breiterter Vorgärten, die diesen Namen verdienten, auf der Sonnenseite und durch energisch vorspringende neue Einbauten das Straßenbild gesteigert und verlorener Baugrund zurückgewonnen werden. Man wende nichts von Forderungen der Hygiene ein. Die öden modernen Straßen, in denen man pfeifendem Wind und sengender Sonne weit mehr ausgesetzt ist, als in den sorgfältig nach der Himmelsrichtung angelegten geschützten Gassen alter Städte, sind auch gesundheitlich nichts Rechtes. Und die zusammengedrängten Hinterhäuser neuer Arbeiterkasernen sind unhygienisch ohne den Reiz verschollener Winkel.

Immer noch interessanter und zugleich ehrlicher im Ausdruck wirken freilich die rückwärts gerichteten Fassaden als die nach der Straße liegenden, wie überhaupt das Erfreulichste im modernen Städtebild noch die reinen Zweckbauten, Bahnanlagen, Beton- und Eisenbrücken, Viadukte, Fabriken und Speicher sind. Man werfe mir auch nicht falsche Romantik vor! Die liegt gerade in irrtümlicher Nachahmung toter Einzelformen, während das Schalten mit den ewig jungen, ursprünglich architektonischen Begriffen, wie Wall und Mauer, Straßenenge und -breite, Toröffnung und Wandabschluß, im eigentlichen Sinne modern ist und bleibt.

Man fürchte auch nicht unerschwingliche Kosten! Wieviel könnte man von dem verwirklichen, was hier als erstrebenswert hingestellt wird, mit den Unsummen, die immer da sind, wenn es heißt, eine schöne blumige Wiese in nutzlose geleckte Anlagen zu verwandeln, wenn es Burgen zu verschandeln gibt, oder Bismarcktürme zu niemandes Nutz und Frommen wie Riesenkachelöfen auf die Berge gesetzt werden, wenn man die Gelder zur Verfügung hätte, die für sogenannte Kunstwerke geopfert werden, d. h. für ebenso überflüssige als unerfreuliche Denkmäler eines Röhrenhosen- oder Kanonenstiefelmannes und für die Wandgemälde in den Rathaussälen, auf denen dargestellt ist, wie der ehemalige Bürgermeister die Schlüssel der Stadt dem alten Tilly oder Wallenstein überreicht, während das jetzige Oberhaupt lieber dafür sorgen sollte, sein Gemeinwesen vor Schädigungen zu bewahren, die viel verheerender sind, als der Dreißigjährige Krieg mit all seinen Schrecken. *Denn eine Stadt empfängt all ihre Schönheit von der Architektur*, nicht von ein oder zwei renommistischen, mit viel Aufwand hergestellten Baulichkeiten, sondern von dem Gleichmaß, der wohlabgewogenen Über- und Unterordnung all ihrer vielfältigen Bauteile. Erst wenn das Gesamtbild gut ist, kommen die anderen schmückenden Künste zu ihrem Recht, und umgekehrt bleibt selbst die schönste Plastik, das vortrefflichste Gemälde wirkungslos, wenn der Rahmen, in den sie gefaßt sind, ungünstig ist.

So würde eine zielbewußte Durchführung des Programms nur ein richtiges Haushalten mit dem schön überkommenen Alten, dessen sorgsame Erweiterung in neuer Form bedeuten.

Auch auf kulturellem Gebiet heißt die Vorbedingung des Erfolges: Überwindung des bloßen gedanklichen Drills, des Zopfes, aller bureaukratischen Einschnürungen. Auch auf diesem Felde bedarf es bewährter Führer, um Siege zu gewinnen und nicht des planlosen Weiterwurstelns von Stümpern und Routiniers, von Kommissionen und Kommissiönchen. Auch hier bedeutet ein schlechtes Gebäude, eine verpaßte Gelegenheit, eine verstümmelte Denkwürdigkeit ebensoviel wie eine verlorene Schlacht. Nur daß die Wirkung vielleicht noch nachhaltiger und selbst nach Jahrhunderten nicht ganz zu verwischen ist.

Man sage auch nicht, daß mit der Aufstellung fester Regeln für die Bauordnung dem Einzelnen die Freiheit beschränkt würde. Wer es liebt im Grünen zu

Digitized by Google

wohnen, dem wird an der Peripherie die Gelegenheit geboten und mit der Unverletzlichkeit des grünen Naturgürtels dazu die Gewißheit, daß ihm seine Aussicht unverbaut bleibt. Die große Masse wird immer die Nähe des Stadtkerns vorziehen und dessen Vorzüge: gute Verbindungen, günstige Einkaufsgelegenheiten usw. in noch verstärkterem Maße genießen, als bei dem heutigen System der Systemlosigkeit. Ein solcher Zwang wäre in Wahrheit weniger hemmend als der unerträgliche Schematismus heutiger oft sinnwidrig ausgedeuteter Baupolizeivorschriften.

Berechtigten Forderungen der Grundbesitzer hinsichtlich der rationellen Ausnützung ihres Terrains müßte durch Zusammenlegen und Austausch von Grundstücken nach Recht und Billigkeit entsprochen werden . Die bloße Bauspekulation, d. h. der Geländewucher, die Wurzel alles modernen Übels müßte als ein unmoralischer Faktor aus der Berechnung vollkommen ausscheiden. Ich weiß, es gibt genug Leute, die das, was hier vorgeschlagen wird, für eine echte und rechte Narrheit halten. Diese kalten Beurteiler sind es ja in erster Linie, die die Macht in Händen haben, ihre Finger in alles stecken und letzten Endes daran schuld sind, daß es seit fünfzig Jahren so jämmerlich bei uns aussieht. Ihre scheinbare Stärke, ihr sogenannter Wirklichkeitssinn ist aber in Wahrheit nichts weiter als ein Mangel an Herzlichkeit und Leidenschaft, ein Fehlen jeglicher Phantasie und Weitsicht.

Schwierig mag es sein, eine Organisation, wie die vorgeschlagene, in den nach herkömmlicher Weise geregelten Gang heutiger Entwicklung oder lieber Verwicklung, eingreifen zu lassen. Da ist es wieder der Krieg, der Mittel und Wege weist.

Nach seiner Beendigung wird es eine der ersten Aufgaben sein, die verwüsteten Städte, Dörfer und Gutshöfe Ostpreußens wieder aufzubauen. Hier wäre zum ersten Male eine Gelegenheit geboten, für die gesamte Bautätigkeit eine solche Organisation zu schaffen, in der alle an der Arbeit beteiligten Kräfte zusammengefaßt wären. Nie wieder kehrt in heutiger Zeit ein derartiger Fall, bei dem die Möglichkeit besteht, schlechthin alles: hervorragende staatliche, städtische und kirchliche Bauten, die unterzuordnenden Häuser der Privaten, Gartenanlagen, Brücken und Straßen, Eisenbahnen und Fabriken nach einheitlichen Gesichtspunkten neu entstehen zu lassen und wo hin und wieder doch wohl verschont gebliebene historische Bauten und schöne Naturdenkmäler mit in den Plan hineinbezogen werden könnten, gleichsam dessen Grundstock bildend. Diese Gelegenheit zu verpassen, wäre gleichbedeutend mit einer schweren Niederlage. Diese Neuschöpfung deutscher Kultur in den bewährten bureaukratischen Methoden zu ersticken, hieße Barbarei.

Man hat uns Barbaren geschmäht. Kannte man uns doch im Ausland hauptsächlich durch die uns selbst unerwünschte Vertretung der überlauten, anspruchsvollen und schlecht erzogenen Baedeckerreisenden. Empfing doch der Deutschland oberflächlich Besuchende auf den Bahnhofplätzen, im charakterlosen Treiben der Großstadt, bei zurechtgestutzten Sehenswürdigkeiten, an dem geschmacklosen Gepränge offizieller Veranstaltungen und in den Sommerfrischen mit internationalem Firnis nur den Eindruck deutscher Unkultur.

Wer nicht tiefer eindrang, wer nicht wußte, welche Kräfte noch im Verborgenen, in unseren Künstlerwerkstätten, in der führenden Industrie, in den gewerblichen Bildungsstätten seit zwei Jahrzehnten am Werke sind, unsere gesamte Volkstätigkeit zu verjüngen, der mochte wirklich wähnen, daß das Deutschland der großen Dombaumeister, der Dürer und Veit Stoß, die Heimat Goethes,

Digitized by Google

Bachs und Beethovens, das Märchenland unserer Dörfer, Wälder und Burgen für immer dahin wäre oder doch in den dämmernden Winkeln der wenigen noch ungeschändeten Kirchen auf den stillen Märkten altehrwürdiger Reichsstädte, in der letzten Zuflucht noch unausgebauter Burgreste langsam dahinsiechte.

Dieser Auffassung und dieser leider tatsächlichen Gefahr Einhalt zu tun, dazu bietet sich jetzt Gelegenheit! Nicht mit sentimentalen Klagen über längst Verlorenes, nicht durch unwahre Wiederholung altmodischer Gesten, sondern in zielsicherer Arbeit beim Aufbau neuen Lebens, die sich nicht scheut, ihre Anders- und Neuartigkeit gegenüber dem fest umrissenen Alten kraftvoll durchzusetzen und zu betonen. Es handelt sich eben nicht nur um armseligen Heimatschutz, um ängstliches Umklammern alter Formen, die immer mehr abbröckeln, sondern um organisches Wachsen aus eben diesen Formen zu neuen Gestaltungen.

Man soll auch nicht einwenden, daß die Entwicklung, die der moderne Städtebau genommen hat, durch zeitliche Notwendigkeiten bedingt sei und dafür auch das Beispiel des Auslandes anführen. Gewiß sind die neuen Boulevards von Paris ebenso eintönig, ist die City von London ein kaltes Nebeneinander erstarrter Massen, sind neben der marmornen Ungeheuerlichkeit des Nationaldenkmals auf dem Kapitol unsere abgeschmackten Gedenktürme harmlose Kleinigkeiten. Gerade auf diese Gegenüberstellung darf man antworten, daß Deutschland, nachdem es sich in der Feuerprobe dieses Krieges als der überlegene Teil gezeigt hat, sich auch auf dem von allen Seiten so überlaut betonten Gebiet der Kultur die Führerschaft zueignen muß, die die Welt aus der Sklaverei des nackten Materialismus erlösen soll.

Was sich an Schwierigkeiten in den Weg stellt, mag es so groß sein, wie es will, muß überwunden werden. Nur durch Bezwingung der Selbstsucht und Gleichgültigkeit kann der Raum für wertvolle Arbeit frei werden, können wieder Städtebilder entstehen, die sich mit denen der Vorzeit messen, sie an Großartigkeit der Anlage, an solider Durchbildung und praktischer Nutzbarkeit sogar übertreffen dürften. Gelingt es dagegen nicht, das Problem an der Wurzel zu packen, so werden bestenfalls Niederlassungen geschaffen werden, die an Behausungen höher kultivierter Tierfamilien, an Termitenhügel und Bienenstädte erinnern, ohne dabei deren imposante Einförmigkeit und strenge Folgerichtigkeit zu erreichen.

Auch der künstlerische Wille des Menschen bildet seine Werke ausgehend von der Urform der Zelle, aber er gibt ihr durch rhythmische Gliederung, durch Über- und Unterordnung die Mannigfaltigkeit, die uns entzückt.

So stellt sich im Grunde genommen, die ganze Aufgabe in ihren Hauptzügen als einfach dar, als der Weg vom Gesuchten zum Selbstverständlichen. Aber das Einfache ist schwer.

Wenn für die Kunst die Rückkehr zur Schlichtheit der feste Grund ist, auf dem eine frische Kultur sich aufbauen ließe, so bleibt die Vorbedingung dafür doch, daß unser Volk in all seinen Sitten, in seinen mannigfaltigen Lebensäußerungen den Weg zurück zur Schlichtheit der Vorfahren findet.

Und für diese wichtigste und alles Weitere bedingende Wandlung erweist sich der Krieg als der beste Lehrmeister.

Coburg, im April 1915. F. H. Ehmcke.

Digitized by Google

Abbau und Umbau im höhern Schulwesen.

Deutschland ist gegenwärtig in einer doppelten Umbildung begriffen: einer offiziellen und einer nichtoffiziellen. Die erste macht aus dem bisherigen Bundesstaat ein Einheitsreich. Die zweite will das Reich nicht in Länder zertrümmern, wie Österreich, wohl aber in Kantone gliedern, wie die Schweiz. Die Not der Zeiten läßt uns über der ersten die zweite Tendenz vielfach übersehen. Dennoch ist sie da, und zwar sehr stark. So stark, daß kluge Politiker gut tun, mit ihr als einer Macht zu rechnen, die unter Umständen größer ist, als die vereinheitlichende. Denn hinter ihr steht eine lange Geschichte, stehen Wille und Abneigung; hinter der andern steht, vorerst wenigstens, nur der Zwang. Bisher bestand das deutsche Haus aus aneinandergebauten Sälen, Zimmern, Kammern unter einem Dach. Jetzt ist man beschäftigt, Zwischenmauern herauszunehmen, Durchgänge zu machen, Türen einzusetzen. Das geht bis zu einem gewissen Grad. Über ihn hinaus gefährdet ein solches Bestreben die Sicherheit des Gebäudes. Aufbau und Zerstörung sind manchmal schwer auseinanderzukennen. Wir halten oft für Aufbau, was sich hinterher als zerstörend erweist, und für zerstörend, was in Wirklichkeit aufbaut. Wovor im folgenden gewarnt werden soll, das sind unnötige, ja schädliche Mauerabtragungen: unnötige Zentralisierungsbestrebungen im Schulwesen.

Wie überall, liegen auch in der Bildungsfrage die Ursachen weit zurück, und was der gesunde Zustand ist, haben wir vor lauter Entwicklung vergessen. Erster Fall: In einer Stadt wünschen eine Anzahl Eltern für ihre Buben eine höhere Schule; zu dem Zweck tun sie sich zusammen, verschreiben sich einen vertrauenswürdigen Präzeptor, der sucht sich brauchbare Mitarbeiter, die Eltern zahlen nach Bedarf und Vermögen, arme, aber begabte Knaben bezahlen nichts, man bildet ein Schulkuratorium aus den Leuten, die etwas von der Sache verstehen, die anderen halten den Mund, die ganze Anstalt untersteht dem Schulkuratorium und sonst keinem Menschen. So war es in Deutschland im wesentlichen bis ins 19. Jahrhundert, so ist es heute noch in England, wo keine Regierung und kein Ministerium auf den Gedanken käme, Anstalten wie Eton, Harrow, Rugby, Charterhouse etwas dreinzureden.

Zweiter Fall: Es besteht eine Stiftung mit Freiplätzen, der Unterricht ist kostenlos, Verköstigung, Wohnung, Verpflegung kosten nichts oder wenig. In diesem Falle werden sich Eltern und Schüler der Lehr- und Erziehungsordnung der Stiftung unterwerfen.

Dritter Fall: Die moderne Staatsanstalt. Sie übernimmt von der ersten Gattung das Schulgeld; von der zweiten die Oberaufsicht. Trotz des Schulgelds zahlt jedoch der Staat bei jedem einzelnen Schüler jährlich soviel darauf, daß er sagen kann: für das, was die Eltern beisteuern, haben sie kein Recht zu bestimmen.

Wenn diese Möglichkeiten alle drei vorhanden, alle drei aber sauber getrennt sind, wenn vor allem auch für Unbemittelte ausreichend gesorgt ist, so läßt sich schließlich nicht viel gegen eine solche Verteilung sagen. Aber das ist längst nicht mehr der Fall. Zunächst haben wir keine autonomen Anstalten mehr. Der Staat hat sie zerstört. Die spärlichen Reste alter, stiftungsmäßiger Schulautonomie in Deutschland sind gleichfalls an die amtlichen Lehrpläne und Lehrziele gebunden, und müssen sich staatliche Visitationen und Beeinflussungen auf Schritt und Tritt gefallen lassen. Der Staat redet mit, auch wo er keinen Pfennig zahlt, auch bei reinen Stiftungen, auch bei Privatanstalten. Bildungsfragen aber kommen so vor ein immer noch weiteres Forum, vor Magistrate, vor Landtage, vor Reichstage; immer

Digitized by Google

mehr Leute reden mit über Gebiete, denen sie fremd und ohne Verständnis gegenüberstehen. Die Lust aller kleinen Geister, die Gleichmacherei kommt hinzu, und der Wahn unserer Zeit, alles durch Kommissionen machen zu wollen, zeigt sich hier in seiner Verderblichkeit: ein Mitglied einer zwanzigköpfigen Kommission fühlt nicht etwa ein Zwanzigstel Verantwortung, geschweige die ganze, sondern meist gar keine. Wenn sich ein halb Dutzend Bürger zusammensetzen und eine Volksschulordnung für Kyritz an der Knatter begutachten, die ihnen ein sachverständiger Schulmeister vorlegt, kommt vermutlich etwas zustande, was für Kyritz an der Knatter brauchbar ist. Je größer aber die Kommission ist, welche berät, je größer das Gebiet, für das beraten wird, je schwieriger die Frage, über die beraten wird, desto weniger Gescheites kommt zustande, sobald die Kommission ins einzelne geht. Schulkommissionen aber können sich meist gar nicht genug tun in Einzelbestimmungen.

Die bisherigen Ergebnisse Berliner Schulkommissionen sind Warnungen. Was ist bei der Schulkonferenz 1890 herausgekommen? Nichts. Sie ging aus wie das Hornberger Schießen. 1900? Wieder nichts als ein unendliches Protokoll. Was wird jetzt bei der Reichsschulkommission herauskommen? Man hört allerlei: von Richtlinien, von Grundsätzen, wie es euphemistisch heißt (Artikel 10 der neuen deutschen Verfassung); von vollendeten Tatsachen, wie man das Ding auch nennen hört; die ganze Bescherung sei schon so gut wie fertig und die Kommission komme nur zu dem Zweck zusammen, um Ja und Amen zu sagen.

Wir halten das vorerst noch für unwahrscheinlich. Auf jeden Fall raten wir der Reichsschulkommission, wirklich bloß Richtlinien aufzustellen, möglichst allgemein, Grundsätze auszusprechen, möglichst unverbindlich, und im übrigen das Schulwesen wie bisher den Einzelstaaten zu überlassen. Nicht nur wie bisher, sondern mehr als bisher. Wir Bayern zum Beispiel haben in diesem Punkte keine guten Erfahrungen gemacht. Was unsere bayerischen Schulordnungen verschlechterte, war entweder Berliner Import oder Berliner Imitation. Sogar einer der höchsten badischen Ministerialbeamten klagte mir vor Jahren bei einer Zusammenkunft, Preußen mit seinem Druck, alles zu vereinheitlichen, verpfusche allmählich das ganze badische Schulwesen, und unser verstorbener Freund und Mitarbeiter Professor Holzer bezeichnete eine „Verbeamtung" des höheren Schulwesens nach Berliner Muster als ein Unglück auch für Württemberg.

Jetzt liegt die Sache anders. Wir sind, darüber möge sich niemand täuschen, nicht gesonnen, uns in Bildungsangelegenheiten weiterhin majorisieren zu lassen. Wir verlangen das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Stämme in Kulturfragen. Wir haben unsere Finanzhoheit geopfert, haben unsere militärischen Reservatrechte hingegeben, in unser Schulwesen aber lassen wir uns von Berlin nichts mehr dreinreden!

Wir sind bekanntlich über Nacht ein Freistaat geworden. Daraus folgern wir, daß wir jetzt mehr Recht und mehr Freiheit haben, als im alten Beamten- und Polizeistaat, jedenfalls nicht weniger. Daß der Staatsdruck kleiner sei, jedenfalls nicht größer. Wenn das neue Deutsche Reich in Schuldingen nicht mehr kann und kein anderes Ideal hat als das frühere unter preußischer Führung, nämlich das ganze Schulwesen zu monopolisieren, zu uniformieren, zu bürokratisieren, dann würde dies neue Staatsgebilde nur den Untergang seiner alten Schulen auf sein Gewissen laden.

Wenn Einzelstaaten, Städte, Genossenschaften, unternehmende Private in diesem neuen Reich nicht mehr das Recht haben sollten, ihr Schulwesen so einzurichten, wie sie es für gut halten, wenn, unter dem Vorwande der Einheits-

Digitized by Google

schule, die Freiheit des Bildungswesens der Gleichheit zuliebe erdrückt wird, so ist die unmittelbare Folge, daß alles, was von Wesen und Leben, von Entwicklung und Notwendigkeiten höherer Schulen etwas versteht, in die Opposition getrieben wird. Wenn das Gebilde von vorgestern glaubt, sich diese Opposition leisten zu können, dann mag es in Bildungsdingen unitarisieren. Wir lassen es darauf ankommen und verlangen, daß auch in Zukunft Anstalten möglich sind wie Schulpforte und das Afranum, die Lietzschen Landerziehungsheime, die alten Benediktinergymnasien, Jesuitenanstalten wie Stella Matutina in Feldkirch, freie Schulgemeinden wie Wickersdorf.

Keine Aufgabe scheint uns lebensnotwendiger als diese: mit der Tendenz, die durch das ganze 19. Jahrhundert geht, zu brechen, und wieder beim ausgehenden achtzehnten anzuknüpfen, bei den Dezentralisierungsgedanken des Freiherrn vom Stein, bei den patriotischen Phantasien Justus Mösers, bei den Grundsätzen Wilhelms von Humboldt. Nicht soviel Staat wie möglich, nein sowenig Staat wie möglich! Leider sehen wir die Gesetzgeber noch ganz in den alten Anschauungen befangen und ohne Verständnis, wieviel es geschlagen hat. Was jetzt in deutschen Parlamenten redet und beschließt, ist noch ganz der alte Geist, der zu 1914 geführt hat und zu 1918, noch nicht der neue, der uns heraushilft aus dem Wirrwarr und dem Elend. Selbstverwaltung! das ist der lebensfähige und berechtigte Kern des Rätegedankens. Die Riesen- und Zwangsbetriebe haben abgewirtschaftet auf allen Gebieten, der babylonische Turm ist eingestürzt, laßt uns kleine Häuser bauen aus seinen Trümmern, aber hüten wir uns, ihn wieder aufrichten zu wollen! Er wird bei den anderen genau so einfallen, schon kracht es im Gebälk, schon raucht der feine Staub warnend aus den Mauerklumsen. Der Gedanke des Großbetriebs ist tot, wie sein begeisterter und geistreicher Verkünder, Naumann. Jetzt sind andere Themen an der Zeit: „Reicher Leute Kinder sollten ein Handwerk lernen"; — „Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich"; — „Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondere politische Verfassung geben?" die Themen Justus Mösers, nicht Friedrich Naumanns. „Mitropa" ist zu lesen an den alten Salonwagen, die da und dort verstaubt und verspritzt in den Schuppen kleiner Bahnhöfe stehen. Mitropa ist altes Eisen, der Traum Mitteleuropa ausgeträumt, — schauen wir, daß wir wieder ein sauberes Wagenmaterial zur Verfügung haben, wenn wir in unserm Ländchen herumfahren. Wir müssen von unten anfangen, ganz kleinweise, das können wir selber, dazu brauchen wir keine Zentralstellen in Berlin, am wenigsten vertragen wir sie in Schul- und Bildungsfragen.

Wir fürchten, es möchte bei der Vereinheitlichung des deutschen Bildungswesens, wie sie in der Luft liegt, nichts herauskommen, als daß, wie bei der Post, der gelbe Wagen grau angestrichen wird. Dazu, mit Verlaub, ist augenblicklich die Farbe zu teuer und die Zeit zu kostbar. Wenn Regierung und Reichstag an überschüssiger Tatkraft leiden, finden sie Arbeit in Fülle: sie können die Kriegsgesellschaften abbauen, sie können gegen den Wucher vorgehen („Wucher ist verboten" heißt Artikel 152 der neuen Verfassung), sie können gegen das valutamörderische Schiebertum an den Grenzen vorgehen („Rechtsgeschäfte, die gegen die guten Sitten verstoßen, sind nichtig", steht im nämlichen Paragraphen), sie können gegen die Kinosyphilis vorgehen (Paragraph 118 „Eine Zensur findet nicht statt, doch können für Lichtspiele durch Gesetz abweichende Bestimmungen getroffen werden") — das alles pressiert! Eine Reichsschulreform pressiert nicht. Der Wagen kann vorerst gelb bleiben.

Digitized by Google

Die Schulen werden sich nämlich selber reformieren, ohne Reich. Was das Ende dieser Reform sein wird, ist noch nicht abzusehen. Soviel aber läßt sich bestimmt sagen, daß, wenn man die Schulen ruhig ihrer Entwicklung überläßt, etwas Gewachsenes, in sich Gegründetes herauskommt, das einen längeren Bestand gewährleistet, als wenn die Sache so überstürzt wird, wie die neue Reichsverfassung. Sie ist eine Warnung: mit all ihren 181 Artikeln ist sie ein gutgemeintes, aber dilettantisches, eilfertig unter Dach gebrachtes Provisorium, das sich sehr definitiv gebärdet, zugleich ein Beweis für den deutschen Doktrinarismus, der grundsätzlich das Pferd am Schwanz aufzäumt und sich einbildet, im Zeitpunkt des größten Wirrwars schon alles theoretisch festlegen und „verabschieden" zu können, ja zu müssen, statt nur das zu erledigen, was auf den Nägeln brennt, und der Vernunft des Werdens, die immer größer ist als die Vernunft des Machens, auch etwas zu überlassen.

Man überlasse also die Schulfragen der immanenten Logik der Entwicklung, ohne unter dies Wachstum täppisch sein Kirchenlicht zu halten! Daß die humanistischen Gymnasien in ihrer jetzigen Zahl nicht bestehen bleiben können, ist jedem Einsichtigen klar. Diese Frage wird nicht durch Broschüren und Gegenbroschüren gelöst, auch nicht durch Parlamente und Kommissionen, sondern durch die Not. Das finanzielle Fundament, auf dem unser höheres Berufswesen ruht, ist so erschüttert, daß es die bisherige Belastung nicht mehr verträgt. Das gilt nicht nur für die Gymnasien, sondern für alle höheren Schulen, auch für die sechsklassigen Realanstalten. Die Aussichten in allen studierten Berufen gleich Null, das Einjährigenvorrecht gefallen, die Haushalte des Reichs, der Einzelstaaten, der Städte kaum mehr aufzustellen vor lauter Schulden — nur keine Sorge! Es wird schon gespart werden, weil gespart werden muß, gespart bis an die Grenzen des Erträglichen. Die Erkenntnis der Lage macht sich bereits bemerkbar im Zurückgehen der Aufnahmezahlen. Warten wir einmal zwei, drei Jahre ab und die Frequenzen werden lauter sprechen als jetzt die erregtesten Debatten.

Die Frage, ob die höheren Schulen zu erhalten seien in ihrer gegenwärtigen Gestalt, ist ebenfalls nicht durch Broschüren und Gegenbroschüren zu lösen. Für den Einsichtigen ist selbst ein Buch, wie das bei Teubner erschienene[1]) nicht nötig, verbissene Gegner bekehrt es nicht, Schwankende hingegen werden es mit Nutzen lesen, Nichtsachverständige aber, und das sind fast alle, die mitreden, können vielleicht daraus lernen, daß dieser alte Baum am Ende doch einen mächtigen Wurzelstock hat, an dem noch manche Laubsäge abspringt. In Bezug auf das alte Gymnasium bin ich ruhig. Entweder ist es ein europäisches Bedürfnis, dann wird es leben, solang Europa Europa bleibt; oder es hat sich überlebt, dann stirbt es allen Doktoren zum Trotz. „Es ist zu fürchten," schließt mein kurzer Beitrag zu genannter Schrift, „daß die Deutschen auch über die Notwendigkeit des humanistischen Gymnasiums erst durch die Reue belehrt werden, es zerstört zu haben. Aber auch diese alten Götter können warten, bis man sie mit aufgehobenen Händen bittet, zurückzukehren." Jetzt möchte ich fast wünschen, daß es gelänge, das Gymnasium auf ein paar Jahre auszuschalten; dann gingen seinen jetzigen Gegnern die Augen auf. Dead institutions open living

[1]) Das Gymnasium und die neue Zeit. Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft. Bei der Gelegenheit möchte ich einen Irrtum berichtigen, den ich, weil der Druck zur Zeit der Räteherrschaft in München erfolgte, in der Korrektur nicht verbessern konnte: ich bin nicht Professor an der Universität, sondern am Ludwigsgymnasium in München.

Digitized by Google

men's eyes. Kein Wort weiter! Sonst bildet sich jemand ein, ich spräche pro domo. Wenden wir uns von dieser untergeordneten wieder der umfänglicheren Frage zu, der Frage: Staat und höhere Schulen.

Wer je in Italien die alten Klöster sah, die seinerzeit säkularisiert wurden: San Giorgio in Venedig, die Certosen bei Pavia und Florenz, den großen Monte Oliveto, das jetzige Lehrerseminar in Assisi; wer säkularisierte süddeutsche Stiftungen kennt, Ottobeuren zum Beispiel, Benediktbeuern, Polling, Steingaden, Rottenbach, Wessobrunn, der weiß, daß der Staat damals leichtfertig alte Besitzverhältnisse von heut auf morgen vernichtet hat, ohne seinerseits nunmehr die alten Werte anständig konservieren zu können. Der Staat hat sich damals übernommen. Genau so hat sich der Staat übernommen, als er um dieselbe Zeit auch den höheren Unterricht verstaatlichte. Er hat sich etwas aufgehalst, dem er finanziell auf die Dauer überhaupt nicht gewachsen ist. Es wird durchaus kein Unglück sein, wenn die höheren Staatsanstalten an Zahl zurückgehen und die Menge ihrer Besucher zurückflutet in die allgemeine Volksschule. Laßt uns vorerst einmal sehen, wie sich dieser Abbau vollzieht, dann erst wird es Zeit sein, an einen Umbau zu denken! Wenn Preußen nach bayerischem Muster seine Privilegierten-Vorschulen auflöst, ist das seine Sache. Wenn das Reich das Berechtigungsunwesen abbaut, werden wir ihm dankbar sein; das ist Reichssache. Aber den Abbau der einzelnen Schulgattungen und -Anstalten mit schonender Hand zu leiten, das ist Sache der Einzelstaaten, der Kreise, der Städte. Ein Eingriff von außen und von „oben" her würde nur schematisieren und diese spontane Entwicklung stören. Wir müssen wieder mehr Freiheit, Eigenart und Mannigfaltigkeit ins höhere Schulwesen bekommen; mehr Ruhe und Ungestörtheit. Dann wird dieses augenblicklich ungesund überentwickelte Schulwesen von selbst gesunden, wie so vieles in unserm Vaterlande. Omnia sponte fluant, absit violentia rebus hat der alte Amos Comenius gesagt. Berlin ist immer ein wenig für die violentia, für Zwang und Druck gewesen. Aber die violentia hat ausgespielt, was dem kranken Deutschland helfen kann, ist nur das Spontane: Bodenwachstum, nicht Treibhaus.

Der Staat will durch sein Monopol der höheren Schulen zweierlei verhüten: erstens, daß unfähige Studierende die Hochschule besuchen; zweitens, daß ungeeignete Anwärter in die höheren staatlichen Berufe hineinkommen. Beide Aufgaben sind ohne Bürokratisierung des mittleren Bildungswesens jederzeit von der Hochschule aus zu lösen. Die Hochschullehrer haben es auch heute noch in der Hand, ungeeignete Hörer von ihren Vorlesungen fernzuhalten, wenn sie diese Vorlesungen und Übungen so anlegen, daß der Tüchtige freie Bahn, der Untüchtige hingegen eine unübersteigliche Schranke vorfindet. Die Hochschullehrer haben es auch heute noch in der Hand, ungeeignete Bewerber von den staatlichen Laufbahnen fernzuhalten, wenn sie die Prüfungen so vornehmen, daß nur die Tüchtigen durchkommen.

Der Staat hat weiter ein Interesse daran, daß sich seine gebildeten Schichten immer wieder von untenher aufbauen. Auch dazu ist es nicht nötig, das ganze höhere Schulwesen zu verstaatlichen oder von Reichs wegen auf ein anderes Fundament zu stellen. Die Aufgabe, begabten, aber unbemittelten jungen Leuten das Studium zu ermöglichen, haben wir durch weitgehende Schulgeldfreiheit in Süddeutschland bisher nicht schlecht gelöst, so gut sicher wie in Preußen; vor allem durch die zahlreichen Knabenseminare. Hier zeigt sich für den, der die Verhältnisse kennt, sogleich die große Schwierigkeit: nämlich, so leicht es auf der unteren und mittleren Stufe ist, unbemittelten jungen Leuten beizustehen, so

Digitized by Google

schwer ist es auf der höheren, besonders schwer auf der Hochschule. Will der Staat hier wirklich etwas leisten, so gibt es theoretisch zwei Möglichkeiten. Erstens: er, der Staat, muß Geld in die Hand nehmen, viel Geld, sehr viel Geld. Das kann er in absehbarer Zeit nicht. Das kann er vor allem jetzt nicht. So bleibt nur die andere Möglichkeit: er läßt den Leuten freie Hand, die für diese Zwecke Geld haben und Geld hergeben. Umgekehrt werden diese Leute nur dann gewillt sein, Anstalten zu gründen und zu erhalten, Stiftungen zu machen, Stipendien auszusetzen, wenn der Staat ihnen freie Hand läßt. In München kenne ich einen wohlhabenden Kaufmann, der auf seine Kosten ein Dutzend arme Knaben in seinem Hause wohnen läßt, verköstigt, kleidet, mit allem Nötigen versieht und an höhere Schulen schickt. Hut ab vor dem Mann! Wer wissen will, was das verhältnismäßig kleine Bayern auf dem Gebiete der Erziehungsinternate leistet, lese das „Handbuch der Erziehungsanstalten und Jugendheime" von Lorenz Radlmaier (Donauwörth, Auer 1919). Er wird staunen über die Großartigkeit der Organisationen. In den staatlichen Gymnasialinternaten allein bestehen rund 300 Freiplätze! Alles in allem weist das Handbuch fast 600 Anstalten auf mit rund 40000 Zöglingen. Die Organisation hat nur einen Fehler: auf der Hochschule läßt sie aus. Diese Lücke ist auszufüllen, das ist die neue Aufgabe.

Wie kann nun das erreicht werden? Ich glaube nur durch die in der Luft liegende Erneuerung des alten Burschengedankens, durch Zurückgehen auf die Form des mittelalterlichen Kollegiums, wie wir sie heute noch, freilich mammonistisch verzerrt, in Oxford und Cambridge haben. Warum soll sich nicht in einer Universitätsstadt ein sozialistisches Studentenheim gründen lassen, von Arbeitergeldern, für Arbeitersöhne? Warum sollen nicht die verkümmerten Reste dieser großen mittelalterlichen Studentengewerkschaften, die alten Korps, die Burschenschaften, die Landsmannschaften, die katholischen und evangelischen Verbindungen endlich einmal mit der Reform des studentischen Lebens Ernst machen, von der schon vor dem Krieg immer gesprochen wurde? Daß die Zeiten des Trinkkomments und der Mensurenromantik für immer vorbei sind, spürt niemand so deutlich wie die Korps. Daß der Gedanke der Lebensgemeinschaft heranwachsender Männer ein reicher, schöner und fruchtbarer Gedanke ist, daß er in Deutschland nie verschwinden wird, wissen wir alle. Aber daß es sich nicht mehr darum handelt, das Fechten durch Sport nach englischem Vorbild zu ersetzen, sondern um eine viel einschneidendere Reform, das wissen wir auch. Die studentischen Verbindungen haben gezeigt, wie man fürs Vaterland stirbt. Jetzt müssen sie zeigen, wie man fürs Vaterland lebt. Kreuzt Schläger und Säbel über der Gedächtnistafel eurer Toten, und nehmt das Winkelmaß zur Hand und die Mörtelkelle! Die alten Korpshäuser mit Trinkstube und Repräsentationsräumen für Konvente stehen sinnlos leer. Nicht Repräsentation, sondern Regeneration! Es gilt, neue Akademikerhäuser zu bauen, bei denen deutsche Renaissance nicht mehr architektonische Maskerade, sondern innerliches Prinzip ist. Wer diese Häuser baut, prunklose Häuser mit einfachen Wohnzimmern und gemeinsamen Speiseräumen, dem wird die Führung im neuen Deutschland zufallen. Wer die Zeichen der Zeit nicht versteht, dessen Haus wird unter den Hammer kommen. Der Korporationsgedanke ist etwas so Starkes, so Lebendiges, so Anziehendes, daß er eine Zukunft vor sich hat, im Vergleich mit der sich seine Vergangenheit ausnimmt wie Mummenschanz und Kinderspiel. Welche deutsche Korporation wird als erste diese gewaltigen neuen Aufgaben begreifen, und, unbekümmert ob andere Korporationen mittun, darangehen, sie für sich und

Digitized by Google

ihre Angehörigen zu lösen? Alte Herren, vor! Ihr müßt dem jungen Nachwuchs helfen, diesen Weg zu beschreiten! Ihr habt jetzt etwas Ernsteres zu tun, als bloß einen Jahresbeitrag zu zahlen und am Stiftungsfest die bunte Mütze aufzusetzen! Es gilt, die älteste Burschenschaft wieder lebendig zu machen, die Bursa als Lebensgemeinschaft, als Arbeitsgemeinschaft. Es gilt, den Studenten zu erlösen aus Miets-Budenelend und Trinkzwang, obligatem Fechtboden und Examenseinpaukerei. Die Konfessionen finden hier ein Feld für ihr bewährtes Geschick sozialen Aufbaus. Aber nicht nur die alten Korporationen, die Glaubensbekenntnisse — nein, alle Schichten und Gliederungen können mitschaffen, müssen mitschaffen: Bund der Landwirte, Hansabund, Verband Deutscher Industrieller, Deutscher Offiziersverband, Lehrervereine, Gewerkschaften, Freimaurer, Monisten, religiöse Orden, Alldeutscher Verband, U. S. V.: jetzt zeigt, was ihr könnt, zeigt, daß ihr an eure Sache glaubt, daß ihr Opfer für sie bringen wollt! Wenn die deutschen Arbeiter etwas von dem Geld, das sie nutzlos für Streikzwecke geopfert haben, für so etwas gespart hätten, wären sie längst weiter!

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Staat beiseite stehen müsse. Er kann viel beitragen: durch Steuererleichterungen, durch Überlassung von Grundstücken, Bereitstellung von Gebäuden, durch unparteiische Förderung jedes Strebens nach dieser Richtung, vor allem aber dadurch, daß er keine bureaukratischen Prügel zwischen die Füße wirft, sondern der Initiative der Leute, die Initiative **haben**, Freiheit läßt. Denn er, der Staat ist ein viel zu schwerfälliger Mechanismus, als daß er Initiative haben könnte. Die Massen haben erst recht keine. Initiative haben immer nur die einzelnen, Initiative ist nur möglich durch Wetteifer zwischen Einzelnen, Gruppen, Gliederungen. Der Gedanke der Sozialisierung ist nichts als der zur fixen Idee gewordene Verzicht auf Initiative, das faszinierte Glotzen nach Hilfe von außen und von oben, statt sich selber zu helfen. Das ganze 19. Jahrhundert zeigt uns, wie die Lawine der Staatshilfe für alles und jedes immer dicker und schwerfälliger wird, je weiter sie rollt, jetzt liegt sie zerborsten am Boden und ihre Trümmer füllen das Tal: mit diesem Prinzip ist nichts mehr zu machen, es ist fertig. Nicht soviel Staat wie möglich, ist die Rettung, sondern: sowenig Staat wie möglich. Wodurch die Welt vom Fleck kommt, sind Einzelne, Tätige, mutige Einzelne. Möglichst viele, möglichst alle. Nicht Herden, die stumpfsinnig gerade in dem Augenblick dem Leithammel übers Bahngeleis nachtrotten, wo rechts und links ein Schnellzug heranbraust.

Es gibt ein Unterrichtsidol, das im wesentlichen napoleonisch ist, das sich aber im 19. Jahrhundert allmählig in alle kontinentalen Staaten einschleicht. Dies Idol ist, daß der Unterrichtsminister um halb Zehn auf die Uhr schaut und befriedigt sagt: „In diesem Augenblick wird in allen französischen Lyzeen Vergil gelesen, Gesang dreizehn, Vers 122 bis 160.“ Dies absolutistische Unterrichtsidol hat immer wieder, zum Teil leider mit Erfolg, versucht, sich in Deutschland durchzusetzen. Sein Gegensatz ist das englische, vor allem das amerikanische: Der Staat läßt den Unterricht ungeschoren, solange der Unterricht den Staat ungeschoren läßt. Dies freiheitliche Ideal ist auch das deutsche. Darum ist jeder unitaristische Zwang in Bildungsdingen in Deutschland auf die Dauer unmöglich. Durch den Sturz der Dynastien ist das Stammesbewußtsein der Deutschen wieder sehr stark geworden, so stark, daß es zur Gefahr für das Reich wird, wenn das Reich so töricht wäre, dieses Stammesbewußtsein, da wo es berechtigt ist, nicht zu respektieren. Die Deutschen der einzelnen Stämme

Digitized by Google

haben sich noch nie so stark als Landsleute gefühlt, wie in diesem Augenblick. Das Reich hüte sich, dieses Landsmanngefühl zu stören! Es ist das einzige, was uns von innen her zusammenhält; das einzige, was uns von innen her wieder aufbaut. Der Reichsgedanke ist vorerst nur ein Gedanke bitterer Not. Wir werden in so vielen Dingen gezwungen zu vereinheitlichen, daß wir um Himmelswillen wenigstens die paar Gebiete, wo noch unser Sonderleben als Landsleute *eines* Stamms und eines Bluts sich betätigen kann, schonen, hegen, pflegen müssen. Der Körper des neuen Reichs muß sich aus einzelnen *Zellen* aufbauen, wie jeder lebende Organismus. Der Versuch, diese Zellen zu zerstören, würde den Organismus töten. Die Zellen leben noch, die Zellen sind gesund: führt ihnen frisches Blut zu, laßt sie nicht verkümmern, und ihr werdet von selber wieder einen gesunden und starken Körper erhalten, aber wähnt nicht, das kranke Deutschland sei vom Kopf aus zu heilen, gar vom Wasserkopf Berlin aus!

Während dieser Sommerferien habe ich ein ziemliches Stück Südbayern zu Fuß abgegangen: das einsame Gebiet um den Waginger See, den Keil zwischen Salzach und Alz; und den zwischen Alz und Inn, wo die Höfe sich nicht mehr zu Dörfern zusammenschließen, sondern jeder Bauer stolz auf seiner Einöde sitzt wie zur Zeit des Tacitus; das Vorland zwischen Chiemsee und Staffelsee; das Moorland des Lechrains. Wenn einer tagelang durch deutsche Gaue geht, alles zu Fuß, in Gegenden, wo nicht einmal ein Hamster hinkommt, und sieht, wie die Menschen leben, hausen und arbeiten, dann erkennt er schließlich mit erbitternder Klarheit, wie hirnverbrannt der Einfall ist, so ein Stück Land und die Menschen darauf von Berlin aus dirigieren zu wollen. Die Dilettanten des augenblicklichen Deutschlands werden sich doch nicht einbilden, *sie* könnten das zuwege bringen, an dem sogar der straffe Apparat des alten Reichs zum Schluß erbärmlich gescheitert ist. Bei solchen Wanderungen geht einem der berechtigte Kern des Rätegedankens auf: daß die Gemeinde sich in nichts mischt, was der einzelne Bauer besser machen kann; das Bezirksamt in nichts, was Sache der Gemeinde ist; die Regierung in nichts, was das Bezirksamt, der Landrat machen kann. Aufs Schulwesen angewendet: daß die Schule ihre Hände von dem läßt, was Eltern und Kinder unter sich ausmachen müssen; daß sich die Lehrer in nichts mischen, was die Schüler ohne sie gerade so gut fertig bringen, wenn nicht besser; die Anstaltsleitungen in nichts, was die Lehrer selbst erledigen können; die Aufsichtsinstanzen in nichts, was ureigene Sache der einzelnen Anstalten ist; das Ministerium in nichts, was in erster Linie die Städte angeht; das Reich in nichts, was die Einzelstaaten allein leisten können. Daß, mit einem Wort, nicht beständig Verantwortungen abgeschoben werden von unten nach oben, wobei sich das Verantwortungsgefühl immer mehr verflüchtigt; daß endlich einmal das Wort, das unseren ganzen Organisationsapparat lahmlegt, verschwindet; das feige Lakaienwort „Ich muß von oben her gedeckt sein." Das bisherige System bedeutet eine ungeheuerliche Kraftverpulverung um nichts und wieder nichts, endlose Reibereien, beständige Kompetenzablehnungen. In unseren Staatsbetrieben wälzen sich ganze Fuhren von Akten und Berichten nach oben; von oben wälzen sich ganze Fuhren von Bestimmungen und Entschließungen, beide Fuhrwerkszüge stauen sich gegenseitig, fahren sich in die Räder, zum Schluß kommt überhaupt nichts mehr vom Fleck. Die Zentral-Instanzen kennen sich nicht mehr aus vor lauter Arbeit, die sie doch nur halb verstehen und halb erledigen, die Selbsttätigkeit der äußeren Behörden wird ertötet, über jede Kleinigkeit existiert eine Waggonladung Akten, Berichte, Pro-

Digitized by Google

tokolle, Anweisungen, Anfragen, Rückfragen. Papier ohne Nutzeffekt. Das ist das Endergebnis jedes Betriebs, der zu groß geworden ist, weil er zu starr zentralisiert ist. Die elementare Gegenbewegung ist das, was ich den berechtigten Kern des Rätegedankens nenne. Eigentlich etwas Uraltes und Grunddeutsches: Genau das hat Justus Möser gewollt. Genau das hat der Freiherr vom Stein gefordert. Genau das Wilhelm von Humboldt in seinen „Ideen, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" formuliert. Genau das hat Goethe versucht als Weimarer Minister durchzuführen: Eigenleben der Organisation statt der Galvanisierung eines leblosen Körpers durch Verordnungen. Dieser Kern des Rätegedankens ist erstens sehr berechtigt, denn er vertritt das Leben gegenüber der Erstarrung; und er ist sehr deutsch, denn so oft unser Volk in der Geschichte etwas geleistet hat, war es immer lebendig organisiert, nicht zentralistisch mechanisiert. Er leuchtet jedem ein. Er ist nicht mehr hinauszuschaffen aus den Köpfen der Menschen. Appelliert an ihn, und die Leute werden wieder anfangen gerne zu arbeiten. „Die Nation muß gewöhnt werden, selbst ihre Angelegenheiten zu betreiben und sich nicht allein auf besoldete Beamte zu verlassen, die sie in ihrer Vormundschaft halten. In den durch Bureaukratie verwalteten Ländern wird derjenige, der nicht zu der Zunft der Beamten gehört, von den öffentlichen Geschäften entfernt gehalten und seine Tätigkeit wird auf Verfolgung eigennütziger Zwecke gerichtet oder durch Genuß und Müßiggang zerstört. Das zudringliche Eingreifen der Staatsbehörden in Privat- und Gemeindeangelegenheiten muß aufhören, und dessen Stelle nimmt die Tätigkeit des Bürgers ein, der nicht in Formen und Papier lebt, sondern kräftig handelt. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken. Räumt man ihr Teilnahme daran ein, so zeigen sich die wohltätigsten Äußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes." Das war der Weckruf des Freiherrn vom Stein vor hundert Jahren. Das ist der Weckruf ins neue Deutschland heute. Josef Hofmiller

Max Dessoir und Rudolf Steiner.

Von Dr. Friedrich Rittelmeyer.

Es ist nicht zu verkennen, daß in letzter Zeit die theosophische Richtung Rudolf Steiners in gebildeten Kreisen Deutschlands stark an Ausbreitung gewonnen hat. Auch in unserem Leserkreis hat sie die Geister erregt, wie wir aus manchen Zuschriften ersehen, die teils eine zustimmende, großenteils eine ablehnende oder zweifelnde Stellung zu dieser Bewegung bekunden, darin alle übereinstimmen, daß sie wünschen, sie in den S. M. behandelt zu sehen. Wie stark sie in katholischen Kreisen um sich gegriffen hatte, erkennt man aus wiederholten Abwehraufsätzen in den jesuitischen „Stimmen der Zeit" (Freiburg i. B., Herder), vor allem aus dem päpstlichen Dekret vom 1. August 1919. Auch in gläubig protestantischen Kreisen hat sie Anhänger gefunden. Wir geben heute einem der bekanntesten liberalen Protestanten Deutschlands das Wort und behalten uns natürlich vor, auf den wichtigen Gegenstand zurückzukommen. D. Schr.

Max Dessoir, seit vielen Jahren bekannt als einer der wenigen Gelehrten, die ihr Interesse und ihre Studien auch den okkulten Erscheinungen zuwenden, hat den Ertrag einer jahrelangen Arbeit vorgelegt in dem Buch „Vom Jenseits der Seele, eine Kritik aller Geheimwissenschaften". (Enke, Stuttgart, zitiert wird nach der ersten Auflage.) Das Buch hat ungewöhnlich viel Beachtung und Beifall gefunden nicht nur in der Welt der Gebildeten, sondern

Digitized by Google

auch in der Welt der Gelehrten. Auch wer gegen das Buch allerlei Bedenken nicht unterdrücken kann, wird von der Fülle des Materials überrascht sein, das Dessoir beibringt, und wird dem Buch für manche einzelne Anregung und Belehrung dankbar sein. Die Auseinandersetzung über die Fragen, denen das Buch von Dessoir vor allem gewidmet ist, wird die Menschheit, wie wir glauben, in den nächsten Jahrzehnten noch lebhafter beschäftigen als bisher. Darum soll hier im Zusammenhang mit Dessoirs Buch ein Name genannt werden, in dem sich eine ganz andere Stellung zu diesen Fragen verkörpert als in Dessoir: Rudolf Steiner. Dessoir und Steiner sind zwei Welten, deren Zusammenstoß in der Gegenwart von größerer Bedeutung ist, als bisher beachtet worden ist.

In seinem Buch hat sich Dessoir ausdrücklich und eingehend auch mit Steiner beschäftigt, sogar in einem besonderen Kapitel „Anthroposophie". Steiner hat auf diese Kritik erwidert in dem Buch „Von Seelenrätseln" (Philosophisch-Anthroposophischer Verlag, Berlin, Motzstraße 17), das außer dem Aufsatz über Dessoirs Kritik eine grundsätzliche Auseinandersetzung zwischen „Anthropologie und Anthroposophie", eine Würdigung der Philosophie von Franz Brentano und eine Anzahl von Einzelaufsätzen enthält, deren Beachtung allen denen besonders empfohlen sei, die sich für die erkenntnistheoretische Seite der Steinerschen „Geisteswissenschaft" interessieren. In diesen kurzen Bemerkungen steckt eine Fülle von Anregungen, denen wissenschaftlich gründlich nachgegangen werden könnte und sollte. Steiners Schriften stellen allerdings an die Genauigkeit der Lektüre und an die Fähigkeit des mitgehenden Verständnisses ungewöhnlich hohe Anforderungen. Gegen Dessoir erhebt Steiner den Vorwurf, daß er ihn nicht einmal richtig zitiert habe, geschweige denn seinen Anschauungen mit irgendwelcher zutreffenden Kritik entgegengetreten sei. Dessoir hat in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Buches erwidert. Nachdem so die beiden maßgebenden Männer selbst in dieser Sache das Wort ergriffen haben, soll hier auf diese Seite des Zusammenstoßes nicht weiter eingegangen werden. In einer Besprechung in der „Christlichen Welt" 1918, 18/19, habe ich mich auf Steiners Seite gestellt. Wer nach Dessoirs Entgegnung Steiner nochmals aufmerksam liest, wird sich mindestens dem einen Eindruck nicht entziehen können, daß sich Dessoir die Auseinandersetzung doch viel zu leicht gemacht hat. Darum sollen hier einmal — über die nächsten Fragen hinweg — die beiden Geisteswelten selbst einander gegenübertreten.

Dessoirs Buch gipfelt in einem geschichtlichen Überblick, der dartun soll, daß die sogenannten „Geheimwissenschaften" durchaus den zurückgebliebenen Formen des menschlichen Denkens angehören. Während sich deutlich erkennbar durch die Geschichte hindurch ein Aufstieg der Menschheit vollzieht zu „reineren Formen des Idealismus" — zum theoretischen Idealismus, der statt aller mythologischen Welterklärungsversuche den Geist nur noch anerkennt in der Form der reinen Weltgesetzmäßigkeit, und zum ethischen Idealismus, der statt aller mystischen Beziehungen zu höheren Wesen nur noch gelten läßt die Einigung der Persönlichkeit mit der Welt der Werte — haben die „Geheimwissenschaften" allein, der vulgäre Spiritismus ebenso wie die „Anthroposophie" Steiners, diese Entwicklung nicht mitgemacht, sondern arbeiten heute noch mit den veralteten Denkmitteln der „äußerlichen Entsprechung", der „mehrfachen Bedeutung", „sprachlicher Symbolik" und „intuitiver Gewißheit". Wer dies erkennt, so etwa urteilt Dessoir, für den sind die Geheimwissenschaften vor dem Richterstuhl vernünftiger Überlegung verurteilt, so sicher wie nur eine solche Verurteilung sein kann. „Nach meiner Überzeugung ist die Geheimwissen-

Digitized by Google

schaft eine Mischung aus falschen Deutungen gewisser seelischer Vorgänge und falsch gewerteten Überbleibseln einer verschwundenen Weltanschauung."

Gegen diesen geschichtlichen Überblick Dessoirs seien hier zwei Bedenken geltend gemacht. Einmal geben Dessoirs Ausführungen im einzelnen zu Einwendungen reichlich Anlaß. Nur ein Beispiel. Wenn Dessoir schreibt: „Die Doppelnatur Gottes als eines Seienden und eines Seinsollenden drückt sich in der Doppelbenennung Schem und Jehovah aus, so daß hier eine Ahnung aufblitzt von der philosophischen Unterscheidung des Gegebenen und des Aufgegebenen" (310), so dürfte schon, abgesehen von der Anwendung, die philologische Grundlegung recht zweifelhaft sein. Wenn es aber gar im nächsten Satz weiter heißt: „Die Namen der Engel, als der Vertreter göttlicher Eigenschaften und Wirkungsweisen entsprechen gewissermaßen der Gliederung der Wissenschaften in einzelne Disziplinen", so wird auch das Wort „gewissermaßen" nicht gegen die Frage schützen, ob diese Analogie so viel besser ist, als so manche „Entsprechung" in den „Geheimwissenschaften". So ließe sich aber, wie wir glauben, an Dessoirs geschichtlichem Überblick Seite für Seite zeigen, daß die von ihm mit Recht bekämpfte Methode der „Entsprechungen" auch in seinem eignen Buch kräftig ihr Wesen treibt. Doch alle diese Einzelheiten haben selbstverständlich in einer solchen geschichtlichen Gesamtdarstellung eine untergeordnete Bedeutung.

Stärker fällt ein zweiter Einwand ins Gewicht. Dessoirs geschichtliche Darstellung beweist mehr, als Dessoir selbst aus ihr folgert. Sie macht, wenn sie richtig ist, den Schluß unausweichlich, daß auch der Gottesglaube selbst nichts andres ist als ein Rest des „magischen Idealismus". Denn wenn alle die Vorstellungen abgelehnt werden, die hinter den geistigen Werten eine geistige Welt vermuten, aus der diese Werte stammen, wenn dies alles eine „personifizierende Verflachung der geistigen Werte" genannt wird (260), dann ist schlechterdings nicht einzusehen, warum von der Gottesvorstellung selbst nicht das gleiche gelten sollte. Magisch im Sinn Dessoirs ist doch wohl alles, was zu Gesetzlichkeit und Wert etwas geistig Wirksames hinzudenkt, was nicht diese selbst ist. „Der magische Idealismus begann sein Leben in dem Augenblick, als der menschliche Geist sich nicht mehr mit dem Vorgefundenen begnügte, sondern nach einer weiteren Bedeutung des einzelnen suchte und den Sinn dieses einzelnen fand, indem er es mit anderen gegebenen Dingen oder mit vermuteten Gegenständen in einen Zusammenhang brachte" (264). Soll dieser Satz gelten, dann ist die Geschichte des „magischen Idealismus" nicht etwa mit Fechner zu Ende, der den gesetzlichen Weltzusammenhang „immer noch an ein göttliches Subjekt gebunden" glaubt (274), sondern Kant, Hegel, Schelling, auch Schopenhauer u. a. gehören ebenfalls in die Geschichte des magischen Idealismus hinein. Denn sie alle begnügen sich nicht mit der Weltgesetzlichkeit und dem Wertsystem, sondern sehen in ihm den Ausdruck von etwas, das dahinter steht. Ja noch mehr: Dessoir selbst gehört dann noch der Geschichte des magischen Idealismus an. „Die Gesetzmäßigkeit des natürlichen Geschehens," sagt er (245), „weist auf einen geistigen Urgrund der Dinge zurück". „Geistigkeit bedeutet keineswegs etwas Verschwommenes, sondern die nur dem Geist erkennbare Tatsache, daß alles in der Welt geregelt und von Werten beherrscht ist. „Hierin aber offenbart sich Gott" (244). — Es hat Denker gegeben vor Dessoir, die diese Zusammenhänge u. E. folgerichtiger durchschaut haben. Nietzsche z. B. Sein letztes Denken ist gerade auch deshalb geschichtlich so bedeutungsvoll, weil Nietzsche selbst in der Weltgesetzlichkeit, in den feststehenden

Digitized by Google

Werten, ja, im Begriff einer „Wahrheit" selbst „Schleichwege zum alten Gott" erkannte und sich dabei denkerisch in atembeklemmender Weise verstieg. Hier ist die „Geschichte des magischen Idealismus" wirklich zu Ende geführt oder vielmehr ad absurdum geführt. Dessoirs Metaphysik aber ist ein Rest des magischen Idealismus, nicht seine Überwindung. Er bekämpft vielleicht den Geisterglauben von einer geläuterten Gottesvorstellung aus, aber er bekämpft nicht folgerichtig das von ihm so genannte „Magische" vom „Vorgefundenen" aus. Wie sich freilich mit der oben wiedergegebenen Metaphysik Dessoirs dann wieder Sätze vertragen wie dieser: „In Metaphysik und Religion handelt es sich letzten Endes um die Beziehung des Seienden zum Seinsollenden" (6), vermögen wir nicht zu erkennen. Oder wenn Dessoir „zum Abschluß" (322) seine Überzeugung in dem Satz ausspricht: „Es gibt kein Jenseits im Sinn einer unsichtbaren Wirklichkeit, weil geistige Sachverhalte des Dinghaften wie des personenhaften Daseins überhoben sind. Das objektive Seelenjenseits darf als ein Überbewußtsein, niemals aber als ein räumlich außerhalb der Seele existierendes betrachtet werden" — so bleibt im Dunkeln, ob mit diesem Überbewußtsein etwas anderes gemeint sein soll als die psychologische Tatsache der „Überausdehnung des Randbewußtseins" (33) und wie die Ablehnung des „personenhaften Daseins" sich zu dem vorher vorgetragenen Gottesglauben verhält, ganz abgesehen davon, daß nur gröbste Spiritisten sich das Jenseits als ein im üblichen Sinn des Wortes außerhalb der Seele Existierendes vorstellen.

Man kann nun ohne alle Übertreibung sagen: dort ungefähr, wo das Buch Dessoirs schließt, ging die Lebensarbeit Steiners vor Jahrzehnten an. Es ist nicht eine spielerische Behauptung, sondern eine Tatsache, deren Richtigkeit ohne weiteres an den vorliegenden Dokumenten geprüft werden kann, wenn wir sagen, daß der Mann, den Dessoir als den Rückständling einer überwundenen Weltperiode gelegentlich mit erledigt, in seinen allerersten Schriften sich mit den Fragen abmüht, die nach Abschluß der Dessoirschen Geschichtsentwicklung bis zur Gegenwartsphilosophie — noch übrig bleiben. Was ist es mit dieser objektiven Weltgesetzlichkeit? Inwiefern erschließt uns das Erkennen, das doch nur als subjektive Funktion gegeben scheint, dennoch den Zugang ins Objektive? Und was ist es mit dieser Welt der Werte? Was ist daran subjektiv, was objektiv? Das sind ungefähr die Fragen, an denen vor fast dreißig Jahren Steiner mit seiner Denkarbeit einsetzte („Wahrheit und Wissenschaft" 1892, „Philosophie der Freiheit" 1894, Neuauflage angekündigt). Wenn Dessoir das Ende der Entwicklung zum „theoretischen Idealismus" mit folgenden Worten schildert: „Hiezu stimmen Gedanken der gegenwärtigen Philosophie: Das wahrhaft Seiende ein Reich der Beziehungen nach Art des Zahlensystems; der wissenschaftliche Begriff (nicht der unvollkommene Begriff eines Einzelmenschen oder einer Zeit) gleich der Sache selbst; die im Begriff erkannte Wahrheit demnach von unbedingter Gültigkeit" (271), so vergleiche man damit den Satz aus Steiners philosophischer Erstlingsschrift „Wahrheit und Wissenschaft" (34): „Erst die durch die Erkenntnis gewonnene Gestalt des Weltinhalts, in der beide aufgezeigte Seiten vereinigt sind (Wahrnehmung und Denken), kann Wirklichkeit genannt werden." Man lese nur diese eine Schrift, um zu sehen, wie das, was Dessoir die Entwicklung zum theoretischen und ethischen Idealismus nennt, für Steiner nicht der Berggipfel ist, der sein kümmerliches Hüttchen hoch überragt, sondern das Tal, von dem aus sein Anstieg erst beginnt.

Wie ist nun aber Steiners Weg von diesen ersten Schriften an weitergegangen? Der philosophisch Gebildete findet näheren Aufschluß darüber in den

Digitized by Google

Schriften „Die Rätsel der Philosophie" (neue Ausgabe von „Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert" 1914), „Vom Menschenrätsel" 1916, „Von Seelenrätseln" 1917. Es ist nicht unbedenklich, über einen so weiten und bedeutungsvollen Weg in wenigen Worten Auskunft geben zu wollen. Aber in der Hauptsache handelt es sich etwa darum: Steiner erlebt sogenannte „Gedanken" in einer solchen Stärke, daß es völlig unmöglich wird, in ihnen nur schattenhafte Nachbilder einer außer dem Menschen befindlichen Wahrnehmungswirklichkeit oder abstrakte Begriffsgespenster zu sehen, daß vielmehr unverkennbar wird, daß in ihnen höhere Wirklichkeiten in den Menschengeist hereinragen. Bei Nietzsche findet sich die Erzählung davon, wie er sich von seinen Gedanken wie von Blitzschlägen von außen her getroffen fühlt. Der Psychologe wird geneigt sein, hier an einen Nervenvorgang zu denken, der in anschaulicher, aber irrtümlicher Weise nach außen projiziert wird. Die Äußerung beweist aber jedenfalls, daß es ein Gedanken-Erleben gibt, das dem gewöhnlichen Gedanken-Erleben an Kraft außerordentlich überlegen ist. Wer nicht das Gedanken-Erleben zu einer ähnlichen Stärke bei sich selbst gebracht hat, wird schwerlich beurteilen können, ob jene psychologische Erklärung ausreicht oder ob Nietzsche hier dicht vor neuen Erlebnissen und Erkenntnissen der Menschheit stand. Der Mißverständnisse wegen sei hier eingeschaltet, daß deshalb nicht jeder so erlebte Gedanke im wissenschaftlichen Sinn „wahr" zu sein braucht, noch daß deshalb eine höhere Wirklichkeit als „räumlich" außerhalb des Menschen, etwa im Luftumkreis, existierend gedacht werden müßte. Größere Klarheit über diese Dinge könnte erst werden, wenn im Menschen zugleich der — wie immer geartete — Organismus deutlicher erkennbar würde, in dem sich dieses Gedanken-Erleben abspielt. Und gerade darüber findet der Forscher in Steiners Büchern, besonders zunächst in „Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?" eingehende Mitteilungen. Steiner glaubt, oder vielmehr: er behauptet als seine Erfahrung, daß bei außerordentlich gestärktem und gesteigertem Gedanken-Erleben im Menschen der feinere Organismus zur Spürbarkeit und Beschreibbarkeit gebracht werden kann, in dem sich das Erleben des Geistes vollzieht, und daß dann durch diesen Organismus eine Welt höherer Wirklichkeit dem Menschen erkennbar wird, die unabhängig vom Menschen ihr eignes Leben und ihre eigne Gesetzlichkeit hat. Wenn also Dessoir z. B. schreibt (303): „Unsere Geheimwissenschaft macht ärgere Schlüsse. Dem physischen Herzen liegt ein Atherherz zugrunde, dem physischen Gehirn ein ‚Athergehirn'", so ist hier schon der Weg, auf dem Steiner zu seinen Behauptungen kommt und den er ausführlich beschreibt, unrichtig dargestellt. Es handelt sich gar nicht um Schlüsse, sondern um Erlebnisse, die man aus eigner Erfahrung kennen muß, wenn man sie besser erklären will. Aus eignem jahrelangem experimentellem Studium dieser Frage sei hier nur soviel mitgeteilt, daß man vor solchem Studium gar keine ferne Ahnung davon hat, bis zu welchem Grad der feingeistige Organismus des Menschen spürbar werden kann und in welcher Weise und in welcher Stärke in ihm eine höhere Wirklichkeit als die gewöhnliche Wahrnehmungswirklichkeit erscheint.

Hier seien zwei Mißverständnisse erwähnt, eines in bezug auf das Ergebnis und eines in bezug auf den Weg. Man sagt, es sei eine vollkommene Verkennung des Geistes, wenn man ihn irgendwie anders bestehend vorstelle als in der Form stoffloser Gedanken. So spricht auch Dessoir von einer „Verdinglichung" der geistigen Welt durch die Geheimwissenschaften. Es ist wirklich an der Zeit, daß man sich das Dogma vom „reinen Geist" einmal prüfend ansieht. Selbstverständlich ist Geist als inneres Erlebnis von allen Erlebnissen,

Digitized by Google

die durch die Sinne gemacht werden können, weit verschieden. Eine andere Frage aber ist, ob auch geistige Erlebnisse, deren Geist-Seite zunächst im unkörperlichen Gedanken erscheint, an eine gewisse, wenn auch feinste, Stofflichkeit gebunden sind. Das ist eine reine Tatsachenfrage, über die dogmatisch gar nichts auszumachen ist. Dieselben Denker der Gegenwart, die vom „reinen Geist" sprechen im Gegensatz zur Sinnlichkeit, pflegen doch zumeist diesen Geist gebunden zu denken an eine Stofflichkeit, nämlich an die Nervensubstanz. Aber dies ist eben die Frage, ob an die Nervensubstanz das geistige Leben überhaupt gebunden ist oder nur eine bestimmte Form des geistigen Lebens, und ob darüber etwas gewußt werden kann. Denkt man das geistige Leben an Nervensubstanz gebunden, wie Dessoir tut, so besteht jedenfalls keine Berechtigung, solche Sätze auszusprechen wie Dessoir sie andrerseits ausspricht von dem „gut idealistischen Gedanken, daß die Welt ihrem Wesen nach Geist sein müsse, damit dem Geist des Menschen der Zugang in ihr Inneres offen stehe" (279). Mit anderen Worten: alles Reden vom „objektiven Geist", wenn man darunter etwas dem einzelnen Menschen Überlegenes versteht, das ihm gegenüber irgendwelche Notwendigkeiten geltend macht, ist ungenügend begründet, wenn man nichts anderes gelten lassen will als auf der einen Seite die Sinnlichkeit, auf der andern Seite den bloßen stofffreien Gedanken, der aber an Nervensubstanz gebunden ist. Nichts wird über die unerbitliche Tatsache hinweghelfen, daß von „objektivem Geist" zu reden erst dann wirklich erlaubt ist, wenn Nervensubstanz nicht als der einzige Träger des Geistes erlebt und nachgewiesen werden kann.

Ein anderes Mißverständnis. An verschiedenen Stellen spricht Dessoir seine Bedenken dagegen aus, daß die theosophische Konzentration „Ablösung von der Umwelt, Zurückziehung in die Stille des Ich" verlangt (215, 315 u. a.). Er bringt das sogar in verdächtige Nähe der dementia praecox (215) und sieht darin jedenfalls Entfremdung von der „Wirklichkeit". Nun zeigt die Geschichte, daß es hohe Stufen der Konzentration und Ablösung von der Umwelt gibt bei vollkommener geistiger Gesundheit und Klarheit. Man denke nur an Bernhard von Clairvaux, der um den Genfersee ritt, ohne Wasser gesehen zu haben, oder an Buddha, der den in seiner Nähe einschlagenden Blitz, durch den Menschen und Tiere vernichtet werden, nicht wahrgenommen haben soll. Aber schon das einfachste logische Denken verlangt eine gewisse „Ablösung von der Umwelt", eine „Zurückziehung in die Stille des Ich", eine Verneinung der Sinneseindrücke. Was Dessoir gegen die mystischen Zustände sagt, könnte man mit demselben Recht gegen die logische Denkarbeit geltend machen: „sehr kennzeichnend ist, daß ‚alles logische Denken' aus einem Mangel hervorgeht: aus einer Einschränkung der Beziehungen zur Außenwelt" (323). Freilich von der Konzentrationsfähigkeit, die die Übungen Steiners verlangen, erhält man erst in eigner Erfahrung allmählich einen Eindruck. Wer es z. B. nicht vermag, eine Viertelstunde lang einen Gedanken vollkommen bewußt festzuhalten, in aller Klarheit und Kraft, ohne daß ihm wider seinen Willen andere Gedanken störend zwischeneinkommen, wird es auf dem Wege Steiners nicht weit bringen. Vom gewöhnlichen Gedanken-Erleben aus über diese Geist-Erlebnisse zu urteilen, ist wirklich nicht anders als wenn ein Träumender die Welt des Wachenden „erklären" will. Wenn man nur das Träumen kennt, wird man den Wachenden für einen Schwärmer halten, der Bilder für Wirklichkeit nimmt. Genau so ist es, wenn der, der den Geist nur als Gedanken kennt, die höheren Geisterlebnisse für bloße Gedanken hält.

Digitized by Google

Man sieht also, um was es sich bei Steiner handelt: um das Erleben einer höheren Wirklichkeit. In seinem Werk „Die Rätsel der Philosophie" sucht Steiner ausführlich darzutun, wie die Entwicklung der Geistesgeschichte der Menschheit dazu geführt hat, daß der Mensch immer mehr in seinem eignen Bewußtsein eingesperrt worden ist, daß ihm aber darüber der Zugang zur Außenwelt unsicher geworden ist. Steiner sucht diese Tatsache im Zusamenhang der ganzen Seelenentwicklungsgeschichte der Menschheit zu erfassen. Der Seelenkern des Menschen gewann zunächst auf diese Weise eine gewisse Verstärkung in sich selbst. Aber unzureichend haben sich bisher alle philosophischen Versuche erwiesen, vom menschlichen Bewußtsein aus zum Innensein der Wirklichkeit zu gelangen. Erst wenn es gelingt, vom engmenschlichen Einzelbewußtsein aus wirklich den Zugang zu finden zur verborgenen Geistigkeit der Welt, besteht Hoffnung auf Lösung der Rätsel, die die gegenwärtige Entwicklungsstufe des Bewußtseins dem Menschen aufgegeben hat. Das geschieht aber auf die natürlichste Weise durch Stärkung und immer höhere, zugleich läuternde, Stärkung des menschlichen Geisteslebens, bis dieses Geistesleben allmählich gleichsam die Schale zerbricht und sich in seinem Zusammenhang mit der Weltgeistigkeit neu erlebt. Wenn also Rudolf Eucken und andere sprechen vom Aufgehen einer höheren Wirklichkeit in uns, vom Durchbruch der geistigen Welt im Menschen, so fordern sie, was uns allein vorwärts helfen kann. Nur bleibt es bei Eucken u. a. im Nur-Gedanklichen und darum Unsicheren, während bei Steiner die geistige Welt in voller Wirklichkeit dem Geist des Menschen sich erschließt. So schließt sich Steiner in seinen philosophischen Schriften organisch an die bisherige Geistesgeschichte der Menschheit an. Was bei Dessoir als Endpunkt der philosophischen Entwicklung hoch über Steiner hinaus gerühmt wird: das System der Weltgesetzlichkeit und das System der Werte ist bei Steiner nur eine Ahnung der verborgenen Weltgeistigkeit im gegenwärtigen Bewußtsein des Menschen, eine Ahnung, die aber viel sicherer vom menschlichen Geistesleben aus begründet werden muß und viel reicher in ihrer eigenen Tiefe erschlossen werden kann.

Wie so bei Steiner, wenn man tiefer in seine Lebensarbeit eindringt, die bisherige Geistesgeschichte der Menschheit volles Verständnis und Würdigung findet, so kommt nun auch bei ihm die Vergangenheit der Menschheit ganz anders zu ihrem Recht als bei Dessoir. In den Mythologien z. B. kann Dessoir nichts anderes sehen als kindliche Welterklärungsversuche auf einer primitiven Denkstufe. Steiner sieht in ihnen etwas anderes. Hier regen sich Seelenkräfte, durch die der Mensch einst einen vorläufigen natürlichen Seelenzusammenhang hatte mit wirklichen Geheimnissen des Weltalls. Natürlich kommen diese Kräfte nicht zu einer reinen Erfassung der Wirklichkeit. Natürlich mischt sich in ihre Betätigung auch spielerisches, kindliches Denken hinein. Natürlich verlangt das Gegenwartsbewußtsein mit Recht eine Herstellung der logischen Mittelglieder, eine Darstellung im kausalen Zusammenhang, was alles dem mythologischen Schauen fehlt. Aber so einfach, daß der Gegenwart die geläuterte Wirklichkeitskenntnis eigen ist und der Vergangenheit die naive Kindervorstellung, liegen die Dinge nicht. Weil Steiner nun in den Einzelheiten seiner Welterklärung vielfach mit Anschauungen früherer Zeiten zusammentrifft, entsteht bei flüchtiger Kenntnis leicht der Schein, als ob sich seine Methode nicht unterscheidet von der Methode, die man bei den alten Zeiten als die einzige — voraussetzt. Dieser Verdacht wird noch verstärkt durch das aus äußeren Gründen notwendig gewordene Verfahren Steiners, seine Ergebnisse im freien An-

Digitized by Google

schluß an die theosophische Tradition, die indische oder die rosenkreuzerische vorzutragen. Aber es gilt zunächst nicht, auf die Ergebnisse zu schauen und sie deshalb abzulehnen, weil sie alten Anschauungen ähnlich sind oder Gegenwartsanschauungen widersprechen, sondern vor allem auf die Methoden zu schauen und sie zu prüfen. Gegen diese Methoden kann unsres Erachtens vom wissenschaftlichen Standpunkt aus vorläufig nichts Entscheidendes eingewendet werden. Auch Dessoir macht nirgends den Versuch eines solchen Einwandes. Daneben mögen dann auch die Ergebnisse geprüft werden, aber nicht an gegenwärtigen Anschauungen, Meinungen und Deutungen, sondern nur an den wirklich festgestellten Tatsachen der Wissenschaft.

Während dies eine Aufgabe der Zukunft ist, und zwar, wie uns scheint, eine große und schwere, kann im Rahmen dieses Aufsatzes noch eines versucht werden: zu zeigen, welche Beleuchtung die von Dessoir behandelten Einzelfragen von der Welt Steiners aus empfangen.

Da ist zunächst das Gebiet, dem Dessoir einen großen Teil seiner Zeit und Kraft geopfert hat: der Spiritismus. Man kann es wohl verstehen, welcher Widerwille über einen Forscher kommt, wenn er erlebt, welchen Schwindeleien man auf diesem Gebiet ausgesetzt ist und wie man kaum durch Erlernung der Taschenspielerkunst allen Betrügereien entgehen kann. In der unermüdlichen, durch Erlebnisse eindringlich gemachten Mahnung zur Vorsicht auf diesem Gebiet wird man ein dankenswertes Verdienst des Dessoirschen Buches erblicken dürfen. Zwar beweist die gelegentliche Entlarvung eines Mediums noch nicht, auch nach Dessoir nicht, daß nun alles, was an diesem Medium Außerordentliches beobachtet wurde, Schwindel gewesen ist, und nach meiner persönlichen — übrigens viel geringeren — Erfahrung, die mehr an Winkelmedien als an Berühmtheiten gewonnen ist, möchte ich die subjektive Ehrlichkeit etwas höher einschätzen als Dessoir zu tun geneigt scheint. Aber der Mahnung zu größter Vorsicht wird jeder Verständige nur lebhaft zustimmen. Dessoir würde sich jedoch wundern, wie sehr er sich mit seinen Vermutungen über den Spiritismus in der Nähe der Aussagen Steiners befindet. Auch Steiner ist der Meinung und hat sie seit Jahren oft ausgesprochen, daß es die Medien mit den Geistern der Verstorbenen gar nicht zu tun haben, daß sie vielmehr im wesentlichen nur allerlei einfangen, was im Seelenleben der Anwesenden, diesen selbst vielleicht unbewußt, vorhanden ist. Was aber darüber hinaus bei Dessoir unerklärt bleibt, daß namentlich gelegentlich einzelne Erinnerungen an das Leben eines Verstorbenen in der Seele der Medien auftauchen, die aus dem Bewußtsein der Anwesenden nicht herausgeholt sein können, findet im Zusammenhang der Steinerschen Auffassung eine Aufhellung, indem nämlich nach Steiner die Medien gelegentlich mit den feineren Stofflichkeiten Berührung erleben, die der Verstorbene ebenfalls ablegt, wenn er in den Tod geht. Daraus könnte sich auch die viel beredete Trivialität der Mitteilungen aus der geistigen Welt erklären. Steiner ist also hier auf seinem Wege zu Ergebnissen gelangt, die gar nicht übel zu dem passen, wozu die äußere Forschung nach jahrelangem Bemühen sich geführt sieht. Zugleich eröffnet sich uns ein Ausblick auf eine gewisse Möglichkeit des Zusammenarbeitens selbst dort, wo man die Wege Steiners selbst nicht gehen will: daß man von den sicheren Ergebnissen der äußeren Forschung aus zusieht, was man aus Steiners Anschauungen etwa als Arbeitshypothese brauchen kann.

Überhaupt bemerkt man gerade in Dessoirs Buch vielfach, wie sich die wissenschaftliche Forschung zu Äußerungen gedrängt fühlt, die geradezu in die Rich-

Digitized by Google

tung der Steinerschen Ergebnisse deuten. Wenn z. B. Dessoir im Anschluß an andre Psychologen das Bewußtseins„feld" schildert als einen Kreis mit einem Helligkeitsmittelpunkt und einer Randzone, so bleibt allerdings eine strittige Frage, wie sich solche Schilderungen mit der Psychologie vertragen, die Dessoir vertritt. Denn die Vermutung: „Diese Struktur der Seele beruht wahrscheinlich auf einer Zusammenarbeit der Gehirnteile, die alle ihre verschiedene Funktion haben" (86), wird angesichts der bisher festgestellten Tatsachen der Gehirnphysiologie großen Schwierigkeiten begegnen. Dagegen ist für den, der durch die eigene Übung und Erfahrung zu einer Kenntnis der feineren Stofflichkeit gelangt ist, in der sich das geistige Leben eigentlich abspielt, der Bewußtseinskreis mit seiner verschiedenen Helligkeit, mit seiner Vergrößerung und Verkleinerung, eine höchst reale Tatsache. Oder wenn Dessoir sich zu der Vermutung veranlaßt sieht, daß Vorstellungen und Vorstellungsteilchen „aus unbekannten Gründen als versprengte Stückchen umherschweben" und „in das Bewußtseinsgefüge eindringen können" (46), so ist das vom Standpunkt seiner Psychologie aus geradezu Mythologie, dagegen vom Standpunkt Steiners aus eine, hier freilich noch sehr grob und ungenau wiedergegebene Wirklichkeit. Oder wenn Dessoir ausführlich redet von den „getrennten Bewußtseinssynthesen" (40), durch die es sich erkläre, wenn Menschen sich gelegentlich von hohen oder niederen Geistern besessen glauben, so werden diese Bewußtseinssynthesen doch erst dann psychologisch verständlich werden, wenn die Möglichkeit und die Art der Zusammenfügung erkannt wird. Davon abgesehen ist wohl deutlich, daß eine solche psychologische Beschreibung, wie die von den „getrennten Bewußtseinssynthesen", nicht ausreicht, um die Wahrheitsfrage zu entscheiden, ob es wirklich so etwas wie „Besessenheit" im Guten und im Bösen geben kann. Wenn darum Dessoir durch seine psychologische Einsicht die irreleitenden Ausdrücke der Theologen: „Dämonischer, Pneumatiker" beseitigt glaubt, so widerspricht das seinem eignen Satz, daß die Psychologie „wohl die Technik des Bewußtseins sichtbar machen kann, aber nicht den geistigen Gehalt berührt, so wenig wie ein Nachweis des psychologischen Zustandekommens religiöser Vorstellungen die Entscheidung über das Dasein Gottes herbeizuführen vermag" (27).

Wie nun schon hier überall zum Vorschein kommen kann, welche Hilfen — wenn auch zunächst nur in Form vorsichtiger Hypothesen — der Wissenschaft aus Steiners vermeintlichen oder echten Erfahrungen zuwachsen könnten, so ist besonders interessant an Dessoirs Buch, wie sich Dessoir zur Annahme von Telepathie immer wieder hingeführt sieht. Dessoir bespricht z. B. ausführlich den „Fall Piper". Dieses amerikanische Medium wurde mehrfach von bekannten wissenschaftlichen Autoritäten untersucht. Dabei mußte sie über Dinge Aussagen machen, die ihr auf gewöhnlichem Wege nicht bekannt sein konnten. Dessoir berichtet darüber: „In Hyslops Untersuchungen mit Frau Piper sind 205 bestimmte Tatsachen. Davon sind 152 richtig und nur 16 als falsch nachgewiesen worden; 37 ließen sich nicht beurkunden... Diese Zahlen gehen weit über alles hinaus, was der Zufall zustande bringen kann. Ich habe bereits vor Jahren die Probe gemacht, indem ich... die bei Frau Piper auftretenden Erscheinungen nachzuahmen versuchte; die Zahl der richtigen Angaben, die ich durch glückliches Ungefähr erreichte, überstieg nicht fünf vom Hundert" (18). Solche Fälle sind es, die Telepathie zu einer Hypothese machen, die durch die bisherigen Ergebnisse der äußeren Forschung doch schon recht nahe gelegt ist. „Immerhin es sind Versuche bekannt, die so nachdrücklich für echte Telepathie sprechen, daß man wenigstens mit ihrer Möglichkeit rechnen

Digitized by Google

darf" (116). Eine entscheidende Widerlegung der Telepathie, durch die sie als Arbeitshypothese ausscheidet, ist Dessoir „nirgends begegnet" (124). Das ist also der Punkt, an dem Dessoirs überaus vorsichtige und skeptische Forschungen enden, soweit es sich um Einzelheiten und nicht um Theorien handelt. Nun dürfte aber klar sein, daß die Annahme von Telepathie etwas ist, was über die bisherigen Anschauungen von Körper und Geist hinausführen muß. Gibt es nur die mit sinnlichen Mitteln erforschbare Gehirnsubstanz auf der einen Seite und die sinnlichkeitsfreie, raumlose Gedankenwelt auf der andern Seite, so sieht man schlechterdings nicht, wie es zu Fernwirkungen kommen könnte. Darum ist die nächste Folge, daß man beginnt, von unsichtbaren „Schwingungen" oder „Strahlungen" oder „Strömungen" zu reden. Damit wäre man aber wieder in die Richtung Steinerscher Ergebnisse gewiesen, auch wenn man sich diese Strahlungen zunächst natürlicherweise an die Gehirnsubstanz gebunden denkt. Die weitere Entwicklung der Forschungen wird herausstellen, ob man ohne die Annahme feinmaterieller Substrate, wie man sie bei Steiner beschrieben findet, die allmählich kaum mehr zu leugnenden Tatsachen der Fernwirkung erklären kann. Aus der eignen Erfahrung sei hier wenigstens ein Fall von „Telepathie" mitgeteilt. In meinem Hause befand sich vor Jahren ein junger Musiker, der mir eines Abends voll Freude erzählte, er habe eben ein Gedicht von Dehmel gefunden, das ihn sofort zur Komposition angeregt habe. Er schrieb dann den Abend über sehr fleißig an einem Lied in demselben Zimmer, in dem außer mir noch ein andrer Mensch arbeitete. Am nächsten Morgen vor dem Frühstück sagte ich zu ihm: Herr W., denken Sie, ich habe Ihnen eben ins Handwerk gepfuscht, ich habe auch etwas komponiert. Wir wollen einmal sehen, ob es etwas ist. Nun probierte ich auf dem Klavier. C-Dur? Nein, es war E-Dur. Als ich die Melodie gespielt hatte, zeigte mir der junge Musiker mit Überraschung sein gekritzeltes Manuskript vom vorangehenden Abend. Da stand dieselbe Melodie, nur war eine kleine Verschiedenheit im Takt und in der Begleitung. Das Motiv selbst, obwohl nur aus vier Tönen bestehend, war genau das gleiche und vor allem auffallend war die gleiche Tonart. Ausgeschlossen ist ebenso, daß ich die Melodie vom Komponisten auf dem Klavier gehört oder infolge unwillkürlichen Summens aufgefangen oder auf dem Notenblatt gesehen hätte. Beim Erwachen morgens stand die Melodie wie ein eigner Einfall vor meiner Seele. Jemehr solche Fälle, von gewissenhaften Beobachtern gut beglaubigt, in den Gesichtskreis der Wissenschaft einrücken werden, um so mehr wird man sich zu fragen haben, ob die bisherigen Anschauungen über Körperwelt und Geisteswelt befriedigen können.

Noch einige Punkte seien genannt, die in ähnlicher Richtung zum Nachdenken anregen. Dessoir sieht sich z. B. veranlaßt, auf Grund des vorliegenden Materials, die Möglichkeit von „begründeten Halluzinationen" zuzugestehen, auch in der Form, daß man vom Sterben eines Bekannten in der Ferne eine Art geistige Wahrnehmung haben kann. „Der Sterbende sieht weder sich selbst noch sendet er gleichsam diese seine Gesichtsvorstellung in die Welt hinaus, und trotzdem wird seine Gestalt — sogar in einer bestimmten Kleidung — in der Ferne erblickt... Man muß also einen in seiner Beschaffenheit ganz unbekannten Weckvorgang annehmen, der zu einer sinnbildlichen Gestaltung im Bewußtsein des Empfängers führt. Wie diese Schlußwirkung zustande kommt, läßt sich kaum vermuten. Wann sie eintritt, ist gleichfalls unsicher. Aber es steht nichts im Wege, eine Latenzzeit anzunehmen, vor allem dann, wenn Erscheinungen ein paar Stunden nach dem Tode gesehen werden" (124). Es

Digitized by Google

ist Dessoir unbekannt — aber sowohl über diesen „Weckvorgang", wie über die „Latenzzeit" würde er Ausführungen bei Steiner finden, die sich fast unmittelbar an seine Forschungsergebnisse anschließen. Nach Steiner — der sowohl andres Forschungsmaterial wie andre Forschungsmethoden hat als Dessoir — würde es sich in solchen Fällen um unsinnliche seelische Eindrücke handeln, die sich allerdings ihre bildliche Einkleidung aus dem Erinnerungsschutz des Empfängers holen. Und die „Latenzzeit" hinge nach Steiner zusammen mit Verschiedenheiten der Zeitverhältnisse auf sinnlichem und sogenanntem „übersinnlichem" Gebiet, wie sie in andrer Weise schon beim einfachen Traum beobachtet werden kann.

Noch ein Beispiel für viele. Dessoir führt u. a. folgenden Wahrtraum an. „Der zwölfjährige Neffe eines englischen Universitätsprofessors träumte, und zwar vor dem 25. Juni 1900 — vielleicht zu Anfang dieses Monats —, daß er von einem bissigen Schimmel herum um eine Werft gejagt würde. Er erwachte mit lautem Schreien." Mindestens drei Personen hören damals von diesem Traum. „Am 20. August, als sich die Familie an der See befand, ereignete sich, was jener Traum verkündet hatte, sogar mit mehreren Nebenumständen, die der Traum gleichfalls enthalten haben soll" (59). Und nun Dessoirs Erklärung. „Da der Knabe schon dreimal in seinem Leben einen Seeplatz besucht hatte und vermuten konnte, daß der Ort des bevorstehenden Sommeraufenthalts eine Werft habe, so ist dieser Teil des Traums nicht schwer aus dem Spielen der Einbildungskraft zu erklären; das Flüchten vor einem angreifenden Tier gehört zu den häufigen Träumen; auffällig bleibt wohl nur, daß der Schimmel richtig vorausgesehen wurde." „Nach allem, was gesagt wurde, scheint der Schluß berechtigt, daß psychologische Zergliederung auch bei den sogenannten prophetischen Träumen zu leidlich befriedigenden Ergebnissen gelangt, sofern nur die Unterlagen brauchbar sind" (60). Befriedigen diese „Ergebnisse" wirklich? Mir erscheint dieser Versuch kaum viel besser gelungen als die bekannten Versuche, die Wundererzählungen des Neuen Testaments „natürlich" zu erklären, die selbstverständlich auch einmal gemacht werden mußten. In andern mitgeteilten Fällen versucht Dessoir gar keine Erklärung (126). Über einen andern „gut beglaubigten" Fall sagt er: „Naturwissenschaftlich ist das schlechterdings nicht zu verstehen, denn wie könnte eine Tatsache in rückläufiger Zeitbewegung die Vision vier Jahre zuvor bewirkt haben!" (125). Gibt es aber Fälle, bei denen sowohl die Täuschungshypothese wie die Zufallshypothese nicht ausreicht, dann werden nicht die Tatsachen nachgeben müssen, sondern die Meinungen. Freilich wird sich dann erst recht die Frage erheben, ob mit den bisherigen Methoden der Forschung auf diesem Gebiet überhaupt weiterzukommen ist, ob man damit nicht in Wahrscheinlichkeiten und immer neuen Zweifeln, in Hypothesen und Postulaten hängen bleibt und ob man sich nicht doch auf die Dauer wird entschließen müssen, den von Steiner angegebenen Forschungsmethoden prüfend nahezutreten.

Als ich das Buch Dessoirs zu Ende gelesen hatte, kam mir die Erinnerung an die berühmte Umwälzung der Anschauungen, die einst durch das kopernikanische Weltsystem in die Welt gekommen ist. Einige Unregelmäßigkeiten der Planetenbewegung ließen sich innerhalb des ptolemäischen Systems nicht oder nur schwer erklären. Diese Tatsache führte aber zu einer völligen Umkehrung des Weltbildes. Man wird nicht behaupten wollen, daß dies der letzte derartige Fall in der Geistesgeschichte der Menschheit gewesen sein muß.

Digitized by Google

Die Erinnerungen von Tirpitz.

Unter den Persönlichkeiten, die an hervorragender Stelle für Deutschlands Sicherheit und Zukunft gewirkt haben, und die nun seit dem Herbst v. J., durch die Schuld der eigenen Volksgenossen das Ergebnis ihrer Lebensarbeit vernichtet sehen, ist wohl die tragischste Gestalt: Großadmiral von Tirpitz. Kein anderer vielleicht hat wie er so klar die Gefahr erkannt, die Deutschland von England drohte; kein anderer hat jedenfalls so viel wie er getan, um unser Vaterland und die Zukunft unseres Volkes gegen diese Gefahr zu schützen; kein anderer ist so verkannt oder ungerecht angefeindet worden wie er; kein anderer könnte wie er mit solcher Berechtigung sagen, daß das Schicksal Deutschlands ein anderes gewesen wäre, wenn sein Rat befolgt und seine Kraft voll ausgenutzt worden wäre. Wohl fast jeder, der unter ihm gearbeitet oder sein Wirken aus der Nähe beobachtet hat, und dessen Urteil nicht durch Strebertum, Selbstsucht, Eitelkeit oder andere persönliche Motive beeinflußt worden ist, wird diese Persönlichkeit in ihrer Bedeutung nicht nur als Schöpfer und Organisator der deutschen Flotte, sondern als Staatsmann im vollsten Sinne des Wortes schon immer gewürdigt und verehrt haben. Wenn Teile des deutschen Volkes Tirpitz bisher in ausgesprochener Ablehnung gegenübergestanden haben, so ist dies einerseits darauf zurückzuführen, daß — trotz aller Aufklärungsarbeit, die seit dem ersten Flottengesetz geleistet worden ist — das Verständnis für das Wesen der Seegeltung im deutschen Volke noch immer gering und wenig verbreitet ist, und andererseits darauf, daß Tirpitz' Streben und seine Leistungen durch die Angriffe seiner politischen und persönlichen Gegner entstellt oder verkleinert worden sind. Viele werden allerdings aus den Erfahrungen des Weltkrieges, insbesondere aus den Geschehnissen der letzten Monate heraus wenigstens zu der Erkenntnis gelangt sein, wie recht Tirpitz gehabt hat in seiner Beurteilung des Wesens und des Ziels der englischen Politik.

Den vielen großen Taten Tirpitz' reiht sich jetzt eine letzte an, die Herausgabe seiner Erinnerungen. Unter all den Veröffentlichungen, die der Krieg und der Zusammenbruch Deutschlands gezeitigt haben oder noch zeitigen werden, wird dies Werk vielleicht das bedeutsamste bleiben, und es wird vielen, die Tirpitz bisher nicht anerkannt haben, die Augen darüber öffnen, was er dem deutschen Volke gewesen ist, und was er ihm hätte sein können. Viele Gegner werden allerdings nicht zu überzeugen sein, denn bekanntlich fällt der menschlichen Natur — und ganz besonders der von Diplomaten und Politikern — nichts schwerer, als einen fundamentalen Irrtum einzugestehen.

Das Buch des Großadmirals von Tirpitz wirkt in seiner klaren plastischen Ausdrucksweise wie ein Monument; es ist ein Werk, das für alle Zeiten eine außerordentliche Bedeutung behalten wird. Heute sind unsere Seeinteressen und unsere Seemacht vernichtet; aber solange das deutsche Volk nicht völlig dem Untergange geweiht ist, wird der Drang nach Betätigung auf dem Meere und in den überseeischen Ländern von neuem aufleben, und die Männer, die in der Zukunft berufen sein werden, die Schutzwehr für die deutschen Seeinteressen zu schaffen, werden aus dem Buche immer wieder reiche Anregung und Belehrung schöpfen. Darüber hinaus kann es unendlich vielen Deutschen ein Lehrbuch werden zur Aneignung einer großzügigen fruchtbringenden Arbeitsmethode und eines die Wirklichkeit klar erkennenden politischen Sinns.

Die Erinnerungen umfassen die Zeit von 1865 bis zum Herbst 1918; besonders eingehend sind behandelt die Flottenpolitik, der Ausbruch des Krieges,

Digitized by Google

die Hauptfragen des Krieges, die Hochseeflotte im Kriege und der Unterseebootskrieg. Wertvoll ergänzt sind die Erinnerungen in dem Anhang durch Auszüge aus Kriegsbriefen des Großadmirals und durch Bemerkungen zu unserer Schiffbaupolitik. Bei dem Umfang des Buches, den vielen Fragen, die es behandelt, und der Fülle tiefer Gedanken, die es enthält, ist eine der Bedeutung desselben entsprechende Behandlung in einem kurzen Artikel nicht möglich; nur einige der wichtigsten Punkte können hervorgehoben werden.

Charakteristisch für die Arbeitsmethode Tirpitz', die zu so großen Erfolgen geführt hat, ist die systematische Gründlichkeit, mit der alle Probleme angefaßt wurden, eine reine Sachlichkeit, das Freisein von Bureaukratismus, bei organisatorischen Fragen das Bestreben keinesfalls einen grundsätzlich falschen Schritt zu tun, bei technischen Fragen ein vorsichtiges Herangehen an Neuerungen, aber festes Zugreifen, sobald die praktische Verwendbarkeit genügend entwickelt war. Wegen des anfänglichen Zurückhaltens bei Neuerungen ist Tirpitz oft angegriffen worden; wer aber sein Werk im ganzen betrachtet, vor allem berücksichtigt, wie großes im Vergleich zu anderen Marinen bei der Umsetzung der beschränkten finanziellen Mittel in positive Machtwerte erreicht worden ist, der wird sein Verfahren als das grundsätzlich richtige anerkennen müssen. Bei seinem genialen Erfassen des anzustrebenden Ziels und der Mittel und Wege, durch die es zu erreichen war, hat seine Arbeitsmethode zu besonders glänzenden Ergebnissen geführt bei der ersten Entwicklung der Torpedowaffe, bei der Schaffung der Grundlagen für die Flottentaktik, bei der Erwerbung und dem Ausbau Tsingtaus und bei der Vorbereitung und Durchführung der Flottengesetze. Mit Bewunderung muß erfüllen, wie Tirpitz die Arbeit der Schöpfung einer Flotte angefaßt und gleichsam sprungweise durchgeführt hat, all die vielen teils hemmenden, teils überstürzenden Einflüsse berücksichtigend und jeden günstigen Moment ausnutzend.

Die so vielfach verkannte und angefeindete Flottenpolitik war die notwendige Folgerung aus einer bestimmten Beurteilung der politischen Weltlage. Daß diese Beurteilung richtig gewesen ist, wird heute eigentlich niemand mehr bestreiten können. Wie klar und überzeugend sind die Ausführungen Tirpitz' über diesen Punkt, wie überhaupt über die von ihm berührten Fragen der auswärtigen Politik! Man wird unwillkürlich beim Lesen derselben erinnert an Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Man vergleiche damit, was Bethmann Hollweg in dem ersten Band seiner „Betrachtungen zum Weltkriege" in verächtlichem Ton über das „Zauberwort" Seegeltung, über den Schimmer der Romantik, der alles Seemännische umgab, über die Flottenpolitik schreibt und man wird ermessen können, welche Kluft die beiden Männer in ihrer politischen Denkweise voneinander trennte. Wenn Bethmann Hollweg schreibt: „Englands wirtschaftlicher Gegensatz zu dem deutschen Nebenbuhler war durch unsere Flottenpolitik zu einem akut politischen geworden", so ist dies — fast könnte man sagen tendenziös — unrichtig. Dieser politische Zustand war bereits vor dem ersten Flottengesetz eingetreten und die wahrnehmbaren Anzeichen einer Spannung zwischen den beiden Staaten hatten sich in den letzten Jahren vor dem Weltkriege trotz der wachsenden Größe der deutschen Flotte nicht vermehrt, sondern im Gegenteil vermindert. Aufgegeben werden konnte die Flottenpolitik folgerichtigerweise doch auch nur, wenn man die Faktoren beseitigte, die sie notwendig gemacht hatten; d. h. wenn die deutsche Industrie und der deutsche Handel in ihrer Leistungsfähigkeit und Betätigung erheblich zurückgeschraubt wurden. Tirpitz kennzeichnet die Lage und die vielfach in Deutschland herr-

Digitized by Google

schende Auffassung an einer Stelle mit den Worten: „Die Deutschen spürten, verwöhnt von dem Glück, in das die Bismarcksche Reichsschöpfung und das plötzliche Umsichgreifen unserer so lange zurückgestauten wirtschaftlichen Tüchtigkeit uns versetzt hatte, noch nicht genügend, daß unsere Entfaltung auf dem breiten Rücken des britischen Freihandels und der britischen Weltherrschaft sich auf Widerruf vollzog."

In den beiden Hauptaufgaben, die Bethmann Hollweg — wie auch aus seinem Buch hervorgeht — sich gestellt hatte, der Verständigung mit England und der allmählichen Hinüberleitung der sozialdemokratischen Partei zu einer im staatlichen Sinne positiven Mitarbeit, hat er ein trauriges Fiasko erlitten, und aus der Verkettung der beiden Bestrebungen ist wohl auch seine verhängnisvolle Politik Rußland gegenüber vor dem Kriege und während desselben zu erklären. Daß aus der ganzen Auffassung Bethmann Hollwegs sich ein Gegensatz zwischen ihm und Tirpitz entwickeln mußte, ist klar. Daß letzterer über sein Ressort hinaus sich in die Politik gemischt hätte, ist aber nicht zutreffend. Tirpitz hat lediglich die ihm als Staatssekretär ressortmäßig zufallende Pflicht erfüllt, die von allen maßgebenden Faktoren der Regierung akzeptierte Flottenpolitik systematisch, energisch und mit politischem Geschick zu fördern. Großes Interesse werden Tirpitz' Ausführungen über die Bestrebungen, zu einer Verständigung mit England zu gelangen, insbesondere über die Haldane-Mission erwecken. Hier tritt der Gegensatz in der politischen Denkweise und geschäftlichen Methode zwischen Bethmann Hollweg und Tirpitz besonders kraß hervor. Auf der einen Seite die Illusion, daß auch bei England ein ehrlicher Verständigungsversuch vorlag, daß das von deutscher Seite erstrebte Ziel durch Nachgeben in der Flottennovelle zu erreichen sei, und ein geschäftliches Vorgehen, über das auch der Laie in Erstaunen geraten muß. Auf der anderen Seite der durch den Gang der Verhandlungen und spätere englische Veröffentlichungen bestätigte Verdacht, daß es den Engländern lediglich auf Einschränkung unserer Seerüstung, letzten Endes auf eine Zermürbung des Flottengesetzes ankam, und eine geschäftliche Methode, die der — wenn auch nur geringen — Möglichkeit einer Richtungsänderung der englischen Politik Rechnung trug, im übrigen aber darauf bedacht war, nichts Wesentliches ohne Gegenleistung preiszugeben. Die Entspannung in dem Verhältnis Deutschland-England war nur auf dem Wege der weitergeführten Flottenpolitik, die das Risiko eines Krieges mit Deutschland für England stetig vergrößerte, zu erwarten. Wie Tirpitz in überzeugender Weise darlegt, war der Weg zu diesem Ziele zum größten Teile zurückgelegt, als diplomatisches Ungeschick der feindlichen Koalition eine günstige Chance zur Entfesselung des Weltkrieges bot.

Vernichtend ist das Urteil, das gefällt wird über die deutsche Politik und das diplomatische Vorgehen vor dem Ausbruch des Krieges, über die Behandlung der österreichisch-serbischen Angelegenheit, über die Kriegserklärung an Rußland und Frankreich, über das Unterlassen der diplomatischen Vorbereitung für den Durchmarsch durch Belgien. Unbegreiflich muß jeden die Tatsache dünken, daß der Kanzler „den Ernstfall so wenig vorbereitet hatte, daß Gesamterwägungen zwischen den politischen und militärischen Spitzen niemals stattgefunden hatten, weder über die politisch-strategischen Probleme der Kriegsführung, noch über die Aussichten eines Weltkrieges überhaupt".

Über die Schuldfrage bezüglich der Entstehung des Weltkrieges gibt Tirpitz seiner Ansicht u. a. in folgender Weise Ausdruck: „Bei der Erörterung der Schuldfrage begeht man in Deutschland leicht einen zweifachen Fehler. Ein-

Digitized by Google

mal konstruiert man politische Verhältnisse gerne allzu logisch. Aus einer Fülle einzelner Anzeichen versuchen manche zu beweisen, daß bei dem bösen Willen der Feinde der Weltkrieg überhaupt nicht vermieden werden konnte. Diese Anschauung halte ich für irrig. An dem bösen Willen Englands, Frankreichs und vieler Russen, unser Reich zu zerschmettern, kann zwar ein Zweifel nicht bestehen. Um so mehr mußten wir uns hüten, ihm eine Gelegenheit zur Betätigung zu bieten . . ."

„Den zweiten Fehler der Beurteilungsweise erblicke ich dort, wo der serbisch-österreichische Zusammenstoß und der Weltkrieg nicht scharf genug auseinander gehalten werden. Nicht nur das deutsche Volk, in seiner Gesamtheit eins der friedliebendsten der Welt, sondern auch die Regierung Bethmann Hollwegs ist am Weltkrieg ihrem Willen nach völlig unschuldig. Dagegen hat die damalige deutsche Regierung einen Anteil an der österreichisch serbischen Angelegenheit, indem sie annahm (was sich als irrig erwiesen hat), daß gerade die Züchtigung Serbiens durch Österreich Ungarn die drohende Aufteilung der habsburgischen Monarchie und einen ihrer Meinung nach daraus notwendig folgenden Weltkrieg verhüten würde."

„Wie ist demgemäß die ganze Schuldfrage zu beantworten?"

„Die causa remota des Weltkrieges liegt nach dem Urteil aller ehrlichen Kenner der europäischen Vorgänge, z. B. der belgischen Gesandten, in der englischen Einkreisungspolitik, die in den neunziger Jahren ihren Ursprung nimmt in der Handelseifersucht, sich dann hinter Vorwänden (Transvaal, Flotte) versteckt, die Weltpresse vergiftet, alle deutschfeindlichen Kräfte der Welt zusammenknüpft und eine gespannte Lage erzeugt, in welcher der leiseste Fehltritt die fürchterlichsten Entladungen hervorbringen konnte."

„Der Fehlgriff unserer Reichsleitung bestand in dem Glauben, einen serbisch-österreichischen Waffengang lokalisieren zu können. Im Vertrauen auf die Friedlichkeit und Gerechtigkeit insbesondere Englands hielt sie eine gründliche Zurechtweisung Serbiens zur Sanierung Österreich-Ungarns für tunlich, ohne daß daraus ein Weltkrieg entstünde . . ."

Von dem starren Festhalten an seiner unglücklichen Idee der schließlichen Verständigung mit England hat sich Bethmann Hollweg selbst dann nicht freimachen können, als sein „Kartenhaus" zusammengebrochen war. Im Verlauf des Krieges hat er einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt auf die Verwendung unserer Machtmittel zur See, zuerst durch Einwirkungen auf den Kaiser und den Chef des Admiralstabes im Sinne eines Nichteinsetzens der Hochseeflotte, später durch Maßnahmen, welche die Verkümmerung und die verspätete Ausnutzung der Unterseebootswaffe bewirkt haben.

Tirpitz stand im Großen Hauptquartier nahezu völlig vereinsamt in der richtigen Beurteilung der Lage, vor allem in der Auffassung, daß England der gefährlichste Gegner sei, und daß daher auf ihn in erster Linie die militärischen und politischen Maßnahmen zugeschnitten werden mußten.

Die Frage der Möglichkeit eines Verständigungsfriedens, die die Gemüter in Deutschland noch immer auf das lebhafteste beschäftigt, und die nachgerade eine parteipolitische Frage ersten Ranges geworden ist, behandelt Tirpitz in dem Kapitel „Hauptfragen des Krieges". Über seine persönliche Einwirkung sagt er an einer Stelle folgendes: „Ich stelle hier fest, daß mein Eintreten für einen geschlossenen Kampfwillen gegen England in den Jahren 1914/18 die Regierung niemals daran gehindert hat, einen Verständigungsfrieden mit England zu suchen. Ich spreche hier nicht in Verteidigung. Denn das in die Massen geworfene

Digitized by Google

Schlagwort, ich hätte die Regierung an einem rechtzeitigen Frieden mit England gehindert, ist zu töricht, als daß ich mich dagegen zu verteidigen hätte. Niemals in den ganzen Jahren trat meines Wissens eine Stunde ein, in welcher England uns einen anderen Frieden gewährt hätte, als den Frieden der Vernichtung. Niemals war mein Einfluß derart, daß ich eine Friedensmöglichkeit hätte durchkreuzen können, auch wenn ich gewollt hätte, und niemals hat der Kanzler mir eine greifbare Friedensmöglichkeit eröffnet. Ich spreche hier vielmehr von einem einfachen Gesichtspunkt der politischen Taktik, der um so wichtiger wurde, je mehr sich unsere Lage verschlechterte. Gerade wenn man zu einem leidlichen Verzichtsfrieden mit England kommen wollte, mußte man, im Kriege begriffen, einen kräftigen Kampfwillen gegen England zeigen und die Annäherung an Rußland suchen. Ein solcher taktischer Gesichtspunkt ist so einfach und elementar, daß ihn alle Völker mit Ausnahme des deutschen befolgen."

Die Friedensresolution vom 19. Juli 1917 hat bekanntlich, wie vorauszusehen war, nur die Wirkung gehabt, bei unseren Gegnern den Glauben an einen vollständigen Sieg bei weiterer Fortsetzung des Krieges zu stärken, die Geneigtheit zu Friedensverhandlungen zu töten, andererseits im deutschen Volke die Widerstandskraft, den Willen zum Durchhalten, bis der Siegeswille der Gegner gebrochen war, zu vermindern. Die Urheber der Friedensresolution, bei denen offenbar persönliche oder parteipolitische Motive in erheblichem Maße mitgespielt haben, suchen ihre Schuld zu vertuschen, indem sie immer wieder dem Volke vorreden, die Alldeutschen oder die Vaterlandspartei seien Schuld daran, daß kein Verständigungsfriede zu Stande gekommen sei. Daß sie mit dieser haltlosen Behauptung immer noch einen gewissen Erfolg erzielen, ist auf den Mangel an politischem Sinn, auf die Verhetzung unseres Volkes und auf die typisch deutsche Erscheinung zurückzuführen, daß von Deutschen betätigtes lebhaftes Nationalgefühl von vielen unserer Demokraten als gefährlich und nachteilig angesehen und ohne Rücksicht auf die Wirkung auf das Ausland heftig bekämpft wird, eine Erscheinung, die man z. B. in England oder Frankreich auch nicht im entferntesten in diesem Maße kennt.

Als den schmerzlichsten Teil seiner Aufgabe bei Abfassung seiner Erinnerungen bezeichnet es Tirpitz, sich darüber auszusprechen, weshalb unsere Flotte uns keinen gerechten Frieden hat erstreiten dürfen, und er erblickt mit Recht die Ursache in den Hemmungen, welche der militärischen Leistung der Marine aus politischen Gründen während des ganzen Krieges auferlegt wurden, und in dem Fehlen einer einheitlichen verantwortlichen Leitung der gesamten deutschen Seemacht, die erst im September 1918 geschaffen wurde; dahin zielende frühere Vorstellungen des Großadmirals von Tirpitz waren vom Kaiser abgelehnt worden. In dieser Frage, wie auch in anderen hat der Chef des Marinekabinetts offenbar einen wenig glücklichen Einfluß ausgeübt.

Der Unterseebootskrieg, den das letzte Kapitel des Buches behandelt, ist ein Abbild der fehlerhaften politischen Methode, die uns um den Sieg gebracht hat. Nach einer klaren Darstellung der ganzen Frage faßt Tirpitz sein Urteil in die Worte: „Der Anfang des U-Bootskrieges war verfrüht, unreif, in ungeeigneter Form und mit unnötiger Fanfare in die Welt gesetzt. Dann wurde nicht durchgehalten und dabei fortwährend Schwäche und Furcht gezeigt. Es wurde vor Wilson eingeknickt und ihm zu einer steigenden Macht in Amerika verholfen. Es wurde durch unser scheinbar böses Gewissen der englischen Lesart Vorschub geleistet, daß der U-Bootskrieg etwas Unsittliches wäre. So haben

Digitized by Google

wir uns durch unangebrachtes Verhalten die Wiederaufnahme des U-Bootskrieges erschwert und gefährlicher gemacht" . . .

„Die Befehle an die Unterseebootskommandanten sind eine Kette von Ansätzen, Hemmungen und Widersprüchen und haben uns bestes deutsches Blut gekostet, dafür den Enderfolg geraubt. Der Unterseebootskrieg ist verloren gegangen, weil Deutschland nicht folgerichtig an dem Gedanken festgehalten hat, jedes berechtigte Mittel, das im Seekrieg zur Verfügung stand, rücksichtslos bis zum Ende anzuwenden."

Tirpitz spricht in seinem Buche die Überzeugung aus — und diese Überzeugung werden wohl so ziemlich alle Marineoffiziere teilen —: „die Flotte hätte es schaffen, sie hätte uns zu einem ehrenvollen Frieden verhelfen können, wenn sie richtig zur Ausnutzung gebracht wäre"; und tief erschütternd wirkt es, wenn er in dem Schlußwort sagt: „Das deutsche Volk hat die See nicht verstanden. In seiner Schicksalsstunde hat es die Flotte nicht ausgenutzt. Ich kann ihr heute nur noch das Totendenkmal setzen. Eine Tragödie ohnegleichen hat das deutsche Volk in seinem raschen Aufstieg zum Weltvolk und seinem noch rascheren Absinken durch zeitweilige Kleinheit seiner Politik und durch Mangel an Nationalsinn erlebt."

In unserer furchtbaren Lage richtet sich unsere Hoffnung auf das kommende Geschlecht. Möchten recht viele das Buch des Großadmirals von Tirpitz lesen, sich in die Persönlichkeit dieses großen Deutschen, der seinem Kaiser und seinem Volke mit solch treuer Hingabe gedient hat, und der mit genialem Blick so Außerordentliches für sein Vaterland geschaffen hatte, versenken und an seinen Leistungen, an seinen hohen Gedanken und an der offenen, aber doch sachlichen Darstellung der begangenen Fehler ihre Urteilsfähigkeit bilden. Dann wird Tirpitz' Lebensarbeit doch nicht vergebens gewesen sein; sein Geist wird im deutschen Volke weiterwirken und sein Werk wird eines Tages zu neuem Leben erweckt werden.

Karl v. Müller, Kapitän zur See a. D.

Über Museen und Ausstellungsanlagen.

Bei jeder Bauanlage von vielen Räumen entsteht die Frage, ob und inwieweit diese durch einen neutralen Gang einzeln auch zugänglich gemacht werden sollen, oder ob es genügt, die Räume nur untereinander zu verbinden, so daß sie selbst zugleich den Durchgang bilden. Für diese Frage traten bei der Entwicklung der Ausstellungen im allgemeinen zwei Forderungen in erste Linie: Den Massenbesuch durch die Anlage schon derart zu leiten, daß die Leute unmöglich gegeneinanderfluten und sich den Weg verstellen können, und ferner, daß die Sicherheit dabei besteht, daß jeder bei allem vorbeikommt. Da hat es sich denn als das Praktischste erwiesen, wenn nur ein einziger Weg durch Saal zu Saal führt, so daß man von A bis Z durch alle Räume und überall vorbeikommen muß. So ist jede Konfusion ausgeschlossen, zugleich aber auch die Reihenfolge der Besichtigung bestimmt. Ein selbständiger neutraler Gang wäre dabei nicht nur ein Raumverlust, sondern würde die Vorteile der Zwangsführung wieder fraglich machen. Dieses System hat sich denn nicht nur öfters auf vorübergehende Kunstausstellungen übertragen als bequemste Einrichtung und Raumausnützung, sondern auch auf Sammlungen und Bildergalerien.

Digitized by Google

Da ist aber zu bedenken, daß bei der Beschauung von Kunstwerken ganz andere Rücksichten in Frage kommen, als bei der Kenntnisnahme profaner Erzeugnisse. Alle Massenausstellungen sind ja an und für sich schon eine brutale Zumutung an unser Aufnahmsorgan — in erhöhtem Maße aber gegenüber Kunstwerken, wo der Augeneindruck nicht nur gemeiner Handlanger für andere Interessen ist, sondern wo es sich um ein Aufgehen in der Anschauung selbst handelt, und wo jedes Werk eine eigene Welt darstellt, in die der Beschauer sich einleben soll. Das verlangt dann ein ganz anderes Verharren, weshalb die einmalige Besichtigung überhaupt nur einen kleinen Teil bewältigen kann, und der Vorteil der zwangsweisen Aufeinanderfolge und Führung von A bis Z schon zum Teil verlorengeht und Umständlichkeiten mit sich bringt.

Man hat bei Museen die allgemeinen Nachteile großer Sammlungen in zweierlei Weise zu mildern gesucht. Einmal dadurch, daß man jetzt weit weniger Kunstwerk in einen Raum zusammenhäuft, und der Beschauer so wenigstens in jedem Saal eine größere Ruhe genießt. Zweitens aber, indem man den vorgeschriebenen Weg zu einer historischen Aufeinanderfolge macht, und die Massenhaftigkeit durch solche Ordnung bekämpft, indem zu schroffe Gegensätze und Übergänge von einem Werk zum andern vermieden werden. So erleichternd gewiß diese Anordnung für die Orientierung ist, und dem Masseneindruck das Labyrinthartige nimmt, so hat sie doch auch ihre Kehrseite, weil das Gemeinschaftliche jeder Zeit dem Zeitlosen des Genius gegenüber in den Vordergrund gerückt wird, als wäre die historische Einbettung nötig, um das Kunstwerk verständlich zu machen. Das Lehrhafte des historischen Interesses mischt sich in das rein künstlerische Erleben.

Wenn wir Shakespeare lesen oder auf der Bühne erleben, so empfangen wir ihn allein als Kunstwerk, ohne alle historische Einbettung — wieviele kennen denn seine Vorgänger und Zeitgenossen — und ebenso spricht ein Quartett von Beethoven usw. direkt zu unserer Seele ohne alles historische Nebeneinander. Es wäre ja traurig, wenn die künstlerische Wirkung erst auf der historischen Kenntnis basierte. Bei der historischen Einreihung in den Museen kommt also ein Element in Wirkung, von dem die anderen Künste freibleiben. Was für sich ein einzelnes Ganze ist, tritt hier nur in corpore auf.

Kommt nun noch dazu, daß, um ein späteres Bild anzusehn, man gezwungen wird, beim frühesten Mittelalter anzufangen, und durch alle Zeiten durchzugehn, so heißt das erst eine historische Lektion durchmachen oder aber künstlich die Augen schließen müssen.

Da aber die Museen doch nicht in erster Linie historische Bildungsanstalten für die Masse sind, sondern vor allem als Stätte des Kunstgenusses und für die Kunstsinnigen und Künstler da sind, so muß auch die Möglichkeit gegeben sein, direkt zu dem Bilde zu gelangen, welches man gerade sehen will. Denke man doch an die vielen Fälle, wo jemand gerade das Bedürfnis fühlt, dies oder jenes Bild wieder zu sehen, aber weder Stimmung noch Zeit dazu hat, eine ganze Sammlung zu betrachten.

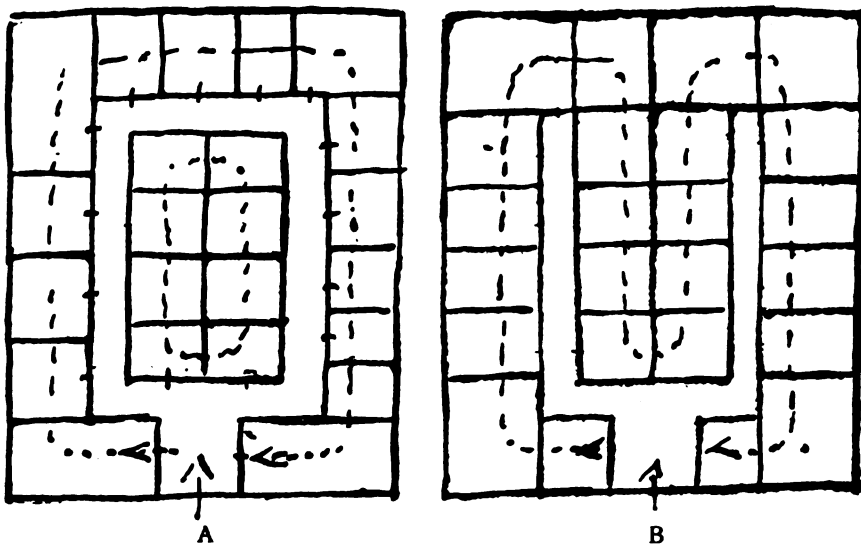
So sehen wir denn, daß die verschiedenen guten Bemühungen, durch bessere Aufstellung die Nachteile der Massensammlungen zu überwinden, dadurch wieder zunichte gemacht werden, daß ein neutraler Korridor fehlt, der neben den Sälen außen hinläuft, und von dem aus jeder Saal einzeln zugänglich ist. Der fortlaufende Weg von Saal zu Saal wird dadurch nicht beeinträchtigt, nur der Zwang aufgehoben, daß man immer bei A anzufangen hat.

Diese Einsicht hat früher sehr wohl bestanden, wir brauchen nur die Alte

Digitized by Google

Pinakothek anzuführen mit ihrem Korridor, der jetzt leider ganz ausgeschaltet ist, aber bei verbreiterter Heizanlage leicht wieder zu seinem so wichtigen Beruf gelangen könnte. Wie angenehm ist der Gang in den Uffizien in Florenz. Bei allen neuen Museumsbauten fehlt dieser wichtige neutrale Korridor, und man hält dies womöglich für eine moderne Errungenschaft; deshalb schien es mir nötig, auf ihre Einseitigkeit aufmerksam zu machen. Solch neutraler Gang wäre ja kein verlorener Raum, im Gegenteil dort läßt sich allerlei anbringen, was nicht in Reih und Glied der Säle gehört, und einen beruhigenden Gegensatz zu den Gemälden bildet, wie z. B. Plastik und sonstige dekorative Kunstwerke.

Da von Neuerungen in den Museen die Rede ist, möchte ich noch auf das Tiefhängen der Bilder hinweisen, welches mehr und mehr sich verbreitet. Es hat ja manch praktischen Vorteil, besonders für sehr kleine oder kurzsichtige



Menschen, und manches Bild kommt dadurch erst zur Geltung. Vielfach ist es aber auch eine künstlerische Beleidigung, z. B. bei lebensgroßen Porträtköpfen, die so tief gehängt sind, daß ihre fehlende Figur nicht darunter Platz hätte. Es wirkt oft geradezu peinlich, als wenn man eine Statue auf die Erde stellt, und wirkt als allgemein durchgeführtes Prinzip für die Bilder herabwürdigend, als hingen sie im Laden, ohne Rücksicht auf die dekorative Rolle ihres früheren Daseins. Als wollte man absichtlich mit ihrer Vergangenheit brechen und sie als Museumsobjekt nur noch für spezielle Interessen leben lassen, unbekümmert um das künstlerische Verhältnis der Bilder zum Raum und zu dem Standpunkt des Beschauers, mit dem der Künstler gerechnet hatte.

Ich muß da wieder auf die Nachtwache von Rembrandt in Amsterdam aufmerksam machen als dem monströsesten Beispiel eines mißverstandenen Tiefhängens. Es steht auf der Erde und soll wahrscheinlich dadurch noch lebendiger werden — als Panoramawirkung — da sich der Boden des Bildes in dem wirklichen Fußboden des Saales fortsetzt. Dem Bild wurde seinerzeit ein großes Stück unten und oben abgeschnitten, wahrscheinlich, um es an einer bestimmten Stelle unterzubringen. Diese fehlenden Stücke haben dem Bild

Digitized by Google

den notwendigen Raum weggenommen, in dem die Figuren und der hervorgestreckte Arm seine Existenz hatte. Jetzt streckt der Arm sich allerdings in den wirklichen Raum hinaus und so hat man da wohl darin eine beabsichtigte Wirkung des Bildes gesehn, welche durch das Auf-den-Boden stellen noch stärker zur Geltung käme. Solch künstlerische Roheit traut man einem Rembrandt zu!!

Was die großen Kunstausstellungen betrifft, die in ihren Interessen zwischen den Museen und den großen Warenausstellungen stehen, so vereinigen sie meist nur die Nachteile der Anlagen beider. Ein neutraler Gang, von dem man nach Belieben in die Einzelräume gehen könnte, fehlt natürlich, andererseits fehlt auch die zwangsweise fortlaufende Führung von A bis Z, so daß nichts bleibt als lauter Säle, die nach allen Richtungen hin verbunden sind. Damit kommt das Chaos der Massenwirkung zur höchsten Blüte. Man denke nur an den Glaspalast hier, wo man sich meist verirrt. Die doppelte Möglichkeit des Zugangs wäre auch hier eine Notwendigkeit und ich lege hier einen Grundriß von solchem Typus bei.

Es sind zwei Systeme. Bei A bilden die Säle eine fortlaufende äußere Reihe und einen davon getrennten fortlaufenden inneren Komplex. Zwischen beiden zieht sich der neutrale Gang ebenfalls fortlaufend durch. Bei B reihen sich die Säle alle von A bis Z aneinander, der neutrale Gang streckt sich nur in sogenannte Sackgassen dazwischen. Beide Systeme lassen sich natürlich beliebig fortsetzen. A ist geeignet für selbständig getrennte Ausstellungen, B für große Gesamtausstellungen oder Museen. Zudem läßt sich mit größter Leichtigkeit das eine in das andere je nach Belieben umwandeln.

Adolf v. Hildebrand.

Das Land der Bayern.

Die Verlagsanstalt Karl Weller (Berlin und Leipzig) hat von ihrem großangelegten Unternehmen „Deutschland in Farbenphotographie" bisher drei Bände herausgebracht: Die Mark Brandenburg, Das Schwabenland, Das Königreich Sachsen. Als vierter erscheint Das Land der Bayern. Er soll 170 ausgewählte Landschafts-, Städte -und Trachtenbilder enthalten. Das Werk erscheint in 40 Heften zu je Mark 1.50 und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Heft 1 zeigt, daß der Verlag etwas ungewöhnlich Schönes auf dem Gebiet der Farbenphotographie bieten will und leisten kann. Man darf nicht an die koloristisch so unfein wirkenden üblichen Gebirgs- und Städteansichten denken. Dies hier ist etwas ganz anderes, etwas viel feineres und echteres. Man betrachte z. B. die zarten Töne des Bildes Einödsbach, die warme weiche Luft des Innbildes aus der Wasserburger Gegend, den kühlen Laubgang aus dem Nymphenburger Park mit seinen Sonnenflecken, die Frische des oberen Bauernhofs auf der Asten bei Brannenburg, den Blick auf die große Wiese im Englischen Garten mit den vielen Türmen und Kuppeln als Hintergrund, das Berchtesgadener Bild mit dem Watzmann, die große Herrenchiemseer Spiegelgalerie, — alles in dieser einen Lieferung enthalten — und man wird zugeben müssen, daß hier schon rein technisch ein großer Fortschritt erzielt und tatsächlich etwas Neues geleistet worden ist. Etwas Neues auch in bezug auf die Entdeckung des herrlichen Landes, dem das Werk gewidmet ist, und das so viele noch nicht oder höchstens nach den landläufigen Fremdenverkehrsmittelpunkten kennen. Wir wünschen dem Unternehmen günstigen Fortgang und werden die Leser über seine Weiterführung auf dem laufenden halten.

Digitized by Google

Briefe über Bücher.

Es scheint ein sonderbares Quartett, das ich Euch diesmal schicke: ein englischer Philosoph aus dem neunzehnten Jahrhundert, ein amerikanischer Humorist aus dem zwanzigsten, ein englischer Lebemann aus dem achtzehnten, ein spanischer Theolog aus dem siebzehnten. Passen sie zusammen? Gehören sie am Ende gar zusammen?

Wer je in Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit" las, sei es noch so flüchtig, erinnert sich der lapidaren Dreiteilung: „Von dem, was einer ist. Von dem, was einer hat. Von dem, was einer vorstellt." Dieselbe Anordnung könnte man auf unser Quartett anwenden und sagen: Spencer spricht vorzugsweise über den ersten Punkt, Lorimer über den zweiten, Lord Chesterfield über den dritten, Baltasar Gracian, gleich Schopenhauer selbst, über alle drei. Aber das müßt Ihr nicht pedantisch wörtlich nehmen: Wie in einem richtigen Quartett holt sich jeder zur rechten Zeit ein Thema herüber vom andern und wandelt es ab auf seinem Instrument, mit seinen Mitteln, in seinem Ton. Selbst wo sie zu dissonieren scheinen, ist es nur einen Takt lang: der nächste schon bringt die Auflösung. Wie muß man einen Menschen erziehen, daß er Aussicht hat, im Daseinskampfe seinen Mann zu stellen? Das steht bei Spencer. Wie muß er es machen, um auf einen grünen Zweig zu kommen, und, was die Hauptsache ist, auch droben zu bleiben? Die Antwort gibt Lorimer. Was muß er tun, was darf er vor allem nicht tun, um in der Gesellschaft, im Verkehr mit anderen, Erfolg zu haben? Dieses Thema variiert Chesterfield bis zur Ermüdung. Gracian, der lange Zeit neben den dreien hergeht, steht plötzlich auf einer anderen Stufe. Gleich den drei andern, weiß er sehr wohl, daß man der Welt nur mit den Waffen dieser Welt Herr wird, aber er durchschaut ihren Trug. „Packe dies Dasein, in das Du nun einmal gestellt bist, so fest Du es packen kannst. Du hast nur zwei Waffen: Kopf und Herz. Du hast nur die Wahl, Amboß zu sein oder Hammer." So lehrt er beständig. „Aber", fährt er fort, (und das ist es, was ihm einen ganz anderen Rang anweist) „es gibt eine Höhe des Standpunkts, von der aus es gleichgültig ist, ob wir Hammer oder Amboß waren." Darum gehört Gracian zu den großen Moralisten. Darum hat ihn Schopenhauer geschätzt und übersetzt. Spencer, so könnte man sich vielleicht auch ausdrücken, behandelt Kindheit und Jugendjahre. Chesterfield und Lorimer schreiben für den jungen Mann zwischen zwanzig und dreißig. Bei Gracian verwandelt sich die Klugheit ganz sachte und veredelt sich zur Weisheit. Er ist körnig und fest wie echter, alter Honig. Er ist ein Begleiter, der auch dann noch mitgeht, wenn die Illusionen Lorimers und Chesterfields abgefallen sind. „Das einmalige Durchlesen", schreibt Schopenhauer, „ist durchaus unzulänglich, vielmehr ist das Buch zu anhaltendem, gelegentlichem Gebrauche gemacht, und recht eigentlich ein Gefährte für das Leben: daher wird, wer es gelesen, oder auch nur darin geblättert hat, es besitzen wollen."

Das nämliche gilt von Herbert Spencers „Erziehung in intellektueller, moralischer und physischer Hinsicht" (Englisch erschienen bei Williams & Norgate, deutsch bei Alfred Kröner; in beiden Sprachen je eine teurere und eine billige Ausgabe: 6 und 2½ Shilling; die deutsche Volksausgabe kostet zurzeit 2 Mark). Was Spencer über Erziehung sagt, ist so beherzigenswert, daß selbst seine Schwächen, z. B. seine etwas geringschätzige Behandlung der alten Sprachen, nur als die notwendigen Kehrseiten seiner Vorzüge erscheinen: Er ist so ausschließlich praktisch, reiner Verstandes- und Willensmensch, daß er das Seelische, das Künstlerische, vor allem das Religiöse kaum sieht und die Macht des Gemütes, der Phantasie

Digitized by Google

offensichtlich unterschätzt. Aber diese Einseitigkeit macht ihn für jeden, der nach der entgegengesetzten Seite hin gravitiert, wertvoll, ich möchte fast sagen, unentbehrlich. Gibt es ein Buch über Erziehung, das nüchterner wäre, phrasenloser, bestimmter? So einfach und ungelehrt geschrieben, daß es ein Bauer oder ein Arbeiter vollständig und mit Leichtigkeit verstehen kann, bietet es doch andrerseits auch den sogenannten Gebildeten zu beißen genug, sogar sehr, sogar immer aufs neue; im Gegenteil, gerade sie sollten dies Buch lesen, weil es gerade für ihre Fehlgriffe und Unterlassungen ein Gegengewicht ist. Uns Deutschen insbesondere stößt es fortwährend die Nase auf die Lieblingsschwächen. Es ist ein männliches, fast rauhes Buch, das erquickt, stärkt, stählt. Zuerst muß die Maschine tadellos funktionieren, meint Spencer; oder, wie er drastisch sagt: the first requisite to success in life, is to be a good animal. Das weitere findet sich von selbst.

„Nein," sagt Lorimer: „von selbst findet sich gar nichts! Alles will gelernt sein! All das, worauf es im Leben ankommt, muß man einem jungen Menschen sagen, deutlich und eindringlich, immer wieder; selbst dann vergißt er es so und so oft!" Der besseren Wirkung halber hat Lorimer seine Lehren in eine Form gekleidet, so burlesk, daß man sie wirklich nicht leicht vergißt:

„Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn. Diese Briefe schrieb der Chef der Schweinefleisch-Versand-Großhandlung Graham & Co., auf der Börse bekannt unter dem Spitznamen der Sau-Graham an seinen Sohn Pierrepont, von seinen Freunden benamst Ferkelchen." (Berlin, Egon Fleischel, geheftet M. 3.50) Lorimer schreibt sozusagen eine Reihe von Variationen zum Thema 232 Baltasar Gracians: „Einen kaufmännischen Anstrich haben! Nicht alles sei Beschaulichkeit, auch Handlung muß dabei sein. Sehr weise Leute sind meistens leicht zu betrügen" usw. Aber diese Variationen sind so voller Mutterwitz und Humor, jeder Satz trifft den Nagel so auf den Kopf, daß kein Leser bereut, die Bekanntschaft dieses gerissenen, ebenso lebens- wie arbeitslustigen Schweinemillionärs gemacht zu haben. Es gibt einen zweiten Teil: „Neue Briefe eines Dollarkönigs," der genau so launig ist, und, was mehr sagen will, genau so richtig; darin ist viel von Liebe, Frauen und Ehe die Rede. (Gleicher Verlag und Preis.) Die Briefe sind beileibe nicht nur für Kaufleute geschrieben; jeder junge Mensch wird sie mit Gewinn lesen und mit Genuß. Wer Englisch kann, in der Ursprache (Tauchnitz Nr. 3684 und 3798: Letters from a self-made Merchant to his Son; und Old Gorgon Graham; die deutsche Übersetzung ist ungewöhnlich gut, aber natürlich kommt das Drollige im Englischen viel komischer heraus, das Sentenzenhafte ungleich lapidarer. Praktische Lebensweisheit in der Maske des Schweinehändlers ist übrigens schon einmal dagewesen: Taines Vie et Opinions de M.F.-Th. Graindorge, principal associé commanditaire de la Maison Graindorge and Co., Huiles et Porc Salé, Cincinnati; eines der geistvollsten Bücher, die im Frankreich des 19. Jahrhunderts geschrieben worden sind; daher in Deutschland so gut wie unbekannt. Doch das nebenbei.) Eigentlich sagt Lorimer nichts anderes, als was Samuel Smiles und ähnliche Wandermissionäre des Erfolges schon hundertmal gepredigt haben. Aber der Unterschied zwischen seinen Büchern und den Traktätchen von Smiles zeigt, wie sehr der Ton die Musik macht. Smiles würdet Ihr vermutlich nach zehn Seiten in eine Ecke feuern. Lorimer hingegen bringt seine Sprüche vor mit der unermüdlichen Lustigkeit des billigen Jakobs auf dem Jahrmarkt. Man lacht, und kauft. Man lacht, und lernt.

„Alles, worauf es im Leben ankommt, muß man einem jungen Menschen deutlich einprägen. Immer wieder muß man es ihm sagen, so bestimmt wie möglich. Man kann es ihm gar nicht oft genug wiederholen. Selbst dann vergißt er's noch!" Nach

Digitized by Google

diesem alten Grundsatz englischer Erziehung sind die Briefe des Grafen Chesterfield an seinen Sohn geschrieben. „Gesundes Blut, guter Stammbaum, verständige Aufzucht — lauter Dinge, die sich von selbst verstehen: natürlich hat dieser Spencer recht. Energie und Geschicklichkeit in geschäftlichen Sachen — unbedingt nötig: natürlich hat dieser Lorimer recht. Aber" — so würde Chesterfield weiterfahren — „aber man hüte sich, etwas ungeheuer Wichtiges zu vernachlässigen: Form! Formen! Die kleinen Künste, die große Kunst der Menschenbehandlung!" Chesterfields Briefe besitzen das, was man an Brunetto Latini, dem Zeitgenossen Dantes, gerühmt hat: den Zauber, die jungen Leute zu „disgrossare", sie aus dem Groben herauszuarbeiten. Sie sind im Original so zahlreich, daß sich der Durchschnittsleser auf einen Auszug angewiesen sieht, wobei die Auswahl nicht groß ist; es kommen nur zwei Ausgaben in Betracht: die englische der Tauchnitz-Edition, die von den 450 Briefen 60 bringt und die Übersetzung der Deutschen Bibliothek, Berlin (Preis zurzeit 3 M.), die 80 enthält. Der des Englischen Kundige tut wiederum gut, diese zu lesen; aber ich möchte die deutsche Ausgabe trotzdem noch dazu empfehlen, vor allem, weil sie wesentlich mehr bietet, zum Beispiel auch Chesterfields Aphorismen aus den Memoiren des Kardinals von Retz, und die Axioms in Trade (Grundsätze für Handel und Wandel), beide zu seinem Gesamtbild unerläßlich. Was nämlich den Reiz dieser berühmten (oder, wenn man will, berüchtigten) Briefe ausmacht, ist nicht bloß ihre aalgewandte Klugheit, sondern auch das Bild der Zeit und das Porträt des Verfassers, das sich aus ihnen formt. Anfangs gibt er seinem illegitimen Sprößling harmlose Elementarlehren wie diese: Sei nicht blöde, nicht unaufmerksam, nicht zerstreut, nicht mürrisch, nicht vertrauensselig, nicht schrullenhaft, nicht nachlässig. Allmählich werden die Ratschläge weniger harmlos: Studiere deine Nebenmenschen, suche die herrschende Leidenschaft eines jeden zu ergründen, spekuliere auf ihre Eitelkeit, bediene dich ihr als Werkzeug! Je mehr er sich dem Ziel nähert (— er will seinen Sohn in die ganz hohe Politik bringen —) desto mehr läßt er die Katze aus dem Sack: Staatsklugheit! Selbstbeherrschung! Verschlossenheit bei scheinbarer Offenherzigkeit! Verschlagenheit! Weise Verstellung! Man bekommt einen merkwürdigen Begriff von der Zeit und dem Autor, wenn man sich bei besonders auffälligen Stellen die Mühe gibt, nachzurechnen, wie alt eigentlich damals der Empfänger war. Die Briefe sind geradezu die hohe Schule des Diplomaten, jedenfalls das Gegenteil jener plumpen und falschen Biedermännerei, die im öffentlichen und privaten Leben ohne Machiavellismus auszukommen wähnt. Vor dem Kriege war bei uns eine üble Sorte Gecken-Literatur in Schwang, ein kümmerliches Radschlagen schäbiger literarischer Pfaue, bloß möglich gegenüber einem Publikum, das den Dandysmus nur vom Hörensagen kannte und von der großen und Weltliteratur, zu der Chesterfield gehört, keine Ahnung hatte. Über Politik, vor allem englische Politik, lernt man aus ihm mehr, als aus dicken Büchern. Honny soit qui mal y pense!

Die erste Geige aber spielt Gracian. Er „lehrt die Kunst, deren alle sich befleißigen und ist daher für jedermann. Besonders aber ist er geeignet, das Handbuch aller derer zu werden, die in der großen Welt leben, ganz vorzüglich aber junger Leute, die ihr Glück darin zu machen bemüht sind, und denen es mit einem Mal und zum voraus die Belehrung gibt, die sie sonst erst durch lange Erfahrung erhalten". Mit diesen Worten empfahl Schopenhauer seine Übersetzung 1832 einem Verleger. Es ist bezeichnend, daß sich dieser Briefwechsel sieben Jahre lang erfolglos hinzog: eine Verballhornung Gracians durch einen Pfuscher konnte inzwischen erscheinen. Schopenhauers Meisterübersetzung hingegen fand keinen Verleger und wurde erst dreißig Jahre später herausgegeben, zwei Jahre nach seinem Tode.

Digitized by Google

Wer war dieser Baltasar Gracian? Ein gelehrter Jesuit: berühmt als Professor der Philosophie, der Moral, der Exegese; geschätzt als Kanzelredner, gesucht als Beichtvater, verehrt als Oberer des Kollegiums von Tarazona. Die Tatsache allein, daß Schopenhauer ihn übersetzt hat, beweist seine Bedeutung; denn Schopenhauer besaß als Leser und Beurteiler von Büchern im höchsten Maße das, worauf alles ankommt: Sinn für Qualität. Aber auch wie hat er Gracian eingedeutscht! „Mit besonderer Liebe und Sorgfalt", sagt er selbst: „nicht nur den Sinn des Originals, sondern auch den Geist und den gedrungenen, sentenziösen, wortkargen Stil, der dem des Lehrbriefes im Wilhelm Meister am nächsten kommt." So ist Graciens kleines Buch, inhaltlich eines der weisesten aller Zeiten, zugleich stilistisch eines der schönsten unserer Sprache geworden. Das „Handorakel der Weltklugheit" steht an Gehalt sicher neben, wenn nicht über den großen französischen Moralisten, so dolchgleich geschliffen auch La Rochefoucaulds Aphorismen sind, so fein auch La Bruyère beobachtet, so sehr immer aufs neue Montaignes Heiterkeit des Geistes, Pascals Tiefe der Problemstellung, Vauvenargues Adel des Herzens bezaubern. Gracian hält jeden Vergleich aus. Neben ihm erscheint Spencer als Pedant, Lorimer als Clown, Chesterfield als Salonintrigant, obwohl keiner der drei von diesen Eigenschaften in Wirklichkeit mehr als den ersten Anschein hat. Aber Gracian ist bei allem Machiavellismus, der seinem Werk vor langer Zeit den albernen Titel „das schwarze Buch" und vor kurzer die törichte Broschüre eines Jesuitenfressers eintrug, nicht nur Moralist, sondern Ethiker. Auch seine Philosophie ist eine Philosophie des „als ob": Menschen und Dinge wichtig nehmen, als ob wir ewig lebten; sie gering achten, als ob wir heute stürben. Er hat die Helligkeit und Nüchternheit des Klassischen. Er ist großer Stil und ganz reif. „Mit einem Worte: ein Heiliger sein" ist das letzte Wort dieses Hofmannes, das man wohl verstehen, aber nicht erklären kann.

Wenn ich das „Orakel der Weltklugheit" (Ausgabe bei Reclam, 2 Nummern) trotzdem nicht neulich bei den Philosophen nannte, sondern heute zusammen mit Spencer, Lorimer und Chesterfield, so ist der Grund der, daß Gracian nicht nur wie die Moralisten lehrt das Leben betrachtend zu ertragen, sondern, wie diese drei, es handelnd zu meistern; daß er nicht nur weise ist, sondern ebenso klug. Klugheit und Weisheit vertragen sich selten so ganz. Kein Wunder! Scheinen sie doch Stiefschwestern: die Mutter der einen die irdische, die der andern die himmlische Liebe. Gracian ist einer der seltenen Fälle, wo wir geneigt sind, zu glauben, sie seien am Ende doch nur eine Person, gleich Merkur, dem beredten Gotte der Kaufleute, und Hermes, dem schweigenden Geleiter der Seelen.

Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 4. Oktober 1919.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Geschichtliche Randglossen.

Von Karl Alexander von Müller.

Die Todesstunde der alten Monarchie. Als die großen Mächte in den Krieg eintraten, waren die verschiedensten Staatsformen noch unter ihnen lebendig. Neben der bodenständigen modernen Demokratie der Vereinigten Staaten stand der russische Zarismus, neben der jungen französischen Republik und der alten parlamentarischen Monarchie Großbritanniens standen die konstitutionellen, noch ungleich tiefer im alten Autoritätsstaat verankerten Kaiserreiche von Deutschland und Österreich-Ungarn; dazu kamen noch Unika wie der Türkensultan und der Mikado von Japan.

Diese Staatsformen waren nicht von Anfang an systematisch und klar unter die beiden Parteien verteilt — wenngleich auf unserer Seite keine moderne Demokratie war: Sultan, Bulgarenkönig, die beiden Kaiser; aber auf der Gegenseite stand der Zar. Wir empfanden deshalb die Losung als unwahr, die England und Amerika von Anfang an dem Krieg gegeben hatten: Freiheit gegen Absolutismus, Demokratie gegen Autokratie, und d. h. im politischen angelsächsischen Sinn dann auch: Zivilisation gegen Barbarei. Sie schien uns so töricht, daß wir sie meistens auf die leichte Achsel nahmen. Unsere eigene Regierung hatte dem deutschen Volk kein vorwärtsweisendes geistiges Ziel des Krieges irgend einer Art gegeben, ihr Bestreben war vielmehr, die Horizonte einzuengen und zu verkleinern; darauf wandte sie all ihr Bemühen. So sahen wir auch die geistigen Ziele, die unsere Feinde aufstellten, nur allzuleicht als bloßen Humbug, als eine Art phraseologischer Draperie um die eigentlichen wirtschaftlichen und allenfalls machtpolitischen, jedenfalls rein materiellen Ziele an. Man kann nicht oft genug wiederholen, daß dies eine der tiefsten und verhängnisvollsten Schwächen war, an denen Deutschland während des Weltkriegs litt.

Heute scheint das Antlitz der Staatenwelt von Grund aus verändert. Wie die Waffen der Angelsachsen und ihrer Verbündeten unbestritten fast der ganzen Erde gebieten — sie halten Jerusalem und Bagdad besetzt, Konstantinopel und Kairo, sie stehen in Flandern und in Polen, im Elsaß und in den baltischen Provinzen — so scheinen auch ihre politischen Gedanken die Welt zu überwältigen. Nach fünf Kriegsjahren haben sie es erreicht, daß die Wirklichkeit sich ganz anders mit ihrer Losung deckt: Was sie Autokratie nannten, ist auf der ganzen Linie zusammengebrochen.

Ihr eigener Verbündeter, das zaristische Rußland, machte im März 1917 den Anfang. Es war ein Schauspiel, das seinesgleichen in der Geschichte suchte, wie diese alteingeborene, weltumfassende politische Macht beinahe über Nacht widerstandslos in sich zusammenbrach — wie der Funkspruch vom erzwungenen Rücktritt des Zaren fragend die ganze endlose russische Front entlang flog und, außer ein paar baltischen Generalen, keine Stimme sich für den Mann erhob, dessen Wille sie eben alle noch schrankenlos beherrscht hatte. Eine tatsächliche und eine moralische Niederlage der Monarchie vom allerersten Rang, die durch den gleichzeitigen Eintritt der großen amerikanischen Demokratie in den Kampf gegen die monarchischen Mittelmächte noch besonders betont wurde. Erst von da ab erhielt der Weltkrieg seine endgültigen, entscheidenden Züge.

In Deutschland ist diese gewaltige Wendung damals kaum beachtet worden, im Gegenteil, man glaubte — rein materiell — im Zusammenbruch des Zarenreiches lediglich eine große Erleichterung sehen zu dürfen. Wir finden kein An-

Digitized by Google

zeichen, daß die kaiserliche Regierung sich damals auf die ganz neue allgemeine Weltlage neu eingestellt hätte. Wie gebannt in ihren engen Zauberkreis spielte sie unberührt ihr altes Spiel zu Ende. Und so ging es zu Ende. Mit der militärischen Niederlage sind im Herbst 1918 auch die alten Monarchien in Deutschland und Österreich-Ungarn zusammengebrochen, fast noch jäher, noch überraschender und widerstandsloser als die russische. Es war wirklich nach dem abgebrauchten Bilde wie ein gewaltiges Kartenhaus, an das ein Kinderfinger rührt: Wo ist es gewesen? Afflavit Deus et dissipati sunt.

Mag am Ende der Umbildungen, in deren Mitte Europa jetzt steht, kommen was will: Die alte Form der ererbten Monarchie, wie sie jahrhundertelang die Geschichte der abendländischen Völker geführt und beherrscht hatte, eine der großen geistig sinnlichen Formen, in denen das staatliche Leben der Menschheit sich verkörperte, ist vorbei. Auch wenn monarchische Formen in Ost- und Mitteleuropa wieder kommen, wird ihr Wesen nicht mehr das alte sein. Zwischen ihnen und jener Vergangenheit ist eine Kluft aufgerissen, über die keine tragfähige Brücke mehr führt. In der Entwicklung der Verfassungsformen der europäischen Völker bedeutet dieser Krieg einen weltgeschichtlichen Wendepunkt. Wir haben die Todesstunde der letzten alten großen europäischen Monarchien erlebt. Die Zeiger rücken in eine neue Stunde.

Bismarck. Wir denken an Bismarck, der die alte Monarchie in Deutschland noch einmal aufgerichtet und mächtig belebt, der die monarchische Form durch seine Persönlichkeit und seine Siege im ganzen Erdteil noch einmal gefestigt hatte. Hat er nie vorausgeahnt, was jetzt gekommen ist?

Man kennt eine Reihe seiner vertraulichen Randbemerkungen aus den siebziger und vor allem den achtziger Jahren: Beim Lesen von Berichten und Denkschriften mit seinen hohen gotischen Steilzügen unmittelbar an den Rand geworfene Sätze: Berichtigungen, Einwände, Ausrufe, Gedanken zu Erwiderungen, leidenschaftlich, spottend, zornig, kalt zerschneidend, alle mit dem unmittelbaren Klang der Stunde. Man sieht in diesen flüchtigen Reaktionen des Augenblicks seine unerschöpfliche Phantasie, seinen unerschütterlichen Willen mit jedem Gegenstande spielen, der ihnen zugebracht wird, jede Möglichkeit durchfliegen, die ihnen aufblitzt, jede Gunst der Stunde kombinieren, immer auf der Lauer, prüfend, bohrend, abwägend, blitzschnell zugreifend. Das unermeßliche Feld der großen Politik und ihrer kaleidoskopartig wechselnden Probleme tut sich vor dem Leser auf. Im ganzen aber laufen durch alle diese ewig sich verschiebenden, sich anpassenden Spiele doch unveränderlich die gleichen Grundzüge, immer tauchen sie wieder auf, immer wird alles wieder auf sie zurückgebogen, zu ihnen zurückgelenkt.

Durch alle diese Jahre seit der Reichsgründung zieht sich ein oberster Gedanke der Bismarckischen Politik: Das sicherste Bollwerk des Friedens und der Ordnung, wie er sie wünscht, und deshalb das oberste Ziel der deutschen Politik scheint ihm immer wieder die Freundschaft und das Vertrauen der drei östlichen Kaisermächte, Deutschlands, Österreichs und Rußlands, der „monarchisch-konservative Dreibund", die „monarchischen Solidaritäten", der „Friede zwischen den Monarchien in Europa", von denen er ja auch in den Gedanken und Erinnerungen spricht. Auf der Gegenseite steht Frankreich, dessen „republikanisches Latein bald zu Ende sein", dessen Republik zur Anarchie führen werde, steht der demokratische Gladstonianismus in England. „Ich sehe die zunehmende Erkrankung der englischen Zustände nicht ohne Sorge," heißt es einmal 1881. . . . „Gerät England in gleiche Bahnen (wie Frankreich), wie ich das bei fortgesetztem Gladstonianismus befürchte, so werden alle jene Schädigungen, die wir

Digitized by Google

bereits durch Frankreichs innere Krankheit erleiden, in progressiver Steigerung zunehmen." Seit 1866 hat er ihnen gegenüber immer wieder seine Politik auf das Bündnis der drei großen Monarchien eingestellt. Ihm suchte er Italien anzugliedern und hoffte eben durch diese Verbindung auch dort das junge Königtum zu stärken. Weder der wachsende Panslawismus noch die französisch-russischen Bündnisbestrebungen machten ihn irre; immer wieder gelang es ihm, den Zaren an seiner Seite festzuhalten.

Es ist trotz allem, was man dagegen einwenden mag, ein prinzipielles System; es wäre leicht zu zeigen, wie tief es mit seinem persönlichen Wesen und dem seiner ganzen Schöpfung verbunden war. Er war undemokratisch bis zum Grunde, im Kern seines Wesens überhaupt kein Mensch des 19. Jahrhunderts, sondern ein Urgestein aus früheren Schichten, das plötzlich im Flugsande auftaucht, eine Gestalt viel mehr aus der Welt Shakespeares, als aus der der hohen humanistischen deutschen Dichtung oder gar seiner eigenen Gegenwart. Wenn wir sein Hauptwerk, die Erhöhung Preußens und das neue preußisch-deutsche Reich heute betrachten, wer möchte noch behaupten, daß es der herrschenden Zeitströmung in Europa oder auch nur in Deutschland entsprochen habe, die er nur zu benutzen, der er nur zu folgen gebraucht hätte. Der Widerspruch von Mann und Zeit gibt seiner Gestalt durchaus etwas Tragisches; in all seinen Siegen umwittert ihn ein geheimnisvoll dunkler Zug wie aus den ältesten schwermütigen Sagen unserer Ahnen.

Eine demokratische Leitung der äußeren Politik schien ihm unmöglich. „In der auswärtigen Politik," lautet eine Randbemerkung aus dem Jahr 188-, „können parlamentarische und publizistische Elemente niemals die Führung eines großen Reiches übernehmen, ohne dessen auswärtige Politik zu lähmen und in falsche Wege zu drängen. Die Situation der mächtigsten Nationen liefert täglich den Beweis dafür." Oft spottete er, wie „ganz jämmerlich jetzt überall Politik getrieben wird"; niemand habe feste Ziele und jedermann lasse sich von den Tagesereignissen treiben. Aber er verkannte die immer wachsende Flut der demokratischen Strömung in der Welt nicht. Er sah sie in Frankreich und im England Gladstones damals bereits in voller Gewalt. Es schien ihm wahrscheinlich, daß die romanischen Völker allmählich alle und daß vielleicht auch slawische Länder zur republikanischen Form gedrängt werden könnten, und seine gewaltige heroische Phantasie sah dann am Ende einen riesenhaften Kampf voraus zwischen dem System der Ordnung auf monarchischer Grundlage, wie er es vertrat, und der sozialen Republik, in die seiner Überzeugung nach alle antimonarchische Entwicklung einmünden müsse und die selbst wieder, wie er glaubte, zum Cäsarismus zurückführe. „Wenn es dazu kommt", schrieb er im September 1885 auf einen Bericht aus Wien, „dann haben die Monarchien alle Aussicht im Kampf zu siegen, falls sie zusammenhalten. Kommt es zu dem Kampf der beiden Prinzipien auf dem Schlachtfelde überhaupt nicht, so werden die Monarchien an der chronischen Krankheit der Majoritätenwirtschaft und an der eigenen Scheu vor Arbeit und Energie sicher zugrunde gehn; im Kampf aber haben sie Chancen de se retremper (sich wieder zu stählen)."

Ein unvergeßliches Wort. Beinahe ein Menschenalter ist nach 1885 hingegangen, ohne daß es zu dem großen Kampf der beiden Prinzipien auf dem Schlachtfelde kam; die Monarchien waren, um Bismarcks Worte zu gebrauchen, ihrer Majoritätenwirtschaft und ihrer Scheu vor Arbeit und Energie überlassen. Und als der Krieg dann hereinbrach, hielten die Monarchien, die Bismarck dabei im Auge hatte, nicht zusammen, sondern standen gegeneinander. Man

Digitized by Google

kann heute sagen, daß ihre Sache damit, nach Bismarcks eigener Prophezeiung, verloren war, schon in dem Augenblick als der Krieg begann.

Demokratie und Mittelalter. Was ist es mit dieser demokratischen Bewegung, die heute nun auch über das Bismarcksche Reich zusammengeschlagen hat? Woher kommt sie? Stammt sie von heute oder von gestern? Ist sie eine Welle, die eben erst auftaucht und vielleicht ebenso flüchtig vorübergehen wird? Nein, das ist sie nicht. Wer die Geschichte des letzten Jahrtausends kennt, weiß, daß ihr Fortschritt eine der ältesten, zusammenhängendsten und gleichmäßigsten Entwicklungen ist, der wir in ihrem ganzen Verlaufe begegnen. Seit langem ist sie, in Staat und Gesellschaft, eine der beherrschenden, ja vielleicht schon die beherrschende Strömung der modernen Geschichte.

So sehr sind wir alle seit langem bereits von ihr umfangen, daß wir uns Zeiten, deren Wesen von ihr noch nicht berührt war, kaum mehr vorzustellen vermögen. Und doch ist ganz Europa durch eine solche undemokratische Zeit hindurchgegangen, ja sie hat ihm die ersten Grundlagen seiner staatlichen Ordnung gegeben. Noch sehen wir rings um uns ihre verfallenden Trümmer, und in den alten großen Monarchien schlug bis zum Tod noch ein letzter schwacher Pulsschlag ihres Lebens.

Wer von uns kann sich leibhaftig noch ins Mittelalter zurückdenken? In eine europäische Gesellschaft, die in Kasten eingeteilt ist? Wo der Hörige (der Vilain, wie der bezeichnende französische Ausdruck heißt) vom Bürger, der Bürger vom Adeligen, der Adelige vom Kirchenmann in Wesen, Recht, Sitte, Daseinsform unvereinbar und erblich abgetrennt ist? Wo der Gedanke der Ungleichheit das ganze Leben erfüllt, so daß selbst das von Natur Gleichartige überall noch ein buntes Kleid abweichender Rechte und Pflichten erhält — genau umgekehrt wie heute, wo wir gleiche Rechte und Pflichten auch über die verschiedenartigsten Menschen und Verhältnisse spannen?

Und wer kann sich in jenen mittelalterlichen Staat zurückdenken — wenn wir Modernen das überhaupt einen Staat nennen würden, wo wir keine einheitliche Regierung, keine einheitliche Zentralgewalt entdecken? Wer von uns fände sich zurecht in der wunderlichen Zerstückelung und Verschränkung der mittelalterlichen Obrigkeiten? Könige und Kaiser, fast mit göttlichem Nimbus, fast mit einem göttlichen Recht über Land und Leute, die ihnen zu eigen angehören, die sie teilen, verschenken, verpfänden nach Willkür und Zwang und Gnade, von einer religiösen Weihe umgeben. Aber ihre praktische Gewalt ist im Verhältnis dazu äußerst gering. Rund um sie erheben sich eine Fülle von Mächten, Einzelnen und Körperschaften, mit eigenem, oft beinahe selbständigem Recht wie sie und schränken ihre oberste Gewalt auf allen Seiten ein. Ein großer Teil der Regierung und Verwaltung ist in deren Händen. In der seltsamsten Weise vermengen sich die nationalen und provinzialen Gewalten — denken wir nur zum Beispiel an das Verhältnis unserer deutschen Stammes-Herzogtümer und -Dynastien zur Reichsgewalt — und diese unbehilfliche Verwicklung pflanzt sich dann weiter durch alle Kreise nach unten fort bis ins kleinste. Immer wieder neue, halb- und drittel-selbständige Zwischengewalten mit besonderen Rechten und Verpflichtungen, die ihnen angestammt sind oder dauernd anhangen, mächtige Grundherrn, Geschlechter, Städte, Stifter, Klöster, eine unendliche Fülle mannigfaltigen Daseins.

Das besondere Recht, das Vorrecht in Staat und Gesellschaft, erscheint als das Kennzeichnende dieses Zustandes. Alles Vorrecht in dieser Gesellschaft und in diesem Staat aber beruht auf dem gebundenen Grundbesitz. Er ist die

Digitized by Google

eigentliche Basis aller Macht. Die Aristokratie und die Kirche sind seine Haupteigentümer, sie genießen die größte Unabhängigkeit. Das bewegliche Vermögen, Geld und fahrende Habe, ist daneben noch ohne besondere Bedeutung, seine Besitzer sind vielfach schwach und verachtet. Das Gewerbe und die Industrie werden schon bei ihrem Aufkommen auf's strengste reglementiert.

Die Ungleichheit ist der beherrschende Zug in dieser Welt. Autorität gilt in ihr auf allen Gebieten, nicht Majorität; sie kennt keine Rechnung nach der Mehrheit. Uns Modernen scheinen in ihr die Interessen der einzelnen zu triumphieren über die Interessen der vielen, der Glanz, die Größe der Bevorrechtigten über das Wohl und Glück der Masse. Allein überheben wir uns nicht. Große Gesamtverfassungen der Menschheit wie diese, die Jahrhunderte hindurch bestehen und lange Geschlechter der Menschen in sich tragen, unterstehen nicht unseren beschränkten Maßstäben von Gut und Böse, Gerecht und Ungerecht. Sie haben ihr eigenes ausgleichendes Maß in sich und brauchen nicht erst auf die Weisheit der Spätergeborenen zu warten. Jede von ihnen ist ein neuer Versuch, die Unvollkommenheit des menschlichen Dasein zu lösen, mit seinen eigenen Arten und Möglichkeiten von Glück und Unglück, deren Gesamtsumme schließlich immer wieder auf eine geheimnisvolle Weise sich gleich bleibt: die Menschen sind nicht glücklicher geworden im Laufe der Jahrhunderte.

Der Leviathan. Mitten aus dem Schoß der mittelalterlichen Ungleichheit ist langsam und überwältigend die Gleichheit hervorgewachsen, welche das Kennzeichen der heutigen Welt geworden ist. Die soziale Geschichte der letzten sieben, acht Jahrhunderte ist die fortlaufende Geschichte dieses Wandels.

Die Kirche und die Geistlichkeit ist einer seiner Träger gewesen; der Handel, das Bürgertum, das Städte- und Geldwesen ein andrer; das römische Recht und seine Juristen ein dritter; die Bildung, die Wissenschaft, was wir mit einem typisch modernen Wort die „Intelligenz" nennen, ein vierter. Die wichtigste einebnende, nivellierende, gleichmachende Gewalt aber war der moderne, einheitliche, zentralisierende Staat, der sich inmitten all dieser Umwandlungen allmählich zu erheben begann. Er hat das meiste dazu beigetragen, alle jene Zwischengewalten zwischen der Spitze und der Masse des Volkes zu beseitigen, alle die persönlichen und örtlichen Vorrechte, in denen die Ungleichheit auf Schritt und Tritt verwurzelt war. Von einem Ende Europas bis zum andern hat er allmählich alle diese besondern Rechte in sich aufgezehrt und verschlungen.

Alle unsre heutigen großen Staaten beruhen auf dieser neuen zentralisierten Staatsmacht, die Republiken sogut wie die Monarchien. Denn die Gleichheit der Lebensbedingungen aller Untertanen vor dem Staat war überall das Ziel dieser modernen Staatsmacht, ob sie im übrigen dazu bestimmt war, in den Händen eines einzigen absoluten Fürsten zu liegen oder in denen des souveränen Volkes.

Überall ist es der gleiche doppelte Vorgang, den wir sehen: Die Stellung der Privilegierten wird Schritt für Schritt geschwächt und eingeengt, die der Nichtprivilegierten gestärkt und erweitert; immer näher und ähnlicher rücken sie beide aneinander heran. Die Stände vermischen sich, die Schranken zwischen ihnen fallen dahin; der alte Vorrang des Grundbesitzes wird erschüttert; der bewegliche Reichtum gewinnt an Macht und Einfluß, die Schichten, die ihn besitzen, steigen auf; die Bildung verbreitert sich: alles bringt eine fortwährende Nivellierung der Gesellschaft; ihre alten festen Gruppen lösen sich auf, der einzelne in ihr wird immer einzelner und damit schwächer. Im Staat aber entspricht dieser Nivellierung der Gesellschaft, dieser Schwächung aller Einzelnen eine fortwährende Steigerung und Zusammenfassung und Verstärkung

Digitized by Google

der zentralen Gewalt; überall strebt sie darnach, einheitlich zu werden, allgegenwärtig, allmächtig; ihre Regeln sollen gleichmäßig alle ihre Angehörigen umfassen, ohne Ausnahme: das ist ihr Ideal. Inmitten der Masse der gleichförmigen Individuen erhebt sich in ungeheurer Größe der Gedanke des einheitlichen souveränen Staates, der alle leitet, in den Monarchien und Republiken. Über den Ursprung dieser höchsten Gewalt und ihren Träger gehen die Ansichten auseinander, aber nicht über ihren Umfang und ihre Rechte gegenüber ihren Untertanen; auf die Gleichheit drängen sie beide hin. Was das absolute Fürstentum in dieser Richtung gewinnt, das haben auch die Revolutionen nicht fahren lassen, die es erschüttern oder durch demokratische Staatsgebilde ersetzen: es ist zugleich ihre eigne unmittelbare Vorbereitung. Was die unbeschränkten Könige für sich nivelliert haben, das haben sie auch für die Revolution nivelliert, und diese übernimmt einfach die Ergebnisse ihrer Arbeit. Der einheitliche zentralisierte Staatsbegriff wankt nicht, wenn seine monarchische Form zusammenbricht. Er ist der mächtigste Schrittmacher der Demokratie.

Die Angelsachsen: England. Die eigentlichen Schöpfer und Bannerträger der modernen politischen Demokratie aber sind die Angelsachsen gewesen, die ihre eigene besondere Entwicklung gegangen sind, England und dann die englischen Kolonien in Nordamerika.

Über die englische Entwicklung hat vor kurzem Woodrow Wilson geschrieben (Über den Staat 1899, autorisierte deutsche Ausgabe 1913). Er geht davon aus, daß sich auf den britischen Inseln die alten spezifisch germanischen Staatsformen reiner, unbefangener von allem römischen Einfluß erhalten hätten, als auf dem europäischen Festland und daß deshalb in England die politische Freiheit von Anfang an stärker und unabhängiger geblieben sei als dort. Das Lehenswesen mit seiner unbedingten Oberherrlichkeit des Fürsten habe sich hier nicht vollständig ausgebildet, anstatt dessen habe sich die örtliche Selbstverwaltung dauernd in starken, unausrottbaren Wurzeln befestigt. Dadurch habe die politische Unabhängigkeit immer wieder beim Volke selbst Zuflucht gefunden, das Volk habe natürlich immer weiter gestrebt, diese Freiheiten auszudehnen und daraus sei allmählich der moderne Verfassungsstaat hervorgewachsen, die parlamentarische Monarchie. „Aus dem Lehen", sagt er, „erwuchs auf dem Kontinent das Königtum; aus der lokalen Selbstverwaltung erwuchs in England der Verfassungsstaat; aus dem Verfassungsstaat aber erwuchs jene größte politische Errungenschaft, die freie organische selbstbewußte, sich selbst regierende Nation mit ihrem großen Organ der Volksvertretung und ihren verfassungsmäßig gewährleisteten Freiheiten." Aus dem ungebrochenen germanischen Freiheitstrieb leitet Wilson die Entwicklung ab, die zur modernen politischen Demokratie in England geführt hat.

Man darf bei dieser englischen Entwicklung zur Demokratie zwei Grundzüge nie vergessen. Einmal, sie ist, trotz der beiden Revolutionen des 17. Jahrhunderts, im ganzen durchaus in einem einzigen, ständigen, langsamen Umbildungsprozeß vor sich gegangen, so daß sich der Wandel von den ältesten Zeiten bis zu den heutigen Regierungsformen durch einen fortlaufenden Zusammenhang auszeichnet. Sie zeigt keine jähen Sprünge, kein dauerndes Abreißen, kein Verleugnen der eigenen Vergangenheit, sondern ist ein schrittweises, konservatives Umwandeln, ein langsames Umformen, eine unaufhörliche Reihe von Kompromissen, eine oft zwanglose, ja auf lange Strecken unbewußte und fast unmerkliche Fortbildung. Die alte, früher als anderswo eingeschränkte Monarchie ist in aristokratische Formen hinübergebildet worden und diese wandeln

Digitized by Google

sich allmählig ins Demokratische — ein Wandel, der heute noch nicht abgeschlossen ist. Noch heute sind im englischen Staat mehr aristokratische Bestandteile lebendig als in irgendeinem der kontinentalen Länder, noch heute hat dieses Musterland des Parlamentarismus, der Volksvertretung die Form der Monarchie beibehalten.

Der zweite entscheidende Grundzug aber ist der, daß diese innere demokratische Entwicklung Englands Hand in Hand ging mit seiner äußeren Entwicklung zum Weltreich, daß die Engländer zur gleichen Zeit, in der sie sich selber die politische Freiheit gaben, andere Völker ihrer Herrschaft unterwarfen. Und vielleicht ist diese imperialistische Bewegung nach außen vollendeter und weiter fortgeschritten als die demokratische im Innern. In diesem Sinn, könnte man sagen, hat die englische Demokratie etwas von dem Charakter der antiken, deren Glanz sich auch von einem dunklen Untergrund von Sklaverei und Beherrschung abhebt. Sie ist auch heute noch durchaus keine reine, keine logisch vollendete Demokratie, sondern ein Kompromiß — und jeder bewußte Angelsachse wird diesen nationalen Charakterzug preisen.

Amerika. Ein genialer Franzose, Alexis de Tocqueville, hat vor beinahe drei Menschenaltern geschildert, wie die moderne Demokratie in Amerika entstanden ist: Nicht erst im Unabhängigkeitskrieg gegen England, sondern schon in den ersten angelsächsischen Siedlerkolonien zu Anfang des 17. Jahrhunderts: Mit einem Schlag, beinahe vollendet, mächtig und gerüstet, wie die Tochter aus dem Haupte des Gottes, sprang sie hier ins Leben.

Eine Schar Auswanderer, die aus der Heimat flüchten, an eine wilde Küste, aus einer alten feudalen Gesellschaft in primitive äußere Verhältnisse. Engländer alle, von gleicher Rasse und Sprache, erzogen im leidenschaftlichen, blutigen englischen Parteistreit in Staat und Kirche, der die meisten von ihnen aus ihrer Heimat forttrieb; rechtliebende und freiheitstrotzige Männer, ernste Charaktere, strenggläubig, patriotisch, von reinen Sitten; gewohnt, in der örtlichen Selbstverwaltung sich selber zu regieren. Sie haben unter sich keine Klassenabstufungen; ihre Mehrzahl stammt aus den mittleren Bürgerschichten — Mächtige und Glückliche sind es selten, die aus der Heimat fliehen; und nichts gleicht die Menschen einander mehr an als gemeinsame Not und Entbehrung. Nun sind sie draußen in der Wilde, sich selbst überlassen, der Ursprünglichkeit ihres politischen Bildungstriebs. Und gleich springen, in ihren rohen Gemeinwesen, vor 250 und 300 Jahren, alle die Grundgedanken hervor, auf denen die modernen Verfassungen ruhen: die Teilnahme des Volkes an allen öffentlichen Angelegenheiten; die freie Steuerbewilligung durch das ganze Volk; die Wahl der Beamten durch das Volk; die Verantwortlichkeit der Träger der Gewalt vor dem Volk; dazu die persönliche Freiheit und die Geschworenengerichte. Ohne eine Erörterung fast, wie etwas Selbstverständliches, stehen sie tatsächlich da. Von unten herauf steigt hier die Organisation der politischen Demokratie von den ersten Gemeinden zur Grafschaft, von der Grafschaft zum Staat, vom Staat schließlich zur Union: Wieder eine völlig gerade und ungebrochene Entwicklung von der Landung der Pilgrimsväter auf der Mayflower bis zum heutigen Tag.

Ein denkwürdiger Gegensatz — es ist billig, daß wir ihn im Auge behalten, wenn wir die heutigen Empfindungen der Amerikaner erwägen — jene Lage der Welt um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Auf der einen Seite des Ozeans, in unbekannten Wildnissen, diese kleinen, derbgezimmerten Kolonistenstaaten, deren Einrichtungen die wenigsten ihrer europäischen Zeitgenossen auch nur verstanden hätten, die kein europäischer Staatsmann jener Zeit, kein Richelieu, kein Wallen-

Digitized by Google

stein, kein Gustav Adolf, seiner Beachtung für wert gehalten hätte: Die Staatsform, die sie beginnen herauszubilden, erhebt heute den Anspruch, die Erde zu beherrschen, das Symbol nicht nur der Vergangenheit der letzten Jahrhunderte, sondern auch der Zukunft der folgenden zu sein. Auf der andern Seite, auf dem glänzenden, reichen europäischen Kulturboden von damals die alten, gewaltigen absoluten Monarchien in all ihrer Pracht und ihrem Ruhm: Mitten unter den Trümmern der frühern mittelalterlichen Welt, die sie überwunden, erheben sie sich, waffenklirrend, prunkliebend, blühend von geistigem Leben in Kunst, Literatur, Philosophie. Und heute? Das französische Königtum, damals das erste der Zeit, ist als erstes im Fall vorangegangen. Das spanische, das schwedische sind bloß mehr Schatten ohne Kraft. Die absoluten Fürsten in Deutschland, Österreich, Rußland: alle dahin. Alle gestürzt in Revolutionen, die den Zusammenhang der Entwicklung ihrer Länder durchbrachen, die Abgründe zwischen ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft aufgerissen haben. Das ist die Entwicklung der politischen Demokratie auf dem europäischen Festland. Es ist eine Entwicklung in Katastrophen gegenüber der angelsächsischen Entwicklung in einem langsamen konservativen Wandel.

Frankreich und Deutschland. Frankreich ist das Musterland dieser kontinentalen Entwicklung geworden. Seine absolute Monarchie war die glänzendste gewesen, seine Revolution wurde die sinnfälligste des Erdteils. Ein historisches Drama größten Stils, gespielt von der theatralischesten der großen Nationen, in welchem zum erstenmal vor den Augen Europas der blutige Kreislauf einer grundstürzenden demokratischen Umwälzung seinen Gang nahm: keinen leichten Gang wahrlich, auch bei diesem beweglichen, leichtentflammten Volk, das geschmeidig wie keines, in ungebrochener Eitelkeit durch alle schwindelnden Wandlungen hindurchging, Frankreich immer wieder, unter der roten Jakobinermütze, unter den Adlern des Imperators, bei der Wiederkehr der Lilienkönige und bei ihrem neuen, endgültigen Sturz. Zum erstenmal sah man das seltsame Schauspiel, wie eine der alten Monarchien kopfüber kopfunter in eine republikanische Demokratie umgestülpt werden konnte, wie das souveräne Volk einfach den Platz einnahm, den vorher der König besessen hatte — und nachher wieder Napoleon den Platz des Volkes. Die Staatsmacht selbst und ihre innersten Tendenzen blieben unter allen die gleichen. Was nivelliert war, blieb nivelliert; was zentralisiert war, blieb zentralisiert. Man ging nur weiter und rascher fort auf diesen Bahnen. Das L'état c'est moi blieb das gleiche, nur daß das Ich, wie man einmal gesagt hat, nicht mehr Louis hieß, sondern die Republik und Robespierre und dann Bonaparte.

Von da ab ist Frankreich der große demokratische Staat des Kontinentes geblieben, demokratisch in der neuen festländischen, revolutionären Form, weiterschreitend in einer fast hundertjährigen Folge von inneren Unruhen, Krisen, Erschütterungen, Umstürzen, aus denen sich seit 1870 die heutige Republik befestigt hat. Die Schwäche des Franzosen, sich bevormunden zu lassen, seine Vorliebe für mechanische, gleichförmige Regeln spielten dabei mit. Der immerwährende Wechsel von Verfassungen, Gesetzen, Führern, Überzeugungen gewöhnte die ganze Nation an den Reiz der ständigen Bewegung, und an die Erfahrung, daß alle diese Bewegungen sich rapid vollziehen mithilfe der Gewalt.

Die deutschen Staaten, Österreich und Rußland erscheinen demgegenüber als die beharrenden, aufhaltenden, konservativen Elemente. Rußland und Österreich schienen in ihrer inneren Staatsform so gut wie unerschüttert durch die Stürme der ersten Revolutionsepoche hindurchgegangen, unberührt von der Lehre der

Digitized by Google

Souveränität des Volkes. Die alte Monarchie hielt sich in ihnen streng aufrecht: der absolute Fürst blieb die einzige Quelle von Recht und Gerechtigkeit, nur aus Gnade teilte er dem Volk aus seinen Schätzen mit, soviel ihm gut dünkte.

Deutschland war ungleich tiefer von der französischen Bewegung ergriffen worden. Seine alten Staaten schienen eine Weile in den Wellen völlig verschwunden. Aber als die große Flut verlief, zeigte sich, daß sie dennoch am Leben geblieben waren und sich fortgebildet hatten. Die alte fürstliche Gewalt selbst hatte hier die Neuerungen in die Hand genommen; die demokratische Umbildung geschah nicht wie in Frankreich im Widerspruch mit ihr, sondern im Bündnis mit ihr, ja unter ihrer Leitung und deshalb auch in ihrem Vorteil. Ihre eigene neue Macht gründete sich zum Teil auf sie. Sie baute die Bestandteile des Alten in das Neue mit herein und machte sie gleich zu dessen Aufbau dienstbar. Ein großes Stück der alten Ordnung von Recht und Gesetz blieb auf diese Weise erhalten und bildete sich nur fort. Das alte nationale Verhältnis der gegenseitigen Treue zwischen Fürst und Volk blieb lebendig.[1])

Die ganze deutsche Entwicklung seither, 1848, 1866, 1870 und alles folgende ruht auf dieser Tatsache. Das alte einheimische Fürstentum schien hier imstande, die Demokratisierung des Staates in einer allmählichen, geordneten Umformung — mehr englisch-germanisch als französisch — durchzuführen. Erst im Weltkrieg ist diese Hoffnung zusammengebrochen.

Das 19. Jahrhundert. Das eigentliche Jahrhundert der Demokratisierung in Europa ist das 19. geworden: dies Jahrhundert des Erwerbs, der Industrie, der Technik, des Verkehrs, der Weltwirtschaft, der wachsenden Großstaaten, der ungeheuren Massenzusammenballungen überhaupt, des werdenden Sozialismus. Neue Wellen der Gleichheit strömen von ihnen allen über die Erde, stärkere, massenhaftere als in irgendeiner Zeit vorher. Die allgemeinen Errungenschaften der französischen Revolution bilden ihre Grundlage, überall setzen sie sich schließlich durch: die immer wachsende Gleichheit des Rechts, der Steuern, der Amterfähigkeit, der Erbteilung; immer hoffnungsloser schwinden die Vorrechte zurück. Der Grundbesitz wird vollends in die allgemeine Beweglichkeit hereingezogen. Die Bekenntnisse mischen sich, die Juden werden emanzipiert. Dann beginnen Eisen und Kohle ihren Siegeszug. Die Zeit der Maschinen bricht herein, der neuen Masseninduſtrie, des Massenverkehrs rund um den Erdball. Der moderne Welthandel wirft seine Netze aus, die modernen Formen der kolonisatorischen Ausbeutung entwickeln sich, die neue koloniale Ausbreitung überhaupt, die nun auch Afrika, die Südsee, das östliche Asien ergreift. Das Kreditwesen türmt sich zu schwindelhafter Höhe. England ist in dieser Entwicklung der Führer und das Vorbild; die Vereinigten Staaten breiten sich mächtig vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean aus.

Ein Überwiegen also, wenn wir es im Ganzen betrachten, trotz Rußlands, der demokratischen Staaten und ein gewaltiges Anwachsen der demokratischen Voraussetzungen in allen Staaten der Welt. Das ist die eine Signatur des Jahrhunderts.

Je größer die Massen werden, die sich auf allen Gebieten zusammenschließen, umso dringender wird überall das Bedürfnis der Gleichheit. Überall wird die uniforme Gesetzgebung jetzt die Regel. Immer ausgedehnter wird ihr Machtbereich. Alle Einrichtungen der Wohltätigkeit, die gesamte Erziehung, ja zum

[1]) Vergl. Leop. v. Ranke, Deutschland und Frankreich (Sämtl. Werke, Bd. 49, S. 64 ff.)

Digitized by Google

Teil selbst die Religion werden vom Staat ergriffen. Seine Verwaltung beherrscht immer weitere Gebiete, wird immer gleichförmiger und detaillierter, immer tiefer und rücksichtsloser schneidet sie in alle privaten Interessen des Einzelnen ein. Bei den Staaten des Festlandes ist diese Entwicklung selbst noch rascher und vollständiger als bei den angelsächsischen Völkern, bei denen die ältere volkstümliche Freiheit der schrankenlosen Gleichheit stärkeren Widerstand entgegensetzt.

So wuchs in den Staaten, die keine politischen Demokratien waren, in den alten dynastischen Monarchien mit ihrem Heer und Beamtentum gleichzeitig die Demokratisierung der Gesellschaft und die Macht des Staates, der noch nicht demokratisiert war, sondern sich noch in den Händen überkommener, undemokratischer Gewalten befand. Die verteidigten natürlich ihr Recht und ihre Macht, so gut sie konnten; sie hielten sich die Volksvertretungen fern, so lang sie vermochten, sie drängten sie wieder zurück und schränkten sie ein, sowie es der Augenblick erlaubte. Nur Schritt für Schritt wichen sie gezwungen zurück. Auch sie benützten die gewaltige Ausdehnung der Staatsmacht, welche die Revolution und das revolutionäre Kaisertum gebracht hatten.

Und nun waren alle diese Staaten, die demokratischen so gut wie die nichtdemokratischen, nach außen, in ihrem Verkehr untereinander, Machtstaaten, genau wie die absoluten Monarchien es gewesen waren, ja sie wurden es sogar in einem noch gesteigerten Grad. Das ist die zweite Signatur des Jahrhunderts. Jede dieser Nationen, die demokratischen wie die monarchischen, wollte Macht und Reichtum und Herrlichkeit. Auch sie alle ballten sich zu immer größeren Einheiten zusammen und dehnten ihren äußeren Bereich z. T. bis ins Phantastische aus. Denken wir nur an das Wachstum des englischen, des russischen, des amerikanischen Weltreichs, an den allgemeinen Wettlauf in den Kolonien. Eben dieser andauernde allgemeine Machtkampf trug vielleicht am meisten dazu bei, die alten Festlandsmonarchien mit ihrer Militärgewalt und Beamtenmacht aufrechtzuerhalten, ja noch einmal neu zu stärken, weil sie ihren Völkern in dem allgemeinen Wettstreit den besten Schutz nach außen zu bieten schienen. So gelang es ihnen, noch einmal die Völker um ihre Fahnen zu versammeln, ja in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts waren sie, wie es schien, sogar ihrerseits im Vordringen. Ihr kennzeichnendster und vielleicht symbolischer Vertreter war dabei, neben dem zaristischen Rußland, das doch immer ein halbfremdes Mastodon blieb, das von Bismarck geführte Preußen geworden, das diese Form der neuen autoritären Monarchie mit Volksvertretung, aber vorherrschender militärisch-fürstlicher Gewalt am prägnantesten ausbildete, das neue Deutsche Reich um sich organisierte und mit seinem Geist durchdrang. Aber auch in Österreich, in Rußland, in Italien wuchs unter dem Eindruck der Bismarckschen Siege noch einmal die Stellung der Dynastien.

Und dann nehmen wir auf der Gegenseite, im Innern dieser Staaten, wie in dem der andern, doch wieder die allgemeine und immer wachsende Gährung in den Völkern, die seit der französischen Revolution nie mehr zur völligen Ruhe kam, die liberalen, radikalen, sozialistischen Gedanken in Staat und Gesellschaft, die in sie geworfen waren, den Trieb zur Auflehnung, der nirgends mehr aus den Geistern weichen wollte; nehmen wir die immer wachsende Macht der Presse und Parlamente, die diese Idee von allen Seiten her mit einem ungeheuren und endlosen Echo umgaben, Tag für Tag die Gemüter aufpeitschten und abstumpften, die immer wachsende Bedeutung des Verkehrs, der alle Länder in immer nähere Berührung brachte und jede Bewegung sogleich über

Digitized by Google

die ganze Erde fortpflanzte; nehmen wir dazu die abenteuerlich wachsende Industrie in allen Ländern mit ihren ungeheuren Menschenansammlungen, ihren immer verwickelteren und unnatürlicheren Verhältnissen, ihren plötzlichen Krisen, die ständig zunehmende proletarische Bewegung, die wie das dumpfe Grollen eines Erdbebens in der Tiefe herannahte und alles mit dem Einsturz bedrohte, das immer leidenschaftlichere Zucken und Murren dieser abhängigen und gefesselten Masse, die sich als Paria unter den Klassen behandelt fühlte und beanspruchte die erste zu werden; nehmen wir schließlich ringsum noch die alten, unverändert fortbestehenden wirtschaftlichen und politischen Gegensätze der großen Staaten dazu, die alles durchwalteten, sich kreuzten, sich verbündeten und gegenseitig auftürmten und die Welt in einer immer sich steigernden allgemeinen Kriegsspannung und Kriegsdrohung erhielten: — dann haben wir etwa die Elemente des Zustandes, in dem Europa, das demokratisierte und zugleich mit der Demokratie ringende Europa sich seit Jahrzehnten befand und der schon mit keinem früheren mehr zu vergleichen war.

Allgemeine Krise des Staatsgedankens. Jakob Burckhardt hat schon in den sechziger Jahren immer wieder auf sie hingewiesen, Tocqueville hat ihre Symptome schon in den dreißiger Jahren analysiert. Warum sind ihre Gedanken in Deutschland im letzten Menschenalter so in Vergessenheit geraten? Wir werden gut tun, sie uns von neuem zu eigen zu machen und zu überlegen. — Drei allgemeine Kennzeichen der modernen demokratischen Bewegung drängen sich den Beobachtern auf.

Das eine ist das Unbeherrschte, Willkürliche, Zufällige, Naturartige, was ihr anhaftet. Sie wird nicht von den Regierenden vorbereitet oder gar geleitet, im Grunde weder hier noch dort. Sie vollzieht sich vielfach gegen ihren Willen, meist ohne ihr Zutun; wenn sie sie fördern, sind sie viel mehr ihre Diener als ihre Führer. Sie trachten entweder, sie zurückzudrängen, oder lassen sich von ihr leiten, ohne sie beherrschen. Sie verkennen oft ihr eigentliches Dasein noch in dem Augenblick, wenn sie sich bereits der Gewalt bemächtigt. Aber auch aus der Mitte der Bewegung selbst erheben sich keine überragenden Führer: zerrissene Einzelvorgänge überall. Die mächtigsten Schichten der Völker, die gebildetsten, die sittlich gefestigtesten lehnen es ab oder sind nicht imstande, sie zu führen. Nirgends, am wenigsten wohl in den monarchischen Ländern. Sie bleibt deshalb ihren blinden und oft zügellosen Instinkten überlassen, eine Beute der Demagogen und Schwätzer, durchtränkt sich mit der Niedrigkeit gemeiner Triebe, mit dem Gift der Neidischen, der Ausgestoßenen, der Enterbten.

Damit hängt als Folge das zweite Kennzeichen zusammen. Die wachsende demokratische Umbildung, die wir in all diesen Jahrzehnten am Werk sahen, vollzieht sich mehr im materiellen Zustand der Gesellschaft und in ihrer unbewußten geistigen Verfassung als in den entsprechenden Gesetzen, Einrichtungen, Gewohnheiten, anerkannten Gedanken und Formen. Diese bleiben vielmehr bestehen, wie sie aus andern Zeiten überkommen sind, dorren aus und verlieren ihre Lebenskraft, während es dem dumpf andringenden Neuen an der festigenden, zügelnden Form, der geistigen Veredelung fehlt. Wir haben also auch in den monarchischen Staaten überall eine starke, immer zunehmende Demokratisierung — aber halb unter der Oberfläche, halb im Dunkeln, verdeckt von öffentlichen Zuständen, die ihr nicht entsprechen. Die Vorteile einer wahren Monarchie sind bereits unterbunden, die Vorteile einer vollendeten Demokratie können sich nicht entwickeln. Nichts hat ein wahres, vollständiges Angesicht.

Und aus diesen beiden Kennzeichen folgt schließlich das dritte: die tiefe geistige

Digitized by Google

Verwirrung, die aus diesem Zustand hervorging und die selbst wieder am meisten dazu beitrug, ihn zu verewigen. Die einen sahen die alten Gewalten, auf denen der geschichtlich erwachsene Staat und seine Ordnung beruhten, immer mehr gefährdet, die alten Einflüsse verdrängt, die alten Schranken niedergerissen, ohne daß auf der andern Seite die entsprechenden neuen, zusammenhaltenden, aufbauenden Kräfte sich bereits erkennen ließen; sie empfanden die dumpfe Unruhe in den Völkern, den immer wachsenden Druck der proletarischen Bewegung, aber sie fühlten darin vor allem die zerstörende Kraft, den Geist der Auflösung, die Anarchie, die sich ankündigte, und verteidigten deshalb das Alte, wie es war, gerade im Gegensatz gegen das Neue und isolierten es dadurch immer mehr. Die andern warfen sich diesem Widerstand entgegen, den sie als Lüge und rohe Gewalt empfanden, und verfielen dabei der Lust der Verneinung an sich, dem zersetzenden Hohn, der Begier der Zerstörung. Es war das traurigste Chaos, in dem seit langem die Charaktere und die Überzeugungen sich kreuzten und widersprachen. Von Natur hochfliegende und edle Geister versteiften sich in der Beharrung und verdammten alles Neue, bloß weil es neu war. Dafür hörte man andre die Freiheit und die Menschlichkeit predigen, die selber nie ihren Hauch verspürt. „Die religiösen Menschen bekämpfen die Freiheit und die Freunde der Freiheit die Religion; stolze und großherzige Seelen preisen die Sklaverei, und geborene Sklaven und Niedrige predigen die Unabhängigkeit; gute und gebildete Bürger sind die Feinde jedes Fortschritts, und Menschen ohne Vaterlandsliebe, ohne sittliche Kraft werden die Apostel der Kultur und der Bildung."

Alles das zusammen aber zeigt uns die große, immer wachsende Krise des Staatsbegriffes überhaupt an, in welche die moderne Welt schon seit langem hineinging. Darf man wagen, sie auf eine Formel zu bringen? Die äußere Macht der Staaten wurde immer größer und ihre innere Autorität immer schwächer. Niemals in früheren Zeiten hat ein Staat alle seine Untertanen so einheitlich, so absolut, so bis ins Kleinste beherrscht wie diese modernen Staaten alle es taten, Demokratien oder Fürstentümer gleichviel. Es gab so gut wie keine Rechte mehr, die ihrer Allmacht entgegenstanden.

Und doch wurde diese selbe Staatsgewalt, die unaufhörlich mächtiger, unternehmender, ausgreifender, übergreifender wurde, zur gleichen Zeit immer bestrittener und unterwühlter und innerlich schwächer. Der Gegensatz der neuen Gesellschaft zu den alten Staatsformen war fast nirgends rein beglichen, in den mittel- und osteuropäischen Staaten in voller, von neuem wachsender Stärke. Breite Schichten von unten lehnten sich gegen den bestehenden Staat überhaupt auf. Ganz allgemein gab man ihm zwar immer mehr Macht, aber immer weniger Recht, sie zu gebrauchen. Man erweiterte immerzu seine Befugnisse, aber bestritt ihm zugleich das Recht, sie zu verteidigen. Tag für Tag spülten die Fluten der Kritik, des Hasses an seine Fundamente; er mußte es dulden. In früheren Zeiten war der Staat in seinem Bestand geschützt durch den Glauben an sein göttliches Recht, später durch den Glauben an die bleibende Macht einer allgemein gültigen Vernunft, auf welche seine Formen sich gründeten. Nun wurde auch er dem allgemeinen Stimmrecht unterworfen und sollte wandelbar werden nach jeder flüchtigen Meinung des Tages, ein ungeheurer Machtapparat, aber ohne jede eigne Seele, lediglich „ein Ausdruck der Kulturideen der jeweils herrschenden Partei".

Zwei mächtige Revolutionen, so hat Tocqueville schon 1834 geschrieben, wirkten sich ständig entgegen: eine, die ständig die Gewalt des Staates steigerte und

Digitized by Google

eine, die sie ständig untergrub. In keiner andern Zeit der Geschichte erschienen die Staaten zugleich so stark und so schwach wie in dieser.

Wir haben heute die furchtbarste Probe auf diese Wahrheit gemacht. Wir haben die stärkste Zusammenballung der Staatsmacht erlebt, die jemals erhört war, und ihren jähesten Zusammenbruch, ihre aufs höchste angespannte Energie und ihre vollkommene Lähmung. Die drei großen Monarchien des Festlandes sind diesem Widerspruch erlegen.

Die Länder des Westens, in denen die politische Demokratie schon entwickelter war, immerhin einheitlicher das ganze Leben umfaßte, stehen noch im Sturm. Die Frage ist, ob die große Krise des modernen Staates, unter der sie gleichfalls leiden, auch bei ihnen noch zu ähnlichen Katastrophen führen wird. Wird die fortgeschrittenere Demokratie — wird der Sieg der Waffen diese Staaten vor Umwälzungen gleich der russischen oder der unsrigen bewahren? Werden die Angelsachsen mit derselben Stärke des Nationalcharakters, die ihnen den Sieg über uns gebracht hat, auch die Form der Demokratie in ihrem Geist bewahren und aufrecht erhalten? Oder dämmert im europäisch-amerikanischen Kulturkreis auch das Ende der Demokratie selbst schon herauf? Steigt aus ihrem eignen Schoß, aus den Tiefen des sozialistischen Proletariats, das sie entfesselt hat, eine neue Diktatur?

Ein Wort Bismarcks.

Ich halte den Minister für einen elenden Feigling, der nicht unter allen Umständen seinen Kopf und seine Ehre daran setzt, sein Vaterland auch gegen den Willen von Majoritäten zu retten. Ich wenigstens würde bereit sein, zu leiden, was mich trifft, wenn ich's versuchen sollte. Aber auf diese Weise uns gewissermaßen das Erbe einer großen Zeit durch innere Friktionen vernichten und aufreiben zu lassen, dazu werde ich unter keinen Umständen die Hand bieten, und ich werde, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt und mir die Gnade des Kaisers erhält, Mittel und Wege finden, dem entgegenzuwirken.

Bismarck, 28. Jan. 1886.

Zur Erinnerung.

Wie unsere Existenz sich gestalten sollte, wenn heute ein neues Königreich Polen sich bildete, das hat noch niemand auszudenken gewagt. Früher war es eine passive Macht, heute aber würde es, unterstützt von anderen europäischen Mächten, ein aktiver Feind sein, und so lange es nicht Danzig, Thorn und Westpreußen in seinen Besitz gebracht hätte, und ich weiß nicht, was der leicht erregbare polnische Geist sonst noch erstreben möchte — würde es stets der Bundesgenosse unserer Feinde sein. Darum ist es ein Mangel an politischem Geschick oder politische Unwissenheit, wenn man sich irgendwie für die Sicherheit an der deutschen Ostgrenze auf den polnischen Adel verlassen wollte und glaubte, den irgendwie oder irgendwo dafür gewinnen zu können, daß er mit dem Säbel in der Faust für deutschen Besitz eintreten und kämpfen werde. Das ist eine Utopie.

Bismarck am 16. 9. 1894.

In allen Ländern mit Repräsentativ-Verfassung wiederholt sich die Erscheinung, durch welche die Befugnis zur Auflösung der Wahlkörper begründet ist: **Daß die Bevölkerung einschließlich der Wähler besonnener, realistischer, patriotischer denkt, als die Führer organisierter Parteien und die Presse.** Bismarck.

Digitized by Google

Ein Rückblick.

Von Hans Wram in Genf.

Der Verfasser hat einen großen Teil des Krieges in Paris verlebt. Aus seinem Buch „Kriegsbilder aus Paris 1914—1917" (Verlag Edwin Frankfurter, Leipzig) brachten wir Auszüge in unserem Juliheft 1918.

In einem kleinen, an einer wichtigen Eisenbahnlinie gelegenen Vororte der französischen Hauptstadt saßen am Sonntag den 28. Juni 1914 fröhliche Deutsche und verbündete Herzen beim Abendessen beisammen, als in der stillen Sommernacht der friedlichen Gartenstadt der laute, schrille Ruf des Extrablattverkäufers „La Presse" ertönte. Jedoch trotz allen Suchens und Nacheilens war der Mann verschwunden und unauffindbar. Wir hatten alle den unbestimmten, aber sicheren Eindruck eines großen Unglücks. Die Morgenblätter vom Montag brachten dann die schauerliche Gewißheit: Die Tragödie von Serajewo! In den folgenden Wochen sahen wir von unserer idyllischen Villa aus merkwürdig viele Nachtzüge mit geheimnisvoll verhängten Ladungen gen Osten fahren; ein Friedensapostel hätte sie vielleicht als astronomische Apparate angesprochen. Als Skeptiker dachte ich vielmehr an Kanonen, und meinte, trotz allen Mummenschanzes: die Stärke der französischen Artillerie liege in ihrer Leichtigkeit. Nach dem 23.—24. Juli nahmen die Lastzüge stets zu, und die Nächte genügten für diese Transporte nicht mehr. Selbst bei Tage sahen wir vollbesetzte, endlose Züge mit ausschließlich männlichen Insassen, die wie besessen schrien und Revanchelieder sangen. Gegen Ende des Monats kamen die Rothosen zur Geltung; ein Militärzug folgte dem anderen, und die Kanonen fuhren bei hellem Tageslichte mit unverhüllter Nase. Trunken von Verhetzung und Deutschenhaß — daneben auch von Sonnenglut und vom roten Landwein — erklang aus den zum Bersten vollen Wagen „On les aura" und „Sales Boches", daneben „Alsace — Lorraine".

Heute, 28. Juni 1919 feiert das neutrale Genf den französischen Sieg; überall hört man die Marseillaise singen, spielen, tanzen. Die Stadt ist beflaggt; in den Straßen gibt eine festtäglich gekleidete Menge ihre Fröhlichkeit lärmend kund. Ich denke an die fünf Jahre, die zwischen den beiden obigen Daten liegen, wovon ich die Mehrzahl im Feindeslande, voll Kummer und Entbehrungen, aber ungebeugt und felsenfest auf das deutsche Recht und den deutschen Sieg bauend, verbracht. Wie haben, erst die Regierung, dann das Volk den schwererrungenen Waffenerfolg sabotiert! „In diesem Kriege werden die Deutschen die Schlachten, England aber den Krieg gewinnen." Im August 1914 hat Lord Kitchener das Wort gesprochen. Der Mann kannte uns besser, als wir selbst. Militärisch uns zu vertreiben, haben die Gegner bis in die allerletzten Monate des Krieges nicht gehofft. Dies ist keine bloße Vermutung von mir; ich weiß es aus dem Munde von Pariser Persönlichkeiten, die ihrerseits schon infolge ihrer Stellungen ganz genau über die Lage und deren Aussichten orientiert sein mußten. Was haben wir nun aus dieser Siegerstellung gemacht? Wie haben wir sie verwertet? — Ein Bittgesuch nach dem anderen haben wir an den zuerst erstaunten, dann hohnlachenden Feind gerichtet. Der Reichstag wollte, im Juli 1917, — zu einer Zeit, wo Rußland darniederlag und Frankreich von schweren, inneren Wirren erschüttert, zur Ohnmacht verurteilt war[1]) — weder vom Siege, noch weniger von seiner Ausbeutung

[1]) Painlevé verkündete dies öffentlich und gab zu: Wir haben keine Offensiven großen Stiles mehr vor.

Digitized by Google

etwas wissen. Nicht einmal die Kriegskosten sollten die Feinde uns ersetzen. Und während das englische wie französische Parlament die Regierungen nicht genug zu immer energischeren Maßnahmen gegen uns anspornen konnten, hat der Reichstag konsequent gegen die Heeresleitung und gegen jedwede Betätigung der Vaterlandsliebe einen hartnäckigen, steigenden Kampf geführt, unter der heuchlerischen, feigen Maske der Bekämpfung alldeutscher Tendenzen, in Wirklichkeit gegen die reine Vaterlandsliebe schlechthin. Man muß diese Stellungnahme der feindlichen und der eigenen Volksvertretung vergleichen, und die Haltung des Reichstags bewerten. Das ist bis jetzt nicht geschehen.

Was hätte der Feind in unserer militärischen Lage daraus gemacht? Ich will einige Worte aus einer Unterredung, die ich im Dezember 1916 mit einer kompetenten, französischen Persönlichkeit hatte, hier anführen. Ich fragte, wie seine Zuversicht, daß die besetzten Gebiete gerettet sein würden, zu verstehen sei. Er antwortete: seine Zuversicht sei geradezu Gewißheit; seine besten Verbündeten habe Frankreich in der jetzigen deutschen Regierung. Die Franzosen würden Milliarden geben, um eine solche Leitung der deutschen Politik zu erzielen, und sie hätten sie umsonst. Denn schließlich und endlich, sei je etwas so Borniertes gesehen worden, daß man alle seine Gegner besiegt, vier Hauptstädte besetzt, über 600 000 qkm feindlichen Gebietes in Händen habe und dennoch händeringend und flehend dem Feinde nachlaufe und ihn bitte, er möge die Güte haben, alles zurückzunehmen. Sei so eine Tölpelei je gesehen worden? Könnte man sich denken, daß England und Frankreich in gleicher Lage ähnlich handeln würden? Nein, sie hätten längst alles restlos annektiert, ohne sich viel Kopfzerbrechen über die Assimilierung zu machen. Wenn jetzt bereits die Deutschen der Entente nachlaufen und sie himmelhoch bitten, ja alles zurücknehmen zu wollen, so sei es ein Verbrechen der Entente, nicht mehr anzustreben. Und was riskiere man überhaupt dabei? Gar nichts. Denn wenn alle Stricke reißen, so hätte man noch immer den Ausweg, daß man dem hartnäckigen Ansuchen Deutschlands nachgibt und alles zurückzunehmen geruht. So weit wäre man aber noch lange nicht. Denn wenn die Alliierten 5 km nehmen, so wiegt das nicht nur bei den Neutralen, sondern selbst bei den Deutschen viel schwerer, als wenn die Deutschen das Hundertfache nehmen. Es ist phantastisch, es ist verrückt, aber es ist buchstäblich so. Und das beweist, wie dumm, wie erfreulich dumm die Deutschen, und gerade die deutschen Minister sind. „Ja", sagte er weiter, „hätten die Deutschen heute einen Bismarck gehabt, so wäre der Friede längst da; denn der hätte das, was er nehmen wollte, wie er gesehen, daß der Krieg sich in die Länge zieht, gleich annektiert und wir hätten dann nicht das Verbrechen begangen, einen gänzlich hoffnungslosen Krieg auf Jahre hinaus weiterzuführen. Das haben aber die dummen Deutschen nicht getan, und das wird ihr Verderben werden. Und je mehr sie nach Frieden schreien, um so weniger werden wir von Frieden etwas wissen wollen. Wir sind doch nicht dazu da, die Wünsche des Feindes zu erfüllen; sondern von seinen Fehlern zu profitieren."

Im Sommer 1917, sobald ich die französische Grenze hinter mir hatte, habe ich diese bedeutsame Erklärung zur Kenntnis der zuständigen deutschen Behörde gebracht. Andererseits sandte ich den Wortlaut (ohne Kommentar) an die Kölnische Zeitung. Die Zensur gestattete die Veröffentlichung nicht. Warum? Weil die Erklärung des französischen Politikers bewies, daß unsere Regierung auf falscher Fährte war und den richtigen Weg zeigte. Deswegen sollte das Volk nichts von der Sache erfahren.

Digitized by Google

Bulgarien war, das muß man ehrlich zugeben, mehr deutschfreundlich als manche unserer eigenen Blätter und Politiker. Nicht Interesse allein hatte das Bulgarenvolk an unsere Seite geführt, sondern aufrichtige Neigung und Bewunderung. Diese galt aber hauptsächlich Preußen, seinen bewährten Einrichtungen und seiner Armee. Wie haben wir uns Bulgarien gegenüber beim Bukarester Frieden benommen? Wie hat sich unser Außenminister Kühlmann dort aufgeführt? Zwar hat er „vergessen" eine Entschädigung für die enormen Kriegskosten, die der schnöde Verrat des Verbündeten uns verursacht, im Vertrage einzufordern, für die Juden aber hat er gesorgt, und zwar mit einer Gründlichkeit und Umsicht, die zeigen, daß die Sache ihm am Herzen lag [1]). Radoslawow konnte sich nicht halten, weil er in der Dobrudscha-Frage die Erwartungen des Volkes betrogen sah. [Der Bukarester Frieden hat in Bulgarien natürlich denkbar schlecht gewirkt, aber unmittelbare Veranlassung für den Sturz Radoslawows war u. W., daß er sich von Herrn Mandelbaum aus Berlin in dessen Tabakschiebungen hatte verwickeln lassen. D. Schr.] Es ist ein typisches Beispiel: bei aller „Nibelungentreue" — unser ungeschicktes Verhalten mit den Verbündeten. Sie hatten schließlich das (übrigens richtige) Gefühl, daß wir nicht mehr lange aushalten würden und andererseits, daß uns *mehr* an einer Verständigung mit den Feinden als an der Wahrnehmung der Lebensinteressen unserer Alliierten lag. Denken wir an die unaufhörlichen Versuche mit den Gegnern in Berührung zu kommen; die berühmte halbe Stunde, die Erzberger genügen sollte, den Frieden mit Lloyd George zu vereinbaren; die Kriecherei des Reichstages im Winter 1918 bei der englischen Regierung, um durch die Gesandtschaft in Bern in Verhandlungen mit ihr zu treten [2]), die Versuche Kühlmanns und die Briefe des Exkaisers Karl. Überhaupt — Kaiser Karl! Was hat dieser geheime Freund unserer Feinde, und der Mann seiner musterhaften Frau nicht alles in diesem Kriege uns angetan. Von Nadelstichen bis zum offenen Verrat! Dank vom Haus Österreich, hatte schon Schiller gesagt; und diesem Haus haben wir die von Bismarck genial geschaffene Rückversicherung mit Rußland geopfert.[3]) Die Rücksicht auf „Wien" ließ uns Dummheit über Dummheit begehen.

So, immer tiefer sinkend, kamen wir im Herbst 1918 zum Antrag auf Waffenstillstand. Hier müssen wir haltmachen und klar zu sehen versuchen. Zwei Hauptfragen sind zu beantworten. War der Antrag militärisch unerläßlich?

---

[1]) Die Frage der rumänischen Juden war bereits 1878 beim Berliner Kongresse auf Betreiben des jüdisch-englischen Staatsmannes Beaconsfield (Disraeli) Gegenstand von Verhandlungen. Ergreifend sind die Briefe, die König Karl an den alten Kaiser Wilhelm I. schrieb und ihn förmlich beschwor, sein kleines Land und Volk vor dieser Pest zu schützen. Erst dieser verzweifelte Widerstand konnte die drohende Gefahr abwenden: 40 Jahre lang hatte Rumänien, Dank dem weiten Blicke seines Herrschers, Ruhe. Jetzt ist der letzte Damm gefallen, und die Prophezeiung des weisen Regenten wird sich bald vollziehen. — [2]) Bezeichnend ist, daß von keiner berufenen Seite die Unkorrektheit dieses Schrittes gegeißelt wurde. Unsere Würdelosigkeit hat in diesem Kriege keine Grenzen gekannt und die Anbiederung der Demokraten und Sozialisten hat weit darüber hinaus den Verrat der nationalen Interessen erreicht (also genau das, was Clemenceau dem seither verbannten Malvy am 23 Juli 1917 im offenen Senate vorwarf: Monsieur Malvy, je vous accuse de trahir les intérêts de la France [Ich beschuldige Sie die Interessen Frankreichs zu verraten]. Wir hatten keinen Clemenceau und keinen Bouchardon. — [3]) Wilhelm II. wollte sein eigener Reichskanzler sein. Kurz nach dem schmachvollen Hinauswurfe des Mannes, dem er die Kaiserkrone verdankte („Wer sich mir in den Weg stellt, den zerschmettere ich"), hat er den Vertrag mit Rußland fallen lassen.

Digitized by Google

Hätte Foch in genau derselben Lage ihn gestellt? Wer den Mann, — kein genialer Stratege, aber lauter Nerv, Energie und Wille, — kennt, wird keine Sekunde zaudern: Der Marschall würde, unter solchen Umständen, im Feindesland stehend, nie um Gnade bitten.[1]) Ludendorff sagt selbst: „Man wünschte den Frieden, aber nicht um jeden Preis; sonst hätte man die Fortsetzung des Kampfes vorgezogen." Also: Diese Fortsetzung war möglich! In einem erschütternden Berichte aus dem Hauptquartier schreibt ein älterer Offizier[2]), bis zum nächsten Sommer sei man ausgerüstet gewesen. — Ein unbesiegtes Millionenheer[3]), tief in Feindesland stehend, mit allem notwendigen für lange Monate versorgt, bittet um Waffenruhe, wissend, daß man das Vaterland schutzlos Todfeinden auslieferte, — ohne zwingende Not, ja mit der unbenützten Möglichkeit es zu vermeiden.

Die Provinzen, wo jetzt feindliche Heere (Singhalesen und Malgaschen) hausen, wo feindliche Fahnen wehen, die Länder, die der Feind uns jetzt entreißt, die Millionen Deutsche, die dem Feinde ausgeliefert werden; dies alles hat nicht das Schwert erobert: — Deutsche Feigheit hat es den Feinden geschenkt. Deutsche Feigheit hat unsere Unterseeboote, unsere Handelsflotte, Kanonen, Festungen ohne Schwertstreich dem Erbfeinde ausgeliefert. Wenn jetzt ungezählte Milliarden (wir wissen nicht einmal wie viele) unserem Volke förmlich aus den Rippen herausgeholt werden sollen, so ist das wiederum nicht die Folge eines unabwendbaren Schicksals: Deutsche Feigheit hat dem Feinde den Rechtstitel zu diesem Guthaben gegeben.

Wenn die Matrosen den Gehorsam verweigerten und in der Auslieferung der U-Boote wetteiferten, so war das gewiß auch Feigheit. Aber nicht allein das. Ich will mit letzter Offenheit, wenn auch blutenden Herzens die Wahrheit nach bestem Wissen und Gewissen über den Antrag der Waffenruhe und dessen Folgen sagen. Es ist aber nur recht und billig, zu erwähnen, daß der Verrat hinter der Front das Volk wie die Armee unterwühlt, und schließlich die Oberhand gewonnen und den Feind ins Land gerufen hat. Hindenburg hat sich schwer geirrt, er hat aber nicht Verrat geübt. Das haben diejenigen getan, die seit Jahr und Tag unter der Maske des Pazifismus, des Völkerbundes konsequent und bewußt die feindlichen Interessen bei uns vertreten und gegen die nationale Verteidigung mitten im Kriege gekämpft haben. Der Friedensvertrag aber hat alles überboten und ist ein Schandfleck für diejenigen, deren Weg seit Jahren sich von der nationalen Verteidigung getrennt hatte. Es hilft nichts, eine eiserne Logik waltet in der Geschichte, wie in den Einzelheiten — unseren Handlungen. Wenn man sich im Kriege gegen die Beschützer des bedrohten Vaterlandes stellt, so wird man folgerichtig ein Verbündeter des Feindes. Beharrt man auf diesem Wege bis zur Tat, d. h. bis zur Zerstörung der eigenen Armee, dann hat man dem Feinde bewaffnete Hilfe geleistet: das haben die Revolutionäre im November 1918 getan. Ich habe General Maurice zum Zeugen, der meint, die deutsche Armee sei durch das Volk von hinten erdolcht worden. Das ist eben Landesverrat. Seit dem 9. November 1918 ist diesen Herrschaften die Wahrnehmung der Interessen des Vaterlandes anvertraut: Haben sie viel-

[1]) Man mag sagen, was man will: der Antrag auf Waffenstillstand ist nichts anderes. [2]) Siehe „Türmer" vom Januar 1919. [3]) Darüber waren selbst die ernsten feindlichen Militärkritiker, wie Zeitungen einig: Das deutsche Heer zog sich zurück, war aber weder vernichtet, noch entscheidend besiegt. Ich denke, unsere Demokraten, Sozialisten und ihre Blätter, die sich stets (zu ihrer Entlastung) auf unsere angebliche militärische Niederlage berufen, könnten sich mit dem Urteile des Feindes (sonst eine Autorität für sie) bescheiden.

Digitized by Google

leicht nach dem 11. November, als sie die offenkundige Absicht des Gegners sahen, sich des, von den Wunden ihrer eigenen Hände blutenden Vaterlandes angenommen?

Die Regierung Ebert-Scheidemann hat die unbesiegte Armee so rasch wie dies kein Land, selbst nach der Friedensunterzeichnung tut, mitten in schweren Waffenruheverhandlungen, demobilisiert, d. h. die letzte Hilfe und Hoffnung Deutschlands, deren Vorhandensein allein schon von großer Bedeutung und Vorteil war, freiwillig vernichtet. Denn nicht einmal der Feind hatte dies verlangt!! Also die deutsche Regierung hat den feindlichen Interessen mehr entsprochen, als die Gegner selbst es verlangt hatten[1]). Dann kam der 7. Mai und zerstreute die letzten Illusionen über das feindliche Entgegenkommen. Eigentliche Verhandlungen wurden nicht gewährt. Und wir wußten, Clemenceau sagte es doch offen — daß nur Detailfragen, keine wesentlichen Punkte geändert werden durften: Was hat die Regierung getan, um für alle Fälle gerüstet zu sein? Nichts. — Sie wollte einfach den Fall der Ablehnung unserer Vorschläge nicht in Erwägung ziehen; absichtlich wollte sie davon nichts wissen.

Von der eigenartigen Rolle Erzbergers will ich hierbei ganz schweigen; denn sie ist nur ein Teil der ganzen „demokratischen" Politik. — Allerdings eine starke Leistung. Wie der Mann während des ganzen Krieges gegen die deutschen Ziele gearbeitet, seit Oktober für Nachgeben auf der ganzen Linie intrigiert, zuletzt gegen Brockdorff einen geheimen Krieg geführt hat, das ist ein Stück deutscher Tragödie. Für mich ist die Tatsache von besonderer Wichtigkeit, daß ein solcher Mann heute noch als Seele des Ministeriums im öffentlichen Leben geduldet wird.

Der zweite noch festzustellende Punkt betrifft die Frage: wieso konnte die Heeresleitung auf ein Entgegenkommen der Feinde, einen sogenannten Verständigungsfrieden rechnen? Denn sie hat darauf gerechnet; sonst hätte sie den Antrag überhaupt nicht gestellt. Ludendorff sagt ja selbst: „Die Heeresleitung hätte den Frieden gewünscht, aber nicht um jeden Preis, sonst würde sie die Fortsetzung des Kampfes vorgezogen haben." Also war es, nach ihrer Ansicht, ein bedingter Antrag; erst das Ministerium Max-Erzberger-Scheidemann hat ihn zum unbedingten gemacht.

Wie kamen Hindenburg und Ludendorff dazu, zu glauben, der Feind werde einen Versöhnungs- und Rechtsfrieden annehmen? Wenn er das wollte, so hätte er längst auf unsere unzähligen Bitten einmal reagiert. Dann stellt die Heeresleitung selbst fest, die Gegner wollten von ihrem Vernichtungswillen nicht ablassen. Also? Wenn die Feinde bei ihrem Vernichtungswillen verharrten, — und sie taten es —, da war ja die Situation klar genug, und für Illusionen kein Raum mehr. Was wollten denn Hindenburg und Ludendorff eigentlich mit ihrem Antrag? Der gerechte, oder überhaupt erträgliche Friede war nicht zu erhoffen, das mußte die Heeresleitung wissen: sie hätte also für den äußersten Widerstand sich wappnen sollen. Statt dessen hat sie durch den überstürzten Antrag den Zusammenbruch eingeleitet.

Hertling war Reichskanzler, ein Mann von Ehre und Verstand, wenn auch der Situation nicht gewachsen. Die Forderung Hindenburgs, sofort, womöglich binnen 24 Stunden um Waffenstillstand zu bitten, hat den Rücktritt des verdienten Mannes und die Ernennung von Erzberger und Scheidemann zur

[1]) Neutrale Zeitungen in der Schweiz wie in Spanien haben sich darüber gewundert und konnten nicht begreifen, warum wir eine solch folgenschwere, vom Feinde nicht einmal verlangte Maßnahme so überstürzt getroffen haben.

Digitized by Google

Folge gehabt. Was vier Jahre dunkle Machenschaften nicht vermocht hatten, das hat Hindenburg mit einem Federstrich herbeigeführt.

Vielleicht hat er gehofft, den Geist des Widerstandes dadurch zu stählen, daß man neuerdings maßlose Ansprüche des Feindes dem Volke zeigte. War dies nicht oft genug geschehen? Bedurfte die Welt eines neuen Beweises, die deutsche Regierung wünsche den Frieden und könne ihn nur deshalb nicht schließen, weil die Feinde die Existenz Deutschlands bedrohten, und einfach unannehmbare Forderungen stellten?

Die Antwort gibt uns das Mitglied des Berliner Soldatenrates: Ein deutscher Sieg wäre unerträglich gewesen.

Ein weiterer äußerst schwerer Fehler war der Befehl, nicht nur die schon bestehenden Soldatenräte anzuerkennen, sondern sie überall dort einzuführen, wo sie noch nicht vorhanden waren. Das ist einfach unverantwortlich und hat großes Unheil angerichtet. Der oben erwähnte Augenzeuge im Hauptquartier schreibt am 12. November 1918: „Die Desorganisation des Heeres durch die Zulassung der Soldatenräte ist in vollem Gange."

Ich komme nun zur Hauptsache. Der Verband hatte gewiß Menschenmaterial genug. Trotzdem hat Frankreich wirklich seine Kräfte bis zum äußersten angespannt. Vor drei Jahren wurden noch 40000 Krankenwärter, die zuerst nach strenger ärztlicher Prüfung für den Militärdienst an der Front untauglich befunden und dem Spitaldienste zugewiesen worden waren, plötzlich durch Schwestern ersetzt, und einfach in die Schützengräben gesteckt. Frankreich hat weit über 15 Prozent seiner Bevölkerung unter die Fahne gerufen. Haben wir dagegen alle unsere Waffenfähigen auch wirklich benützt?! Ich glaube, diese Frage muß mit einem glatten Nein beantwortet werden. Wie viele waren beurlaubt, unter diesem oder jenem Vorwande als unabkömmlich erklärt. Wie hat man gewetteifert um irgendein Mätzchen zu finden, damit man vom Frontdienste loskomme. Das alles aber konnte nur geschehen, weil die Militärbehörden ein Auge zudrückten[1]). Also ein großer, sehr g oßer Teil der Waffenfähigen, die man gut auf drei Millionen schätzen kann, machte den Krieg nur vom Wirtshaustische aus mit, politisierte und schimpfte. — Hat man aber mindestens all die Einberufenen richtig auf dem Kampfplatz verwertet? Wieder — Nein. Am 9. November 1918 waren allein in Köln 40000 Soldaten, die sich von den 50 Matrosen und den von diesen aus den Gefängnissen geholten Verbrechern widerstandlos entwaffnen ließen. So reifte der Zustand heran, woraus der Antrag auf Waffenstillstand folgte.

Hätte man die Schriften des Marschalls Foch gelesen, so wäre einem der Ausspruch aufgefallen: „Wenn ich in größter Verlegenheit bin, dann greife ich an."

Ebensowenig war man über den Zustand der feindlichen Kräfte unterrichtet. Am 3. Oktober konnte Hindenburg in einem amtlichen Berichte schreiben: „Die deutschen Kräfte schwanden dahin, während der Feind frische Massen zu neuen Angriffen bereitstellte." Die erste Behauptung ins Gegenteil umzukehren, lag in der Hand einer tatkräftigen Regierung. Die zweite war aber grundfalsch. Eine Meldung ist bezeichnenderweise in Deutschland ganz ohne Eindruck geblieben, und doch zeigte sie klar, welch tragischer Rechenfehler der Antrag auf Waffenstillstand eigentlich war. Ich meine den Bericht von deutschen Unter-

[1]) Die Gesandtschaft in Bern war dicht besetzt mit lauter wohlgenährten gesunden Herren, die den Frontdienst leicht hätten leisten können und deren Anwesenheit in der Schweiz gewiß nicht unerläßlich war: sie bildeten tatsächlich eine schöne Sammlung von „Embusqués". —

Digitized by Google

seebootskommandanten, die gelegentlich der Übergabe unserer Unterseeboote mit zwei englischen Kommandanten gesprochen, und von ihnen gehört hatten, die britische Armee sei nicht mehr in der Lage gewesen, den Krieg über Januar hinaus zu führen. Das stimmt mit den Nachrichten überein, die mich veranlaßten, am 4. November an eine bekannte Persönlichkeit in München zu schreiben, und ihr nahezulegen mit dem Ministerpräsidenten, der gleichzeitig Vorsitzender des Bundesratsausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten war, zu sprechen, und ihn über die wirkliche Lage der feindlichen Truppen zu unterrichten. Ja, — aber am 7. brach in München schon die Revolution aus.

Gewiß war die Armee unterwühlt[1]). Aber die Fronttruppen waren pflichttreu geblieben, während die Etappen, da sie die Gefahren ihrer Kameraden in den Schützengräben nicht teilten, und nur einen leichten Dienst hatten, sich berechtigt fühlten, unzufrieden zu sein und aufzubegehren. Wäre es aber nicht doch möglich gewesen, mit den tapferen Regimentern, die jahrelang siegreich gekämpft, wenige Wochen nur noch auszuhalten? Und hier drängt sich ein Vergleich auf.

Im Mai 1917 stand die Sache sehr schlimm für Frankreich. Mit dem Zarismus war die russische Militärmacht auch zu Tode getroffen. Die Streiks in Paris hatten die rote Fahne auf die Gasse geführt. Und unmittelbar hinter der Front fanden förmliche Aufruhre statt, woran mindestens 100000 Soldaten teils durch Gehorsamsverweigerung, teils durch offene Empörung beteiligt waren. Was tat nun die französische Heeresleitung? Sie unterdrückte die Bewegung mit buchstäblich eiserner Hand. Die Kriegsgerichte arbeiteten derart fieberhaft, daß auf der Front wie in Paris und Umgebung die Verhandlungen tagtäglich von früh bis in die Nacht währten. Es regnete förmlich Todesstrafen. Mit Recht; denn eine Empörung vor dem Feinde ist Landesverrat. „Es sind die Generäle und nicht die Soldaten, welche die Schlachten gewinnen" — schreibt Foch mit vollstem Rechte. Der Siebenjährige Krieg wurde durch Friedrich den Großen gewonnen, und wäre ohne ihn verloren gewesen. Ludendorff hat unlängst geschrieben (Brief an Scheidemann), er hätte am 17. Oktober erklärt, zum Schlachtengewinnen gehöre Soldatenglück.. Sonderbare Ansicht! Napoleon hat dann kein „Glück" mehr gehabt, wie seine ganze Umgebung kriegsmüde war und wie von einem hysterischen Friedensbedürfnis ergriffen. Sie taten ihre Pflicht, wissentlich oder unwissentlich nur mehr halb und es klappte nicht mehr: die Atmosphäre war vergiftet. Wer war schuld daran? Die Generalität. Sie taten nicht mehr richtig mit. Ein klassisches Beispiel ist der General Grouchy, der tagelang nicht wußte, ob er zu Napoleon kommen und mitkämpfen solle oder nicht, und mit seiner ganzen Armee es zuwege brachte während der dreitägigen Schlacht daneben in Hörweite zu stehen und nicht einzugreifen.

Ende September 1918 meldet General Humbert, Armeekommandant, daß er sehr besorgt sei, er habe ja gar keine Reserven mehr. — „Greifen Sie trotzdem an", befiehlt Foch. — Marschall Haig zögert, ich habe ja nicht viel Kräfte, meldet er. — „Dennoch vorwärts" — antwortet Foch, und so wird am 26. August bei der Scarpe die Schlacht gewonnen, und die Deutschen ziehen sich zwischen Bailleul und Bethune zurück. Also war schon im August

[1]) Auch hier ist die Heeresleitung von Nachlässigkeit nicht freizusprechen. In der französischen Republik war den Abgeordneten nicht gestattet, frei mit den Soldaten in Berührung zu treten. In Deutschland dagegen sind Abgeordnete, die Matrosen aufgewiegelt, ganz unbehelligt geblieben.

Digitized by Google

der Angriff des Verbandes „außer Atem geraten". (Ich benütze die eigenen Worte eines französischen, von einem militärischen Sachverständigen stammenden Berichtes.) Nur der eiserne Wille Fochs peitschte die übermüden und dezimierten Truppen vorwärts, gemäß seiner eigenen berühmten Maxime: anzugreifen, je mehr man in Verlegenheit ist. Wir müssen den Feinden die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie uns in keine Illusionen gewiegt haben. Sie haben uns nicht getäuscht, das besorgten wir selbst[1]). Zu dieser Naivität dem Feinde gegenüber gesellte sich eine nicht minder gefährliche Naivität der Reichsleitung gegenüber.[2]) Ludendorff wundert sich, daß die Regierung bei ihrem Worte: — demütigende, harte Bedingungen nicht annehmen zu wollen, nicht geblieben sei. Anlaß zur Verwunderung kann höchstens diese Verwunderung selbst geben; denn von dieser Regierung war nichts anderes zu erwarten. Kannte Ludendorff die Herren Erzberger und Scheidemann nicht? Auch diese muß ich hier insoweit in Schutz nehmen, sie haben sich nie verstellt. An den Illusionen, die man über sie hatte, sind sie gänzlich unschuldig. Haben die Herrn nicht stets und konsequent die eigene Heeresleitung, Kaiser und Reich, ja die vaterländisch Gesinnten schlechthin bis aufs Blut bekämpft? Ich will gewiß dem Herrn Scheuch nicht zu nahe treten; aber in derart kritischer Zeit konnte man wenigstens den Posten des Kriegsministers einer bereits bewährten Kraft, einem Manne von Ansehen und — Treue, Mackensen z. B., anvertrauen. Scheuch war ein unbeschriebenes Blatt; was darauf gekommen ist, wird kein Patriot mit Vergnügen lesen. Er hat die Revolution mitgemacht, statt seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit zu tun.[3])

Nicht nur was die Verleugnung des Kaisers anbelangt, sondern des Vaterlandes schlechthin. Major de Civrieux, einer der besten französischen Militärkritiker, schrieb ganz offen im Matin: Gewiß habe Frankreich auch böse Tage gesehen, Niederlagen erlitten und sich fügen müssen. Nie aber ohne Leistung des äußerst möglichen Widerstandes. Nur wenn Frankreich ins Herz getroffen, jede physische Möglichkeit des weiteren Kampfes, jede Hoffnung verloren war, erst dann habe es die Waffen niedergelegt. Nie habe man ohne diesen Kampf bis zum äußersten sich ergeben. Deutschland dagegen habe um Frieden angesucht, ohne daß ein Meter seines eigentlichen Landes besetzt gewesen wäre. Und schließlich schleudert Civrieux den blutigen, schärfsten Vorwurf uns entgegen: Feige habe die deutsche Armee kapituliert.

Ein französischer Offizier schreibt, die Festungen von Metz seien überwältigend. Eine solche Vollkommenheit und Kraft sei bisher bei keiner Festung zu finden

---

[1]) Vergleiche meine Telegramme vom Ende Oktober und Anfang November, woraus hervorgeht, daß es einem Privatmanne möglich war, genau unterrichtet zu sein. [2]) Gleich beim Eintreffen der Nachricht, Prinz Max sei zum Reichskanzler ernannt, schrieb Hannotaux, derselbe werde bald bewußt oder unbewußt den Sturz des Kaisers herbeiführen. Hannotaux war also besser unterrichtet als der Kaiser, Hindenburg und Hertling, die drei bei der Wahl des neuen Kanzlers unmittelbar mitwirkenden Personen. — [3]) Wie diese Pflicht lautete, könnten nicht nur Scheuch, sondern höhere Militärs vom General von der Schulenburg lernen. Der Bericht dieses ehrlichen Soldaten ist erschütternd. Daraus ersieht man, wie der Kaiser von Personen umgeben war, die zu ihren Pflichten und ihrem Eide in diametral entgegengesetzter Richtung standen. Und doch waren dies Beamte, die eigens dazu da waren, Gesetz und Verfassung, also den Kaiser und König von Preußen zu schützen. Da hat sich dagegen der preußische Minister des Innern Drews am 1. November 1918 erfrecht, vom Kaiser zu verlangen, er möge abdanken. Die Antwort des Monarchen zeigt, daß er die Lage richtig übersah, während der Minister bereits rote Brillen trug. On n'est jamais trahi que par les siens, sagt mit Recht der Franzose.

Digitized by Google

gewesen. Nun haben wir all das den Feinden auf dem Präsentierteller überreicht. Es ist wie wenn die Selbstentmannung uns ein besonderes Vergnügen machte. Jetzt sitzen wir da, mit verschränkten Armen und rechnen darauf, daß die Feinde uns deswegen gut behandeln sollen, weil wir ehrvergessen, unseren Kaiser verleugnet und weggejagt, unsere Jahrhunderte alten bewährten Staatseinrichtungen zerschlagen und das Vaterland wehrlos den Feinden ausgeliefert haben. Das soll ein Rechtstitel auf Ansehen und Brüderlichkeit sein?

Schon wenige Wochen nach dem 11. November hörten wir vom französischen Ministertische aus, nie sei Deutschland zu einem so tiefen Grad der Verwerflichkeit hinabgesunken, wie seit dem Waffenstillstand. Der dies sagte, ist ein republikanischer Staatssekretär, kein preußischer Junker. Dazu kommt: Nie ist die deutsche Valuta so entwertet gewesen, wie seit den verhängnisvollen Novembertagen. Die letzten Sympathien in den neutralen Ländern wenden sich von uns ab.

Es scheint, das Kaiserreich war rückständig. Preußen, mit seinem wertlosen Beamtentum, seinen veralteten Schulen, seiner mittelalterlichen Gesetzgebung stand hinter allen anderen Ländern zurück. (Man sieht es jetzt z. B. in Elsaß-Lothringen.) Clemenceau, Lloyd George und Wilson waren waschechte Demokraten, und der Deutsche Kaiser ohne Veto-Recht ein Autokrat nach russischem Muster. Da war es nötig, den westlichen Demokratien zuliebe Kaiser und Regierung fortzujagen und eine Republik nach dem Herzen unserer Feinde zu gründen. Doch siehe da! Unsere Republik findet keine Gnade in den Augen der Demokraten Lloyd George und Clemenceau. Die Behauptung, die Friedensbedingungen unserer Feinde würden ganz anders lauten, wenn wir einmal eine Republik wären, erweist sich als eine bewußte Unwahrheit. Im Gegenteil, man verlangt nun größere Bürgschaften, weil unsere Republik keine Gewähr für die Einhaltung der Abmachungen bieten könne. — Wie haben Demokraten (soziale und unsoziale) geschrien und getobt, es wäre Pflicht des Kaisers, abzudanken und damit einen besseren Frieden zu ermöglichen! Denken die Herren Ebert und Scheidemann jetzt einer Regierung Platz zu machen, die wirklich ein größeres Ansehen bei Freund und Feind sich erwerben und dadurch eine Milderung der auf die heutige sozialistische Republik zugeschnittenen Bedingungen erlangen könnte?

Zur Versöhnung, meine freiwilligen Herren Utopisten, gehören: Zwei. Wenn Sie bei Clemenceau und Lloyd George eine Spur von Geneigtheit zur Versöhnung finden, dann sind Sie gewiegte Astronomen. Mich dünkt aber, derjenige, der die ihm anvertrauten Rechte des Vaterlandes dem Feinde nicht nur preisgibt, sondern auch noch die Auflehnung gegen die erpresserischen Ansprüche des Gegners unterdrücken will, verdient einen bestimmten Namen — den ich nicht niederschreiben mag.

Eine Schuld des Großadmirals v. Tirpitz oder der Parteien?

Von Geh. Hofrat Prof. G. von Below (Freiburg i. B.).

Erzberger und seine Ministerkollegen machen in der Nationalversammlung furchtbare Enthüllungen über eine angebliche Verzögerung des Friedensschlusses. Es reihen sich Erklärungen an Erklärungen zu der Sache. Die Zeitungen der Mehrheitsparteien schwelgen in der Ausmalung der Schlechtigkeit der Kriegsverlängerer. Unterdessen erfolgen an weniger beliebten Stellen Mitteilungen, die auf originaler Kenntnis der Dinge beruhen, die geeignet sind, alle jene Enthüllungen ins Nichts zu verweisen, ihre vollkommene Bedeutungslosigkeit darzutun. Aber

Digitized by Google

man nimmt nicht Kenntnis von diesen Mitteilungen, sei es, daß man an ihnen im Übereifer der Verdächtigung der Gegner achtlos vorbeigeht, sei es, daß man sie geflissentlich totschweigt.

Wieviel Reden, Druckerschwärze und Papier hätten erspart bleiben können, wenn die offiziellen und offiziösen Instanzen und die Mehrheitspresse sich die Feststellungen des Märzhefts der „Süddeutschen Monatshefte" zu den Behauptungen des Abg. Prof. v. Schulze-Gävernitz über die Wilsonsche Friedenssehnsucht vom Winter 1916/17 angeeignet hätten! Aber diese Feststellungen waren eben sehr unbequem. Ein anderes Beispiel für die virtuos geübte Kunst des Verschweigens liefert die Behandlung, die der Aufsatz von Spectator Germanicus „Wie es kam" im 10. Heft (S. 278 ff.) der „Südd. Monatshefte" gefunden hat. Er bietet auf jeder Seite eine gründlichere Aufklärung und intimere Mitteilungen als alle jene Enthüllungen der hohen Stellen und ihrer Presse zusammengenommen. Wer sich seinen Inhalt angeeignet hat, der wird die so laut ausposaunten Enthüllungen als maßlos fad empfinden. Aber wie weit sind wiederum die hohen Stellen und ihr Gefolge davon entfernt, den darin enthaltenen Feststellungen Rechnung zu tragen!

Nur im Anschluß an eine Veröffentlichung, die selbst inhaltreich ist, läßt sich eine ertragreiche Diskussion anknüpfen. So mag denn eben in Anlehnung an den Aufsatz von Spectator hier eine von ihm aufgeworfene Frage beantwortet werden. Im Zusammenhang mit seinen aufschlußreichen Darlegungen über den Kampf Bethmanns gegen Tirpitz meint Spectator, es müsse „Tirpitz zur tragischen Schuld angerechnet werden, daß er nicht schon im August 1915, als er endgültig in ‚Ungnade fiel', ging und dem damals zu nationalen Willensentschlüssen fähigen Volk reinen Wein einschenkte". Gerade weil man wußte, daß das deutsche Volk noch nicht willenlos sich den einzigen Vertreter seiner nationalen Hoffnung in der Regierung hätte nehmen lassen, habe man Tirpitz noch im Amt festgehalten. Tirpitz habe „sich von August 1915 bis März 1916 zur Täuschung des Volkes mißbrauchen lassen". Er hätte schon im August „mit einem rückhaltlosen Appell an die Öffentlichkeit" sein Amt verlassen und rücksichtslos die Machtfrage stellen sollen.

Spectator wirft hiermit eine bedeutungsvolle Frage auf. Sie dürfte indessen schwerlich in seinem Sinn beantwortet werden können. Wenn man voraussetzt, daß Tirpitz im August 1915 dem Volk reinen Wein einschenken, d. h. auf die Straße gehen hätte sollen, so würde er sich zunächst über die soldatische Auffassung hinwegzusetzen gehabt haben, die etwas derartiges einem Militär, der eben noch im Amt gewesen war, erschwerte. Aber das wäre noch nicht entscheidend. Wichtiger ist es, daß ihm die Straße, die Öffentlichkeit, der Appell an sie durch die Zensur versperrt war, und wir wissen ja, mit welcher Bedenkenlosigkeit die Zensur in den Dienst Bethmanns und seiner Anhänger gestellt wurde. Wäre Tirpitz Mitglied des Reichstags gewesen, so hätte es sich noch anders verhalten. Da er aber ihm nicht angehörte, so konnte er leicht mundtot gemacht werden. Und wie stand es mit denen, auf die er etwa wirken konnte? Ausschlaggebend war doch die Haltung der politischen Parteien. So wichtig die in der Bildung begriffenen nationalen Organisationen wie der „Unabhängige Ausschuß" waren und so wenig wir dessen Einfluß auf die politischen Parteien, wenigstens einige von ihnen, unterschätzen, es hatte bereits der Kampf Bethmanns und der ihm nahestehenden Politiker und politischen Kreise begonnen; die nationalen Organisationen galten schon als staatsgefährlich. Die „Demagogenverfolgung" setzte schon ein. Es ist zwar richtig, daß die politischen Parteien noch nicht ganz geschlossen auftraten; sogar einzelne Sozialdemokraten zeigten die wünschenswerte Einsicht. Allein auf

Digitized by Google

ein kompakteres Auftreten war doch nur bei den Konservativen und den Nationalliberalen zu rechnen. Wenn innerhalb des Zentrums sich viel erfreuliche Einsicht geltend machte, so hat doch seine weitere Geschichte gezeigt, daß es als Ganzes nicht die erforderliche Selbständigkeit besaß; es richtete sich stets danach ein, wie es mit denen, die die Übermacht zu haben schienen, paktieren könne. Auf die Freisinnige Volkspartei und die Sozialdemokratie als Ganzes war natürlich gar nicht zu rechnen. Innerhalb der Nationalliberalen und der Konservativen aber fehlte auch die rechte Einheitlichkeit und Entschlossenheit. Bethmann wurde selbst von den Konservativen oder wenigstens von vielen unter ihnen nicht ganz abgelehnt. Heydebrand hat wohl später das Gefühl gehabt, daß er nicht energisch genug gegen Bethmann für Tirpitz eingetreten sei. Immerhin bestand in den konservativen Parteien des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses eine scharfe Abneigung gegen Bethmann. Allein erstens stand diesem eine konservative Gruppe des Herrenhauses (die Freundschaft des Herrn Wahnschaffe kommt hier u. a. in Betracht) zur Seite. Zweitens bildeten die Konservativen, auch wenn man sie als Ganzes als Anhänger von Tirpitz zählt, mit dem Bassermann-Fuhrmann-Bacmeisterschen Flügel der Nationalliberalen doch nur ein kleines Häuflein gegenüber den übrigen Parteien, die Bethmann auf seiner Seite hatte oder mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln auf seine Seite ziehen konnte. Solche Mittel waren neben den politischen Versprechungen, wie bemerkt, die Zensur und ferner die Presse, die offiziöse und, mit Ausnahme einiger Zentrumsblätter und der „Voßischen Zeitung", die der Mehrheitsparteien. Daß auch mehrere große nationalliberale Zeitungen Bethmann zur Verfügung standen, ist leider bekannt genug. Wenn die Zeitschriften sich einsichtiger als die Zeitungen hielten, so besaß doch Bethmann in dem Herausgeber einer der ältesten und verbreitetsten, der „Preußischen Jahrbücher", einen Vertrauensmann und ein Organ. Dies Verhältnis der Zensur und der Presse zeigt aber eben, daß Tirpitz mit dem „Appell an die Öffentlichkeit" einen Kampf fast gegen eine Steinmauer eröffnet hätte.

Es kommt hinzu, daß im August 1915 die oberste Heeresleitung, d. h. Falkenhayn, sich noch nicht für den U-Krieg erklärt hatte. Bethmann hätte sich darauf berufen können, daß die oberste Heeresleitung sich als Gegnerin von Tirpitz bekannt habe, und er hätte damit natürlich zum Beweis seiner höchsten Sachlichkeit geprunkt. Er hätte, wenigstens formell, die Armee gegen Tirpitz auf seiner Seite gehabt. Spectator schildert ja selbst, wie Falkenhayn erst später seinen Widerstand gegen den U-Krieg aufgab. Hindenburg und Ludendorff waren wohl sachlich mit Tirpitz einverstanden, konnten aber damals nicht viel helfen. Da die Dinge so lagen, würde Bethmann einem etwaigen Appell von Tirpitz an die Öffentlichkeit die emphatische Erklärung entgegengestellt haben: „Was will der? das ist ja die reinste Opposition gegen den Kaiser, die oberste Heeresleitung und den Reichstag", und die ihm ergebene Presse hätte dazu den Tamtam geschlagen.

Auf der andern Seite liegt in dem, was Spectator, S. 280, über die Situation der Wende von 1915/16 sagt, doch ein Hinweis darauf, daß Tirpitz gerade durch sein Bleiben im Amt das Vaterland hätte retten helfen können: „Damals war noch" — bemerkt er — „die Möglichkeit, bei Einsetzen des unbeschränkten U-Kriegs den Krieg zu gewinnen", und jetzt trat Falkenhayn ja für ihn ein, wozu noch kam, daß nun Bethmanns Stellung wirklich wacklig wurde, weil selbst Teile seiner Anhänger die Torheit seiner Politik einigermaßen erkennen mußten. Wenn in diesen letzten entscheidenden Tagen Bethmann sich trotzdem behauptete und damit das Unglück Deutschlands herbeiführte, so lag das, wie Spectator treffend schildert,

Digitized by Google

an den erfolgreichen Intriguen des Kanzlers und dem gerade jetzt im höchsten Maße beklagenswerten Versagen der Parteien.

So werden wir denn die Antwort auf unsere Frage dahin zu formulieren haben: nicht eine Schuld von Tirpitz ist festzustellen, sondern, neben der von Bethmann und seinem Kreis, wesentlich eine der Parteien. Und nicht bloß die Parteien sind schuldig, die mit Verständnislosigkeit und Fanatismus, mit Verblendung und bösartigem Haß die gute Sache bekämpften, sondern auch die, die das richtige erkannten und zu fördern suchten, aber nicht dafür mit der nötigen Entschlossenheit — sagen wir direkt: Rücksichtslosigkeit — arbeiteten. Ein erfahrener Politiker sagte mir vor einiger Zeit von einem rechtsstehenden Staatsmann: er habe große Verdienste; es fehle ihm aber die Neigung und Fähigkeit, unter Umständen auch einmal einen mächtigen Mann zu stürzen. Wir möchten nicht unterlassen, an unsern geschichtlichen Bericht die Nutzanwendung anzuknüpfen: wir wünschen und hoffen, daß bei den Parteien, die heute die Erkenntnis des Richtigen besitzen, stets die erforderliche Energie vorhanden ist, das Richtige rücksichtslos durchzusetzen, gegen Personen wie Sachen.

Von deutscher Geschichte und Preußens Beruf.

Denn wenn wir hart in unsern Sünden werden,
verblieben weise Götter uns die Augen
mit unserm eignen Schmutz, wirr'n unsre Klarheit
und lachen, wenn wir, unsern Wahn anbetend,
blind ins Verderben stürzen. Shakespeare.

In der französischen Deputiertenkammer sagte am 3. September 1919 der Regierungskommissar André Tardieu:

„Die deutsche Einheit habe die französische Regierung nicht zertrümmern wollen, aus Gewissens- und aus Klugheitsgründen. Wenn man einen Krieg führe für die Befreiung der Völker, dann dürfe man keinen Frieden schließen, der die innere Freiheit eines besiegten Volkes antaste. Wenn man Deutschland hätte zerstückeln wollen, dann hätte man die Zustimmung einzelner Gliedstaaten teuer erkaufen müssen, und schließlich hätte man ihm ein Agitationsmittel in die Hand gegeben, dessen Macht groß gewesen wäre, weil es sich auf einer legitimen Grundlage aufgebaut hätte. *Aber den Einfluß Preußens hätte man in Deutschland verringern müssen* und dies geschehe durch den Friedensvertrag. Man habe Posen aus dem Körper Preußens heraus geschnitten, die lothringischen Bergwerke an sich genommen, im ganzen vierundachtzig Quadratkilometer von Preußen losgelöst."

Mit dem Deutschen Reich ist es zu Ende. Wenn die Deutschen nicht in ihren Instinkten das unsicherste Volk der Welt wären, dann hätten sie ihre eigene Natur und ihren politischen Geist besser gekannt und hätten dieses Reich nicht zertrümmern helfen. Sie wissen aber nichts mehr von sich selbst und ihrer eigenen Geschichte. Wenn man heute von Geschichte redet, wird man schon verdächtig. Aus Gründen. Denn die deutsche Geschichte spricht ein vernichtendes Urteil über den heutigen Deutschen. Das schlimmste ist, daß der Deutsche auch heute noch nicht den Mut aufbringt, aufrichtig sich selbst zu betrachten. Im gewöhnlichen Leben genügt jede gelungene Stichprobe aus jedem beliebigen Lebenslauf zur Beurteilung des Charakters. Bei Völkern ist es nicht anders. Und gerade darum wollen die Deutschen jetzt nichts von ihrem Lebenslauf als Volk wissen. Sie meinen, sie könnten vor sich selbst davonlaufen und nennen dieses Kunststück Fortschritt. Sie meinen jetzt, wo sie im Unglück sind, den wahren Misse-

Digitized by Google

täter zu greifen,' wenn sie auf den oder jenen einzelnen, auf die oder jene Schicht oder Kaste, wie sie es nennen, mit Fingern zeigen, sie meinen, damit so recht von Herzen ehrlich zu sein, der Sache auf den Grund zu kommen. Dies Verfahren kann nun aber den Verdrängungsprozeß der Wahrheit im eigenen Gefühl vielleicht für Augenblicke erleichtern, männlich ist es nicht. Ein Mann weiß, was er war, was er ist, was er kann und was er nicht kann, er vertraut sich, auch in seinen Fehlern, oder vielmehr er mißtraut sich, denn er weiß, daß er den gefährlichsten Feind in sich selber hat. Nur Knaben sagen: Der Meier hat's getan! Männer sollten wissen, daß alle wahre Schuld an einem Unglück (es gibt auch eine eingebildete), nicht am Schicksal oder am Meier liegt. Deutsche Geschichte ist heute und wird in der Zukunft noch viel mehr werden: eine Fundgrube für Entschuldigungen dafür, daß die Deutschen selber ihr eigenes Reich zerstört haben.

Deutsche Geschichte war bisher dynastisch gelehrt worden oder aber klassengehässig. Jetzt wird sie auf den Leisten von allerhand Parteiprogrammen geschlagen werden. Grundsätzlich läuft alles auf eins hinaus, nämlich auf das Verhalten jenes Mannes, der in den Tempel hinaufging und bei sich selbst also betete: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner; ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, das ich habe." Von allen politischen Sünden glaubt sich der ganz moderne Deutsche loszukaufen, wenn er sich theoretisch bereit erklärt, den Zehnten von allem zu geben, was er hat, wobei er das zweimalige Fasten in der Woche probabler Auslegung vorbehält. Oder kürzer: die „Sozialisierung" (oder „Vollsozialisierung") absolviert von jedem politischen Fehl. Wenn das so weiter geht mit der politischen Selbsterkenntnis, dann täten wir jetzt schon am besten, die Angelsachsen zu bitten, sie möchten das Deutsche Reich vollends in Regie nehmen. Männlich und auch politisch aussichtsreicher wäre es, sich so zu verhalten wie eine alte große Familie, die den Zusammenbruch des Hauses erlebt. Da setzen sich die Übriggebliebenen zusammen, ratschlagen und sagen: „Eine alte große Familie kann Unglück haben. Wir haben in den langen Jahrhunderten schon oft Unglück gehabt. Man macht in solchen alten Familien immer die nämlichen Dummheiten. Wir wollen nicht die Zeit damit vertun, unsere alten grauen Köpfe gegeneinanderzuschlagen, sondern wir wollen versuchen, ob nicht wenigstens diese jüngste Generation von unserer gigantischen Dummheit lernen kann!" So ungefähr würde der Familienvorsitzende sprechen. Das wäre in bezug auf die Betrachtung der Geschichte gewiß für uns Deutsche förderlicher als das nun beliebte Verfahren.

Das Deutsche Reich stand und fiel mit Preußen. Folgerichtig mußte man im feindlichen Auslande, wenn man das Deutsche Reich zu Fall bringen wollte, alle List und Gewalt gegen Preußen wenden. Das ist denn auch mit Kraft und Gewandtheit getan worden. Ebenso folgerichtig aber mußte man danach trachten, im Deutschen Reiche selbst das Ansehen und die Macht Preußens zu erniedrigen, nach dem alten Programm: avilir et puis demolir! Auch dies ist den trefflichen Minierern in London, Paris, Neuyork und Wien wundervoll gelungen. Und daß es gelang, ist der Hauptgrund für den Zusammenbruch des Deutschen Reiches.

Stellen wir uns dieses Reich einen Augenblick als eine Bauernsiedlung in einem Gebiete vor, das durch Gaudiebe und Räuberbanden unsicher gemacht ist. Auf dem Haupthofe hielt der Besitzer eine Dogge. Diese Dogge war kraftvoll, mutig, jedem zweideutigen Besucher des Gehöfts lebensgefährlich. Der Umgang

Digitized by Google

mit Doggen erfordert freilich kaltes Blut, einen festen männlichen Blick. Nun trafen von den entferntesten Nachbargehöften, die der blühenden Siedelung feind waren, Klagen ein: dem und jenem Knecht seien die Hosen zerrissen worden. Einen Bauernsohn, der nächtlicherweile vor das Fenster einer Stallmagd gegangen war, habe die Dogge gestellt, geworfen und ins Bein gebissen. Auch die Gaudiebe und Räuber machten Stimmung: der Hofbesitzer müsse die Dogge abschaffen, denn kein ehrlicher Bettler sei mehr seines Lebens sicher. Und es währte nicht lange, da grollte es auch auf dem Hofe. Dort wurde unter vielen anderen als ein Grund gegen den treuen Hofhund geltend gemacht, daß er, wenn er tagsüber gelegentlich auf dem Stubenboden liege, den Platz wegnehme, vor allem aber, daß er dort stinke... Die Fabel möge jeder nach seinem Scharfsinn ergänzen. Genug, das Ende war, daß die Dogge vergiftet wurde, und in der Nacht nach ihrem Tode das Gehöfte mit allem Vieh verbrannte. Die Bewohner retteten nur das nackte Leben. Preußen, die preußische Macht, die preußische Militärmacht (wenn man in diesen friedlichen Zeiten das Wort noch gebrauchen darf) war den Nachbarn, den Gaudieben, den Räubern um Deutschlands Grenzen unbequem, gefährlich, darum mußte sie aus der Welt geschafft werden. Und in Deutschland fanden sich Toren zu Hunderttausenden, die dazu mithalfen, weil Preußen im Innern die Rolle der Dogge in der Fabel spielte, nämlich (wir wollen es zugeben) weil es Eigenschaften, die die äußere Gefahr ihm aufzwang, ins Innere übertrug.

„Preußens deutscher Beruf" und die Entfaltung dieses Berufes kann als ein Leitfaden der Entwicklung der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert gebraucht werden. Es läßt sich an der Entstehung des Reichs widerspruchslos erhärten, daß die Einheit Deutschlands gebunden ist und gebunden bleibt an die Führung durch Preußen. Zugleich aber ist diese Geschichte von der Entstehung des Deutschen Reichs ein Spiegel aller deutschen Urfehler. Wenn man sich vergegenwärtigt, welches Elend überwunden werden mußte, bevor dieses Reich auf festem Unterbau hoch und schlank emporwuchs, wenn man betrachtet, welcher Unrat von gemeinem Egoismus, von politischer Unfähigkeit und Zerfahrenheit weggeräumt werden mußte, bis der Boden einigermaßen entgiftet war, in den der Baumeister seine Brunnen schlagen mußte, dann erst bekommt man einen Begriff davon, in welches Elend wir durch den Weltfrevel der Zerstörung Preußen-Deutschlands gestürzt worden sind. Freilich tritt auch in vollendeter Klarheit hervor, daß Preußen und das Deutsche Reich gegen den politischen Machtwillen der Welt, ja zu einem Teil, gegen den Willen der Deutschen selbst mit der unerhörten Meisterschaft eines politischen Genius durchgesetzt worden ist. Erst wenn man einen, wenn auch flüchtigen, Blick auf diesen Kampf eines Jahrhunderts wirft, sieht man ein, daß Preußen und das Deutsche Reich wirklich und wahrhaftig gegen den Willen der Welt und gegen den Willen deutscher Unnatur selbst zu halten und bis zum letzten Hauch zu verteidigen war.

Die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung meinte Lloyd George, als er von einem 150 Jahre alten „Irrtum" sprach, den der Sieg der edlen Verbündeten zerstört habe und den wir Deutsche vergessen sollten. Die letzten 150 Jahre, das ist genau der Zeitraum zwischen dem Ausgang des Siebenjährigen Krieges und dem Ausbruch des „Weltkriegs". Hundert Jahre lang ist während dieses Zeitraumes in Deutschland darum gekämpft worden, den mächtigsten, zukunftsreichsten Staat Preußen, zum Führer zu bekommen. Lloyd George meint also die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung als Quelle der deutschen Kraft. Die deutsche Einheit galt es zu zerbrechen. Das

Digitized by Google

war der Leitsatz aller Feinde der Deutschen seit den Tagen des römischen Kaisers Tiberius. Lloyd George hätte ebensogut von einem zweitausendjährigen „Irrtum" sprechen können, denn die ganze deutsche Geschichte hat zum Thema bis auf Bismarck: das vergebliche Ringen nach Einheit. Aber der gälisch-britische Staatsmann weiß Bescheid. Er weiß, daß die Deutschen zum erstenmal, seitdem sie in der Geschichte stehen, im Jahre 1870/71 unter Preußens Führung kraftvoll geeint waren. So sei denn die kurze Betrachtung der Geschichte dieses „Irrtums" auf den Zeitraum eingeschränkt, den Lloyd George absteckt. Sogleich aber meldet sich das Seitenstück der Einheit zum Worte: die Freiheit, das andere Thema der düsteren Fuge deutscher Geschichte. Selten haben sie sich zu erfreulicher Harmonie mit- und gegeneinander bewegt. Sie sind immer aneinander aufgebrandet, jetzt hat die „Freiheit" die Einheit verschlungen.

Wie kam's zur Einheit?

Als Friedrich der Große in Deutschland auftrat, da hatte das Römische Reich Deutscher Nation ein Haupt. Aber die Kaiserkrone wankte auf diesem Haupt wie die Krone des deutschen Königs Josef, dessen Krönung Goethe als Kind gesehen hat. Die Krone war zu groß für den Kopf des Habsburgers. Dies ist ein Sinnbild. Habsburg hatte für seine Hausmacht alles, für das Reich nichts oder nur Schädliches getan. Die habsburgisch-lothringische Macht stand auf politischer und religiöser Unfreiheit und auf der Erhaltung der Zwietracht in Deutschland. Preußen wuchs durch seine Geschichte, seine Lage, durch die Politik seiner Herrscher seit dem Großen Kurfürsten, durch deren religiöse Duldsamkeit zum natürlichen Mittelpunkt der Deutschen heran. Friedrich der Große gab den Deutschen seit Jahrhunderten wieder das Bild eines wahren Königs. Unter ihm war Preußen ein Asyl der Geistesfreiheit. Das änderte sich nach dem Tode des großen Königs. Die rückläufige Bewegung endete in dem Abgrund von Jena und Tilsit. Preußen hatte 1795 im Frieden zu Basel eine schwere Schuld an der deutschen Sache auf sich geladen. Es hatte sich im Kampf gegen Frankreich von Gesamtdeutschland getrennt. Damals dachte Preußen an ein norddeutsches Reich: jenseits der Demarkationslinie sollte das sogenannte Mainlinien-Projekt verwirklicht werden, ums Jahr 1797. Man griff den Plan zu hastig an und ließ ihn fallen. Die norddeutsche Kaiserwürde war später ein Köder, den Napoleon dem Hohenzollern hinhielt, in dem Augenblick, als er den Rheinbund gründete. Damals ließ er durch Talleyrand das preußische Kabinett wissen, „es sei nun an Preußen, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen, es werde den Kaiser Napoleon geneigt finden, seine Absichten und Pläne zu unterstützen, es könne unter einem neuen Bundesgesetze die Staaten vereinigen, die noch zum Deutschen Reiche gehörten und die Kaiserkrone an das Haus Brandenburg bringen; es könne auch, wenn es dies vorziehe, einen Bund der norddeutschen Staaten bilden, welche mehr in seinem Wirkungskreise lägen; der Kaiser billige schon jetzt jede Anordnung dieser Art, welche Preußen für geeignet halten dürfte." Damals merkte der Hohenzoller Napoleons hinterhältige Absicht nicht, die dahin ging, den Widerspruch gegen den Rheinbund zu beseitigen, Preußen und Österreich auf ewig zu verfeinden und Preußen dem ganzen Deutschland zu entfremden. Nur Jupiter verschmähte, wie Lessing sagt, die Rose aus dem Munde der Schlange. Der König sah sich, wie sein famoser Minister Haugwitz zu dem französischen Gesandten sagte, „in seinem Freudentaumel nicht nur als den Bundesgenossen Frankreichs, sondern als den persönlichen Freund des Kaisers Napoleon" an. Dicht am Abgrund gingen dem König Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm III. die Augen auf. Nachdem nicht weniger als vier Entwürfe zu jenem „nordischen Reichsbund" versucht waren, erklärte Napoleon offen, er werde nicht dulden, daß jemand, wer es auch sei, die deutschen Fürsten zwinge, „etwas zu tun, was entgegen wäre ihrer Willensmeinung, ihrer Politik, den Interessen ihrer Völker". Das war eine offene Drohung gegen das preußische Reichsprojekt. In dem Ultimatum Preußens an Frankreich vom 1. Oktober 1806 war denn auch die Forderung enthalten, „daß von seiten Frankreichs fortan kein Hindernis irgendeiner Art mehr der Bildung des nordischen Bundes entgegengesetzt werde". Der Tilsiter Friede begrub die Bundespläne Preußens unter den Trümmern der Monarchie.

Aber wiederum erhob sich Preußen in den Leidens- und Kampfjahren 1807 bis 1813 auf die Höhe der moralischen und politischen Führerschaft in der deutschen Nation. Und es ist immer ein fressender Schaden geblieben, daß die meisten übrigen Staaten den großen Freiheitskampf in den Reihen der Feinde mitkämpften und erst spät und widerwillig zu der deutschen Partei übertraten. Man vergleiche die Sprache des preußischen Kriegsheeres an die Deutschen jenseits der Elbe mit dem Ton der Manifeste von Österreich, Bayern und Württemberg. In der preußischen Kundgebung heißt es: „Wir kommen zurück aus dem Elend und der Knechtschaft zu den Trümmern unseres ehrwürdigen Vaterhauses, um es, mit euch vereint, schöner und dauerhafter wieder aufzubauen ... Ihr seid ohne uns, wir ohne euch verloren; wir haben große Opfer gebracht, wir wollen die größten bringen; es ist nicht allein um uns, es ist auch um euch." In den rheinbündischen Manifesten ist nirgends die Rede von Deutschland und gemeinsamen deutschen Kampfzielen, überall nur von besonderen Interessen und den „Garantien der Integrität". Seine Rettung aus französischer Tyrannei verdankt das deutsche Volk dem preußischen Staate und Volke, den Soldaten, den Reformatoren, den Denkern, den Dichtern, dem Heldentum des armen gequälten preußischen Volkes.

Schon während des Krieges wurden in Preußen Pläne zur Neugestaltung Deutschlands geschmiedet: von Ernst Moritz Arndt im „Geist der Zeit", vom Freiherrn vom Stein, vom Freiherrn von Gagern und vielen anderen Berufenen und Unberufenen. Überall bildete die Zukunft Gesamtdeutschlands den Gegenstand lebhaften Anteils. Am weitesten ging der Freiherr vom Stein in der Kühnheit seiner Pläne. Ihm war jede Form recht, die das Ganze in starker Einheit umschloß. Gagern dachte an eine Bundesverfassung nach dem Bilde der Schweiz oder der Vereinigten Staaten von Nordamerika; zum Präsidenten schlug er vor den mächtigsten politischen Kopf des damaligen Deutschland, den Freiherrn vom Stein, zum Vizepräsidenten den feinsten, den Grafen Münster. Solche Pläne wurden von leidenschaftlicher Hoffnung getragen. Man hörte aber auch verzweifelnde Stimmen: „Nichts kann uns retten", hieß es in den Deutschen Blättern, „als ein fürchterlicher Tyrann, der sich erhebt und uns so peitscht und zu Paaren treibt, daß wir nicht wissen, wo hinaus; der den Haufen Souveräne so zu Kreuze zu kriechen zwingt, daß sie mit aufgehobenen Händen bitten, als Vasallen aufgenommen zu werden." Ein anderer meinte: „In der Theorie wolle man wohl die Einheit, allein in der Praxis scheue jeder vor den augenblicklichen Opfern zurück; deshalb gäbe es auch für die Zukunft nur *ein* Mittel im ganzen Reich der Möglichkeit, wodurch sie herbeigeführt werden könnte: *das Schwert eines glücklichen und staatsklugen Eroberers*." Diese beiden Stimmen kamen aus der Tiefe seltener deutscher Selbsterkenntnis. Die Deutschen mußten zur Einheit *zusammengezwungen* werden. Das Wort des Reichsgründers Bismarck von Blut und Eisen

Digitized by Google

klingt an. Die Hauptschwierigkeit lag in der Frage nach der obersten Bundesgewalt, die dann Bismarck gelöst hat. Damals wußte selbst der Freiherr vom Stein keinen Rat. Jedenfalls findet sich von einer Hegemonie Preußens, mit Ausschließung Österreichs, in jenen Plänen keine Spur.

Die Vernichtung der deutschen Einheit im Deutschen Bunde bildete sich schon während der Befreiungskriege vor. Es ist furchtbar zu denken, daß Österreich ebenso wie Preußen die Verfassung Deutschlands sich nur als eine gemeinsame Sache der alliierten Mächte vorstellen konnten. Der Graf Münster plante ein großes Welfenreich. Rußlands Gebiet sollte nach ihm bis an die Weichsel gehen. In Preußen selbst herrschte zwischendurch vor der Erhebung eine so verzweifelte Stimmung, daß selbst ein Mann wie Gneisenau in den Wunsch ausbrach: England möge ein Heer in Norddeutschland landen, alles für sich erobern und diesen Ländern als einer englischen Besitzung seine Verfassung und den vollen Anteil an allen Vorteilen des Hauptlandes verleihen. Die stärkste persönliche Willensmacht versagte vor der politischen Instinktlosigkeit des deutschen Blutes. Solche hypochondrische Stimmungen gingen aber vorüber. Der einzige, der an Preußen niemals irre wurde, war der Freiherr vom Stein. Seine heroische Zuversicht wurde glänzend belohnt. Es kam die Zeit der gewaltigen Siege, die Preußen an die Spitze Deutschlands brachten. Damals dachten die Engländer nicht entfernt an einen „Irrtum". Im November 1814 sprach Lord Lansdowne im britischen Oberhause die Worte: „Welche Macht hat Europa gerettet? Etwa die geregelten Heere? Sie sind alle geschlagen. Etwa die festen Plätze? Sie haben sich alle ergeben. Das ganze System der militärischen Verteidigung lag niedergeworfen zu den Füßen des Usurpators. Jeder weiß, daß die Macht Bonapartes vorzüglich durch jene patriotische Gesinnung umgestürzt wurde, die aus jedem Deutschen von Bildung einen Offizier, aus jedem Manne vom Volke einen Soldaten machte." Und der weitblickende Lord zeichnet geradezu den Beruf Preußens in Deutschland vor, wenn er fortfährt: „Diese edle Gesinnung zu unterhalten und fortzupflanzen, das ist der Zweck, den sich die Mächte vorsetzen sollten; das ist der einzige feste Grund, den man dem System des europäischen Gleichgewichts geben könnte." Genau das wurde die Aufgabe Preußen-Deutschlands in Europa. Denn was war denn das deutsche Heer? War es nicht das preußische? Die preußische Macht also, gegründet auf die nationale Wehrkraft, sollte Deutschland und Europa die ruhige staatliche und kulturelle Entwicklung sichern. Das ist die geschichtliche Wahrheit, an der keine Niederlage des Deutschen Reichs, keine Lüge der Welt, keine deutsche Armseligkeit und Zweifelsucht ein Jota ändern kann. Und es läge nur im Vergeltungscharakter der Geschichte, wenn England diese Wahrheit ebenso am eigenen Leibe erfahren müßte wie die Deutschen selbst.

Aus der deutschen Einheit ist hauptsächlich dank der britischen Politik und der Erbärmlichkeit der deutschen Fürsten nichts geworden. Der erste Pariser Friede im Jahre 1814 verewigte die Zerklüftung Deutschlands mit dem Satze: „Les états allemands seront indépendants et unis par un lien fédératif." „Die deutschen Staaten werden unabhängig und durch eine Föderativverfassung verbunden sein." Das war der Enderfolg einer Leistung, der nur die deutschen Taten des Weltkrieges an die Seite zu stellen sind. Und auch der Ausgang dieses letzten Freiheitskampfes der Deutschen ist derselbe: die Balkanisierung Deutschlands. Der Unterschied ist nur der, daß diesmal nicht die deutschen Fürsten, sondern die deutschen Völker dem alten Fluche erlegen sind.

Digitized by Google

Der Wiener Kongreß und die Wiener Schlußakte vollendeten das Werk des ersten Pariser Friedens. Es war eine Neuauflage des Westfälischen Friedens, übergossen mit der zähen Brühe der verlogenen und frömmelnden modernen Diplomatie, die wir, von ihrer religiösen Beimischung befreit, auch neuerdings in und außer Deutschland als Moralpeterei kennengelernt haben. Ein Zeitgenosse sprach die Wirklichkeit und die Zukunft aus, wenn er sagte: „Die politische Gestalt, welche man Deutschland auf dem Kongreß geben wird, wird nur vorübergehend sein; in ihr haben wir nur die Veranlassung zu neuen großen Stürmen zu erwarten, deren letztes Resultat die erste große Geburtsstunde Deutschlands sein wird."

Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, die schmachvolle und verworrene Zeit des Deutschen Bundes bis zum Ende zu begleiten. Die Sünden Preußens während dieser Epoche sind populärer als seine positiven Leistungen für eine künftige Einigung Deutschlands. Preußen hing im Schlepptau Metternichs. Es machte sein eigenes Ansehen und seinen großen Kredit in Deutschland durch die klägliche Behandlung der Verfassungsfrage selbst zunichte. Der Gedanke der Einheit Deutschlands war verpönt und verhöhnt. Preußen vergaß, daß es ein Deutschland gebe. Es wurde im konstitutionellen Deutschland unglaublich verhaßt, noch mehr als Österreich. Denn wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Selbst ein Leopold Ranke erklärte sich 1832 gegen die Idee einer politischen Einheit Deutschlands. Das konstitutionelle Deutschland war nach der französischen Revolution von 1830 grundsätzlich eher bereit, an Frankreich als an Preußen sich anzuschließen. Und wenn auch in dem süddeutschen Demokraten Paul Pfizer sich eine klare männliche Stimme erhob für ein Deutschland unter Preußens Führung, mit Ausschluß Österreichs, so war doch ein großer Teil des Liberalismus gegen die „Deutschtümelei, die von einem Deutschland unter Preußen faselt." Im Mai 1832, auf einem Fest zu Badenweiler, sprach der Liberale Rotteck (der Geschichtschreiber): „Ich will die Einheit nicht anders als mit Freiheit, und will Freiheit ohne Einheit. Ich will keine Einheit unter den Flügeln des preußischen oder des österreichischen Adlers (allgemeiner lauter Beifall) und will auch keine unter der Form einer allgemeinen deutschen Republik (abermaliger Beifall)." Rotteck sagt weiter, „er wolle keine in äußeren Formen scharf ausgeprägte Einheit Deutschlands, nur eine innere, aber lebenswarme Einheit oder Vereinigung der Völker Deutschlands. Ein allgemeines Mitempfinden des Guten und Bösen, welches irgendeinem deutschen Bürger oder Stamme widerfährt, eine Gemeinschaft der Liebe und des Vertrauens für die Freigesinnten überall auf deutscher Erde . . ." Und solcher schwebender Gefühle mehr. Ob wohl ein englischer oder französischer Politiker mit heiler Haut aus einer Versammlung herausgekommen wäre, der er eine Beschreibung des englischen oder französischen Nationalgefühls und nationalen Zusammenhangs in dieser Form eines Lesekränzchens dargeboten hätte? Man horche übrigens in unsere Zeit hinein, ob man nicht dieselben Laute vernimmt, die die starke politische Einheit der Deutschen verpönen. Es ist kein Zweifel: wie Rotteck sprach, so ist's leider deutsch geredet und klingt dem deutschen Herzen süß. Der Liberalismus war aber in sich gespalten. Auf dem Hambacher Fest am 27. Mai 1832 sagte der bekannte Dr. Wirth: „Eher müsse man mit dem Absolutismus in gleicher Linie fechten, als nur das kleinste Teil von Deutschland an Frankreich opfern." In dem Dr. Wirth dämmerte also der Gedanke, daß es eine über den Parteifragen erhabene

Digitized by Google

Solidarität einer Nation gebe. Und später hat im Liberalismus dieser Gedanke gesiegt.

So waren die Wünsche nach „Einheit" und „Freiheit" miteinander im Streite. In Wahrheit lagen sie beide in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt begraben. Abseits von den politischen Kämpfen legte Preußen einen soliden Grund seiner Führerstellung mit der Gründung des Preußisch-Deutschen Zollvereins. Damit war der erste sichere Schritt zur Einheit Deutschlands getan. Die Abneigung der Süddeutschen gegen Preußen und die Gegnerschaft der konstitutionellen Partei gegen den absolut regierten nordischen Staat wurde durch die unwiderstehliche Macht der wirtschaftlichen Gemeinbürgschaft abgeschwächt. Im Jahre 1840 hieß es: „Der Kaiser von Deutschland ist dermalen der deutsche Zollverein." Friedrich Lists volkstümliche Werbearbeit vertiefte diese Empfindungen. Und Preußens Kriegsbereitschaft am Rhein schreckte die Franzosen 1840 sicherer ab als das Rheinlied Beckers. Der scharfblickende List hat übrigens schon damals durch ein nationales Schutzsystem gegen das Monopol Englands in Handel und Industrie einen Krieg auf Tod und Leben zu organisieren versucht. Aber immer noch stand Preußens absolutistische Romantik seinem wahren Berufe im Wege. Und nach der kurzen Hoffnung auf Friedrich Wilhelm IV. wendete sich das übrige Deutschland in altem Hasse wieder von Preußen ab. Als dann in den Stürmen der Revolution der Preußenkönig am 17. März eine freie Verfassung geben wollte und Preußens deutschen Beruf entdeckte, da war es zu spät. Die ungeheure Gärung gebar zwar ein deutsches Parlament, aber keine Führer, die der Aufgabe gewachsen waren, ein einiges und freies Deutschland zusammenzuschweißen.

Da trat Bismarck auf den Plan und griff den Stier bei den Hörnern. Das ganze deutsche Elend kam nicht so sehr aus dem Mangel an Freiheit als vom Deutschen Bund. Bismarck nahm zunächst in seinem eigenen politischen Denken, nachdem er die Romantik der Restauration überwunden hatte, eine grandiose Vereinfachung vor. Er brachte nämlich alle deutschen Fragen auf die deutsche Frage zurück: Preußen oder Österreich. Er kämpfte so lange für den Preußenstaat, bis dessen innere und äußere Gestalt es ermöglichte, das ganze deutsche Volk in seiner mannigfachen Gliederung ihm anzuschließen. Der Wille zum preußischen Staat hat in Bismarck leibhaftiges, siegreiches Leben gewonnen, das neubildend und beseelend den ganzen deutschen Volkskörper als Willen zum deutschen Staat durchdrang. Ungeblendet vom Lichte der nationalen Idee sah er durchs Feuer, scheinbar ein Feind der Einheit deutscher Nation. In den trüben, hoffnungsarmen und gedrückten Jahren der Reaktion hatte der nationale Gedanke, mit ingrimmiger Sehnsucht genährt, weiter gewirkt. Aber der Wille zum Staat fordert Opfer, Opfer der Neigung, der Meinung, des Gutes und Blutes. Staaten werden nicht durch Reden gegründet, sondern durch Taten und Leiden. Nicht eine Idee, aus dem Vorrat menschlicher Vernunft entnommen, losgelöst aus den Bedingungen des physischen und geschichtlichen Daseins der Völker, und wäre es die Idee der Freiheit — nicht abstrakte Ideen also, sondern Werke wirken das plastische Leben der Völker. Zum ersten Male sahen alle Deutschen einen großen politischen Schöpfer und Werkmann am lebendigen Stoffe eines großen Volkes, ihres eigenen Volkes bilden. Und welch einen Schöpfer: grimmig und zärtlich, kalt und leidenschaftlich, demütig und stolz, getaucht in Poesie und klirrend von Erz. Den Deutschen ging es wieder auf wie in einem einzigen großen Sinnbilde, daß das unmittelbare Leben das erste und letzte zu sein hat. Das elementare, ganz und gar unreflektierte Staatsgefühl zeichnete vor ihren Augen ihren Staatsmann aus. Da fand

Digitized by Google

wie bei Friedrich dem Großen nicht etwa eine klug von oben herab wirkende Kalkulierung statt, auch nicht eine Verschleierung des selbstherrlichen Egoismus durch feierliche patriarchalische Manieren, sondern die Deutschen sahen den genialen, kühnen, unermüdlichen Mann seine ganze Kraft an sein Werk wenden. In ihm persönlich war die deutsche Einheit verkörpert. Und als er gehen mußte, da ging mit ihm das alte Preußen, und der Stern des neuen Deutschen Reiches erlosch. Die Fremden haben immer besser gewußt als die Deutschen, was sich bei uns zutrug. Ein Franzose sagte von ihm: „Ein politisches Genie, das für die andern Nationen verhängnisvoll war, hat die Deutschen aus dem Dunkel hervorgezogen und auf den Scheitelpunkt des Ruhms erhoben. Deutschland verdankt diesem Manne alles, alles. Er hat mehr für Deutschland getan als Cromwell für England, Richelieu für Frankreich, Peter für Rußland." Wissen die Deutschen, was sie verloren, was sie frohlockend mit Füßen getreten haben? Nein, sie wissen nicht, was sie tun. Und die „Europäer" wissen es auch nicht. Als während des Kretahandels das europäische Konzert seine seltsame Symphonie spielte, schrieb eine bismarckfeindliche Westschweizer Zeitung im Jahre 1897: „Man fühlt immer mehr, daß an der Spitze Europas ein tatkräftiger Mann fehlt, der fähig wäre, den zaudernden Willen der zivilisierten Nationen um sich zu gruppieren, und man ist dahin gekommen, beinahe zu bedauern, daß uns die eiserne Hand des alten Bismarck fehlt. Man kann seine Politik verunglimpfen, man kann ihr Mangel an Grundsatz und hoher Sittlichkeit vorwerfen, aber man muß unweigerlich feststellen, daß unter seiner Herrschaft — denn er herrschte — Europa nicht strauchelte." Ach, wie gerne würden wir die hohe Sittlichkeit den Zerstörern Deutschlands überlassen, wenn er noch herrschte. Das deutsche Volk hat in einem festgeschlossenen Staat unter Preußens Führung als mächtige Einheit wie ein Riese gegen alte und junge Nationen gerungen. Jetzt liegt es am Boden, weil es gegen den heiligen Geist seiner Geschichte, gegen den Geist des Gehorsams und der Treue, in dem Bismarck Ungeheures vollbrachte, gesündigt hat . . .

Monsieur Tardieu hat gut prahlen vom Gewissen und der Klugheit, mit der die französische Regierung die Einheit Deutschlands, unsere „innere Freiheit" unangetastet gelassen habe. Er scheint die Deutschen wirklich zu kennen: der „Einfluß Preußens mußte verringert" werden, man mußte ihm Posen und noch einiges andere dazu aus dem Leib reißen, mußte ihm die lothringischen Erze nehmen. Aber die „Einheit" Deutschlands, seine „innere Freiheit"! Die stehen unberührt. Ja, die „innere Freiheit" ist erst jetzt in Deutschland gestiftet, seitdem die Franzosen für unsere Befreiung Krieg geführt haben. Mit ihrem freundlichen Beistand haben die deutschen Lichtfreunde das dunkle Preußen so erleuchtet, daß man hindurchsehen kann. Den Franzosen gebührt der Dank der deutschen Nation. Die Kleinigkeit, daß die lothringischen Erze und bald auch die oberschlesischen, daß die Rheinlande dem ganzen Deutschen Reiche fehlen, macht ja nichts. Die Hauptsache ist: das verhaßte Preußen hat den Genickfang!

Oder wird es den Deutschen doch einmal dämmern, daß sie die Befreiung vom „preußischen Joch" etwas zu hoch bezahlt haben, — daß es vielleicht einen andern Weg zur Rettung gegeben hätte, als den wackern, ob auch etwas bissigen Hofhund totzuschlagen, — daß deutsches Gewissen und deutsche Klugheit geboten hätten, die deutsche Einheit und innere Freiheit lieber bei Preußen als bei den Herren Clemenceau, Lloyd George und Wilson geborgen zu wissen?

Tim Klein.

Digitized by Google

Über die Marneschlacht.

Gewiß sind wir 1914 um Haaresbreite am entscheidenden Siege vorbeigeglitten. Unzweifelhaft hat im Laufe der Kriegsjahre unser Schicksal — um mit Ludendorff zu reden — mehrfach auf des Messers Schneide gestanden. Schließlich hat die Hoffnung auf den entscheidenden Sieg durch Angriff getrogen. Dann kam bald das Ende, das wir kennen.

Soviel liegt klar. Aber der Versuch, die verschiedenen Krisen und ihre Lösungen auf irgendwelche flache Formeln zurückzuführen, wie das jetzt häufig geschieht, ist ganz untauglich.

Uns blieb der Marnesieg 1914 keineswegs nur darum vorenthalten, weil uns die drei Ludendorffschen Korps fehlten, die Niederlage des 8. August 1918 verdanken wir durchaus nicht den Tanks, die wenigen eigentlichen Kampftage der wohl erklärbaren, aber unermeßlich unklugen Revolution an sich haben den Sieg ebensowenig „sabotiert", wie etwa die O.H.L. am soundsovielten mit diesem Wort oder jenem Schritt den Frieden.

Literarische Erzeugnisse solcher Tendenz werden nur ein kurzes Dasein fristen. Jedenfalls ist Ludendorffs weise Zurückhaltung im Urteil über die Marneschlacht geeigneter, nachdenklich zu machen, als das vielgeschäftige, zum Teil recht marktschreierische Geschreibe darüber.

Und wenn nun gar zu lesen ist, die großen operativen Zusammenhänge des Krieges lägen nunmehr klar, kein Schreiber werde wesentliches an dem Urteil ändern, so wird man solche schriftstellerische Kühnheit nicht ernst zu nehmen brauchen.

Klar liegt in bezug auf den *ersten* und bei weitem, überragend *ernstesten* Wendepunkt des ganzen Krieges allerdings, daß, während alle große Abwehrkämpfe von Cannae bis Mukden und im Burenland der Umfassung erlagen, Joffres große Abwehroperation diesem Schicksale entging.

Die Führungsfehler mißlungener Abwehr in früheren Waffengängen waren fast stets die gleichen: Bald waren die Flügel zu schwach, bald fehlte den Flanken die Tiefe. Hier war die Mitte gehäuft, dort das Ganze zu starr. Erhoffter Gelände- oder Festungsschutz erwies sich nicht selten als Wahn, oder die spekulativen Erwägungen über die feindlichen Angriffsrichtungen trogen. Vorgefaßte Meinungen spielten eine große Rolle, führten zu verfrühtem Einsatz oder zu leichtfertiger Tatenlosigkeit. Herzhaftes Wagen war der unfreiwilligen Abwehr selten eigen.

Beispiele erübrigen sich.

Schlieffens Angriffsstudie Cannae folgt ähnlichem Gedankengange. Das heißt, auch sie zeigt uns den Abwehrkampf als den verwöhnten Liebling kriegerischer *Wissenschaft*, jedoch als Stiefkind auf dem Schlachtfeld der *Geschichte*. Jene geht mit liebevoller Sorgfalt all den, bekannten, Vorzügen der Verteidigung nach; diese zeigt uns eindringlicher die Schwächen.

Besonders ist es der Mangel an Nerv zu frontalem Verzicht, an Beweglichkeit und an rechtzeitiger Entschlossenheit zum Gegenstoße, durch den die Abwehr unterlag. Recht oft wurde auch der an sich richtige Führerwille durch kleines aber eindrucksvolles *persönliches* Erleben gelähmt, wiederholt wurde schließlich Befangenheit in längst veraltetem Gedankengange zum Ausgangspunkte der verfehlten Tat.

In keiner Abwehrniederlage des vorigen Jahrhunderts fehlt mancherlei von alledem. Es lohnt wohl nicht mehr, Beispiele aufzureihen. Sie sind zahlreich.

Digitized by Google

Und so folgt Schlieffen in seiner klassischen Studie nur allzugern mehr dem, was uns die Wahlstatt der Jahrhunderte tatsächlich zeigt, als dem, was kriegerische Wissenschaft verspricht. Er tut das offenbar im Vollgefühl der Zuversicht mit seinem Angriff dermaleinst das Schlachtenglück zu meistern.

Und das mit Recht! Er war so völlig durchdrungen vom unbeugsamen Vernichtungswillen, so bereit selbst auf Großes zu verzichten um Größeres zu erreichen, ihm lagen unentschlossene Halbheiten oder gar kriegsromantische Gedankengänge oder sentimentale Beweggründe so fern, er hat die planlose Hetze und die kraftschmälernde Häufung an unwichtiger Stelle so scharf bekämpft und statt dessen die kraftentfaltende straffe operative Führung so eindringlich gelehrt, daß wir alles Anrecht hatten, die rasche Westentscheidung im Angriff von unserer Führung zu erhoffen.

Ein oberflächlicher Verächter der Abwehr so wie sie sein soll, war er keineswegs. Aber, daß er sie geringschätzte, so wie sie — bis 1914 — meist betrieben worden war, das ist gewiß.

Nun ist es allerdings ein anderes, theoretisch mit den Kräften hauszuhalten oder in der erbarmungslosen Wirklichkeit des Krieges den Notschrei des Bedrohten zu überhören. Es ist ein anderes, im Kriegsspiele die blauen Steine zurückzunehmen oder heimatlichen Boden unabsehbarem Jammer preiszugeben.

Und doch haben wir, hat Schlieffen in klarer Voraussicht des kommenden Abwehrkampfes jahrzehntelang den Verzicht im Osten und am Südflügel unsrer Westfront durchdacht, gelehrt, vorbereitet und in allen erdenklichen Formen geübt um des einen raschen entscheidenden Schlages willen.

Und nun wir mitten im Schlagen waren, warfen kurze Tage, vielleicht Stunden alles um. Schlieffens Erbe schwand in zwölfter Stunde und damit für unabsehbare Zeit jede Aussicht auf den raschen Westsieg, d. h. auf die rasche Entscheidung überhaupt, der alle Arbeit der Jahrzehnte gegolten.

Sie war angefochten worden. Mancher Auffassung schien unwahrscheinlich, daß sich der Franzose aus seinem sicheren Bau heraus zuungunsten seines linken Flügels in ein aussichtsloses Angriffsabenteuer zwischen Nied und Vogesen, Metz und Straßburg stürzen würde.

Als aber das Unwahrscheinliche dennoch geschah, scheinen menschliche Regungen — gleichviel welcher Art und gleichviel von welchen Stellen ausgehend — stärker ins Gewicht gefallen zu sein, als der unbeugsame Wille, das eine entscheidende Ziel mit nicht steigerungsfähiger Wucht zu erzwingen, das uns der große Tote gesteckt hatte.

Joffre tat, nach mancherlei tastenden eigenen Irren und Fehlgriffen von Unterführern, anscheinend das Richtige: Wo immer die Entscheidung reifen würde, ob an der Maas, der Marne oder Seine — immer blieb sein Blick schwächesuchend auf unseren rechten Flügel gerichtet.

Unser Heer aber, das beste, das der Erdball je getragen, bot dem feindlichen Generalissimus eine Lage, in der er die gesuchte Blöße zu entdecken glaubte, und in der wir uns gefährdet wähnten. Wir überließen ihm die Initiative, er ergriff sie. Dieses und seine tatsächlichen Folgen von ungeheuerlicher Tragweite ist allenfalls das, was unzweifelhaft feststeht. Wie aber die Entschlüsse und Ereignisse von hüben und drüben in der jähen Wechselwirkung einer aufs Höchste gespannten Lage die tragische Wendung formten, ist unbedingt noch völlig ungeklärt und noch von keiner Feder klar umschrieben worden. Das kann auch gar nicht anders sein.

Digitized by Google

Lohnender ist vielleicht, einstweilen die Frage aufzuwerfen, ob nicht hier Schlieffens Geist den ebenbürtigen Abwehrgegner fand, der ihm auf seiner Suche in den Büchern der Geschichte nie begegnet war. Jedenfalls machte Joffre an der Marne einen operativen Abwehrgedanken zur Tat, den zwar kein Geringerer als Clausewitz schon vor 100 Jahren mit besonderer Wärme verfochten hat, der aber in eben diesem Jahrhundert bisher einen Meister noch nicht gefunden hatte.

Joffre bleibt in seiner Führungsweise unendlich weit hinter der genialen Vollendung zurück, mit der man Tannenberg im Osten schlug.

Dieser wohlberechtigte deutsche Stolz hat aber leider nur Gefühlswert; denn das Ende unserer ersten Westoffensive war von so schweren Folgen, wie es selbst das vernichtendste Cannae im Osten niemals sein konnte.

„Daß es unmöglich ist, ein Reich von den Dimensionen Rußlands militärisch niederzuringen", so etwa schreibt Clausewitz an anderer Stelle, „das hätte ein so kluger Kopf wie Napoleon füglich wissen können." Mühsam, Zeit und Kräfte raubend genug ist es denn auch für uns gewesen. Und als es endlich soweit war, mußte im Westen schließlich doch erneut versucht werden, was man vielleicht ersparen zu können gehofft haben mag.

Es gibt eben Gedanken, die sich, wenn ihnen Menschenwitz die Tat versagt, durch ihre zwingende Kraft früher oder später doch durchsetzen. Ein solcher Gedanke ist der Satz, daß der Weltkrieg nur in Frankreich entschieden werden konnte.

Ob aber, indem wir an der Marne zum Stehen kamen, die überlegene deutsche Truppe unterlegener Führung anvertraut war, oder ob uns unabwendbare unerbittliche Tatsachen in den verhängnisvollen Umschwung hineingezwungen haben, das zu entscheiden wird nicht eilfertigen Durchschnittsfedern überlassen bleiben.

Größere lassen der Wahrheit gern ihren bedächtig sicheren Gang. Geschäftigkeit ist immer etwas Kleines. Wenn aber so ehrfurchtgebietend Großes wie die erste Marneschlacht zur Frage steht, ist Schweigen noch auf lange reines Gold!

Oberstleutnant Horst v. Metzsch, ehemals Chef d. G.-St. XII. A.-K.
jetzt Chef d. G.-St. d. Wehrkreises IV.

Der Antisemitismus.

Entgegnung auf verschiedene Aufsätze in der vorliegenden Zeitschrift.

Unser Mitarbeiter, der bekannte Kinderarzt, und seine gleichgesinnte Gattin, die nicht Sozialisten des Wortes, sondern Sozialisten des Gefühls und der Tat sind, senden uns nachstehende Ausführungen. Wir halten die Judenfrage für eines der schwerst zu durchschauenden Probleme und für entscheidend über den Fortbestand des deutschen Volkes. Unsere abweichenden Anschauungen in Kürze zu begründen, ist nicht möglich; ein Heft über die Judenfrage ist in Vorbereitung, aber wir können nicht sagen, wann es fertig wird. D. Schr.

Wer die Geschichte des Judentums und damit die Geschichte seiner Leiden und Verfolgungen kennt, dem war es von vornherein unerbittlich klar, daß die unheildrohende Atmosphäre, in der wir gegenwärtig leben, ein wildes Aufflammen des Antisemitismus zur Folge haben würde. Es lag doch gar kein Grund vor, das alte, stets bewährte Mittel der Ablenkung des Volksunwillens auf die Juden dieses Mal unversucht zu lassen.

Wenn im Mittelalter die Pest ihren schauerlichen Weg durch Europa nahm, so waren die Juden schuld — sie hatten die Brunnen vergiftet. Angesichts des

Digitized by Google

heutigen Standes der Wissenschaft läßt sich diese, gewiß einfache und einleuchtende Seuchenlehre in Bezug auf den Flecktyphus, die Grippe usw. nicht mehr gut in Anwendung bringen, dafür versucht man mit andern, der Neuzeit besser angepaßten Methoden, die Wut der Menge aufzustacheln oder vielmehr den schon so reichlich vorhandenen Groll in die gewünschten Bahnen zu lenken, um letzten Endes wie im Mittelalter eine wilde Judenhetze zu erreichen.

Solange darauf hinzielende Versuche in eigens zu diesem Zweck gegründeten antisemitischen Blättern zutage traten, haben wir geschwiegen, durchaus nicht, weil wir die Gefährlichkeit der offenbar trefflich organisierten und mit reichsten Geldmitteln unterstützten Wühlarbeit unterschätzten, aber weil in einer Sache, die wir so tief als unsere eigene, persönliche Angelegenheit empfinden, die Scheu vor der Öffentlichkeit unsere Lippen versiegelte. Wenn aber Blätter wie die Süddeutschen Monatshefte, in denen gelegentlich mitzuarbeiten uns bisher als Ehre und Freude erschienen ist, ihre Spalten ausgesprochen antisemitischen Tendenzen öffnen, so würde uns schweigende Duldung als Unrecht erscheinen.

Wenn der „Semi-Imperator" klarlegt, daß Wilhelm II. jüdischer Abkunft ist, wenn Berliner Flugblätter das Blutmärchen vom Ritualmord auffrischen, so finden sie beim Pöbel natürlich willige Ohren. Werden aber die Leser dieser Zeitschrift sich ebenso kritiklos verhalten angesichts des neuerdings hier gemachten Versuchs, die Hauptschuld an allem Unglück, das über Deutschland hereingebrochen ist, in erster Linie den Juden aufzubürden?

Im Heft „Der Friede" sagt Cossmann, er teile nicht die Ansicht vieler Deutscher, daß alles Unglück für Deutschland von den Juden gekommen sei, fährt aber dann fort: „Zwar ist nicht zu bestreiten, daß unter den vielen Ursachen des Zusammenbruchs die zum Teil deutschfeindliche oder gefühllose, zum Teil nur gegen einen ausgesprochenen deutschen Sieg, von dem sie ein Erstarken des Antisemitismus und antisemitischer Kreise fürchteten, gerichtete Gesinnung eines Teils der deutschen Juden die wirkungsvollste[1]) war." Welchen Mangel an Gedächtnis und Urteilskraft, welch rührende Leichtgläubigkeit setzt dieser Satz bei den Lesern der Süddeutschen Monatshefte voraus! Das Versagen der deutschen Diplomatie, der Regierung und der Obersten Heeresleitung, die empörenden Ungerechtigkeiten im Heer, von denen der Artikel „Die Zermürbung der Front" in diesen Blättern zu melden wußte, alle diese Faktoren spielen nur eine Nebenrolle, die Hauptschuld an allem unglückseligen Geschehen der letzten Jahre trägt die Gesinnung eines Teils der deutschen Juden! Eines nicht zu ermittelnden Bruchteils der Juden also, die in ihrer Gesamtheit ein Hundertstel der deutschen Bevölkerung ausmachen und die durch keinen einzigen Mann in den führenden Ämtern vertreten waren!

Entspricht das jetzige Vorgehen noch den Anschauungen von Cossmann, wie er sie im Heft „Der Zusammenbruch" (Dez. 1918) mit den Worten ausdrückte: „Das Hin- und Herschieben der Verantwortung in Deutschland ist uns so ekelhaft, daß es uns ein Vergnügen wäre, die Schuld an allen, in Deutschland gemachten Fehlern zu übernehmen?" „Unser Unglück wäre zwecklos", heißt es im gleichen Artikel an einer anderen Stelle, „so lange ein Stand dem andern, eine politische Partei der andern die Schuld zuschieben wollte. Nicht zwecklos wäre es, wenn jeder die Schuld bei sich selber suchte. Es hat an der Liebe gefehlt. Mit Liebe kann man jeden gelten lassen, ohne Liebe keinen".

Welcher Umschwung in der Gesinnung im Aprilheft 1919 im Artikel „Bolschewismus und Christentum!"

[1]) Im Original nicht gesperrt.

Digitized by Google

War zuerst von der Menschenliebe schlechthin die Rede, so wird jetzt die Liebe spezifiziert und eingeschränkt, sie tritt nur mehr als christliche Liebe in die Erscheinung. Die Juden sind ausgeschlossen aus dem goldenen Ring, den die Liebe um die Menschheit legen sollte. Dem Judentum, das er als die Wiege des Bolschewismus ansieht, spricht Coffmann jede Liebesfähigkeit, jede Vervollkommnungsmöglichkeit, jede Ethik ab. Das Alte Testament ist ihm nur „das Material, aus dem erst das Christentum etwas Neues geschaffen hat wie der Bildhauer aus dem Marmor. Weder der Marmor, noch das Alte Testament enthalten die Offenbarung, ohne daß der Geist über sie kommt". Uns dünkt, ein Marmor, in den die Zehn Gebote eingegraben sind, ist doch mehr und anderes als nur lebloser Stein. „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote" heißt es im Evangelium Matth. Kap. 19 Vers 17. Jesus also sprach dem Judentum sicher den Geist nicht ab. Kann man das aber auch tun bei einer Lehre, die von ihren Anhängern immer wieder Verinnerlichung, Aufopferung der sündhaften Neigung verlangt? „Waschet Euch, reinigt Euch, schaffet fort Eure bösen Taten aus meinen Augen" heißt es bei Jesaia Kap. 1 Vers 16 und 17. „Lasset ab zu freveln, lernt Gutes tun, trachtet nach Recht, befriedigt, dem Gewalt geschehen, sprechet Recht der Waise, führet den Streit der Witwe". Der gleiche Gedanke kehrt beim Propheten Micha (Kap. 6 Vers 6) wieder, und beim Propheten Hosea lesen wir: „Liebe verlange ich und nicht Opfer; Gott erkennen ist besser denn Ganzopfer".

Wie vereint sich die materialistische Weltanschauung, die Coffmann dem Judentum ganz besonders vorwirft, mit der Hingabe des Lebens für den Glauben, wie sie im Altertum und in der Neuzeit uns entgegentritt? Darf man wirklich dem Judentum den Bekennermut absprechen angesichts der langen Kette von Blutzeugen, die einander die blassen Hände reichen von grauer Vorzeit bis in unsere Tage herauf? Heute noch gedenken die Juden am Versöhnungstag der zehn gerechten Männer, die etwa 50 Jahre nach der Zerstörung des Tempels unter grausamen Martern unverzagt für ihren Glauben starben, das Wort des Bekenntnisses auf den Lippen. Und was war es anders als ein todesmutiges Bekennertum, das die mittelalterlichen Juden bewiesen, wenn sie mit dem gelben Schandfleck auf der Brust, gehetzt wie wilde Tiere in aller Not und Schmach treu zu ihrem Glauben hielten?

Die Münchner Chronik meldet, daß im Jahre 1285 in der Nacht zum Versöhnungstag das Volk die Synagoge angezündet habe — sie wurde zur Gruft für alle dort versammelten Juden und die Gasse, in der solches geschehen, heißt heute noch die Gruftgasse. Und vor wenigen Wochen erst lasen wir, daß man gelegentlich eines Pogroms in Polen, nachdem der vertierte Pöbel die Synagoge angezündet hatte, die Juden, in die Thorarollen eingewickelt, verbrannt vor dem Altar gefunden habe.

Wieso der muhammedanische Zug ins Judentum gekommen sein soll, von dem der Verfasser öfters spricht, ist uns völlig unverständlich. Die europäischen Juden sind, unseres Wissens, im Lauf ihrer Geschichte nur einmal mit Muhammedanern in Berührung gekommen, nämlich während der kurzen Blütezeit Spaniens unter maurischer Herrschaft. Als mit der Eroberung des Landes durch die Christen am Ende des 15. Jahrhunderts eine grausame Judenverfolgung einsetzte, kamen Teile der vertriebenen, spanischen Juden nach Deutschland. Ganz gewiß verbreiteten sie dort weder einen muhammedanischen noch einen sonstigen Zug, da sie sich in eigenen Gemeinden von ihren deutschen Glaubensgenossen streng abgesondert hielten. Heute existiert unseres

Digitized by Google

Wissens in Deutschland nur noch eine einzige spanische Gemeinde und zwar in Hamburg.

Der Vergleich zwischen Tolstoi und Eisner, den Cossmann anstellt, läßt sich unmöglich zu einem Vergleich zwischen Juden und Christen, noch weniger zu einem Vergleich zwischen Judentum und Christentum erweitern. Er ist überhaupt in der Anlage verfehlt. Dem gläubigen Christen Tolstoi durfte man doch nicht einen modernen, freidenkenden Juden, wie Eisner, gegenüberstellen. Am besten ließe sich vielleicht Tolstoi, der mit Wort und Tat den Urquellen seines Glaubens zustrebte, dem Gründer der chassidischen Sekte, Rabbi Israel ben Elieser, gegenüberstellen, der im 18. Jahrhundert sein Leben und seine Lehre dem gleichen Ideal weihte. (Näheres ist aus dem Buch von Martin Buber, „Die Legenden des Baal Schem" ersichtlich.)

Aus der Lehre des Judentums lassen sich auch beim heißesten Bemühen die Fehler und Vergehungen der einzelnen Juden nicht ableiten. Weder das Judentum noch das Christentum sind schuld daran, daß es unter Juden und Christen so wenig wahrhaft gute Menschen gibt. Vor dem schon erwähnten Umschwung seiner Gesinnung hätte Cossmann dies willig zugegeben. Damals, als er noch mit psychologischen Methoden arbeitete, hätte er sich schwerlich der Einsicht verschlossen, daß die Fehler der Juden, vor allem ihre oft so unangenehm in die Erscheinung tretenden äußeren Eigentümlichkeiten sich zum Teil wenigstens aus dem jahrhundertelangen, unerhörten Druck erklären lassen, unter dem die Judenheit lebte, daß sie vorwiegend Milieufehler sind. Das Gefühl, von andern als minderwertig angesehen zu werden, das bei manchen Naturen eine tiefe Menschenscheu und Empfindlichkeit hervorruft, erweckt bei andern den ins Krankhafte sich steigernden Wunsch, etwas zu gelten, Aufmerksamkeit und Bewunderung zu erregen. Daraus erklärt sich vielleicht die Unbescheidenheit vieler Juden. Wir sind nicht blind gegen unsere Schwächen; im Gegenteil, „die zersetzende Kritik", die Kraepelin als eine spezifisch jüdische Eigenschaft ansieht, richtet sich am erbarmungslosesten gegen die Fehler unserer Glaubensgenossen. Der Nichtjude kann unmöglich die Empfindungen verstehen, mit denen gerade wir Juden z. B. das laute taktlose Benehmen vieler unserer Glaubensgenossen auf Reisen oder in öffentlichen Lokalen beobachten. Wir wissen ganz genau, jede übertriebene Toilette, jedes laut gesprochene Wort liefert einen vergifteten Pfeil für den schon überreich gefüllten Köcher unserer Feinde. Wenn eine christliche Schieberfrau das rasch und unehrlich erworbene Geld ihres Gatten in Brillanten zur Schau trägt, wenn sie prahlerische, herausfordernde Reden führt, so lädt sie persönlich die Verachtung des anständigen Teils ihrer Umgebung auf sich — aber niemand zieht weitere Schlüsse aus ihrem Benehmen. Die Jüdin wird im gleichen Fall zur Gefahr für ihre Gesamtheit, sie beschwört das Gespenst der Verallgemeinerung herauf. Vielleicht gelingt es uns, dieses Gespenst einmal ins helle Tageslicht zu zerren, vielleicht überlegt sich der Teil unserer Leser, der vom Judenhaß noch nicht verblendet und urteilsunfähig gemacht worden ist, welche seelische Folter diese Verallgemeinerung bedeutet. Die gesamte Judenschaft soll haftbar und verantwortlich sein für alles, was ein Jude in der ganzen Welt Schlechtes und Verwerfliches tut. Kann man sich etwas Ungerechteres und Liebloseres, aber auch etwas Unsinnigeres vorstellen? Um das Aufdämmern dieser Erkenntnis zu erschweren, hat man das Märchen von der Wesensgleichheit erfunden, das sich natürlich nur auf die schlechten Eigenschaften der Juden, niemals auf ihre guten bezieht, und das vor allem darüber hinwegzutäuschen

Digitized by Google

versucht, daß der Jude genau so gut, wie jeder andere Mensch nicht allein das Produkt seiner Abstammung, sondern zugleich auch das seiner Umwelt ist. Unter Menschen, die auf so verschiedenen Kulturstufen, unter so gänzlich verschiedenen äußeren Verhältnissen aufwachsen, wie die Juden, kann von einer Wesensgleichheit, von einer Gleichheit in Anschauung und Gesinnung wahrlich nicht die Rede sein.

Diese verhängnisvolle Verallgemeinerung finden wir in Buschings Worten, wenn er sagt: „Eisner konnte naturgemäß nicht deutsch fühlen."

Wäre Eisner Ausländer gewesen, so würden wir das Wort „naturgemäß" ohne weiteres verstehen. Die Russen, die während der Revolution eine Rolle spielten, fühlten ganz gewiß nicht deutsch. Warum aber der in Berlin geborene und aufgewachsene Eisner „naturgemäß" nicht deutsch fühlen konnte, müßte denn doch begründet werden. Glaubt Busching, daß überhaupt kein Jude deutsch fühlen kann? Wie erklärt er sich denn die Tatsache, daß im Jahre 1914 Tausende von jüdischen Freiwilligen ins Feld zogen, genau so begeistert, genau so opferwillig wie ihre christlichen Kameraden? Gewiß bekamen sie, wenn sie's erlebten, eine kalte Dusche auf ihre heiße Vaterlandsliebe, als sie im Jahre 1916 die unverwindbare Schmach der Judenzählung im Heer[1]) über sich ergehen lassen mußten; gewiß hat mancher damals in bitterm Schmerz erkannt, daß es ihm nie gelingen würde, „sein Vaterland zu gewinnen", wie er's geträumt. Die Liebe zu diesem Vaterland ist aber damit sicher nicht getötet worden, die sitzt, wie wir wenigstens glauben, bei jedem seelisch normal veranlagten Menschen so tief wie das Leben selbst. Wir alle, ob Juden oder Christen lieben den Fleck Erde, auf dem wir geboren, die Stätte, an der wir jung gewesen sind und darüber hinaus das Land, „das unsere Sprache spricht". Es gehört zum Bittersten, was es gibt, die Heimat für immer aufzugeben, es müssen starke treibende Kräfte sein, die einen Menschen dazu bringen können, ein neues Land zu suchen. Zu den mächtigsten unter diesen Kräften gehört wohl die Elternliebe und der aus ihr geborene Wunsch, den Kindern zu ersparen, was man selber erduldet, ihnen eine lichtere Zukunft zu verschaffen.

Von diesem Gesichtspunkt aus verstehen wir das zionistische Problem. Die Vaterlandsliebe ist nach unserer Ansicht ein ebenso ursprüngliches Gefühl wie die Liebe zu Vater und Mutter — mit der Liebe zur jeweiligen Regierung hat sie aber sicher nichts zu tun, die ist schwerlich angeboren.

Die sozialdemokratischen Arbeiter, die man seinerzeit als vaterlandslose Gesellen brandmarkte, liebten gewiß ihr Vaterland so innig wie jeder Mensch die heimatliche Scholle liebt, aber dieser Instinkt trieb sie durchaus nicht dazu, die Regierung dieses Landes zu lieben, die sie drückte und verfolgte.

Jede Revolution wird geboren aus der tiefen Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Es wäre erstaunlich gewesen, wenn die ostelbischen Junker plötzlich Umstürzler geworden wären, aber es ist gar nicht erstaunlich, daß sich unter den russischen Juden, also unter gedrückten, entrechteten Menschen jederzeit eine besonders große Zahl von Revolutionären fand.

Die geistigen Arbeiter unter den Juden haben sicher stets am tiefsten unter dem Judenhaß gelitten, daher ist vielen unter ihnen wohl ein Mitgefühl mit allen

[1]) Der uns vorliegende Erlaß des preußischen Kriegsministeriums (gez. Wild von Hohenborn) vom 11. 10. 1916 ordnete diese Zählung an, um den fortgesetzt aus der Bevölkerung einlaufenden Klagen über die verhältnismäßig große Zahl von kriegsverwendungsfähigen, nicht an der Front stehenden Juden „gegebenenfalls entgegentreten zu können". D. Schr.

Digitized by Google

andern Unterdrückten eigen, das den herrschenden Kasten fremd ist. Anders ist es mit dem jüdischen Kapitalisten. Sein Interesse verlangt vor allem, wie das des andersgläubigen Kapitalisten, die Wahrung der bestehenden Ordnung, von der er den Schutz seines Besitzes erhofft.

Die jüdische Kaufmannschaft und ein großer Teil der Intellektuellen in Deutschland sind zweifellos genau so reaktionär gesinnt wie die entsprechenden christlichen Teile der Bevölkerung; viele von ihnen hätten konservativ gewählt, wenn nicht der Antisemitismus in den Reihen der Konservativen ein solches Tun unmöglich gemacht hätte.

Der Jude ist keineswegs von Natur aus Revolutionär. Wer das annehmen würde, wäre in einem großen Irrtum befangen. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir behaupten, daß der jüdische Revolutionär von keinem Menschen grimmiger gehaßt wird, als von jedem Juden, der politisch rechts steht. Dieser haßt in dem jüdischen Umstürzler nicht allein den Feind der Ordnung, sondern auch die Quelle seines persönlichen Unglücks, weiß er doch, daß er schließlich für das ihm verächtliche Tun des anderen noch mit verantwortlich gemacht werden wird.

Die Revolution ist ein Kampf zwischen Sozialismus und Kapitalismus und nicht ein Kampf zwischen Judentum und Christentum, wie manche es jetzt hinstellen möchten.

Vor dem Krieg konnte man noch hoffen, daß in langsamer, aber stetiger Entwicklung alle notwendigen Reformen zur Reife kommen würden. Während des Krieges aber ließen deutliche Zeichen erkennen, daß der Wille der unteren Schichten zum Aufstieg mächtig gewachsen war, daß das Volk von einem langsamen Aufwärtsschreiten nichts mehr hören, sondern daß es jetzt sein Ziel im Sturm erreichen wollte. Hätten genügend viele deutsche Intellektuelle dies rechtzeitig erkannt, hätten sie sich entschlossen an die Spitze der Bewegung gestellt, so wäre unendlich viel Unglück verhütet worden. Eine deutsche Revolution wäre gekommen, statt der geistlosen Nachahmung der russischen Revolution, wie wir sie erleben mußten.

Eine kleine Schar von geistig und sittlich hochstehenden deutschen Männern hätte verhüten können, daß Menschen ans Ruder kamen, die zur Führerschaft völlig untauglich waren, „daß man", wie ein sehr treffender Vergleich sagte, „den Apfelbaum ausgrub und ihn mit den Wurzeln der Sonne zukehrte, damit die Früchte rascher reifen sollten".

Im jetzigen Augenblick scheiden sich die Geister. Eine neue Gesellschaftsordnung wird und muß kommen. Soll sie gut werden und Bestand haben, so muß sie aufgebaut werden auf einer neuen Gesinnung, auf wahrer, tiefer Sittlichkeit. Das Gute in jedem einzelnen Menschen muß geweckt werden, erst dann kann die Gesamtheit gut werden.

Eine Zeitschrift vom Rang der Süddeutschen Monatshefte wäre unseres Erachtens berufen, die Kräfte zu sammeln, die diesem Ziel zustreben. Freilich müßte der Klassen-, Rassen- und Religionshaß dann fallen.

Die Aufstachelung der niedersten Volksinstinkte, wie sie zur Vorbereitung einer Judenhetze nötig ist, dürfte schwerlich das geeignete Mittel zur Wiederbelebung einer wahren Sittlichkeit darstellen.

Karl und Clara Oppenheimer.

Digitized by Google

Die Zukunft der deutschen Hochschulen.

Von Emil Kraepelin.

Alle menschlichen Einrichtungen sind der Ausdruck einer bestimmten Entwicklungsstufe; sie müssen sich wandeln, wenn sie den Anforderungen der Zeit nicht mehr genügen. Das gilt vor allem von den Werkstätten des Geistes, die dazu bestimmt sind, die Triebkräfte für den Fortschritt der Gesittung zu erzeugen und den kommenden Geschlechtern zu überliefern, von den Hochschulen. Ihr inneres Leben übt nicht nur einen starken Einfluß auf die jeweiligen Zeitströmungen aus, sondern es muß sich auch seinerseits immerfort den neuen Bedürfnissen anpassen, die im Werdegange eines Volkes auftauchen. Man vergleiche nur den Zustand der Hochschulen in der Zeit, da Bologna und Salamanca Hörer aus aller Herren Länder anzogen, mit demjenigen unserer Tage, und man wird die gewaltigen Umwälzungen ermessen können, die sich mit den höchsten Bildungsstätten vollzogen haben.

Ein solcher Rückblick muß uns zu der Überzeugung führen, daß auch der jetzige Zustand der Hochschulen kein endgültiger sein kann, daß wir im Gegenteil unablässig bestrebt sein müssen, das gewaltige Werkzeug menschlicher Vervollkommnung für die Lösung gegenwärtiger und künftiger Aufgaben immer tauglicher zu machen. Wie die Pflanze schon im Herbste die Knospen für das Frühjahr vorbereitet, so sollten auch wir vorausschauend ans Werk gehen, die Wandlungen anzubahnen und durchzuführen, die geeignet sind, der Hochschule die geistige Führung des Volkes zu erhalten. Lösen wir diese Aufgabe nicht aus eigenem Antriebe, so besteht die Gefahr, daß unberufene Hände an dem in Jahrhunderten emporgewachsenen Bau unserer höchsten Bildungsanstalten herumpfuschen. Nur eine planmäßige Fortentwicklung dieser aus dem deutschen Geiste geborenen Einrichtungen kann unser Ziel sein. Wir dürfen nicht das Bewährte über Bord werfen, nur weil es alt ist, ohne das Neue genau zu prüfen, das an seine Stelle treten soll; wir werden aber auch nicht kurzsichtig am Überlieferten kleben, wenn es nicht mehr zeitgemäß, vielleicht schädlich geworden ist.

Wollen wir uns über die Fragen klar werden, die bei der Umgestaltung unseres Hochschulwesens zur Erörterung kommen müssen, so wird unsere Betrachtung einmal den *Arbeitsbetrieb* der Hochschule im weitesten Sinne und fernerhin ihre *Verfassung, ihren inneren Aufbau und ihre Stellung im Staate ins Auge zu fassen haben.* Um aber einen Maßstab für unser Urteil zu gewinnen, wird es zweckmäßig sein, zunächst die gegenwärtigen und zukünftigen Aufgaben unserer Hochschulen klarzulegen. Wir werden dann prüfen können, wie weit ihr gegenwärtiger Zustand die Lösung dieser Aufgaben in möglichst vollkommener Weise gewährleistet, und an welchen Punkten eine Neuordnung anzugreifen hat, um sie für ihre Bestimmung tauglicher zu machen. Ich werde mich dabei überall auf die Betrachtung der Universitäten beschränken; Nutzanwendungen auf andere Hochschulgattungen lassen sich unschwer ableiten.

Der augenfälligste Zweck der Hochschulen ist die *Vermittlung höherer wissenschaftlicher Bildung*, die ihnen vom Staate fast ausschließlich übertragen wurde. Sie sind die Stätten, die den gesamten Bedarf des Gemeinwesens an geistig hochstehenden Persönlichkeiten zu decken haben. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Prüfungs- und Berechtigungswesen sorgt dafür, daß niemand eine führende verantwortliche Stellung im öffentlichen Dienste erreichen kann, der nicht durch den Lehrgang der Hochschulen hindurchgegangen ist.

Digitized by Google

Weit zweifelhafter ist die Forderung, daß unsere Hochschulen erziehen, den Willen entwickeln und die Persönlichkeit beeinflussen sollen. Was in dieser Richtung geschieht, bleibt zumeist mehr ein zufälliges, nicht planmäßig gewolltes Ergebnis. So kann der Inhalt der Vorlesungen über Geschichte, Sittenlehre, Erziehungslehre diese Wirkung haben. Dazu kommt die durch den Lehrbetrieb erzielte Anleitung zu geregelter Arbeit, zu gewissenhafter, geduldiger und ausdauernder Lösung weitaussehender Aufgaben, ferner die durch den Prüfungszwang gegebene Nötigung zur Bewältigung bestimmter Stoffgebiete. Auch die Anregung zu eigener wissenschaftlicher Betätigung, wie sie in praktischen Übungen aller Art, in Seminarien, auf wissenschaftlichen Ausflügen, bei der Durchführung selbständiger Untersuchungen, an kleineren Hochschulen namentlich auch durch den persönlichen Verkehr mit den Lehrkräften gewährt wird, darf als wichtige erziehliche Beeinflussung eingeschätzt werden. Endlich kommt noch die gegenseitige Einwirkung der Studierenden aufeinander in Betracht, das Vereins- und Verbindungswesen, die Pflege der Leibesübungen, die vereinte Betätigung an gemeinnützigen Unternehmungen. Wie es scheint, tun namentlich die englischen und amerikanischen Hochschulen für die eigentliche Erziehung ihrer Angehörigen erheblich mehr als wir. Ich möchte glauben, daß hier bei uns eine Lücke klafft, die wir auszufüllen suchen müßten, will aber von einer ausführlichen Erörterung dieser wichtigen, leider noch wenig geklärten Frage vorerst absehen.

Die höchste und schwierigste Aufgabe der Hochschulen ist endlich die wissenschaftliche Forschung. Bei den immer steigenden Anforderungen, die der Staat an den Lehrbetrieb stellen muß, besteht ohne Zweifel die Gefahr, daß die Forschungsarbeit durch diesen in den Hintergrund gedrängt wird. Der Unterricht kann jedoch nur dann fruchtbar und anregend sein, wenn er in der freien wissenschaftlichen Betätigung wurzelt. Nur sie ermöglicht es ihm, die Jugend mit jener Begeisterung zu erfüllen, die sie über die handwerksmäßige Aneignung des Prüfungswissens erhebt und ihr in das Berufsleben das Streben nach schöpferischer Arbeit mitgibt.

Die zweckmäßige Lösung der Lehraufgabe wird durch eine Reihe von Bedingungen beherrscht, von denen wir die Vorbildung der Hörer, die Eigenschaften der Lehrer, die Gestaltung und die Ausdehnung des Lehrbetriebes etwas näher erörtern wollen. Die vollberechtigte Zulassung zur Hochschule ist zurzeit bekanntlich an die Erledigung einer Mittelschule geknüpft. Der Streit über den Wert der drei in Betracht kommenden Schulgattungen war erbittert, und die Meinungen über die beste Art der Vorbildung sind auch heute noch sehr geteilt. Eine Entscheidung kann, wie ich denke, nur ein über Jahrzehnte sich erstreckender, sorgsamer Vergleich der Erfolge liefern, die jede Form der Vorbildung für die Zukunft ihrer Schüler aufzuweisen hat. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Veranlagung der den verschiedenen Mittelschulen zugehenden Schüler bisher wohl keine gleichmäßige ist. Die Überlieferung der aus dem humanistischen Gymnasium hervorgegangenen gebildeten Stände bedingt noch immer eine gewisse Bevorzugung dieser Vorbildungsstätte, während die anderen Schulgattungen, namentlich die Oberrealschule, mehr von den Trägern anderer Geistesrichtungen aufgesucht werden. Ein Ausgleich wird erst im Laufe längerer Zeiten zu erwarten sein. Weiterhin muß beachtet werden, daß auch der Anfangsunterricht auf der Hochschule noch wesentlich unter dem Einflusse jener Zeiten steht, in denen nur der Besuch des humanistischen Gymnasiums die Zulassung zur Universität ermöglichte. Meine eigene Ansicht, die natürlich ebenso persönlich gefärbt ist, wie die vieler anderer Beurteiler, geht dahin, daß die humanistische Vorbildung wenigstens für das medizinische Stu-

Digitized by Google

dium eine außerordentlich mangelhafte Grundlage darstellt. Beim Prüfungsgeschäfte habe ich mich auch oftmals überzeugen können, daß die aus der Schule geretteten Reste dieser Bildung betrüblich geringe sind.

Mag man sich jedoch zu dieser Frage stellen, wie man will, so wird unter allen Umständen ein früherer Beginn des Hochschulbesuches anzustreben sein. Die Not unseres Vaterlandes verlangt dringend eine tatkräftige Förderung der Frühehe. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß unbemittelte Angehörige unserer gebildeten Stände durch die übermäßig lange Ausbildungszeit, wenn überhaupt, dann erst in vorgerücktem Lebensalter zur Gründung einer Familie gelangen können. Wertvollste Vererbungsmöglichkeiten gehen dadurch immerfort dem Volksganzen verloren, ganz abgesehen von unvermeidlichen sittlichen Schäden. Dazu kommt, daß die Anforderungen an die Berufsausbildung naturgemäß ständig anwachsen und der Eintritt in den Beruf immer weiter hinausgeschoben wird. Diese unheilvolle Entwicklung läßt sich natürlich nicht durch eine Einschränkung der Studienzeit, sondern nur durch einen früheren Eintritt in den Hochschulbetrieb bekämpfen. Wir dürfen uns dabei vor Augen halten, daß sich im Laufe der Zeit der Abgang von der Mittelschule immer mehr hinausgeschoben hat; es gab Zeiten, in denen man mit 16 und 17 Jahren die Hochschule beziehen konnte.

Um eine Verjüngung der Hochschüler zu erreichen, sind zwei Voraussetzungen zu erfüllen. Zunächst ist es nötig, die Mittelschulbildung früher zu einem Abschlusse zu bringen. Ohne Zweifel wird diese Forderung auf erbittertsten Widerstand stoßen, um so mehr, als im Gegenteil die Neigung besteht, den Lehrstoff der Mittelschule immer wieder zu erweitern. Indessen, so schwer es ist, sich von jahrhundertealten Überlieferungen zu trennen, so gebieterisch verlangt die Rücksicht auf die Zukunft unseres Volkes, daß wir die allgemeine Mittelschulbildung auf das unbedingt Notwendige beschränken und alles irgend Entbehrliche — es ist nach meiner Überzeugung nicht ganz wenig — rücksichtslos ausscheiden, um einen früheren Beginn der Fachausbildung zu erreichen. Nur auf diesem Wege ist es möglich, die trostlose, verbitternde und gefährliche Überalterung unserer gebildeten Jugend hintanzuhalten.

Allerdings steht dem früheren Eintritte in das Hochschulleben das ernste Bedenken entgegen, daß dessen Einrichtungen nicht auf jugendlich ungefestigte, sondern auf reife Persönlichkeiten zugeschnitten sind. Schon jetzt bringt der unvermittelte Übergang in die akademische Freiheit so manche Gefahren mit sich, wenn sie sich auch mit der Einschränkung des blöden Alkoholdienstes wesentlich verringert haben. Um hier Abhilfe zu schaffen, wird man an die Einschiebung einer Zwischenstufe zwischen den rein schulmäßigen und den freien Unterrichtsbetrieb der Hochschule denken können, wobei eine Anlehnung an amerikanische Erfahrungen möglich wäre. Man könnte da bereits die beiden Oberklassen der Mittelschule, etwa vom 16. Lebensjahre an, unter entsprechender Gliederung der Lehrpläne und in diesem Zwecke angepaßten Unterrichtsformen, der eigentlichen Berufsvorbildung dienstbar machen. Vorzuziehen wäre es jedoch wohl, auf der Hochschule Einrichtungen zu treffen, die geeignet wären, jugendliche Studierende vor dem Mißbrauche der akademischen Freiheit zu schützen. In erster Linie käme dabei vielleicht der pflichtmäßige Eintritt in Arbeitsgemeinschaften unter Leitung jüngerer Hochschullehrer in Betracht, denen in der persönlichen Anleitung und Führung ihrer Schüler ein neuer, anregender und dankbarer Aufgabenkreis geschaffen werden könnte. Auf die Ausgestaltung solcher Einrichtungen im einzelnen, die in verschiedener Weise möglich wäre, soll hier nicht eingegangen werden. Es genügt, zu betonen, daß sie bei der drin-

Digitized by Google

gend notwendigen Verjüngung unserer Hörerschaft für die ersten Hochschuljahre unerläßlich wären, und daß sie der geistigen Nährmutter unserer Jugend die willkommene Möglichkeit geben würden, auch ihre erziehliche Tätigkeit in fruchtbringender Weise auszubauen.

Die neue Zeit erhebt stürmisch die Forderung, bei der Zulassung zu den Hochschulvorlesungen von dem Nachweise einer genügenden Vorbildung vollständig abzusehen und jedem Lernbegierigen die Hörsäle ohne weiteres zu öffnen. Soweit dafür ein Bedürfnis besteht, dürfte es durch die Einrichtung der weiten Kreisen zugänglichen Hörerkarte im wesentlichen gedeckt sein. Die uneingeschränkte Freigabe der Vorlesungen für den „Mann auf der Straße" führt, wie die Erfahrung gelehrt hat, entweder zu einer unleidlichen Verflachung des Unterrichts, soweit er wirklich versucht, sich dem allgemeinen Verständnisse anzupassen und Eindruck auf die Menge zu machen, oder zur Benützung der Hörsäle als Wärmestuben. Wir haben wahrlich keine Ursache, einen solchen Unfug nachzumachen. Etwas ganz anderes ist es, in den vereinzelten Fällen, in denen eifriges Streben auf ungewöhnlichen Wegen zum Verständnisse wissenschaftlicher Fragen gelangt ist, von der Beibringung der vorgeschriebenen Zeugnisse abzusehen und sie durch eine persönliche Prüfung zu ersetzen. Daß es außerdem eine Ehrenpflicht der Hochschule ist, auch zur Belehrung aller wißbegierigen Volksgenossen beizutragen, wird später zu besprechen sein.

Die Bedeutung einer Hochschule für das Land *steht und fällt mit der Güte ihres Lehrkörpers*. An ihn müssen daher dauernd die allerhöchsten Anforderungen gestellt werden. Die der Jugend als Vorbilder dienenden Hochschullehrer sollen nicht nur ausgezeichnete Gelehrte, sondern vor allem auch volle Persönlichkeiten sein. Wir verlangen von ihnen außer hervorragender Verstandesbegabung schöpferische Veranlagung, geistige Selbständigkeit, Fleiß und Geduld, strenge Sachlichkeit, Freiheit von Vorurteilen aller Art, untadelige Sittlichkeit und Festigkeit des Willens. Dazu muß dann noch Befähigung und Lust zum Lehren kommen. Da sich alle erforderlichen Eigenschaften nur selten vereinigt finden, bedürfen wir einer *Auslese*, die rücksichtslos nur die allerbesten auf die Lehrstühle gelangen läßt. Wie sie erreicht werden kann, ist die wichtigste Frage des gesamten Hochschulwesens.

Bei uns in Deutschland geschieht die Berufung wesentlich durch die Fakultäten. Sie sind jedenfalls im allgemeinen am besten befähigt, die Reihe der möglichen Anwärter für einen Lehrstuhl zu übersehen, über sie zuverlässige Erkundigungen einzuziehen und zu einem Urteile über die wissenschaftliche und menschliche Eignung der in Betracht kommenden Persönlichkeiten zu gelangen. Es ist ferner eine Lebensbedingung für sie, jede Lücke so vollkommen wie nur irgend möglich wieder auszufüllen, da ihr Ansehen und ihre Bedeutung durchaus von der Lösung dieser Aufgabe abhängt. Allerdings kommen trotz aller Sorgfalt in der Auswahl gelegentlich Mißgriffe vor, die von niemandem mehr bedauert werden, als von den betroffenen Fakultäten selbst. Daß dabei unsachliche Rücksichten die Schuld tragen, ist jedenfalls eine seltene Ausnahme. Ich wenigstens kann feststellen, daß ich in den mehr als 30 Jahren, in denen ich an zahlreichen Berufungen teilnehmen konnte, keinen Fall erlebt habe, in dem die Fakultät nicht auf das ernsteste bemüht gewesen wäre, den besten Anwärter für die Besetzung zu gewinnen, der ihr erreichbar war. Dagegen könnte ich eine Reihe von Beispielen anführen, in denen Unterrichtsverwaltungen sich in Berufungsangelegenheiten von persönlichen, politischen, konfessionellen oder höfischen Rücksichten leiten ließen. Jedenfalls ist unser Berufungsverfahren dem in romanischen Ländern üblichen Bewerbungswesen, bei dem der Regierung ein weit stärkerer Einfluß zufällt, erheblich überlegen.

Digitized by Google

Neuerdings hat Becker den Vorschlag vertreten, bei Berufungen in weitem Umfange Fachvertreter, auch jüngere, zu hören, um so gewissermaßen durch Mehrheitsbeschluß der Sachverständigen die geeignetste Persönlichkeit herauszufinden; die Entscheidung soll dann bei der auf diese Weise gerüsteten Regierung liegen. Becker hält sein Verfahren für eine „Objektivierung" der Berufung. Daß man die Fachvertreter hören muß, ist selbstverständlich, und die Fakultäten machen von dieser Erkenntnisquelle regelmäßig sehr ausgedehnten Gebrauch. Es ist aber zu bedenken, daß gerade bei der gegenseitigen Wertschätzung der Fachgenossen die Verschiedenheit der Lehrmeinungen eine große Rolle zu spielen pflegt, und daß vielfach eine bestimmte Richtung an den Hochschulen die Oberhand gewinnt. Würde hier ohne genauere Sachkenntnis nach dem Mehrheitswillen entschieden, so bestände die Gefahr, daß die herrschende Richtung bald alle anderen ausgemerzt hätte. Eine Fakultät kann dieser Möglichkeit wegen ihres besseren Einblickes in die Verhältnisse ohne Zweifel viel leichter entgegenarbeiten, als eine lediglich auf Gutachten angewiesene Unterrichtsverwaltung. Die Heranziehung jüngerer, noch aufstrebender Lehrer zur Meinungsäußerung verstärkt die Gefahr einseitiger und unsachlicher Beurteilung bedeutend. Auch darauf muß hingewiesen werden, daß amtliche, für die Regierung abgegebene Gutachten regelmäßig ganz anders aussehen werden, als die vertraulichen Meinungsäußerungen gegenüber einem Amtsgenossen. Zuverlässige Urteile über die persönlichen Eigenschaften, die für eine Berufung mit von ausschlaggebender Bedeutung sind, wird man in ersteren vergeblich suchen. Auch pflegen die engeren Fachgenossen über diese Punkte weniger gut unterrichtet zu sein, als die Mitglieder derselben Fakultät, die jetzt bei Berufungen regelmäßig mit befragt werden.

Hat man durch sorgsame Auslese geeignete Lehrkräfte gewonnen, so sollte man danach trachten, daß sie sich ganz ihren eigentlichen Aufgaben widmen. Statt dessen werden sie meist durch Nebenämter weit über Gebühr belastet, durch die Zugehörigkeit zu allen möglichen Ausschüssen und Körperschaften, durch Sitzungen und vor allem durch das Prüfungsgeschäft, das in großen Hochschulen zur unerträglichen Qual werden kann. Hier ist eine Einschränkung dringend geboten. Freilich sind die Prüfungen eine Erwerbsquelle, und sie gelten auch als ein Mittel, die Hörer in bestimmte Vorlesungen zu zwingen. Demgegenüber soll in England die Bestimmung bestehen, daß niemand von seinem Lehrer geprüft werden darf. Zahlreiche Hochschullehrer bei uns würden eine solche Anordnung begrüßen. Man darf aber nicht vergessen, daß sie für die Prüflinge eine außerordentliche Erschwerung bedeutet. Außerdem ist es auch für den Unterricht selbst wichtig, daß sich der Lehrer in der Prüfung ein Bild von den Erfolgen und Mängeln seiner Arbeit verschafft. Möglichste Einschränkung, nicht aber völlige Beseitigung der Prüfungstätigkeit scheint daher geboten zu sein. Dagegen sollte rücksichtslos gegen diejenigen Ablenkungen von der Lehraufgabe eingeschritten werden, die aus rein privater Beschäftigung entspringen, ganz besonders auf dem Gebiete der Medizin. Es ist geradezu ein Unglück, daß so manche unserer besten Begabungen bei der Berufung in „große Stellungen" durch die an sie herantretenden Anforderungen der Praxis, Gutachtertätigkeit, den Betrieb von Privatkliniken ihren eigentlichen Aufgaben fast völlig entzogen werden. Hier tut Abhilfe dringend not, unter Umständen durch erhebliche Erhöhung der Gehaltsbezüge.

Eine nicht zu unterschätzende Gefahr droht der Hochschule durch Überalterung ihrer Lehrkräfte, namentlich an den großen Mittelpunkten der Wissenschaften, an die man ohnedies erst in reiferem Alter berufen zu werden pflegt. Man hat sich gegen

Digitized by Google

diese Gefahr in Österreich bekanntlich durch Festsetzung einer bestimmten Altersgrenze für das Amt des Hochschullehrers zu schützen gesucht. Dagegen läßt sich geltend machen, daß die Altersunfähigkeit je nach der Persönlichkeit zu sehr verschiedener Zeit eintreten kann; eine gleichförmige Regelung wird also die Laufbahn in einem Falle zu früh, in einem anderen zu spät abschneiden. Immerhin dürfte es zumeist für die Hochschule besser sein, wenn der Abgang einer Lehrkraft bedauert, als wenn er herbeigesehnt wird. Im allgemeinen wird das 65. Lebensjahr als zweckmäßiger Zeitpunkt für den Rücktritt vom Lehramte anzusehen sein, doch sollte auch darüber hinaus noch die Möglichkeit zu wissenschaftlicher Forschung gewährt werden. Erwägenswert wäre wohl auch das russische Verfahren, Hochschullehrer zunächst nur auf 25 Jahre anzustellen und sie dann von 5 zu 5 Jahren wieder bestätigen zu lassen, wenn sie es nicht vorziehen, sich auf ihr Ruhegehalt zu beschränken. Nur müßte in diesem Falle zuverlässig dafür gesorgt sein, daß die Entscheidung über das Verbleiben im Amte nicht durch unsachliche Beweggründe beeinflußt wird.

Von der allergrößten Bedeutung ist für jede Fakultät die Heranziehung eines möglichst tüchtigen Nachwuchses, eine Frage, die auf dem Hochschullehrertage in Jena eingehend erörtert wurde. Da unter den zum akademischen Berufe herandrängenden Bewerbern unbedingt eine scharfe, unter Umständen grausame Auslese gehalten werden muß, um nur die Allertüchtigsten ans Ziel gelangen zu lassen, bringt die Laufbahn notwendig viele bittere Enttäuschungen mit sich. Dieser Umstand hat zu einer weitverbreiteten, nur zum Teile berechtigten Unzufriedenheit geführt, die niemals ganz beseitigt werden kann, soweit sie eben durch das Wesen der Auslese bedingt wird. Einigkeit herrscht darüber, daß bei der Zulassung zum Lehramte mit größter Strenge verfahren werden soll, um Ungeeignete von vornherein fernzuhalten. Es ist aber zu bedenken, daß es vielfach unmöglich ist, die Zukunft eines wissenschaftlichen Anfängers vorherzusagen. Die Verantwortung, ihn vor dem Eintritte in die Hochschullaufbahn zurückzuweisen, ist daher so groß, daß der Nichtfachmann sie gar nicht tragen kann. Auch dem Kundigen können leicht Irrtümer unterlaufen, da die weitere Entwicklung eines Menschen vielfach von Eigenschaften abhängt, die sich nur langsam offenbaren. Ich selber muß bekennen, daß ich meine erste Zulassung zum Lehramte nur einer weitgehenden Milde der Fakultät verdanke; weder meine Habilitationsschrift noch die abgehaltene Prüfung und der Probevortrag konnte nach meinem heutigen Urteil die Vermutung rechtfertigen, daß mir die Erringung einer Professur einstmals gelingen werde. Unter diesen Umständen wird man natürlich immer mit der Aufnahme auch weniger geeigneter Persönlichkeiten in den Lehrkörper rechnen müssen; sonst wäre ja auch eine Auslese unmöglich. Andererseits drängt sich die Notwendigkeit auf, die sich nicht bewährenden Kräfte rechtzeitig wieder auszumerzen, damit sie nicht sich selbst und der Hochschule zur unerträglichen Last werden. Man wird aber wohl zu unterscheiden haben zwischen solchen Lehrern, die aus irgendeinem sachlichen Grunde keine ordentliche Professur erreichen können, und denjenigen, die für den akademischen Beruf überhaupt minder geeignet oder untauglich sind. Für die erstere Gruppe wird man immer mehr die Schaffung von einigermaßen befriedigenden Stellungen im Lehrbetriebe anstreben, in denen sie ihre Fähigkeiten nutzbringend verwerten können. Die wachsende Ausdehnung der Lehraufgaben erfordert ja für jede Hochschule einen reichen Stab solcher Lehrkräfte. Die letzteren aber sollten nach einer nicht allzu lang bemessenen Frist ohne weiteres aus dem Lehrkörper ausscheiden, um sich rechtzeitig in einen anderen, ihren Fähigkeiten

Digitized by Google

und Kenntnissen naheliegenden Beruf zurückziehen zu können. Damit würde ihnen selbst die größte Wohltat erwiesen, da sie vor unausbleiblichen Enttäuschungen und der aus ihnen entspringenden Verbitterung bewahrt blieben. Ihre anderweitige Unterbringung sollte vom Staate auf alle Weise erleichtert werden, um die mit dem Hochschulberufe verbundenen unvermeidlichen Härten nach Möglichkeit zu lindern. Damit auch dem Mittellosen, wenn er tüchtig ist, der Zutritt zur akademischen Laufbahn ermöglicht werde, sollte man die jüngeren Kräfte, soweit sie nicht bezahlte Stellungen innehaben, durch Lehraufträge und ähnliche Beihilfen vor wirtschaftlicher Not schützen. Unter keinen Umständen aber darf mit der Zulassung zum Lehramte eine dauernde und bequeme Versorgung verbunden sein. Sie würde selbstverständlich zu einem maßlosen Andrang, gleichzeitig aber zu einer Beschränkung der Zulassungen, zur Aufhebung des späteren Wettbewerbs und der Auslese und damit zum Niedergang unseres Nachwuchses führen. Der bisweilen erhobene naive Anspruch auf Entschädigung für die freiwillig geleistete Forscherarbeit würde sein Gegenstück in dem Verlangen der Maler und Dichter finden, für ihre Erzeugnisse vom Staate besoldet zu werden.

Die Entwicklung des Lehrbetriebes selbst hat im Laufe des letzten Jahrhunderts eine tiefgreifende Wandlung erfahren. Die noch heute so genannten „Vorlesungen" sind längst nicht mehr die einfache Übermittlung der vom Lehrer schriftlich niedergelegten Weisheit, und das „Nachschreiben" beschränkt sich, soweit es überhaupt noch stattfindet, auf gelegentliche flüchtige Notizen zur Unterstützung des Gedächtnisses. Die in gewaltiger Zahl entstandenen Lehr- und Handbücher, die Grundrisse und Leitfäden geben dem Schüler auf jedem Gebiete des Wissens die Möglichkeit, unabhängig von dem Worte des Lehrers sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben. Infolgedessen ist die Bedeutung der planmäßigen, umfassenden Darstellungen eines Wissensgebietes im Lehrbetriebe der Hochschulen wesentlich geringer geworden als früher. Dennoch wird diese Form des Lehrens schwerlich ganz verschwinden. Zunächst pflegt die „Vorlesung" in zahlreichen Fächern, so überall in den Naturwissenschaften und in der Medizin, von Vorweisungen und Darbietungen begleitet zu sein, die kein Buch ersetzen kann. Sodann aber wird die persönliche Art der Auffassung und Wiedergabe von seiten des Lehrers stets ihren besonderen Reiz für den lernbegierigen Schüler behalten und ihm Eindrücke vermitteln, die für seine wissenschaftliche Ausbildung von allerhöchstem Werte sind.

Dennoch ist es klar, daß der Schwerpunkt des Unterrichts allmählich immer mehr auf diejenigen Lehrformen hinübergeglitten ist, die nicht auf das „Hören", sondern auf das Mitarbeiten eingestellt sind, auf die Kurse, die Übungen, die Seminare. Die Erkenntnis hat sich Bahn gebrochen, daß nicht das Wissen, sondern das Können das Hauptziel des Unterrichts sein muß. Im weiten Kreise der Naturwissenschaften ist diese Umwandlung des Lehrbetriebs so gut wie vollendet, aber auch in den Geisteswissenschaften, selbst in der am längsten widerstrebenden Rechtswissenschaft, vollzieht sich unaufhaltsam der Übergang von der Belehrung zur Unterweisung, von der tatenlosen Aufnahme des Lernstoffes durch das Ohr zu seiner lebendigen Verarbeitung durch eigene Tätigkeit. Es ist die gleiche Bewegung, die auch den Lehrbetrieb der Mittelschulen zu verinnerlichen bestrebt ist.

Die hier angedeutete Entwicklung ist für die Ausgestaltung des Lehrkörpers von weittragender Bedeutung gewesen. Einer Vorlesung können Hunderte von Hörern gleichzeitig folgen; bei praktischen Übungen kann der einzelne Lehrer nur einer kleinen Zahl von Teilnehmern seine Aufmerksamkeit zuwenden. Hier

Digitized by Google

bedarf der Leiter einer größeren Zahl von Hilfskräften, die nach seinen Anweisungen die Arbeiten überwachen und überall helfend und verbessernd eingreifen. Die Bedeutung dieser Hilfskräfte, die bei der fortschreitenden Arbeitsteilung natürlich auch auf weiten Gebieten der Wissenschaft den Lehrbetrieb selbständig zu führen haben, ist dadurch ganz außerordentlich gestiegen; ohne sie wäre der Hochschulunterricht heute unmöglich. Sie haben daher ein Anrecht auf weitherzige Förderung.

Nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Unterrichts ist die anscheinend fernliegende, viel umstrittene Frage des Kollegiengeldes. Die Mängel dieser Einrichtung, die Erschwerung des Studiums für Unbemittelte, die starke Belastung gerade der lerneifrigsten Schüler, endlich die Ungleichheiten in der Beteiligung der einzelnen Lehrer an dem goldenen Segen, liegen auf der Hand. Man hat daher häufig, so namentlich auch in der jetzigen gärenden Zeit, mit Nachdruck die gänzliche Abschaffung der Kollegiengelder gefordert. Für diesen Ausfall müßte dann natürlich Ersatz geschaffen werden. Die Gehälter der Hochschullehrer sind im allgemeinen so bemessen, daß ein mehr oder weniger erhebliches Einkommen aus Kollegiengeldern vorausgesetzt wird. Fiele dieses fort, so müßten jene entsprechend erhöht werden. Die dazu nötigen beträchtlichen Mittel müßten doch wohl von denen aufgebracht werden, die in erster Linie den Vorteil des Unterrichts genießen. Es ist auch zu bedenken, daß die Wertschätzung einer Einrichtung und damit ihre richtige Ausnutzung durch die Notwendigkeit, zu ihrer Erhaltung beizutragen, gefördert wird. Ob der Gedanke durchführbar ist, die Beiträge der Studierenden in Form einer Pauschsumme oder durch Besteuerung nach dem Vermögen aufzubringen, steht dahin. Die offenbaren Ungleichmäßigkeiten in der Verteilung der Kollegiengelder auf die einzelnen Lehrer werden durch die allmählich den ganzen Lehrkörper erfassende Neuordnung schon wesentlich gemildert; es könnte vielleicht auch mit noch schärferer Erfassung sehr hoher Einkünfte zugunsten der benachteiligten Amtsgenossen vorgegangen werden. Man sollte aber nicht vergessen, daß die Kollegiengelder auch einen gewissen Ansporn für die Lehrtätigkeit bedeuten, und daß diese letztere erfahrungsgemäß ohne jene Einrichtung verkümmert. Endlich ist es klar, daß auch der Zugang zum Lehramte von dem Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage beherrscht wird. Auf Gebieten, die anderweitige lohnende Erwerbsmöglichkeiten gewähren, wird man notgedrungen das Einkommen diesen Bedingungen anpassen müssen, wenn man nicht einer Abwanderung der fähigsten Köpfe Vorschub leisten will.

Mit kurzen Worten darf hier wohl auch die für den Lehrbetrieb nicht ganz gleichgültige Semestereinteilung besprochen werden. Offen zutage liegt der Übelstand, daß unsere beiden Lehrabschnitte sehr verschieden lang sind, ferner, daß ein Teil des Unterrichts gerade in die heißeste Zeit des Jahres fällt. Auch die mangelnde Übereinstimmung zwischen Hoch- und Mittelschulferien wird von vielen Familien sehr störend empfunden. Endlich erscheint die Verschiedenheit des Zeitpunktes der Entlassung von den Mittelschulen in Nord- und Süddeutschland dringend verbesserungsbedürftig. Die vom Preußischen Kultusministerium ausgehende Anregung, zwei gleiche Lehrabschnitte in die ersten und die letzten Monate des Jahres zu legen, würde nach allen diesen Richtungen günstig wirken. Es würden dadurch Verhältnisse geschaffen, wie sie in Dorpat bestanden und sehr angenehm empfunden wurden. Die gegen diese Regelung von verschiedenen Seiten geäußerten Bedenken dürften nicht entscheidend ins Gewicht fallen. Selbstverständlich darf nie außer acht gelassen werden, daß die Pausen im Unterrichte für Lehrer und Schüler

Digitized by Google

nichts weniger als Freizeiten sind, sondern, abgesehen von der nötigen Erholung, nur einer anderen Form der Arbeit dienen. Sie dürfen daher unter keinen Umständen wesentlich verkürzt werden. Man braucht sich nur der Notwendigkeit der sich von Jahr zu Jahr mehr ausdehnenden Ferienkurse zu erinnern, um hier den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Gerade deswegen würde es sich empfehlen, auch im Winter zwischen die beiden Lehrabschnitte eine längere Pause zu legen. Daß es erstrebenswert wäre, den Lehrbetrieb einheitlich zu beginnen und zu schließen und seine Umgrenzung nicht der Willkür des einzelnen zu überlassen, soll nur nebenbei erwähnt werden.

Eine letzte Frage, die hinsichtlich des Lehrbetriebes zu erörtern wäre, ist diejenige nach seiner Ausdehnung. Da der Hochschule die wichtige Aufgabe zufällt, dem Staate die für die verschiedensten Bedürfnisse erforderlichen wissenschaftlichen Kräfte zu liefern, muß sie beim Unterricht an ihre Hörer notwendig hohe Anforderungen stellen. Diese müssen also, damit sie den gebotenen Darlegungen überhaupt folgen können, über ein Mindestmaß von geistiger Reife verfügen, das nur durch den Nachweis einer genügenden Vorbildung gewährleistet werden kann. Es ist jedoch weiterhin mit allen Kräften anzustreben, daß die unermeßlichen geistigen Güter, die unsere Hochschulen zutage fördern und verwalten, in möglichst großem Ausmaße für das allgemeine Wohl nutzbar gemacht werden. Für diesen Zweck sind Einrichtungen nötig, die außerhalb des regelrechten Lehrbetriebes stehen und jeweils den besonderen Bedürfnissen angepaßt sind, deren Befriedigung sie dienen sollen. Wie wir in den Museen aus der Unzahl der aufgespeicherten, zur wissenschaftlichen Verwertung bestimmten Gegenstände Schausammlungen auslesen, die bestimmte Ausschnitte aus dem Gesamtgebiete umfassen, so wird die Lehrtätigkeit der Hochschule neben der planmäßigen Ausbildung der Studierenden auch solche Vorlesungen und Übungen ins Auge zu fassen haben, die nach Form und Inhalt ganz andere Aufgaben zu lösen haben. Nur dadurch, daß sie aus ihrer Abgeschlossenheit heraustritt und ihre belehrenden Anregungen den verschiedensten Kreisen zugänglich macht, wird sie sich diejenige Stellung in der öffentlichen Wertschätzung wieder erringen, die sie einzunehmen berechtigt und verpflichtet ist.

Zunächst wird sie um die wissenschaftliche Fortbildung der bereits im Berufe stehenden ehemaligen Hörer je nach ihrem besonderen Wirkungskreise besorgt sein müssen, indem sie ihnen in knapper Form die neueren Errungenschaften unseres Wissens vorführt und ihnen Gelegenheit gibt, früher gewonnene Kenntnisse aufzufrischen. Weiterhin wird es notwendig sein, die wichtigsten Ergebnisse der einzelnen Forschungsgebiete in geeigneter Auswahl auch solchen Hörern zugänglich zu machen, die einer anderen Bildungsrichtung angehören. Da hier von vornherein eine mehr gemeinverständliche Fassung angestrebt werden muß, wird man den Zutritt jedem Gebildeten und ernsthaft Strebenden gestatten können. Noch volkstümlicher sollten die eigentlichen Volkshochschulkurse gehalten sein, die breiten Schichten einen Einblick in das Getriebe der Wissenschaft zu vermitteln bestimmt sind. Diese Art des Unterrichts, die bereits eine bedeutende Ausdehnung gewonnen hat, ist offenbar von der allergrößten Wichtigkeit für die Verbreitung der Bildung wie für die Annäherung der einzelnen Volksschichten aneinander. Durch sie allein kann sich die Hochschule ihren Rang als allgemeine und unentbehrliche Bildungsstätte und ihre Führerrolle in der geistigen Entwicklung des Volkes dauernd bewahren. Gerade für die jüngeren Lehrkräfte ist hier ein Feld fruchtbringender Tätigkeit gegeben, für dessen Bebauung sie allerdings auch entsprechend entlohnt werden sollten, selbstverständlich in der Hauptsache aus öffentlichen Mitteln.

Digitized by Google

Neben der dem unmittelbaren Nutzen des Staates dienenden Lehrtätigkeit tritt die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung an unseren Hochschulen wesentlich zurück. Und doch ist gerade sie durchaus entscheidend für unser gesamtes geistiges Leben. Abgesehen davon, daß die Forschung der Quell ist, aus dem alle überlieferte Wissenschaft entspringt, vermag auch nur die Teilnahme an ihr den Lehrer wie den Schüler über die trockene Erledigung der vorgeschriebenen Pflichtarbeit zu erheben und ihnen jene Frische der Seele zu erhalten, ohne die der Lehrbetrieb zur öden Paukerei wird. Die Lehrstätten müssen darum notwendigerweise zugleich Stätten der Forschung sein. Das unseren Hochschulen hier sich eröffnende Betätigungsgebiet ist unermeßlich. Die Hilfsmittel und Einrichtungen aber, die ihnen für seine Bearbeitung zur Verfügung stehen, müssen im Verhältnisse zur Größe der Aufgabe kümmerlich genannt werden. Vor allem wird dem Gelehrten, der zugleich Hochschullehrer ist, durch die umfangreiche Lehrpflicht und die damit verknüpfte Prüfungsarbeit der größte Teil seiner verfügbaren Zeit genommen. In den ihm verbleibenden kargen Freistunden kommt er unmöglich zu jener inneren Ruhe und Sammlung, die zur Verfolgung weitausschauender wissenschaftlicher Pläne unerläßlich ist. Er muß seine Forschertätigkeit vor allem in die Ferien verlegen, die nach einem Scherzworte immer wieder unliebsam durch das Semester unterbrochen werden. Endlich fehlen ihm regelmäßig die zahlreichen eingearbeiteten Hilfskräfte, ohne die heute die Lösung großer Aufgaben undenkbar ist; er könnte sie auch gar nicht beschäftigen, da er durch immer neu sich aufdrängende Pflichten von der Forschung abgezogen wird.

Diese schon heute drückend empfundenen Schwierigkeiten werden im Laufe der Zeit fortschreitend anwachsen, da mit der zunehmenden Arbeitsteilung die Anforderungen an die Forschertätigkeit naturgemäß steigen. Wir stehen also vor der Notwendigkeit, für die Forschung auf der Hochschule in irgendeiner Form freieren Spielraum und größere Hilfsmittel zu gewinnen, wenn wir nicht gerade die hervorragenden Forscher an den Lehrstätten verkümmern lassen oder verlieren wollen. Unter allen Umständen müssen wir verhüten, daß Forschung und Lehre grundsätzlich voneinander getrennt werden. Wie ein reiner Lehrbetrieb ohne selbständige wissenschaftliche Arbeit rasch verflachen, erstarren und seine höchste bildende Kraft verlieren würde, so bedarf auch die Forschung der Beziehungen zum Unterricht und zur lernbegierigen Jugend, aus denen ihr fortdauernd reiche Anregungen zufließen. Ohne den Zusammenhang mit den allgemeinen Bildungsstätten und ihren auf die Förderung des gesamten geistigen Lebens gerichteten Zielen läuft die Forschung zudem Gefahr, sich zu zersplittern und in unfruchtbare Einzelheiten zu verlieren.

Aus diesen Gründen gibt es keinen andern Weg, die überragende Stellung unserer Hochschulen zu erhalten, als die Eingliederung von eigenen Forschungsanstalten. Leider ist nicht zu erwarten, daß der Staat gewillt und imstande sein wird, die sehr bedeutenden Opfer zu tragen, die eine solche Entwicklung erfordert. Wir werden vielmehr hier im wesentlichen auf die Einsicht und das Wohlwollen der besitzenden Kreise angewiesen sein, die bereit sind, durch Stiftungen den Fortschritt der Wissenschaft zu fördern. Nach und nach könnten so, wie es etwa das Beispiel Leipzigs zeigt, in den vorhandenen Rahmen eine Reihe von Anstalten eingefügt werden, die lediglich der Forschung dienen, jedenfalls nicht durch die staatlichen Anforderungen an einen regelrechten Lehrbetrieb für die Masse der Studierenden belastet sind. Selbstverständlich würden solche Anstalten nicht wahllos für alle möglichen Wissensgebiete, sondern jeweils für solche Fragen errichtet werden, deren Lösung be-

Digitized by Google

sonders wichtig oder aussichtsreich erscheint. Auch würden nicht alle Hochschulen die gleichen Forschungen in Angriff nehmen, sondern es würde sich eine Arbeitsteilung als zweckmäßig erweisen, so daß die eine Hochschule diesen, die andere jenen Zweig der Forschertätigkeit besonders pflegen würde.

Die Leitung kleinerer Forschungsanstalten könnte vielfach in den Händen der vorhandenen Hochschullehrer bleiben. Der Fortschritt bestände hier darin, daß diesen Gelehrten eine Reihe von Hilfskräften und reichere Mittel zur Verfügung gestellt würden, die ihnen gestatten, ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit neben dem Lehramte fruchtbarer zur Geltung zu bringen. Außerdem aber werden wir für die wichtigeren Forschungsgebiete auch selbständige Anstalten erstreben müssen, deren Leiter ihre volle Kraft der wissenschaftlichen Arbeit zu widmen hätten, wenn auch eine eng umgrenzte Lehrtätigkeit in der Behandlung von Einzelfragen für angehende Gelehrte nicht ausgeschlossen werden darf.

Wer um sich schaut, weiß, daß Lehr- und Forscherbegabung häufig voneinander getrennt sind. So mancher bedeutende Gelehrte gelangt heute nicht auf den Lehrstuhl, weil ihm die Fähigkeit zum Unterrichten abgeht. Für solche, unter Umständen äußerst wertvolle Persönlichkeiten müssen wir an unseren Hochschulen Raum schaffen. Es ist indessen unbestreitbar, daß gerade die Lehrtätigkeit eine ungemein wertvolle Vorbereitung für die Forscherarbeit bildet. Die Notwendigkeit, die eigenen Gedanken in klare, lehrbare Formen zu bringen, sodann aber ein größeres Wissensgebiet gleichmäßig zu beherrschen, bewahrt den Forscher vor Irrwegen und Einseitigkeiten. Es ist daher wünschenswert, auch solchen Gelehrten den Übergang zur reinen Forschertätigkeit zu ermöglichen, die vorher längere Zeit im Lehrbetriebe gestanden haben. Das erscheint um so wichtiger, als der Massenunterricht wegen seiner Eintönigkeit im Laufe der Jahre leicht einen gewissen Überdruß erzeugt und dann besser jüngeren Kräften übertragen wird, für die er noch den Reiz der Neuheit hat. Es sollte daher denjenigen Hochschullehrern, die ausgeprägte Forschereigenschaften haben, auf ihren Antrag noch in jüngeren oder doch mittleren Jahren die Möglichkeit geboten werden, ihre Lehrtätigkeit auf besondere Einzelfragen einzuschränken und sich vorwiegend der Forscherarbeit zu widmen. Zu diesem Zwecke sollten an jeder Hochschule eine Anzahl von Forschungsprofessuren geschaffen werden, die im übrigen den Lehrprofessuren gleichzustellen wären. Jedenfalls muß mit allen Mitteln verhindert werden, daß die wissenschaftliche Forschung in Anstalten abwandert, die nicht in engster Verbindung mit den Hochschulen stehen.

Stärker, als die Fragen des Lehrbetriebes und der Forschung, hat die Verfassung der Hochschulen in jüngster Zeit die Gemüter erregt. Daß die Selbstverwaltung aufrechterhalten und ausgebaut werden soll, wird wohl von allen Beteiligten erstrebt; es erscheint in der Tat nicht zweckmäßig, in das äußerst empfindliche innere Leben der Hochschulen von außen her einzugreifen. Die geschichtlich gewordenen Einrichtungen sind gewiß nicht immer vollkommen, aber sie sollten nur von denen weiter entwickelt werden, die ganz in den Geist der wissenschaftlichen Lehrstätten eingedrungen sind und ohne Nebenziele lediglich ihr Gedeihen im Auge haben. Organe der Selbstverwaltung sind heute der Rektor, der Senat und die Fakultäten. Es wird zu prüfen sein, wie weit sie in ihrer jetzigen Form ein gesundes Gedeihen unserer Hochschulen zu gewährleisten vermögen.

Da der Rektor an unseren Hochschulen nur für ein Jahr gewählt wird, kann er eine entscheidende Tätigkeit in der Selbstverwaltung nur ausnahmsweise ausüben. Seine Amtszeit ist zum mindesten an größeren Hochschulen viel zu kurz, um ihm eine völlige Beherrschung seines Wirkungskreises zu gestatten. Er

Digitized by Google

bleibt dauernd in hohem Grade abhängig von der vorhandenen Überlieferung, sowie von seinen seßhafteren und eingeweihteren Untergebenen und Amtsgenossen. Zudem pflegt er durch mancherlei mehr äußerliche, zeitraubende und lästige Pflichten stark in Anspruch genommen zu werden. So kann es kommen, daß er vielfach weniger eine Stütze als eine Zierde der Hochschule darstellt. Dieser Mangel an innerer Bedeutung bringt es mit sich, daß bei der Wahl des Rektors oft die für die Verwaltung wichtigen Eigenschaften der Persönlichkeit weniger maßgebend sind, als das Dienstalter und der regelmäßige Wechsel der Fakultäten, allenfalls auch die Fähigkeit, die Hochschule würdevoll zu vertreten.

Soll, was sicherlich erstrebenswert ist, die Bedeutung des Rektors gehoben werden, so wird dazu eine Verlängerung seiner Amtsdauer auf mindestens 3 Jahre erforderlich sein. Freilich dürfte unter den heutigen Verhältnissen kein Hochschullehrer dazu bereit sein, diese ehrenvolle Bürde für so lange Zeit auf sich zu nehmen. Man würde eine solche Neuordnung nur dann durchführen können, wenn zugleich der Rektor bedeutend entlastet würde, zunächst etwa durch die Entbindung von großen Vorlesungen. Ferner wäre die Ablehnung aller rein äußerlichen Verpflichtungen, endlich aber die Schaffung von einigen Beiräten ins Auge zu fassen, die verschiedene Gebiete des Verwaltungskreises selbständig zu bearbeiten und die Entscheidungen vorzubereiten hätten. Es wird wohl überall möglich sein, aus dem Lehrkörper die für einen solchen Verwaltungsrat geeigneten Kräfte herauszufinden, die natürlich ebenfalls eine längere Amtsdauer haben müßten. Mit ihrer Hilfe würde der Rektor bei Beschränkung auf die sachlichen Aufgaben des Amtes ohne allzu großen Zeitaufwand imstande sein, die Geschäfte der Hochschule wirklich zu leiten; das Rektorat würde aufhören, im wesentlichen eine Ehrung für verdiente Gelehrte zu sein. Als Ausgleich für die erzwungene Abkehr von der wissenschaftlichen Tätigkeit könnte dem scheidenden Rektor jeweils ein anschließender halb- oder ganzjähriger Urlaub gewährt werden. Besonders geeignete Männer sollten nach einer Zwischenpause möglichst wiedergewählt werden, da es weniger darauf ankommt, jedem älteren Mitgliede des Lehrkörpers der Reihe nach den Zutritt zum Rektorate zu verschaffen, als die Leitung der Hochschule dauernd in zuverlässige, tatkräftige Hände zu legen.

Wenn der Rektor mit seinen Beiräten die Hochschule tatsächlich regiert, wird sich die Aufgabe des Senates in dem Sinne ändern müssen, daß er dem Verwaltungsrate gegenüber die Wünsche und Meinungen des gesamten Lehrkörpers zur Geltung bringt. Zu diesem Zwecke wird er Vertreter nicht nur der engeren Fakultäten, sondern auch der übrigen Hochschullehrer in sich schließen müssen, die nach einem bestimmten Verhältnisse von der Gesamtlehrerschaft zu wählen wären. Im Laufe der Zeit wird man diese Wahlen wohl auch ganz freigeben können. Dabei besteht allerdings die Gefahr, daß die reiferen und besonneneren Mitglieder des Lehrkörpers durch die an Zahl immer anwachsenden jüngeren und unerfahrenen Wähler überstimmt würden. Man wird jedoch darauf vertrauen dürfen, daß die geistige Macht hervorragender Männer im allgemeinen stark genug sein wird, solchen Gefahren zu begegnen. Überdies sollte dem Verwaltungsrate ein solches Maß von Selbständigkeit gewährt werden, daß er sich übereilten und bedenklichen Beschlüssen nicht ohne weiteres zu beugen braucht. Selbstverständlich würde auch die Oberaufsicht des Staates hier regelnd eingreifen können, mindestens soweit es sich um die Gewährung und Verwendung von Geldmitteln handelt.

Die dritte Staffel der Selbstverwaltungskörperschaften bilden die Fakultäten. Sie haben einerseits die besonderen Angelegenheiten ihres Geschäfts-

Digitized by Google

bereiches zu regeln, andererseits auch in allgemeinen Hochschulfragen Stellung zu nehmen, um ihren Vertretern im Senate entsprechende Weisungen geben zu können. Bei der wachsenden Bedeutung, die den bisher nicht der engeren Fakultät angehörenden Hilfslehrkräften zukommt, wird ihre regelmäßige Heranziehung zu den Verwaltungsgeschäften ins Auge gefaßt werden müssen. Sie ist auch notwendig, um dem weitverbreiteten, im wesentlichen unbegründeten Mißtrauen gegen die Fakultäten entgegenzuwirken und die dringend nötige innere Einigkeit des Lehrkörpers zu stärken. Allerdings geht dabei eine wesentliche Eigenschaft der bestehenden Fakultäten verloren, ihre Zusammensetzung aus völlig gleichberechtigten und voneinander unabhängigen Personen. Daß gerade dieser Umstand die Sachlichkeit der Beratungen besonders gefördert hat, wird jeder Kenner bestätigen müssen. Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß die Unabhängigkeit der Fakultätsmitglieder ihnen in den Sonderfragen ihres Faches eine große Machtvollkommenheit gewährt, da niemand ihnen darin ohne zwingende Gründe entgegentritt, um sich nicht bei anderem Anlasse unliebsamer Einmischung in die eigenen Angelegenheiten auszusetzen.

Leider scheinen die Erfahrungen, die man anderwärts durch reichliche Eingliederung von Hilfslehrkräften in die Fakultäten gemacht hat, sehr unerfreulich zu sein. Die Gefahr der inneren Reibungen, der Gruppenbildungen, der unsachlichen Strebungen dürfte sich wesentlich steigern. Ihr kann bis zu einem gewissen Grade dadurch begegnet werden, daß die Zuwahl zur engeren Fakultät durch die Gesamtheit der beteiligten Hochschullehrer erfolgt, daß also die Gewählten nicht etwa Vertrauensmänner bestimmter Gruppen darstellen. Sie dürfen nicht gebunden sein, im Sinne von Auftraggebern zu stimmen und darüber Rechenschaft abzulegen, und sie müssen zur Geheimhaltung der Verhandlungen, soweit sie für notwendig erachtet wird, ebenso streng verpflichtet sein wie die übrigen Mitglieder der Fakultät. Daß ihre Mitwirkung bei Berufungsfragen wegen der dabei mitspielenden lebhaften Gemütsbedürfnisse auszuscheiden hat, wird wohl allgemein zugegeben.

Wächst der Umfang der Fakultät über ein gewisses, schon jetzt fast überall erreichtes Maß hinaus, so werden geschäftliche Verhandlungen außerordentlich erschwert. Die Zuziehung einer größeren Zahl weiterer Mitglieder wird daher notwendig zur Bildung von Ausschüssen führen, denen die Bearbeitung einzelner Angelegenheiten übertragen werden muß. Auch dieser Umstand wird wohl dazu beitragen, die Unzuträglichkeiten zu verringern, die durch die Teilnahme jüngerer, vielfach noch wenig erprobter Persönlichkeiten an den Fakultätsgeschäften voraussichtlich herbeigeführt werden. Ob unter diesen Verhältnissen die Beibehaltung der sogenannten weiteren Fakultät noch von Wert ist, wird die Erfahrung lehren. Ich will nicht verhehlen, daß mir persönlich der Ausbau dieser letzteren Einrichtung neben der bestehenden engeren Fakultät weit zweckmäßiger erscheinen würde, als eine weitgehende Umbildung der jetzigen Einrichtungen. Es wird doch zu leicht vergessen, daß heute die Mitglieder der Fakultät, besonders in den größeren Hochschulen, eine sorgsame Auslese vielfach bewährter, mit den Bedürfnissen und Überlieferungen ihres Amtes innig vertrauter Männer darstellen, was für den in Aussicht genommenen Zuwachs keineswegs immer zutrifft. Wenn es einen anderen Weg gibt, den natürlichen Wunsch der Hilfslehrkräfte nach Teilnahme an den Geschäften zu befriedigen, als die Zerstörung einer festgefügten, einheitlich zusammengesetzten Körperschaft, die bisher das Rückgrat unserer Hochschulverfassung gebildet hat, so sollte man ihn beschreiten. Die Übertragung einer Reihe von allgemeineren Angelegenheiten an die große Gemeinschaft der Fakultätsangehörigen zur Beratung und Beschlußfassung könnte diesem Zwecke dienen.

Digitized by Google

Mit besonderer Lebhaftigkeit ist in jüngster Zeit auch die Forderung nach einem Mitbestimmungsrecht der Studierenden in Senat und Fakultät erhoben worden. Ohne Zweifel gibt es eine Reihe von Verwaltungsangelegenheiten, bei deren Regelung die Mitarbeit unserer jungen Kampfgenossen erwünscht, ja notwendig erscheint. Dahin gehören das Stipendienwesen, die Studienordnung, die Hochschulbücherei, die Wohlfahrtseinrichtungen, vielleicht auch die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung an der Hochschule. Wo derartige Fragen zur Beratung stehen, wird man berufenen Vertretern der Studentenschaft unbedenklich die Mitwirkung zugestehen dürfen. Dagegen wäre es ein schwerer Mißgriff, allgemein die Studierenden zur Verwaltung der Hochschule mit heranzuziehen. Ganz abgesehen von der mangelnden Reife und Erfahrung, fehlt ihnen vor allem die Seßhaftigkeit, die allein das Einarbeiten in die bestehenden Verhältnisse, die Berücksichtigung der Überlieferungen und damit die Stetigkeit der Entwicklung gewährleistet. Mit Recht betrachten wir als einen großen Vorzug unseres deutschen Hochschulwesens die Freizügigkeit der Studierenden, die ihnen den Einblick in die verschiedensten Wissenschaftsbetriebe ermöglicht. Gerade sie bedingt jedoch einen fortwährenden unruhigen Wechsel in der Vertreterschaft der Lernenden. Dazu kommt die Gleichgültigkeit und Schwerfälligkeit der Massen, die nur zu leicht einzelnen Strebern und Schreiern ungebührlichen Einfluß zu gewinnen gestattet. Aber auch sonst ist immer zu bedenken, daß ein Student nur wenige Jahre der Hochschule angehört und daher weder die Befähigung noch das Recht in Anspruch nehmen kann, in der Verwaltung ihrer Einrichtung Männern gleichgestellt zu werden, die für ihr ganzes Leben mit ihr verknüpft sind.

Wenn die „universitas literarum“ ursprünglich alle wissenschaftlichen Bestrebungen umfaßte, so hat die weitere Entwicklung zu vielfachen Abspaltungen geführt. Man kann diese Tatsache bedauern, wird sie aber schwerlich rückgängig machen können. Sie ist eine Folge der unaufhaltsam fortschreitenden Arbeitsteilung, die nach neuen Betriebsformen und Einrichtungen drängt. Wollte man heute alle inzwischen entstandenen Hochschulen wieder mit den Universitäten vereinigen, so würden Riesenanstalten entstehen, deren Teile zwar äußerlich verknüpft wären, aber keine rechte Lebensgemeinschaft darstellen würden. Pflegt doch ohnedies an den großen Universitäten das innere Band zwischen den verschiedenen Wissenschaftsbetrieben wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Bedürfnisse, Ziele und Voraussetzungen ein sehr lockeres zu sein. Trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten werden wir aber mit größtem Nachdrucke an einer Gemeinschaft aller wissenschaftlichen Bestrebungen arbeiten müssen. Was sämtliche Hochschulen eint, ist die Erzeugung geistiger Werte und die Aufgabe höchster Ausbildung unseres Volkes. Mag daher auch jedes einzelne Arbeitsgebiet sich die ihm notwendigen besonderen Bedingungen und Einrichtungen schaffen, so sollten doch alle sich in gemeinsamen Fragen eng und stark zusammenschließen. Jede Wissenschaft bedarf vor allem der Freiheit. Diese können wir ihr gegenüber immer wieder auftauchenden feindseligen und mißgünstigen Strebungen nur erhalten, wenn die Gemeinschaft aller Hochschulen sie mit unerschütterlicher Entschlossenheit schützt.

Die Verschiedenheit der örtlichen Bedingungen hat naturgemäß dazu geführt, daß die einzelnen Hochschulen sich nicht gleichmäßig entwickelt haben. Vor allem bestehen gewaltige Unterschiede in ihrer Größe. Daraus ergeben sich für den Unterricht ganz verschiedenartige Verhältnisse, enge persönliche Fühlung zwischen Lehrer und Schülern bei bescheidenen Lehrmitteln hier, Massenbetrieb in reich ausgestatteten Arbeitsstätten dort. Diese Ungleichheiten können wir

Digitized by Google

nicht beseitigen; sie sollten vielmehr zielbewußt ausgenutzt werden. Die kleinen Hochschulen sind unersetzlich für den Anfänger, der noch auf Schritt und Tritt die Unterstützung des Lehrers braucht und schon mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln auskommt. Dagegen sollten die großen Hochschulen namentlich von den reiferen und vorgeschritteneren Studierenden aufgesucht werden, die schon selbständig ihren Weg zu gehen vermögen und von den günstigeren Arbeitsbedingungen vollen Nutzen ziehen.

Mir scheint überhaupt, daß die durch die Bedürfnisse des Staates geforderte Gleichmäßigkeit in der Ausstattung und den Zielen der Hochschulen zweckmäßig durch eine gewisse Anpassung an die eine oder andere Sonderaufgabe gemildert werden sollte. Ansätze dazu lassen sich schon in der bisherigen Entwicklung erkennen. Es gibt Hochschulen, die besonders das Gebiet der Medizin oder der Naturwissenschaften pflegen, andere, die in den Rechtswissenschaften, in der Mathematik, in den Sprachwissenschaften oder in der Philosophie ihre Stärke haben. In der Regel wird diese Eigenart durch die glückliche Berufung einzelner hervorragender Forscher und Lehrer bestimmt, die auf andere bedeutende Fachgenossen anziehend wirken und naturgemäß auch die reichere Ausstattung mit Lehrmitteln aller Art herbeiführen. Es wäre zu erwägen, ob nicht diese Sondereinstellung einzelner Hochschulen auf bestimmte Wissenschaftsgebiete planmäßig gefördert werden sollte, um einer zu großen Zersplitterung der Kräfte vorzubeugen. Die Angliederung von Forschungsanstalten mit ihren umgrenzten Aufgaben wäre dafür ein geeignetes Mittel.

Daß unsere Hochschulen zunächst zur geistigen Förderung unserer Volksgenossen bestimmt sind, bedarf keiner weiteren Darlegung. Dennoch würde es nicht zweckmäßig sein, sie *Ausländern* gänzlich zu verschließen. Abgesehen davon, daß die Wissenschaft keine Landesgrenze kennt, bringt die Berührung mit fremden Studierenden mannigfache wertvolle Anregungen für Lehrer und Studiengenossen. Endlich aber ist die wissenschaftliche Erziehung auch ein wichtiges Mittel zur Gewinnung politischen Einflusses, das namentlich von unseren westlichen Nachbarn zielbewußt mit größter Tatkraft und Geschicklichkeit gehandhabt worden ist. Auch uns hat die deutsche Wissenschaft so manche schätzbaren Gemütsbeziehungen bei denen verschafft, die mit ihr in nähere Berührung gekommen sind. Es ist jedoch selbstverständlich, daß wir ausländische Gäste an unseren Hochschulen nur dann willkommen heißen können, wenn ihre Heimatländer auch unseren Studierenden Gastfreundschaft gewähren, und nur in demjenigen Umfange, den die vordringliche Befriedigung der Bedürfnisse unserer Volksgenossen gestattet. Endlich ist zu betonen, daß jeder Ausländer, da er nicht durch Steuern zur Erhaltung unserer Hochschulen beiträgt, angemessen hohe Zuschüsse leisten muß, wenn er von ihren Einrichtungen Gebrauch machen will. Jedenfalls werden wir Vorsorge treffen müssen, daß nur die wissenschaftlich tüchtigsten und strebsamsten Ausländer bei uns Aufnahme finden und der unerfreuliche Schwarm derer ferngehalten wird, die es lediglich aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen zweckmäßig finden, einige Zeit einer deutschen Hochschule anzugehören.

Sollen wir zum Schlusse noch kurz der Stellung der Hochschulen zum *Staate* gedenken, so läßt sich alles Notwendige in die kurze Formel zusammenfassen, daß die Wissenschaft und ihre Lehre unbedingt frei sein müssen. Die Beschäftigung mit höherer Geistesarbeit erscheint der Menge nur zu leicht als Liebhaberei, für die der Staat keine übermäßigen Opfer bringen sollte. In Wirklichkeit ist sie für jedes große Gemeinwesen eine Lebensnotwendigkeit, und ganz besonders das deutsche Volk verdankt nicht zuletzt seinen wissenschaftlichen

Digitized by Google

Leistungen seine Stellung in der Welt. Wir dürfen daher verlangen, daß der Staat das Hochschulwesen in seinem eigensten Interesse mit allen Kräften fördert. Allerdings wird man darauf nur insoweit mit Sicherheit rechnen können, wie die Bedürfnisse des Staates nach geistiger Ausbildung seiner Bürger sich unmittelbar geltend machen. Große Geldmittel für rein wissenschaftliche Zwecke werden einer Volksvertretung angesichts der zahllosen drängenden Forderungen des Tages immer nur schwer und in unzulänglichem Maße abzuringen sein. Hier werden wir die Einsicht und die Hilfsbereitschaft einzelner, die in England, Frankreich und namentlich in Amerika so Großes geschaffen hat, je länger je mehr heranziehen müssen. Keine Förderung der wissenschaftlichen Anstalten, sie komme, woher sie wolle, darf aber durch die Einräumung irgendeines unsachlichen Einflusses auf Forschung und Lehre erkauft werden. Jeder Versuch, den Betrieb der Hochschulen in irgendeine bestimmte Richtung zu drängen, muß ohne weiteres alle Vertreter der Wissenschaft einmütig zur Abwehr bereit finden, da sein Gelingen ihren Untergang bedeuten würde. Daß es an solchen Versuchen von den verschiedensten Seiten nicht fehlt, bedarf keiner besonderen Darlegung. Freilich ist die höfische Beeinflussung fortgefallen; wir werden nicht mehr durch Orden und Titel „ausgezeichnet", sondern haben nur noch das natürliche Recht, uns selber auszuzeichnen. Ob jedoch in der neuen Zeit auch der Druck politischer und religiöser, namentlich aber wirtschaftlicher Strömungen ausbleiben wird, ist mehr als zweifelhaft.

Die wissenschaftliche Forschung ist ein ungemein zartes Getriebe; sie kann nur gedeihen in freier persönlicher Eigenart. Jedes Eingreifen fremder Mächte, jede Bevormundung läßt sie verkümmern. Muß der Gelehrte daher zum Gedeihen des großen Menschheitswerkes, das seinen Händen anvertraut ist, völlige geistige Unabhängigkeit fordern, so werden wir von ihm andererseits äußerste Anspannung und Ausnutzung aller seiner Kräfte im Dienste der Wissenschaft und strenge Selbstzucht verlangen dürfen, die nur das große Ziel der Mehrung unseres Wissens und keine Nebenrücksichten kennt. Zu der äußeren Freiheit muß sich die noch weit wichtigere innere Freiheit von Vorurteilen, Menschenfurcht und eigensüchtigen Strebungen gesellen, wenn der Gelehrte ein echter Priester der Wahrheit sein soll. Bei der fortschreitenden Arbeitsteilung und der steten bohrenden Vertiefung in die unendlichen Aufgaben der Forschung wird eine gewisse Einseitigkeit der geistigen Veranlagung und Entwicklung nicht zu vermeiden sein, aber sie wird unbedenklich, ja besonders fruchtbar, wenn sie in einer innerlich gefestigten und ausgeglichenen Persönlichkeit verankert ist.

Wer einen Weg sucht, muß ein Ziel vor Augen haben. Wohin er dann in jedem Augenblicke seinen Fuß zu setzen hat, läßt sich nur in großen Umrissen vorausbestimmen, aber die allgemeine Richtung kann man doch für einige Zeit festlegen. Mit dieser Aufgabe müssen wir uns heute beschäftigen; ihre Lösung wird aus dem Widerstreite der Meinungen gewonnen werden. Notwendig ist es aber, daß hier diejenigen führen, die durch berufsmäßige Mitarbeit an dem Wunderbau der Wissenschaft mit ihren Lebensbedingungen innig vertraut sind, damit nicht täppische oder böswillige Hände seine Grundlagen zerstören. Sie müssen aber nicht nur die klare Erkenntnis des Zweckmäßigen und Notwendigen, sondern auch den festen Willen haben, das Erstrebenswerte unbeirrt durch Ablenkungen und Widerstände in die Tat umzusetzen. Gelingt es, die Vertreter des Forscherberufes zur freudigen und entschlossenen Mitarbeit an der sachgemäßen Ausgestaltung unseres Hochschulwesens zusammenzufassen, so kann der Erfolg nicht zweifelhaft sein, denn der einmütige Wille aller Vorkämpfer der Wissenschaft ist die größte und unwiderstehlichste Kulturmacht auf Erden.

Digitized by Google

Innerster Aufbau.

Es ist eine Eigentümlichkeit unserer zeitungsschreibenden und zeitungslesenden Zeit, daß gewisse Worte, die ursprünglich einen guten Sinn gehabt haben, so andauernd gebraucht und wiederholt werden, daß sie für den Schreibenden zur leeren Formel, für den Lesenden zum Ekel werden. So geht es mir mit der Rede vom innern Aufbau. Er ist ganz sicher notwendig, aber es fragt sich, ob jetzt schon die Zeit gekommen ist, daran zu denken und, wichtiger, ob die Vorbedingungen vorhanden sind, die ihn allein ermöglichen können. Und da muß ich nach beiden Richtungen hin leider mit einem Nein antworten. Was heute unter dieser Formel sich verbirgt, ist doch nur eine Fortsetzung des Weges, den wir leider hinter der Front während des Krieges betreten haben. Wir suchten bestimmte technische Schwierigkeiten durch bestimmte organisatorische Maßnahmen zu beheben, Kriegsgesellschaften wurden gegründet, wirtschaftliche Ämter eingerichtet und darüber wurde das Eigentliche und Wesentliche mehr und mehr aus den Augen verloren, nämlich dem deutschen Volke und zwar jedem einzelnen in demselben, immer wieder in die Seele zu schieben, daß es sich hier um einen Kampf um Sein und Nichtsein handle; man blieb auf der vorletzten Stufe stehen, man organisierte den sozialen Körper, man organisierte nicht die individuelle Seele. Eine alte Freundin von mir pflegte zu sagen, daß sie es immer für wahr gefunden habe, daß jeder im Leben das bekäme, was er sich wirklich wünsche. So ist es auch in diesem Kriege gewesen: unsere Feinde haben von nichts als dem Siege gesprochen, sie haben den Sieg bekommen, wir haben von nichts als Frieden gesprochen und wir haben den Frieden bekommen. Und zwar den Frieden, genau wie wir ihn gewollt haben, nämlich als Verständigungsfrieden, denn es läßt sich nicht leugnen, daß wir in Versailles von den Friedensbedingungen verständigt worden sind. Dem gegenüber kommt es wenig in Betracht, daß inhaltlich die Friedensbedingungen vielleicht nicht ganz so ausgefallen sind, wie man es sich in Unkenntnis der wirklichen Sachlage vorgestellt hatte, die Situation als Ganzes entspricht durchaus dem, was bei der Art unserer inneren Organisation zu ermöglichen war. Sie war eben keine innerste Organisation gewesen.

Wir müssen uns hüten, denselben Fehler noch einmal zu machen. An den inneren Aufbau zu gehen, ohne den innersten zu berücksichtigen. Und da entsteht nun die Frage, wie dieser innerste Aufbau zu geschehen hat und ob die Vorbedingungen bereits vorhanden sind, ihn in Angriff zu nehmen.

Es wird gut sein, daß wir uns hier historisch orientieren und die nächsten Parallelen, die sich uns darbieten, sind das Verhalten Preußens 1806—13 und das der Franzosen von 1870—1914. Die Analogie mit dem Preußen von 1806 ist unzutreffend. So schwer getroffen auch der preußische Staat auf militärischem Gebiete durch das überlegene Genie Napoleons war, so waren doch die staatlichen Gefüge unverändert geblieben und es konnte, weil diese staatliche Struktur selbstverständlich weiter funktionierte, sofort unter den größten Gesichtspunkten mit dem innersten Aufbau begonnen werden. Das berühmte Manifest Friedrich Wilhelms III. über die Errichtung der Universität Berlin, Fichtes Reden an die deutsche Nation, die Wirksamkeit von Steffens und Schleiermacher sind Daten, an die nur erinnert zu werden braucht. Diese Männer hatten es nicht leicht, man mag bei Marwitz nachlesen, welche Widerstände von höchst ehrenhafter Seite sich ihnen entgegenstellten — von den französisch Gesinnten ganz zu schweigen — aber die Arbeit konnte in Angriff genommen werden, weil es sich nur darum han-

Digitized by Google

delte, einen neuen Geist in die alten Formen einzufügen und diese Formen erwiesen sich kräftig genug, um den Geist ertragen zu können, ohne zu zerspringen.

Wir stehen heute erheblich ungünstiger. Wir haben, wie die Franzosen 1870, im Angesicht des Feindes unsere bisherige Staatsverfassung geändert, alle Kräfte, die das Preußen von 1806—13 einheitlich zusammenfassen konnte, sind gegeneinander entfesselt worden, und die Aufgabe, neue Organisationen zu schaffen unter dem Druck einer fast übermenschlichen Belastung durch die Gegner, ist kaum beginnenden staatlichen Neubildungen gestellt worden, die es auch schon unter normalen Verhältnissen schwer genug gehabt haben würden, sich durchzusetzen. Dies alles weist auf das Beispiel von 1870 hin. Aber dies Beispiel ist an einem sehr wesentlichen Punkte von unserer Lage abweichend. Die neue französische Regierung eines Gambetta und Thiers hatte sich als das „gouvernement de la défense nationale" eingeführt; mit unerhörter Energie hatte sich namentlich Gambetta auf die Reorganisation des Heeres geworfen, immer neue Armeen hatte er aus dem Boden gestampft und wenn auch seine Riesenanstrengungen, Frankreich zum Siege zu führen, nicht geglückt waren, so stand es doch beim Friedensschlusse militärisch furchtbarer da, als nach der Schlacht von Sedan. Das machte sich beim Friedensschluß geltend. Bei uns war die Revolution entschieden mehr sozial, als national orientiert. Sie war antimilitaristisch, ihr erstes Bestreben war, das Heer zu demobilisieren; damit daß die Waffen ins Volk kamen, hörten wir auf, ein Volk in Waffen zu sein. Der große nationale Elan, der Frankreich über die Katastrophe von 1870 hinweghalf, ist bei uns nicht vorhanden, die neuen Formen können nicht von dem früheren Geist Bestand und Kräftigung erwarten.

Denn das muß ausgesprochen werden: es ist in unserm Volk als solchem von irgendwelcher nationalen Ergriffenheit über die Schmach des Friedens, über das Los der den Feinden überlassenen deutschen Brüder in Ost und West keine Rede. Vielleicht sind wir zu sehr physisch ausgehungert worden, als daß unsere Seele Kraft für solche Gedanken hätte, jedenfalls wird niemand, der die gedankenlose und oft rohe Genußsucht unseres Volkes in dieser Zeit mitangesehen hat, sich über den Tatbestand irgendwelche Illusionen machen können. Es kommt dazu, daß viele auf die brennende nationale Wunde irgendein Trostpflästerchen zu kleben vermögen. Westpreußen und Posen sind verloren, aber das Dreiklassenwahlrecht hat aufgehört, unsere Weltstellung ist dahin, aber wir sind eine Republik, der deutsche Name ist verachtet in der Welt, aber das protestantische Kaisertum sind wir los, persönliche Freiheit und Eigentum sind dauernd gefährdet, aber das Frauenstimmrecht ist durchgesetzt.

Wo sollen, bei solcher Sachlage, die Möglichkeiten für den innersten Aufbau herkommen? Ich sehe hier nur eine, aber auf diese glaube ich nach allgemeinen psychologischen Gesetzen bauen zu können, sie liegt in den Wirkungen, die der Friede mit Notwendigkeit auslösen muß. Es läßt sich nicht leugnen, daß in gewisser Hinsicht dieser Friede auch psychologisch als ein Meisterstück betrachtet werden kann. Man möchte an die Zuziehung eines tüchtigen Psychologen zu den Ententeberatungen glauben. Jedenfalls ist der Satz, daß über ein gewisses Maß Schmerzen und Qualen nicht mehr empfunden werden, hier mit vollendeter Meisterschaft angewendet worden. Da uns einfach alles genommen wurde, so konnte die ganze ungeheure Summe der Erniedrigung und der Schmach von dem Versuchstier gar nicht mehr wahrgenommen werden, die schmählichsten Bedingungen wurden mit stumpfer Gleichgültigkeit hingenommen, es war eben zuviel. Es ist gar nicht unmöglich, daß, wenn uns weniger zuge-

Digitized by Google

mutet worden wäre, ein Aufflammen des nationalen Ehrgefühles trotz aller ungünstigen Bedingungen erfolgt wäre, das nun unter dem Übermaß ausblieb. Bis hierhin war die psychologische Instradierung ganz meisterhaft und was ihr vielleicht an Humanität abging, ersetzte sie durch eine genaue Kenntnis der menschlichen Seele. Aber aus dieser Stumpfheit des Nurpassiven-Hinnehmens, die das übermäßig gehäufte Weh nicht mehr als Weh zu empfinden vermag, erwacht die Seele zum akuten Schmerzgefühl oder sie geht in dieser Stumpfheit zugrunde. Dies ist in der Tat die einzig mögliche Alternative: entweder es ist mit dem deutschen Volke zu Ende, dann kann auch von innerem Aufbau nicht die Rede sein, dann geht der Zersetzungsprozeß, in dem wir leben, dem Tode entgegen, oder aber wir erwachen zum ungeheuren Schmerz über alles, was wir verloren haben und alles, was an uns gesündigt worden ist, dann ist dies der Anfang zum innersten Aufbau, ein Anfang, der freilich zunächst aussehen wird, wie eine ungeheure Verzweiflung. Es gibt Krankheiten, bei denen es Tod bringt, wenn man dem Kranken seinen Wunsch, schlafen zu dürfen, erfüllt, jeder, dem die Zukunft des deutschen Volkes am Herzen liegt, muß sich heute lästig und verhaßt machen, indem er das tiefe Ruhebedürfnis unseres Volkes, so erklärlich nach allem, was es durchgemacht hat, nicht zuläßt und es am Einschlafen hindert. Es kann sein, daß der Kranke wütend um sich schlägt und die lästigen Mahner aus der Welt zu schaffen sucht, es kann sein, daß irgendein entlegener Paragraph des großen Friedenswerkes die Auslieferung solcher Friedensstörer mit den andern Friedensstörern, die Deutschland zu retten suchten, verlangt — es würde dies ein neuer Beweis für die psychologische Meisterschaft unserer Sieger sein, die Aufgabe bleibt doch bestehen, denn sie ist die erste Vorbedingung des innersten Aufbaus.

Erlangen. Paul Hensel.

Buchglossen.

Das Erscheinen der beiden ersten Tauchnitzbände, die wieder Werke lebender Verfasser bringen, ist ein Ereignis, das verdient gewürdigt zu werden. Wir haben zu Beginn des Krieges, als die Engländer den Versuch machten, uns auch von ihrem Schrifttum abzusperren, in einem Artikel „Bücher als Kriegskonterbande“ (12,4) erklärt, daß wir in dem Punkt auf England nicht angewiesen sind: „Wir brauchen gar keine englische Sendung nach Deutschland, weil ja wir in Deutschland alles Wertvolle dieser Literatur selbst verlegen und drucken, in jenem Riesenunternehmen der Tauchnitz-Ausgabe, das von Chaucer bis Meredith reicht, von Spenser bis Browning, von Percys Balladen bis Yeats und zum Moderoman von gestern. Welches Land der ganzen Welt kann diesem Unternehmen etwas zur Seite stellen?“

Während des Kriegs konnte Tauchnitz natürlich keine Werke lebender Verfasser herausgeben. Er hat diese Zeit benützt, um gewisse Lücken seines Unternehmens zu füllen. Mit Stolz verzeichnen wir die Bände, die dieser deutsche Verlag während des Weltkriegs herausgebracht hat: Von Emerson die English Traits, einen Band Essays, einen weiteren Band Nature and Thought, und Conduct of Life, so daß, nachdem die Representative Men schon früher erschienen, nun alle Hauptwerke dieses Denkers in der Tauchnitzausgabe zu haben sind. Von Carlyle die Essays on Goethe, einen Band Historical

Digitized by Google

and Political Essays, einen Band Essays on German Literature und das Werk On Heroes, Heroworship and the Heroic in History, so daß Carlyle alles in allem mit 25 Bänden vertreten ist (bloß der Sartor Resartus ist noch ausständig.) Von Edgar Poe einen Band Fantastic Tales. Von Stuart Mill das Buch On Liberty und The Subjection of Women in einem Bande. Von Cooper den Letzten Mohikaner. Die Briefe des Grafen Chesterfield an seinen Sohn. Von Francis Bacon die Essays. Von Marlowe den Doktor Faustus, Edward II. und Jude von Malta in einem Bande. Einen Band Märchen: English Fairy Tales, und einen Band Kinderverse: Nursery Rhymes. Wir fragen wiederum: Welches Land auf der Gegnerseite kann dem etwas an die Seite stellen?

Tauchnitz hat noch mehr getan: Wir brauchen keine philologisch-kritische Chaucer-Ausgabe mehr aus England beziehen, denn während des Kriegs erschien Max Kaluzas Chaucer-Handbuch für Studierende. Und die Shakespeare-Literatur ist um ein bedeutendes Werk bereichert worden: Levin L. Schückings „Charakterprobleme bei Shakespeare".

Wir begrüßen es, daß lebende Verfasser wieder erscheinen, und nennen die beiden ersten Bände: Band 4527 (ich frage zum drittenmal: Welches Land der Erde kann dieser Ziffer etwas an die Seite stellen?): The Wedding-Day by Williamson (ein moderner Gesellschaftsroman); Band 4528: The Truth about an Author by Arnold Bennett: ein reizendes, halbautobiographisches, halb literarkritisches Buch. Und schon kündigt Tauchnitz einen Roman des genialen Irländers George Moore an!

Wir haben manchmal unmittelbar vor dem Kriege gefürchtet, Tauchnitz möchte durch billigere Ausgaben, wie z. B. Nelson, an die Wand gedrückt werden. Bei dem jetzigen Valutastand ist diese Gefahr ausgeschlossen. Wenn jetzt auch der Tauchnitzband, wie alles, teurer geworden ist und 4 Mark kostet, ist er immer noch billiger als der englische 1 Shillingband, bis er zu uns herüberkommt. Wir haben von jeher fleißig Englisch gelernt, wir wollen immer noch tüchtiger Englisch lernen. Einen besseren Wegweiser aber in die moderne englische Literatur als den Tauchnitzkatalog gibt es nicht. Bei Band 5000 wollen wir uns wieder sprechen, ob die Lage noch so verzweifelt aussieht wie heute!

Richard Dehmel: Zwischen Volk und Menschheit (S. Fischer, geheftet 12 Mark). Obwohl schon fünfzig Jahre alt, hat sich Dehmel gleich bei Kriegsanfang freiwillig gemeldet und den ganzen Krieg mitgemacht. Wie er ihn erlebt hat, sagt sein Kriegstagebuch: reich, auch an Widersprüchen, wie sein Verfasser, reich an Beobachtung und an Selbstbeobachtung, an Gedanken und Zweifeln, an Hingabe und Selbstbehauptung. Als Dokument einer Zeit und eines Dichters gleich merkwürdig.

Waldemar Oehlke: Lessing und seine Zeit (2 Bände. München Beck, gebunden 27 Mark). Wenn ein Verlag wie Beck in dieselbe Reihe, deren gelesenstes Werk Bielschowskys Goethe ist, neben Bergers Schiller, Kühnemanns Herder, Wolffs Shakespeare und Molière, ein Buch über Lessing zu stellen unternimmt, so darf man überzeugt sein, daß dies Buch, auch nach der inhaltlich wie sprachlich gleich meisterhaften Leistung Erich Schmidts, uns etwas sagt und etwas gibt. In der Tat ist dies nicht nur ein Buch über Lessing, sondern übers achtzehnte Jahrhundert, und nicht nur übers deutsche, sondern übers europäische. Und welcher Deutsche könnte uns jetzt so nahe stehen, wie der tapfere Kämpfer, der unter vielfach erbärmlichen Umständen immer größer wurde, und immer mehr er selbst?

Digitized by Google

Von der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler, die der Verlag Richard Carl Schmidt & Co. in Berlin veröffentlicht, und die schon früher u. a. Schnorr von Carolsfelds „Porzellan“ und Bassermann-Jordans „Uhren“ brachte, sind zwei neue Bände herausgekommen, die in einer Zeit enorm gesteigerten Interesses an ihrem Gegenstande eines Erfolgs auch in weiteren Kreisen sicher sind: „Das alte Buch“ vom Münchner Staatsbibliothekar Karl Schottmüller (12 Mark) und „Altholländische Bilder“ vom Direktor der Königlichen Gemäldegalerie Mauritshuis im Haag, Professor W. Martin (10 Mark), beide mit zahlreichen Abbildungen. Es wäre anmaßend, wenn solche Kenner über ihr Sondergebiet sich äußern, ein Wort des Lobes hinzuzufügen. Man muß dankbar sein, daß Werke von solcher Sachkenntnis und Sicherheit der Methode und des Urteils in unserer Zeit doch noch erscheinen.

Alexander von Gleichen-Rußwurm: Der Ritterspiegel (Stuttgart, Julius Hoffmann, geheftet 11 Mark). Dies Buch besitzt eine Reihe von Vorzügen, die nicht allzuhäufig sind: es belehrt ohne Pedanterie und unterhält ohne Flachheit. Unter dem nicht ganz leicht verständlichen Titel steckt eine kleine Kulturgeschichte des frühen Mittelalters, die sich nicht nur mit Genuß liest, sondern auch mit Gewinn. Es besitzt eine gewisse schöne Unzünftigkeit der Anordnung, die aus selbständiger Durchdringung eines kaum übersehbaren Stoffgebietes stammt. Selbst den, der über die behandelte Zeit einiges zu wissen glaubt, überrascht es, durch neue Ausblicke und neue Zusammenstellungen. Es steckt eine Unmenge Arbeit in diesen scheinbar ganz zwanglosen Äußerungen eines klugen und geschmackvollen Geistes.

Ernst Haun: Jugenderinnerungen eines blinden Mannes (Stuttgart, Robert Lutz, geheftet 6.50). Diese Erinnerungen eines Blinden, der ein gesundes, fröhliches Kind war, aber durch einen Unglücksfall das Augenlicht verlor und trotzdem ein freudiger, arbeitender Mann geworden ist, sind viel lesenswerter als weitaus die meisten Romane; und nicht nur lesenswerter, auch stoffreicher, und im allerbesten Sinne spannender. Für Kriegsblinde, die mit ihrem schweren Geschick hadern, das Buch schlechthin. Witzig und sinnig, voll Humor und Tapferkeit, lehrt es auch im Unglück den Kopf hoch behalten. Schon rein inhaltlich, weil es in die wenig bekannte Welt der Blindenanstalten führt, ungemein anziehend.

Peter Michel: Die Geschichte von der Butter (München, Langen, geheftet 6 Mark). Eine Geschichte voll Humor und doch ernst, sehr ernst. Wir alle haben sie erlebt, aber hier ist einer, der Zusammenhänge aufzeigt, von denen wir Städter keine Ahnung haben (nebenbei: hinter dem Decknamen verbirgt sich einer unserer ersten Erzähler der Gegenwart!) Wenn einmal ein Historiker vom Range Taines in hundert Jahren die Geschichte des Kriegs schreibt und aufs Kapitel des Hamsterns kommt, stünde er vor einer verschlossenen Welt, wenn nicht dies geradezu klassische Hamsterbuch da wäre.

Dostojewski: Der Spieler (Insel-Verlag. gebunden 6.50 Mark). Die „Bibliothek der Romane“ wird durch diesen Band, der noch zwei kürzere Erzählungen enthält („Ein unangenehmes Erlebnis“ und „Ein schwaches Herz“) nicht nur vermehrt, sondern bereichert. Leser, die zu Dostojewski den Weg noch nicht recht haben finden können, tun gut, mit seinen kürzeren Geschichten anzufangen, die sehr oft künstlerisch von einer Vollkommenheit sind, welche die längeren Werke nicht erreichen. Vielleicht bringt der Verlag in Bälde auch die unbeschreiblich anmutige Erzählung „Ein kleiner Held“.

Adolf Bartels: Kinderland (Frankfurt a. M., Diesterweg, gebunden — erstaunlich billig — um 5 Mark!). Dem Literaturhistoriker Bartels mußten

Digitized by Google

in dieſen Heften vor einiger Zeit unangenehme Dinge geſagt werden. Deſto angenehmer berührt dieſe ſeine Selbſtbiographie. In jeder Zeile das Werk eines Mannes, eines in ſeiner Art Ganzen und in jedem Betracht Tüchtigen und Gediegenen. Es lehrt nicht nur Bartels kennen — das allein wäre der Mühe wert —: es führt in die Heimat Friedrich Hebbels, in jenen entlegenen Fleck urechten deutſchen Erobererlands, das, dem Meer abgewonnen, nicht den Menſchen, uns Dichter geſchenkt hat, deren Tiefſtes aus dem Charakter ſtammt, wie Hebbel und Bartels. Denn in dieſem ſachlichen Hiſtoriker ſeiner Selbſt ſteckt ein wirklicher Dichter: einer der ſieht und geſtaltet. Darum iſt ſein Lebensgang ein echtes und treues Bild aus jener deutſchen Vergangenheit geworden, die, Gott gebe es, wieder deutſche Gegenwart werden mag!

R. Julius Hartmann: Das Tübinger Stift (Stuttgart, Strecker & Schröder, gebunden 6.50 Mark). Auch das iſt ein Buch aus deutſcher Vergangenheit: die ruhmreiche und ſtolze Geſchichte der Einrichtung, die dem Land Württemberg ſeit faſt 400 Jahren ſeine beſten Köpfe gab. Ein Buch für Radikale, die das Denken noch nicht verlernt haben vor lauter Phraſen. Seht her! Was dies alte Stift hervorgebracht hat! Bildet ihr euch ein, ihr könntet an Stelle ſolch ehrwürdiger Pflanzſtätten des Geiſtes von heut auf morgen etwas ſetzen, das mehr wert wäre als eine Journaliſtenakademie? (als welche noch lang nicht mit einer Schneiderakademie in einem Atem dürfte genannt werden). Weg mit euren täppiſchen Zerſtörerpratzen, und Hut ab vor dem alten Stift, das uns Hölderlin gab und Mörike, David Friedrich Strauß und Viſcher, und Dutzend andere, von denen jeder nicht nur „auch Einer" war, ſondern „ſelber Einer". Streicht das Stift aus dem deutſchen Geiſtesleben! nehmt die Stiftler weg! verſucht, es ohne Nicodemus Friſchlin zu denken und ohne Kepler, ohne Hegel und Schelling, ohne Zeller, Mohl, Rümelin, Guſtav Schwab, Hauff, Hermann Kurz, Schrempf, Theobald Ziegler — Hände weg! noch einmal ſei's geſagt. Genau 300 Jahre ſind es, ſeit man übers Tor den Vers ſchrieb: Claustrum hoc cum patria statque caditque sua. Es lebe das alte, immergrüne Stift, ſolange das alte Württemberg lebt! Und umgekehrt: Sperrt das Stift zu, und es wird finſter nicht nur im alten Württemberg, ſondern ihr löſcht einen der flammenreichſten Kronleuchter des alten Deutſchland.

Mühlan-Roſe: Carl Jentſch. Von ihm ſelbſt, nach ſeinen Werken (Leipzig, Grunow, 5.80 Mark). Der alte Jentſch gehört auch zu den Glücklichen, die ſich gerade noch rechtzeitig zum Sterben hinlegen durften, ehe der große Saufall über uns hereinbrach. In dieſen Heften hat er manchmal geſchrieben. Wo hat er nicht überall geſchrieben! Immer war man geſpannt, wenn er ſprach, und belehrt, wenn er fertig war. Er war ein Eigener. Weder Kommuniſt, noch Kapitaliſt (wie der Titel eines ſeiner Werke lautet). Weder Katholik noch Proteſtant. Weder konſervativ noch radikal. Dabei alles andre, als ein Mann des Juſte-Milieu. Dies kleine Buch lehrt den Mann aus ſeinen Werken kennen, den Ringenden und Kämpfenden, den Volkswirtſchaftler, den Sozialreformer, den Politiker (einen der bedeutendſten, die wir hatten), den Geſchichtsſchreiber, den Denker, den Philoſophen.

Paul de Lagarde, der deutſche Denker mit dem franzöſiſchen Namen iſt vor dem Zuſammenbruch geſtorben, den er geahnt, geſehen und geweisſagt hat, ein Unzeitgemäßer, als politiſcher Schriftſteller ſeiner Zeit ſo weit voraus, daß die Zeit ihm den Rücken wandte, um ihn als zurückgeblieben empfinden zu können. Wie oft haben wir nicht während der letzten Jahre aus ſeinen „Deutſchen Schriften" Licht und Troſt geholt! Wie oft zugleich bedauert, daß

Digitized by Google

wir eigentlich doch wenig von seinem Leben wußten! Da kam 1918 die 2. Auflage des Büchleins seiner Frau: Paul de Lagarde, Erinnerungen aus seinem Leben (Leipzig, Wilhelm Heims), und nun hat das Jahr 1919 die langerwartete große Biographie gebracht: P. d. L., Ein Lebens- und Erinnerungsbild von Ludwig Schemann (Mit 3 Bildnissen und 1 Faksimile, Leipzig, Erich Mathes). Allmählich formt sich aus seinen Schriften und diesen Büchern über ihn, vor allem dem Werke Schemanns, ein Bild dieses Mannes, der trotz vielfacher Widersprüche eine so mächtige und einheitliche Naturkraft ist, daß wir ihn als Macht und Wille unserer einzig noch möglichen Zukunft desto deutlicher erkennen, je ferner wir ihm zeitlich rücken. Er gehört dem alten Deutschland an, dem vor 1870. Grollend und warnend erlebte er noch die verhältnismäßig bessere Hälfte des neuen Reichs. Die schlimmen Jahre der zweiten Hälfte, die Zeit nach 90, bleiben ihm erspart. Wer seine „Deutschen Schriften" zur Hand nimmt, wird staunend inne, daß es kaum eine Lebensfrage der innern oder äußern Politik gibt, die er nicht zu beantworten versucht hätte, und deren Beantwortung durch ihn selbst da, wo wir ihm nicht folgen können, nicht im stärksten Maße zum Selbstdenken anregte. Es gibt wenige Denker, die so wieder zum Denken zwingen, nicht zu theoretischen Erörterungen, sondern zu einem Denken, das sich sogleich in Tat umsetzt. Lagarde ist ein geistiger Akkumulator, ein Überlandkraftwerk, von dem aus zahlreiche Leitungen nach jeder Richtung gehen: Religion, Politik, Volkswirtschaft, Erziehung, Bildung, Gelehrsamkeit. Die Judenfrage hat niemand so tief erfaßt wie er, niemand das letzte Geheimnis, das eigentliche Problem so offen ausgesprochen: „In dem Maße, in welchem wir Wir werden, werden die Juden aufhören Juden zu sein." Er hat erkannt, daß wir Deutsche das geborene Kolonisatorenvolk Mitteleuropas sind (Deutsche sowohl wie Mitteleuropa im weitesten Sinn genommen). Das ist unsere vom Schicksal uns zugewiesene Aufgabe. So lang wir sie erfüllen, geht es Deutschland gut. Wenn wir sie verraten, gehen wir zugrund. Wir müssen deutsches Leben aufbauen, innerlich und äußerlich, das sich allmählich alles assimiliert, was undeutsch bei uns selbst ist, und was halbdeutsch vor oder jenseits unserer jeweiligen staatlichen Grenzen liegt. Wir müssen die friedlich kolonisierende Macht wieder in uns selbst finden, die wir in den großen Zeiten deutscher Vergangenheit hatten. „Bildet euch nicht ein", so würde er uns wohl heute zurufen, „Fetzen Papier könnten eure Zukunft bestimmen! Was Friede von Versailles! Was Friede von Saint-Germain! In euch liegt eure Zukunft, nirgends sonst! Deutschlands Zukunft liegt nicht in Afrika, noch in Ostasien, noch auf dem Wasser, sie liegt einzig in der deutschen Seele und im deutschen Geist. Sorgt für eine große Seele und einen starken Geist, der große, starke Leib wird sich von selber aufbauen! Warum ist jetzt der deutsche Körper zerfallen? Weil die Seele aus ihm gewichen war, weil ihr geglaubt hattet, das Volumen, die Masse mache es aus. Die Deutschen waren nie Zukunftsträchtiger als in den Zeiten ihrer bösesten Not: Seht, wie Frankreich aufs linke Rheinufer lauert! Wähnt ihr, das letzte Wort spräche französische oder deutsche Gewalt? Das letzte Wort spricht der französische oder der deutsche Gedanke, der Glaube, der Wille: nicht ein Wille zum Ansichreißen des Fremden, sondern der zum Werden dessen, was man ist. Werde ein Magnet, deutsches Volk, und du wirst anziehen, unwiderstehlich wie dereinst!"

Als vor Jahresfrist Thomas Manns Betrachtungen eines Unpolitischen erschienen (Berlin, S. Fischer, 15 Mark), war die Zeit zu kurz, als daß dies in jedem Betracht außerordentliche Buch mit mehr als einem

Digitized by Google

kargen Hinweis hätte angezeigt werden können. Seitdem ist ein Jahr ins Land gegangen, und wie sieht dies Jahr aus, und wie sieht dies Land aus! Kein Tag verstrich, der nicht Thomas Mann recht gegeben hätte in allem Schlimmsten, in allem Tiefsten, in jeder Überzeugung und jeder Furcht. Mit unheimlicher Sicherheit von seinem Verfasser in die Fuge der Zeit gestellt, ist es heute das zeitgemäßeste aller Bücher, eben weil es das unzeitgemäßeste von allen ist. Seit Nietzsches Unzeitgemäßen Betrachtungen, seit Lagardes Deutschen Schriften ist nichts erschienen, das eine gleich unversöhnliche Absage an die zufällige Mitzeit wäre, ein gleich erschütterndes Bekenntnis zu dem, was in der alten Kantate des alten Johann Sebastian Bach „Gottes Zeit" heißt, „die allerbeste Zeit". Aus jeder der 600 Seiten dieses Buchs ruft es: Es ist Wahnsinn, aus den Deutschen ein politisches Volk im Sinne der „Errungenschaften von 1789" machen zu wollen. Alles, was im deutschen Charakter gesund und echt ist, sträubt sich dagegen. Es wird auch nie gelingen, all der Journaille zum Trotz, die sich einbildet, die Blüte einer neuen Zeit zu sein, wo sie doch nur die Krätze der alten ist. Wenn schon die Welt aus den Fugen ist, so gehören andre Leute dazu, sie wieder einzurichten als Exzellenz Polonius, Redakteur Zettel und die Weltfirma Shylock Brothers. Das Buch Thomas Manns scheint von Hamlet geschrieben: nicht für den süßen Mob, auch nicht für Shylock Brothers, sondern für Antonio und Fortinbras, die stumm hinter der Szene warten, auf der seit zwölf Monden „Viel Lärm um nichts" gemimt wird. Was der Zorn und Ekel von Tausenden seit langem heimlich stammelt, hier ist es ausgesprochen, von einem Meister. Ich habe, trotzdem inzwischen ein Jahr vergangen ist, noch nicht die Entfernung von diesem Buch gewonnen, daß ich es kritisieren möchte; ich kann nur wieder, wie vor einem Jahre sagen, daß es mir täglich gibt und täglich mehr. Sein Inhalt ist sachlich und menschlich so reich, daß ich nicht wüßte, wo anfangen und wo aufhören. Es ist das völlige Gegenteil eines Saison-Erfolgs. Was sich der erste deutsche Schriftsteller unserer Tage während der letzten Jahre hier von der Seele geschrieben hat, wirklich und ernstlich von der Seele, verdient, von jedem besonnenen und besorgten Deutschen gelesen zu werden. Man braucht nicht zu fürchten, daß nur von Politik darin die Rede sei; Thomas Mann müßte nicht er selbst sein, wenn sein Blickfeld nicht Leben und Kunst im weitesten Sinn umfaßte. Das Buch enthält das Schönste, was bisher über Pfitzners Palestrina geschrieben worden ist, erstaunlich tiefe und richtige Erkenntnisse inbezug auf Wagner, Dostojewski, Nietzsche, Schopenhauer, Romain Rolland, Flaubert, vor allem jedoch über Thomas Mann selbst. Nicht zuletzt dieser Reichtum europäischer Bildung hat dieses nicht ganz leicht zu lesende Werk Thomas Manns zum Lieblingsbuch derer gemacht, die heute jung sind und jung fühlen: sie empfinden unmittelbar, daß sich Thomas Mann selbst durch diese Bekenntnisse um zwanzig Jahre jünger geschrieben hat, daß er die ganze Generation eines programmatisch-jugendlich aufgeschminkten Literatenklüngels überspringend, sich neben diejenigen stellt, die den Heimweg suchen ins alte Deutschland: ins Land nicht der Parteisekretärpolitik und des westlichen Parlamentarismus, sondern der Musik, der Bildung, des Arbeitens an sich selbst; nicht der schönrednerischen Phrase und der demagogischen Geste, sondern des Denkens, Dichtens, Schaffens. Thomas Mann kennt keine schrofferen Gegensätze als Literat und Dichter, als Staatsmann und Politiker, als westeuropäische Zivilisation und deutsche Bildung. Mit dieser Erkenntnis deutschen Wesens steht er Schulter an Schulter neben allen, die es mit dem deutschen Volke ernst und treu meinen: nicht nur neben umstrittenen Lebenden, wie

Digitized by Google

Chamberlain, sondern neben unseren ehrwürdigsten Führern der Vergangenheit, neben Viktor Hehn und Paul de Lagarde, neben Nietzsche und Richard Wagner, neben Carlyle und Emerson, neben Wilhelm von Humboldt und Goethe. Das verleiht seinem souveränen Buch eine Bedeutung weit über Stunde und Tag hinaus: es ist zugleich eines der tiefsten und schönsten Bücher, die über Deutschland und die Deutschen geschrieben worden sind.

Endlich eine Geschichte der deutschen Kunst über das gesamte Gebiet und von einem einzigen Verfasser, die zugleich wissenschaftlich den Stand der gegenwärtigen Kenntnis vermittelt und sich doch nicht an Fachgelehrte, sondern an die Gebildeten schlechthin wendet. Ihr Verfasser ist Georg Dehio, der die „Kirchliche Baukunst des Abendlandes" und das leider zum Teil vergriffene „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler" geschrieben hat: vielleicht derjenige von den jetzt lebenden Kunstgelehrten, der von den in Betracht kommenden Werken am meisten mit eigenen Augen gesehen und verglichen hat. Das Werk erscheint im Verlag der Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co., und ist auf drei Doppelbände angelegt, von denen die zwei ersten bereits der Öffentlichkeit, die zwei mittleren dem Verlage vorliegen. Die ersten reichen bis zum Ende der Stauferzeit, die mittleren führen bis unmittelbar zur Kirchenspaltung, die Schlußbände bis ins 19. Jahrhundert. Text und Abbildungen sind, was für die Benützung zweckmäßig ist, völlig getrennt. Der erste Textband umfaßt 380 Seiten und kostet geheftet 12, gebunden 17 Mark; der erste Abbildungsband bringt auf 443 Seiten 484 Abbildungen und kostet geheftet 18, gebunden 24 Mark.

Das Werk Dehios ist seit langem und wohl auf lange hinaus die wichtigste Erscheinung auf dem Gesamtgebiete der deutschen Kunst. Es ist das erste seit dem bekannten, um die Wende der achtziger Jahre erschienenen Unternehmen, von dem Dohme die Baukunst, Bode die Plastik, Janitschek die Malerei, Lützow Kupferstich und Holzschnitt und Falke das Kunstgewerbe behandelt hatte, und welches damals über 100 Mark kostete. Dies Werk von fünf verschiedenen Verfassern hatte, so verdienstlich einzelne seiner Bände waren, den Nachteil, daß die Einheit der Grundanschauung und Darstellung fehlte. Der Leserkreis, an den es sich wandte, war sich dieses Mangels, wie es scheint, bewußt, so daß man nach verhältnismäßig kurzer Zeit das Gesamtwerk zu erheblich niedrigeren Preisen in den Verzeichnissen der Alt- und Restbuchhändler sehen konnte. Das Werk Dehios tritt unter günstigeren Umständen ans Licht. Vor allem ist inzwischen ein Geschlecht herangewachsen, das ganz anders zu dem steht, was unsere romanische und gotische Zeit gewollt und geschaffen hat. Wenn auch die Werke der älteren deutschen Baukunst und Bildhauerei heute nicht nur auf das Verständnis der Fachleute und eine kühle Neugier der Gebildeten angewiesen sind, sondern mit einer ehrlichen Gemütsteilnahme und dem entgegenkommenden Verständnis einer beträchtlichen Leserschaft so gut wie sicher rechnen können, so ist diese Vertiefung unseres Verhältnisses zu unserer alten Kunst wesentlich mit ein Verdienst Georg Dehios, ohne dessen mühevolle und gewissenhafte Arbeiten zum Beispiel verschiedene der Blauen Bücher des Verlags Langewiesche schwerlich denkbar wären, die Deutschen Dome, die Deutsche Plastik des Mittelalters, der Deutsche Barock. Zu diesem größeren Bedürfnis des allgemeinen Bildungsstandes kommt ein besonderes, schmerzlich starkes Bedürfnis der augenblicklichen Stunde. Das Deutsche Reich liegt zerschlagen am Boden, urdeutsches Land hinter feindlichen Grenzpfählen, von unserer jüngsten Vergangenheit ist uns nichts geblieben, als eine Erinnerung, die im Munde schmeckt

Digitized by Google

wie Galle. Es ist nicht flüchtende Romantik, die uns heißt, uns an das zu halten, was wir einmal besessen haben, und das, wer auch immer der gegenwärtige Besitzer sei, unser Eigentum bleibt, solange die Welt steht. Es ist dies Gefühl des einst Reichen, nun plötzlich Armgewordenen, das Rückertsche „was mein einst war", das dem Werke Dehios eine Leserschaft sichert, größer, verlangender und dankbarer als diejenige Janitscheks und Dohmes gewesen ist. Umgekehrt aber wohnt der Liebe zur Vergangenheit, wenn sie mehr ist, als das laue Spiel des innerlich heimatlosen Kunstneugierigen, eine zeugende Kraft inne, die früher oder später, wenn die Nacht vorüber und die Morgenstunde gekommen ist, das Vergangene in ein Gegenwärtiges wandelt und Gudruntreue lohnt. Dies verleiht dem Werke Dehios den besonderen Wert und die heimliche Gnade von Väterbildern und Ahnengerät im Schiff des Auswanderers, in der Furche des Abbrändlers, im Arm des Heimvertriebenen.

Houston Stewart Chamberlain hat dem Deutschtum, dem er das Beste seines geistigen Wesens verdankt, seinen Dank abgetragen, indem er der deutschen Literatur ungewöhnlich anregende Werke über Kant, Goethe, Wagner gab. Er krönt seine Tätigkeit, indem er uns ein Buch über sich selbst gibt: „Lebenswege meines Denkens" (München, F. Bruckmann A.-G., 18 Mark). Daß uns Chamberlain, dessen Vorzug von jeher der war, die Probleme und Einzelheiten in ganz neuem Licht und überraschenden Zusammenhängen zu zeigen, eine Autobiographie bescheren würde, ganz anders aufgebaut und dargestellt, als alle anderen, war vorauszusehen. Aber dies sein letztes Buch ist nicht nur höchst eigenartig, sondern zugleich ungemein liebenswürdig. Es stellt zunächst in großen Zügen die Abstammungsbedingungen des Verfassers dar, besonders lehrreich bei einem Schriftsteller, bei dem der Begriff Rasse eine solch entscheidende Rolle spielt. Er führt das Problem in die Tiefe im zweiten Kapitel „Erziehung", in welchem geradezu rührend klar wird, wie er von Anbeginn an unbewußt in Deutschland seelisch und geistig wurzelte und die erste Hälfte seines Lebens eigentlich nichts war als ein Suchen nach seiner Heimat. Dies Kapitel sei jenen Deutschen empfohlen, die sich darüber empörten, daß sich ein Schriftsteller englischer Abstammung im Krieg auf die Seite Deutschlands stellte mit einer Entschiedenheit, die sie selbst nicht aufbrachten. Besonders sei dieser Abschnitt „Erziehung" dem Frankfurter Schöffengericht ans Herz gelegt, das bei der Verhandlung in Sachen Chamberlain gegen „Frankfurter Zeitung" ein Erkenntnis abfaßte, dessen objektive Unrichtigkeit es selbst an der Hand dieses Kapitels einsehen wird.

Chamberlains Einteilung seines Lebenslaufs erinnert, wohl ihm selbst unbewußt, merkwürdig an die geheimnisvolle Reihe der Schicksalsgöttinnen in Goethes orphischen „Urworten": Dämon = Meine Abstammung; das Zufällige = Meine Erziehung; Nötigung = Meine naturwissenschaftlichen Arbeiten; Liebe = Mein Weg nach Bayreuth. Nur das Fünfte stimmt nicht: bei Goethe „Hoffnung", bei Chamberlain das Glanzstück „Aus meinem Buchgaben", um dessentwillen allein schon es sich verlohnte, die „Lebenswege meines Denkens" zu erwerben. Wie eigenartig Chamberlain auch hier ist, zeigt wiederum sogleich seine Einteilung: Bücher, die mehr als Bücher sind; Bücher, die weniger als Bücher sind; Bücher, die Bücher sind; nur von der letzten Art, erklärt er, wolle er sprechen, und das tut er so anziehend, aus der Fülle einer so ungewöhnlichen Kenntnis und Bildung heraus, wie in Deutschland nicht oft über Bücher geschrieben worden ist. Wie er sich mit den großen Geistern der Weltliteratur auseinandersetzt, ist vor allem deshalb ein so reizvolles Schauspiel, weil der

Digitized by Google

Leser immer wieder angeregt wird, das gleiche mit seinen, freilich um soviel bescheideneren Kräften zu versuchen. Es gibt nicht viele Schriftsteller, die sich beim Lesen anderer selbst soviel Gedanken gemacht haben und daher auch bei ihren eigenen Lesern soviel Mitdenken erzeugen. Chamberlain ist offenbar immer ein besonders guter Leser gewesen: was er las, und wie er es las, ist vorbildlich auch für den, der durch die nämlichen Schriftsteller zu anderen Ergebnissen kommt. Zwei Grundtriebe des guten, des geborenen Schriftstellers sind bei ihm gleich stark entwickelt: auf der einen Seite ein stetes Bedürfnis, sich mit Menschen und Dingen auseinanderzusetzen; auf der andern der Drang, sich die Werke, die er lesen möchte und nicht geschrieben vorfindet, entschlossen selbst zu schreiben (das letztere ein besonders englischer Zug). So ist sein Kantbuch entstanden, von dem manche seiner Leser dankbar bekennen, es habe ihnen erst den Weg zu Kant aufgetan. So sein Wagner. So sein Goethe, dessen Erfolg trotz unserer unübersehbaren Goetheliteratur so groß war, daß der Verlag, wie bei den „Grundlagen", eine Volksausgabe veranstalten konnte. So vor allem die „Grundlagen" selbst, ein Werk von einer Weite der Kenntnis und der Bildung, einer Kühnheit des Zusammensehens, der Problemstellung, einer Lebendigkeit des Verhaltens zu allem Vergangenen, daß es ganz gleich ist, ob der Leser mit den Anschauungen des Verfassers übereinstimmt oder nicht. Nach dem bekannten Ausspruch, „das Buch, das mich entwickelt, ist gut", sind die „Grundlagen" eins von den allerbesten: sie zwingen einen fortwährend, sozusagen seine eigene geistige Inventur aufzustellen und stoßen einen überall auf die bedeutendste Literatur. (Nicht zuletzt aus diesem Grunde wäre es erfreulich, die gesamte Literatur, auf die sich Chamberlain in seinen Werken bezieht, in einer Bibliothek jedermann benutzbar zusammenzustellen; ein solches Chamberlain-Archiv wäre zugleich ein schönes Denkmal für ihn, und eine Aufforderung, in seinem Sinne weiterzuarbeiten.) Auf die Frage, die jeden ernsten Menschen bewegt, „wie werde ich gebildet?" ist die Autobiographie Chamberlains eine Antwort, wie sie anspornender kaum zu denken ist: nicht durch Rezepte, sondern als Vorbild. Wie großartig, so möchte der Leser immer wieder ausrufen, wie kostbar muß doch das deutsche Wesen sein, wenn wir sehen, mit welcher Zähigkeit und Inbrunst sich dieser Ausländer ein langes Leben hindurch unabläßig darum gemüht hat! Diesen Mann hat man gewagt, mit dem Ausdruck „Renegat" zu kränken! Nun, dieser Renegat, dessen Deutschtum nicht im Geblüt, sondern im Gemüt liegt, wiegt wertvoller als Tausende von charakterlosen Geburtsscheindeutschen.

Noch ein Wort über seinen „Goethe" (F. Bruckmann A.-G., 2 Bände, gebunden zusammen 6 Mark). Wie ganz eigenartig ist die Aufgabe auch hier wieder aufgefaßt und bewältigt Sechs Kapitel: Das Leben, die Persönlichkeit, der Praktisch-Tätige, der Naturerforscher, der Dichter, der Weise. Das Glanzstück ist hier das vierte Kapitel, das wohl kein anderer hätte so meisterhaft schreiben können. Aber was das Eigentümliche des Ganzen ausmacht, ist wiederum nichts Einzelnes, sondern eine Grundeinsicht: der Mensch Goethe ist noch wichtiger, als der Künstler; der Mann Goethe noch größer als der Dichter; und auch die Weisheit des Betrachtenden quillt aus Tun und Leiden, aus Erleben und Erfahrung, und ihr Ziel ist nicht bloße Erkenntnis, sondern Handeln, Dulden, Schaffen, Streben. J. Hofmiller.

Digitized by Google

Der Kampf der feindlichen Wissenschaft gegen Deutschland.

Von Dr. med. Heinz Zeiß in Hamburg.

Im Maiheft 1919 dieser Monatshefte hat Professor Karo Dokumente feindlicher Wissenschaft veröffentlicht, die wirklich auch dem Allerletzten derjenigen Parteien, Bürgern und Proletariern, die noch nicht einsehen wollten, von wem und mit welchen Mitteln der Krieg entfesselt wurde und nach dem sogenannten Frieden bis zur Vernichtung des deutschen Volkes fortgesetzt werden soll, die Augen geöffnet haben. Der Haß und die Heuchelei der französischen und englischen Intelligenz hat ein würdiges Seitenstück in den Reden der Entente-Sozialisten auf dem Amsterdamer Gewerkschaftskongreß, also von Proletariern, die, — so sagen die deutschen Sozialisten — den Schmachfrieden von Versailles zunichte machen werden. So lange noch französische Proletariersöhne als Soldaten auf den Deutschen im besetzten Gebiet einschlagen, — denn nur Geistesschwache werden glauben, der französische Proletarier im Waffenrock suche sich als Peinigungsobjekt nur den deutschen „Bourgeois" und lasse dafür den deutschen Proletarier in Frieden — deutsche Arbeiter und Ärzte im Elsaß und im Rheinland werden die Zweifler eines Besseren belehren — solange nun auch noch die Wissenschaft der Entente ihrerseits nach Friedensschluß mit den alten Mitteln der Verfemung des Deutschtums fortsetzt, wird kein Friede werden.

Zwei internationale Phantome sind in ein Nichts zerflossen: Die rote Internationale und die Internationale der Wissenschaft. Zum Zusammenbruch der zweiten Internationale will ich den Zeugnissen Karos noch einige beifügen.

In der Sitzung der Société de Pathologie exotique vom 8. Januar 1919 wurde unter dem Vorsitz von Prof. Laveran ein Schreiben der Society of Tropical Medicine and Hygiene verlesen, in dem der Präsident David Bruce der französischen Gesellschaft seine Glückwünsche zu den erfreulichen Ereignissen entbietet, zugleich aber auch die Hoffnung ausspricht, daß Frankreich und England nun die führende Rolle in der Tropenmedizin spielen werden („will play the leading part"). Die Franzosen bedanken sich und streuen den Engländern Weihrauch für deren ruhmreichen Anteil am Siege, der den Triumph des Rechtes und der Freiheit über die „Barbarie germanique" weihe. (Bull. de la Société de Pathologie exotique, Bd. 12, 1919 H. 1; 1919).

Der Unterschied im Ton der beiden Siegesfanfaren ist typisch für die Franzosen, denn sie müssen „Barbarie germanique" schreiben, es heißt nicht mehr „allemande", sondern bewußt wird „germanique" gesetzt, es gilt der Rasse, allen Germanen. Die Abfuhr, welche die Universität von Upsala durch die Franzosen erfahren hat, ist deutlich genug (vergl. Karo).

Frankreich und England werden die leitende Rolle in der Tropenmedizin spielen. Also haben sie wohl bis dato diese nicht innegehabt? Ein unbeabsichtigtes Eingeständnis. Da keine anderen Konkurrenten sie ihnen strittig machen konnten als die Deutschen, werden diese unbequemen Genossen es gewesen sein und dafür büßen müssen. Eine führende Rolle unter Ausschaltung des größten und besten Wettbewerbers zu spielen, den man mit roher Gewalt und durch den Raub der Kolonien niedergeschlagen hat, ist die Kunst eines Rowdies, nicht die eines Gentlemans.

Nachdem in der Eröffnungsrede der Präsident einen Überblick über die Leistungen der Gesellschaftsmitglieder, die Arbeiten usw. gegeben hat, wird nicht unterlassen, sie gefühlvoll zu schließen. Es entspricht ganz dem „ritterlichen" Empfinden, von dem wir ja unzählige Proben haben, einen Wehrlosen, wie das deutsche Volk, anzuspeien. Die betreffende Stelle lautet (S. 7 u. 8, Heft 1):

Digitized by Google

„Ein für die Nationen der Entente glorreicher Friede wird bald dem entsetzlichen Krieg, der vor vier Jahren durch den Dünkel und die deutsche Raubluſt entfeſſelt wurde, beenden. Eine Frage erhebt ſich nun: ſie betrifft die Beziehungen zwiſchen den franzöſiſchen und deutſchen Gelehrten. Bei den früheren Kriegen, die zwiſchen zivilisierten Völkern ſtattgefunden hatten, konnten ſich die Gegner, die „loyal" miteinander gekämpft und ſich ſtets geachtet hatten, nach Friedensſchluß die Hand reichen, die Männer der Wiſſenſchaft beider Parteien nahmen die unterbrochenen Beziehungen wieder auf. Im gegenwärtigen Kriege haben unſere Gegner mit reiflicher Überlegung (délibérément) die allgemein gültigen Geſetze und Übereinkommen übertreten, in der Hoffnung, die Völker zu terroriſieren. Sie haben die Neutralität Belgiens verletzt, Unſchuldige niedergemetzelt, Frauen vergewaltigt, Dörfer und Städte geplündert und fliedergebrannt bis zur vollſtändigen Zerſtörung und ohne militäriſche Notwendigkeit offene Städte beſchoſſen, die Bibliothek von Löwen in Flammen aufgehen laſſen, wiſſentlich Denkmäler zerſtört, die von der ganzen Welt bewundert wurden. Wie zu Zeiten der Barbaren haben ſie in die Gefangenſchaft einen Teil der wehrloſen Bevölkerung der von ihnen beſetzten Gebiete geführt und mit unerhörter Grauſamkeit behandelt. Sie haben unſere Gefangenen unmenſchlicher Behandlung unterworfen. Endlich haben ihre Unterſeeboote Lazarettſchiffe und Dampfer wie die „Luſitania" verſenkt, Hunderte von Frauen und Kindern ertränkend. Ein erſchwerender Umſtand geſellt ſich hinzu: die deutſchen Intellektuellen haben dieſe ſcheußliche Kriegführung gebilligt, Beweis iſt die Kundgebung der 93. Zwar ſind andere deutſche Intellektuelle kürzlich darauf verfallen, man ſolle Liebe predigen und nicht Haß. Zu ſpät! Nach dieſen unerhörten Grauſamkeiten und den Verbrechen gegen die Menſchlichkeit hat keiner unter ihnen während der vier Jahre proteſtiert."

Er verkündet dann, daß eine interalliierte Konferenz der Akademien einſtimmig folgendes beſchloſſen habe: „l'impossibilité de reprendre les relations personnelles, même en matière scientifique, avec les savants des Empires centraux tant que ceux-ci n'auront pas été admis de nouveau dans le concert des nations civilisées".

Der Forſcher Laveran ſchließt mit der Bemerkung, daß auch nach aufgehobenen Beziehungen dieſe Tatſache den franzöſiſchen Arbeiten nicht zum Nachteil ſei. Er fordert zur Arbeit auf, neue Fortſchritte in der Tropenmedizin zur Wirklichkeit werden zu laſſen und teilt mit, daß die franzöſiſchen, ſchon ſo ausgedehnten und reichen Kolonien ſich wahrſcheinlich noch vergrößern werden.

Es iſt intereſſant zu ſehen, wie Naturforſcher und Ärzte, die weit in der Welt mit allen Nationen verkehrten, ſich mit Wonne auf der ſumpfigen Wieſe des Völkerhaſſes tummeln. Es muß wohl ſehr ſchlecht um den „gerechten Sieg" beſtellt ſein, wenn man ihn mit niederträchtigen Beſchimpfungen des Gegners beweihräuchern muß. Wir alle wiſſen, ein Krieg, der wie dieſer ums Daſein unſeres Volkes gegen eine Weltkoalition ging, iſt kein Waffengang im Fechtanzug mit ſtumpfen Floretten. Auf beiden Seiten kämpften Menſchen, alſo auch Schwächen und Fehler. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, hie Teufel, hie Engel! Wir müſſen es uns aber verbitten, uns von der Entente als Teufel hinſtellen zu laſſen, die, wie aus den belgiſchen und ruſſiſchen Archiven hervorgeht, den Krieg ſchon jahrelang vorher beſchloſſen hatte, von Nationen, die aus Konkurrenzneid ein Volk vom Erdboden vertilgen wollen. Wir führen von den unzähligen Beiſpielen hierfür hier die Worte des Vorſitzenden der London- und Provinzial-Bank, des Oberſten Alfred Silbey, an: „Wir haben dieſen Krieg begonnen, um die induſtrielle Macht Deutſchlands und den ſteigenden Einfluß Deutſchlands auf das

Digitized by Google

internationale Bankwesen endgültig zu vernichten; wir bringen die schwersten Opfer, um zu diesem Ziele zu gelangen, und machen wahrhaftig Elend und Angst genug mit, um den Plan zu vollenden, der uns vorschwebt. Vor dem Kriege sahen wir uns von der deutschen Konkurrenz überall umstellt. Ein erträgliches Dasein war nicht mehr möglich. Soll dieser Zustand wiederkehren? Nein! Wir müssen den Krieg fortsetzen bis zum endgültigen Siege. Wir müssen die Macht Englands größer gestalten als sie jemals gewesen ist. Der Deutsche muß aus dem Wege geräumt werden, das war unsere Absicht, als wir den Krieg begonnen haben."

Wir erinnern die französischen Ärzte an die Äußerungen ihrer englischen Kollegen, die in der Deutschen medizinischen Wochenschrift vom 17. April 1919, S. 438—439, von Geh.-Rat Schwalbe festgehalten wurden: Im Weekly Dispatch vom 8. September 1918 äußert sich F. W. Wile über die Wirkung der Hungerblockade unter dem Titel „Die Hunnen von 1940" wie folgt: Wenn die Deutschen auch schreiben, daß kein Geburtenrückgang zu verzeichnen wäre, so kommt es doch nicht darauf an, wieviel Kinder geboren werden, sondern ob diese auch gesund sind. — Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt ungeboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die sogar bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksale werden gegenüber stehen müssen. „Englische Krankheit" wird wohl die Krankheit sein, der man in der Zeit nach dem Kriege am öftesten an unfähigen Deutschen begegnen wird. Ferner sagt Baden-Powell: „Wir werden bis 1940 warten müssen, um zu sehen, wer wirklich den Krieg gewonnen hat. Die tatsächlichen Folgen der Blockade Deutschlands wird diese verbrecherische Nation erst in Zukunft erfahren .... Welches ist die Wirkung auf die deutsche Zivilbevölkerung, ausgeübt durch die tatsächliche völlige Unterbindung der Einfuhr von Nahrungsmitteln und durch die Einschränkung von inländischen Erzeugnissen (besonders Fleisch und Fett), durch den Mangel von ausländischen Futtermitteln? Der Erfolg ist, daß Krankheiten mit höchst ansteckendem und verheerendem Charakter sich über das ganze Land ausbreiten. Deutschland ist heute ein verpestetes Land. Die weiße Geißel, Tuberkulose, ist epidemisch. Hungertyphus wütet in zahlreichen Gegenden. Die Ruhr fordert Hunderte von Opfern. Die Fälle von Hautkrankheiten (hervorgerufen durch Mangel an Seife und Rasiermaterial) steigen rapide. Ansteckende Krankheiten, wie Diphtherie, Scharlach und verschiedene Arten von Typhus wirken verheerend auf das Leben der Kinder. Mangel an Milch hat furchtbare Zustände an jungen Müttern, Kindern und Kranken geschaffen."

Dr. Baleeby sagte: „Die deutsche Rasse wird vernichtet, darüber besteht nicht der geringste Zweifel, sogar der berühmte Biologe Professor Dr. Weismann, der während des Krieges gestorben ist .... konnte es nicht ableugnen, daß die Menschheit auf ihre Nachkommen die zersetzenden Folgen der Unterernährung oder der Nahrungsmittelknappheit vererbt, mit anderen Worten, wenn auch die Geburtenziffer in Deutschland befriedigend ist, so ist das Maß des Schadens — des unübersehbaren Schadens — doch ganz anders und bedeutend ernster .... das heißt, daß im Jahre 1940 es wahrscheinlich eine deutsche Rasse geben wird, die an körperlicher Degeneration leidet .... das ist die englische Blockade, die in erster Linie für Deutschlands furchtbaren Ernährungszustand verantwortlich ist, mithin auch für die ständigen Folgen, die andauern werden. Einen furchtbaren Preis wird Deutschland zu zahlen haben, dafür, daß es beabsichtigte, Weltmacht zu werden." Schwalbe schreibt: „Hat sich unter den englischen Ärzten auch nur eine Stimme erhoben, die eine öffentliche Verurteilung der von der englischen Regierung an der germanischen Rasse planmäßig während 4½ Kriegsjahren und halb-

Digitized by Google

jährigen Waffenstillstandes verübten Unmenschlichkeit gefordert hätte? Wir sind auf eine Antwort aus dem Munde der an der Neigung zur Selbstbezichtigung leidenden deutschen oder der ausländischen neutralen Kollegen gespannt."

Man lese ferner die wahrhaft erschütternden Zahlen über die Wirkung der englischen Hungerblockade auf die deutschen Kinder in der Deutschen medizinischen Wochenschrift Nr. 29, 1919, S. 806.

Wir werden ferner daran denken, wie sie den Lügenfeldzug gegen uns eröffneten, angebliche Kolonialgreuel verbreiteten, nur um den Kolonienraub zu rechtfertigen. Diese Lügen haben von unseren Kolonialdeutschen Punkt für Punkt in offener Sprache ihre Antwort erhalten. Hieb auf Hieb, die alle trefflich sitzen. Ein Strauß dieser Antworten ist in den Flugschriften zur Verleumdungsabwehr, herausgegeben von dem hamburgischen Ausschuß der Kolonialdeutschen zusammengebunden, von denen bis jetzt neun Dokumente veröffentlicht sind. Die Gegenseite hat nicht geantwortet, weil sie im Innern doch zugeben muß, wie wir im Rechte sind.

Sie glauben einen Trumpf auszuspielen, indem sie folgendes in eine wissenschaftliche Zeitschrift setzen (Bull. Path. exot., Bd. 12, 1919, Heft 5, S. 213).

Bulletin de la Société de Pathologie exotique.

Séance du 14 Mai 1919.

Présidence de M. Laveran, Président.

La Société qui, en raison de l'empêchement de la plupart de ses membres d'assister aux séances pendant la guerre, s'était trouvée jusqu'ici dans l'impossibilité de délibérer au sujet de ses associés et correspondants de nationalité germanique, décide, conformément aux conclusions du rapport d'une Commission nommée à cet effet, leur radiation à l'unanimité des membres présents.

Es haben nur die anwesenden Mitglieder sich einstimmig für die Streichung erklärt. Über die Zahl der Abwesenden und deren Stellungnahme zu diesem Punkt verlautet nichts. Es ist erfreulich zu sehen, wie der chauvinistische Terror in akademischen Kreisen des Auslandes um sich greift. Wir sind auf dem besten Wege zum seligmachenden Bund der Völker gegen Deutschland. Sie glauben mit diesem Beschluß erneut einen Beweis nationaler und wissenschaftlicher Charakterstärke gegeben zu haben. Sie haben nur dadurch gezeigt, daß sie mit keinem deutschen Gelehrten mehr zusammenkommen können, weil ihnen die Scham — wenn sie noch welche empfinden sollten — über ihre bewußten Lügen im Gesicht geschrieben stände. Diese einmütige Streichung der deutschen Mitglieder ist eine Tat der Angst. Die Stimmen, die sie jetzt zu unterdrücken glauben, werden zu einem Orkan anschwellen, in dem das Wimmern der „Ententekollegen" untergehen wird.

Professor Karo hat den richtigen Weg gewiesen, wie sich die deutschen Wissenschaftler und Akademiker aller Richtungen verhalten sollen: nationaler Zusammenschluß mehr denn je. Wenn wir endlich national in der internationalen Welt bleiben, werden wir besser als früher bestehen. Die für deutsche Ärzte und Akademiker doch wahrlich beschämenden Interpellationen und Verhandlungen, wie in der Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft vom 2. April 1919, dürfen nicht mehr vorkommen. Es ist bedauerlich, daß überhaupt deutsche Ärzte mit der Empfindlichkeit einer Funkenantenne auf freundliche oder feindliche Zeichen von der Gegenseite reagieren. Ob die Pariser Akademie der Medizin beschlossen hat, an keinem internationalen Kongreß mehr teilzunehmen, auf dem deutsche Ärzte anwesend sind, kann uns ganz gleichgültig sein. Wir brauchen uns doch nicht zu bemühen, daß man uns wissenschaftlich hört, wir können es ruhig abwarten. Wenn die Gegenseite fühlt, daß sie in einer Gemeinschaft gesitteter Akademiker nicht am richtigen Platze ist, so soll man sie ruhig gewähren lassen.

Digitized by Google

Was soll nun aber unser Staat tun, um dem Krieg der feindlichen Wissenschaft gegen die deutsche wirksam entgegenzutreten? Wir Akademiker können es nicht allein mit geistigen Waffen. Wir verlangen die Mobilmachung des Geldes für uns. Wir verlangen, daß man die deutsche Wissenschaft auch mit Papier versorgt, damit sie ihre Arbeiten wieder für den wissenschaftlichen Weltverkehr aufnehmen kann. Das Hinauswerfen Tausender und Abertausender zur Verbreitung dilettantischer Ministerreden im Volke und im Auslande ist ein gänzlich verfehlter Seelenfang. Denn er läßt jenes kalt und macht uns bei diesem nur lächerlich und verächtlich. Die Regierung muß das Wort „Meinungsfreiheit" auf die Dauer nicht so auslegen, daß jeder politische Geschäftemacher mit der Gründung neuer Blättchen verantwortungslose Volksverhetzung treibt, und unsere Papierbestände weiter vermindert. Aus jeder Ministerrede hören wir, daß wir arbeiten müssen. Die deutsche Wissenschaft arbeitet, sie streikt nie, das Ausland verlangt ihre Produkte, wir können aber nicht so liefern, wie wir wollen, da unser Schiff ja das Papier ist.

Im Austauschverkehr sollen unbedingt sich die deutschen Universitäten folgendem Beschluß des Engeren Senats der Universität Gießen einstimmig anschließen: „Die Versendung der Universitätsschriften an die vor dem Kriege am Austauschverkehr beteiligt gewesenen Universitäten der alliierten Staaten und der Vereinigten Staaten von Nordamerika soll auch nach erfolgtem Friedensschluß nicht eher beginnen, als bis von der Gegenseite entweder Schriften im Austauschverkehr eingetroffen oder ein Ersuchen um Wiederaufnahme des Verkehrs ergangen sein wird und die Sicherheit dafür geboten ist, daß uns alle seit 1914 erschienenen Austauschschriften von der Gegenseite nachgeliefert werden". Wie wir hören, hat auch die Universität München sich zu diesem Beschluß bekannt.

In diesem Kampfe muß der Staat den wissenschaftlichen Stiftungen und den Universitäten kapitalistisch den Rücken stärken: Die wissenschaftlichen Stiftungen und Vermögen müssen von der Vermögensabgabe, durch die sie eigentlich nach dem Gesetz betroffen werden, freibleiben. Zu welchen Zuständen es sonst führen würde, zeigt der Warnungsruf „Eine Steuer gegen die Wissenschaft", der in der „Umschau" vom 9. 8. 1919, Heft 32, S. 506, erhoben wird. Wir stehen vor dem Ruin Deutschlands, wenn die Regierung in ihrer wahllosen Besteuerungswut den wissenschaftlichen Stiftungen die Taschen umkehrt. Wir wollen bis jetzt nicht glauben, daß die Regierung so kurzsichtig ist, sich selbst und dem Volk eine lebenswichtige Quelle zu verschütten. Aber wir haben seit dem 9. November 1918 schon manches von der Regierung nicht glauben wollen und haben es glauben müssen. Das Wort „Niemals" aus Regierungsmunde ist bis jetzt bei jeder Entscheidung noch ins Gegenteil verkehrt worden. Denn welche kulturellen, volkswirtschaftlichen und volkshygienischen Werte mit der Vermögensabgabe der wissenschaftlichen Stiftungen vernichtet würden, ist nicht in kurzem hier aufzuzählen. Die Namen Gehe-Stiftung, Kaiser Wilhelm-Gesellschaft, Speyer-Stiftung, Lingner-Stiftung (National-Hygiene-Museum) mögen genügen. Der Untergang der Stiftungen zieht denjenigen der Städten nach sich, wo Hand in Hand mit ihnen gearbeitet wird: der chemischen Fabriken und Stickstoffwerke Deutschlands. Die deutsche Wissenschaft und Technik hat trotz erbitterten Kampfes bis jetzt den ersten Platz zu behaupten gewußt. Möge die Regierung nicht, wie sie bisher die Geistesarbeiter gering achtet und lohnt, auch die Geistesarbeit verachten. Der Krieg des Auslandes geht unerbittlich weiter. In London ist ein großes amerikanisches Hospital für Großbritannien gestiftet worden, das als Zentrum der amerikanischen Ärzte, die ihre Studien bisher in Berlin und Wien getrieben haben, dienen soll, und ferner haben in den Vereinigten Staaten selbst hohe Medizinalbeamte die Ausführung eines

Digitized by Google

Planes beantragt, „der das Welthauptquartier der ärztlichen Wissenschaft von Berlin und Wien, die diese Auszeichnung bis zu Beginn des Weltkrieges gehabt hätten, nach Neuyork verlegen soll". Es wird deshalb vorgeschlagen, einen Fonds von 50 Millionen Dollar für diesen Zweck aufzustellen. Wie wir der Münchener Medizinischen Wochenschrift Nr. 34 vom 22. August, S. 981, entnehmen, ist auch bereits eine Organisation mit dem Namen „Neuyorker Vereinigung für den Fortschritt der medizinischen Ausbildung und medizinischen Wissenschaft" gegründet, welche diese Pläne zur Ausführung bringen soll.

Dies ist der Anfang! Wir werden bald die Tankgeschwader der Ententewissenschaft gegen uns haben. Wir können nicht mit dem Geiste allein, wie unsre unvergleichlichen Truppen nur mit dem Körper es auch nicht schaffen konnten, diesen Geschwadern standhalten. Wir haben Material — unsere Institute, wissenschaftlichen Stiftungen, unsere chemischen Fabriken, Technik und Industrie — wir haben die Besatzungen — — wir brauchen Brennstoff — — — Geld!

Nachschrift.

36 namhafte spanische Gelehrte aller akademischen Berufe haben, wie wir in den „Hamburger Nachrichten" vom 4. September 1919 lesen, folgende Botschaft an die sogenannte Friedenskonferenz in Versailles gerichtet:

Die unterzeichneten Männer der Wissenschaft halten es für ihre Pflicht (besonders, da bereits zwischen feindlichen Ländern private Kundgebungen ähnlicher Art ausgetauscht sind) öffentlich in aller Welt folgendes als unumgängliche Erfordernisse der Zivilisation zu erklären:

1. Die unmittelbare Wiederherstellung der internationalen wissenschaftlichen Beziehungen ohne irgendwelche Ausnahme, einschließlich des Austausches ihrer Veröffentlichungen und wissenschaftlichen Materialien.

2. Keinem Volk, am wenigsten einem, das wie das deutsche und andere Völker Mitteleuropas in so hervorragendem Maße zum Fortschritt der Wissenschaft beigetragen hat, darf die Weiterentwicklung seiner Wissenschaft und seines berechtigten und segensreichen geistigen Einflusses auf das Ausland beschränkt werden.

3. Aufgabe der Wissenschaft der ganzen Welt ist es,, die internationale Geltung der Wissenschaft über den kleinlichen Haß der Politik zu stellen.

Zukunftsmusik.

Wie leicht sind Menschen über Nacht zu bessern:
Man darf sie nur wie Wein und Stockfisch wässern,
Die Guten werden so erst richtig weich,
Die Schlechten schwellen an und werden reich.
Dann schütten wir vor alle recht viel Kleie,
Von guter Klei' gedeihen alle Säue.
Was ist, was sein wird, und was einstens war,
Durch Abstimmung wird's einem jeden klar.
Da gibt's kein Schwindeln mehr, kein heimlich Munkeln,
Rein gar nichts lassen künftig wir im Dunkeln.
Ist nicht Marie ein Weib wie Karoline?
Die Bremse wandelt sich zur Honigbiene,
Der Fuchs läuft auf vier Füßen wie der Hase,
Die kluge Spätzin wird des Adlers Base.
Wir machen flink, was nie noch wollte glücken:
Wir werden Trauben von den Dornen pflücken.
Im Nichts sind alle Kleinsten große Größen,
Die alle, alle Fragen spielend lösen. Hermann J. Losch.

Digitized by Google

Zur biographischen Literatur.

Im Februarheft dieses Jahres hat Prof. J. Hofmiller in den Süddeutschen Monatsheften unter dem Titel Lebensläufe u. a. auch die glänzende Biographie des Freiherrn Rochus von Liliencron von dem Herausgeber des „Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs", Prof. Anton Bettelheim, mit rückhaltloser Anerkennung besprochen und in seinem Aufsatze schon kurz darauf hingewiesen, daß dieses große Unternehmen des Verfassers der Meisterbiographien Beaumarchais', Anzengrubers, Liliencrons und der Ebner-Eschenbach in seiner Weiterführung gefährdet ist. In der Tat ist der 1917 ausgegebene achtzehnte Band des Jahrbuchs (Verlag von Georg Reimer, Berlin), der die Toten des Jahres 1913 umfaßt, vorläufig der letzte. Auf den Grund dieses plötzlichen und folgenschweren Abbruches werde ich im Laufe dieser Zeilen von selbst geführt. Vorerst sei nur über den vorliegenden letzten Band noch einiges gesagt. Diese natürliche und ebenbürtige Fortsetzung der seinerzeit von Liliencron herausgegebenen und von Alfred Dove abgeschlossenen Allgemeinen Deutschen Biographie mutig und unverändert in dieser schweren Zeit fortzuführen fordert, wie jeder Kundige weiß, keine geringen Opfer vom Herausgeber und Verleger. Es ist ein glänzendes Dokument echt deutschen Gelehrtenfleißes, was da in diesem fast 500 Seiten starken Bande wieder vor uns liegt. Äußerlich hat auch diesem Bande der Krieg außer der Unmöglichkeit ihn in Halbfranz zu liefern, nichts anhaben können, es sei denn, daß das Fehlen des gewohnten Titelporträts darauf zurückzuführen ist und nicht vielmehr auf das einer so hervorragenden Persönlichkeit unter den Toten jenes Jahres, daß sich die Wahl des Bildnisses nicht so von selbst ergab wie voriges Jahr bei jenem Rochus von Liliencrons. Der Herausgeber beklagt in seinem Vorwort den Tod Alfred Doves, der vor 20 Jahren den ersten Band von Bettelheims Biographischen Blättern mit dem tiefgreifenden Aufsatz über Rankes Verhältnis zur Biographie eröffnete, und den des ständigen Mitarbeiters Paul Schlenther.

An der Spitze steht diesmal ein ganz vortrefflicher Nekrolog Hugo Falkenheims auf Richard Weltrich. Wer diesen so eigenartigen und aufrechten Franken gekannt hat, wird seine ihm so ganz gerecht werdende Charakterisierung durch Falkenheim nicht ohne Wehmut lesen. Die in ihm selbst liegenden Hindernisse, die Weltrich von der Vollendung seiner großen Schiller-Biographie abhielten, hat der Verfasser wenigstens schonend angedeutet. Ich selbst erinnere mich noch recht gut, z. T. als Ohrenzeuge, der Differenzen zwischen Cotta und Dr. Braun einer- und Weltrich andererseits, als sich letzterer so sehr in Einzelheiten verlor, daß es schon nach der ersten Lieferung der Schiller-Biographie ziemlich klar wurde, daß sie niemals vollendet werden würde. Auch das war schon damals ausgemacht, daß sie unsere beste geworden wäre. Bettelheim selbst hat diesmal nur einen kleinen Nekrolog auf seinen Freund Ludwig Martinelli beigesteuert, von dem ein Teil auf autobiographische Mitteilungen zurückgeht. Der inzwischen auch schon verstorbene Alexander von Weilen hat das Leben und Wirken Erich Schmidts gewürdigt, Egon Zweig, um nur die bedeutendsten zu nennen — den österreichischen Staatsmann Joseph Unger. Die Ergänzungen und Nachträge nehmen wieder einen bedeutenden Raum des Buches ein. Wir begegnen da u. a. den Artikeln über Wilhelm Jensen von A. Kleinberg, Adolf Wilbrandt, den Alfred Klaar liebe- und einsichtsvoll behandelt, Gustav Wustmann von dessen Sohn Rudolf, der Dichterin Ursula Caroline Woerner, ebenfalls von A. Kleinberg, Heinrich Denifle von Seb. Merkle und — Karl May. Ein Muster ob-

Digitized by Google

jektiver Darstellung sind gerade diese beiden letzteren Artikel. Das Charakterbild dieser beiden schwankte, so wenig sie sonst miteinander zu tun hatten, schon zu ihren Lebzeiten besonders stark „in der Geschichte". Merkle geht insbesondere auch den psychologischen Wegen, die bei Denifle zur Entstehung des peinliches Aufsehen erregenden Luther-Buches geführt haben, nach. Ein Ausspruch des großen Tiroler Theologen und Kirchenhistorikers, den er zu seinem Landsmann und meinem Schulfreunde Geh. Rat Prof. Brandl in Berlin einmal getan hat, erklärt manches in seinem Leben und auch den Ton seines Luther-Buches: „Die gröbsten Leut in Österreich sind die Tiroler, die gröbsten in Tirol die Imster und der gröbste von Imst bin ich." Zum erstenmal begegnet mir in der kurzen Biographie, die Kleinberg dem ebenso phantasievollen wie überschätzten Schriftsteller und fragwürdigen Charakter Karl May widmet, der Versuch, sine ira et studio den vielverschlungenen Lebenswegen dieser seinerzeit vielumstrittenen Persönlichkeit zu folgen; sie sind leider wenig sauber. Und hier stehen wir nun bei dem tiefbedauerlichen Grund des bedrohlichen Eingehens eines wissenschaftlichen Unternehmens von der Bedeutung dieses Deutschen Jahrbuchs und zugleich des Abbruchs der jahrzehntelangen Beziehungen und Freundschaft zwischen dem Herausgeber und Verleger. Wenn man weiß, wie gutkatholische Männer von Bedeutung über Karl May als Schriftsteller, noch mehr als Charakter dachten und schrieben, wird man es schwer begreifen, daß Karl May oder vielmehr der erwähnte Nekrolog Kleinbergs der unwürdige Anlaß zu einem so verhängnisvollen Bruche werden konnte. Der Sachverhalt ist kurz der: der Verleger Mays hatte nach Erscheinen des Jahrbuchs dem Verlag Reimer mit Klage gedroht, wenn das Charakterbild Mays darin nicht zurückgezogen würde. Nachdem Reimer den Herausgeber Prof. Bettelheim dazu nicht zu bestimmen vermocht hatte und dieser an die Objektivität der Kritik und sein Recht appellierte, veranstaltete jener eine zweite Ausgabe des Bandes, in welcher der Kleinbergsche Nekrolog durch einen andern, lobenden Artikel über May ersetzt war, und zwar ohne Vorwissen des Herausgebers. Nun war der Bruch da; Broschüren und Gegenbroschüren wurden gewechselt, und das Resultat ist natürlich die Sistierung des Jahrbuchs. Man braucht nun keine Zeile von Karl May gelesen zu haben, um zu finden, selbst ein Besserer als Karl May sei nicht wert, daß ein Unternehmen wie das Biographische Jahrbuch an seinem Namen scheitere, und soviel ich auch in dieser langen Zwischenzeit an Urteilen über diesen Streitfall gehört und gelesen habe, war die erdrückende Mehrheit selbst von katholischen Lesern und Kennern der sämtlichen Werke Mays, vor der ich mit meiner, wie ich bekenne, geringen Kenntnis der May-Literatur gern die Segel streiche, sich in derselben Meinung einig. (Eine noch zuletzt erschienene Broschüre, Eine Abrechnung mit dem Karl May-Verlag, von Anton Bettelheim [1918, Hesse & Becker Verlag, Leipzig] stellt das ganze Material des literarischen Streitfalls, über den eine nahe Zukunft nur staunend den Kopf schütteln wird, abschließend zusammen.)

Doch genug davon. Die Hauptsache, an welcher die literarische, künstlerische und wissenschaftliche Welt fürder einzig interessiert sein kann, ist die Frage: was nun? Die Anfänge des Biographischen Jahrbuchs standen unter den Auspizien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sie wird auch, ich zweifle keinen Augenblick daran, den einsichtsvollen und hochherzigen Entschluß fassen, in dem endlich einmal kommenden Frieden das Unternehmen wieder da aufzunehmen, wo es so brutal unterbrochen wurde, und es fortzusetzen als die natürliche und ebenbürtige Fortsetzung der ruhmvoll vollendeten Allgemeinen Deutschen Biographie. Der Herausgeber Dr. Anton Bettelheim aber wird sich unter dem Schutze und der För-

Digitized by Google

berung einer solchen Körperschaft um so eher zur Übernahme der altvertrauten Arbeit bereit finden lassen, als ein anderes verwandtes Unternehmen, die „Neue Österreichische Biographie", die von ihm und hervorragenden Männern Österreichs geplante Fortsetzung und Ergänzung des großen Wurzbachschen „Biographischen Lexikons des Kaisertums Österreich" von 1815 bis auf die Gegenwart, von der ich den Lesern der Süddeutschen Monatshefte im Novemberheft von 1916 Mitteilung machen konnte, trotz dem Drucke damals nicht zu ahnender auflösender Ereignisse, wie wir hören, keineswegs aufgegeben ist. Aber auch der Deutsch-Österreicher — und nur um ihn kann es sich bei einem solchen deutschen Unternehmen handeln — wird im künftigen „Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog" seine auf allen Gebieten der Kultur hervorragenden Landsleute ebenso wiederfinden, wie er sie schon in dessen bisher erschienenen achtzehn Bänden gefunden hat. Und dessen wollen wir uns dann gemeinsam freuen.. Alfred Menfi-Klarbach.

Hugo Riemann †.

Wir Schüler hatten dem großen Leipziger Musikgelehrten soviel fröhliche Überraschungen zur Feier des 70. Geburtstages insgeheim vorbereitet — da trat der Tod an das Lager des verehrten Greises, und die Festreden wandeln sich unversehens in Nekrologe.

Die deutsche Musikwissenschaft trauert um einen ihrer Größten. Sein Musiklexikon, seine Phrasierungsausgaben, seine Katechismen fehlen wohl in keinem der Tonkunst ergebenen Hause, sein kleines und großes „Handbuch der Musikgeschichte", seine „Präludien und Studien", seine Geschichte der Musiktheorie, der byzantinischen Notenschrift, der keltischen Pentatonik gehören zu den stärksten Anregungen, welche der musikalischen Kunstgeschichte seit Jahrzehnten geworden sind, seine praktischen Ausgaben alter Hausmusik, früher Solokantaten und Suiten, Orchestertrios und Kammersinfonien werden erst noch zu voller Nachwirkung gelangen. Vor allem aber als Theoretiker seiner Kunst steht Riemann einem Zarlino, einem Rameau gleichwertig, wenn nicht gar überragend zur Seite, und es wird der nachschaffenden Arbeit von Generationen bedürfen, um die Ideenfülle seiner Hauptwerke in dieser Richtung (Harmonielehre, System der Rhythmik und Metrik, Agogik, musikalische Logik, Lehre von den Tonvorstellungen) voll auszuwerten und organisch bis in alle Folgerungen weiter zu entwickeln.

Riemann hat es nicht leicht im Leben gehabt. Am 18. Juli 1849 bei Sondershausen geboren, wurde er als Student im Kriege 1870 schwer verwundet. In Göttingen mit einer gleich sehr folgenreichen Arbeit zum Doktor promoviert, mußte er sich als Musiklehrer an den verschiedensten Konservatorien (Bielefeld, Bromberg, Sondershausen, Hamburg, Wiesbaden) mühselig durchbringen, und als er schließlich in Leipzig die akademische Lehrkanzel betrat, hemmten zunehmende Taubheit, Kurzsichtigkeit und zuletzt körperliche Lähmung die unmittelbare Wirkung auf seine Schüler. Ist es nicht schier unglaubhaft, daß dieser hervorragende Meister, eine der berühmtesten Leuchten seiner Universität, es nie bis zur Stelle eines ordentlichen Professors hat bringen können? Andere Ehrungen sind ihm freilich in reichem Maß zuteil geworden: der englische Ehrendoktor der Musik, die Gründung eines musikwissenschaftlichen Seminars, später eines eigenen staatlichen Forschungsinstituts, Festschriften seiner zahlreichen Schüler zum 60. und 70. Geburtstag — und das außerordentliche Aufsehen, dem seine späteren Schriften jedesmal begegneten, durfte dem Unermüdlichen wenigstens als moralisches Ent-

Digitized by Google

gelt für die betrübliche Tatsache dienen, daß ihn die materiellen Sorgen noch unverhältnismäßig lange auf seinem Schaffensweg begleiteten. Typisches deutsches Gelehrtenlos . . .

Die Eigenart, ja Einzigartigkeit des Riemannschen Denkens beruhte zum guten Teil in seinen auffallend konstruktiven Fähigkeiten. Häufen vielleicht andere Forscher ihr Leben lang Tatsachen auf Tatsachen, Experimente auf Experimente in ziemlich planloser Emsigkeit, um schließlich mühsam die leitenden Gesichtspunkte für deren praktische Einordnung und theoretische Auswertung zu gewinnen, so lassen einem Riemann bereits wenige Feststellungen die Möglichkeit eines allgemeinen Gesetzes blitzartig vor Augen treten, und es bedarf dann nur verhältnismäßig weniger Stichproben, um die Richtigkeit oder Unhaltbarkeit solcher Eingebung nachzuprüfen. Dieser echt schöpferische Gelehrtentyp, dem z. B. auch Riemanns Leipziger Kathedernachbar Karl Lamprecht angehörte, verfällt in jugendlichem Draufgängertum naturgemäß besonders leicht der Gefahr, aus der drängenden Fülle der inneren Gesichte heraus und dem Formreiz der vorgestellten Regeln zuliebe unbewußt den Tatsachen einige Gewalt anzutun. Und einem so imposant ausgedehnten Wissen wird es nie schwer fallen, auch das künstlichste Gedankengebäude mit einigen passenden Belegen zur Not zu stützen. So ist auch Riemann manchmal in der Lebhaftigkeit der Entdeckerfreude zu wissenschaftlichen Fehlschlägen gelangt — ich greife etwa seine Theorie der Untertöne, seine Interpretation der burgundischen Schreitlänze, seine Überschätzung der Mannheimer Symphoniker heraus — und hat sich von hochmögenden Fachgenossen dieserhalb mancherlei Mißfallensvota zugezogen. Aber wie bekanntlich auch gelegentliche Schnitzer Genies noch nicht gleich zu Quartanern erniedrigen (was geborene Quartaner so gern glauben), so gehört auch hier das schöne Heldentemperament des Sanguinikers als notwendige Ergänzung zum Bilde dieser innerlich sprudelnden Persönlichkeit.

Bemerkenswerterweise hat Riemanns so frei im Großen schaltender und gestaltender Geist sich mit Vorliebe auch gerade in minutiösesten Untersuchungen getummelt: die Lust am lexikographischen Kleinwerk tritt in seinen großen Arbeiten oft auffällig hervor, und filigranhaft wirken seine scharfsinnigen Ausdeutungen antiker und mittelalterlicher Musikschriftsteller, wobei ihn eine vorzügliche sprachwissenschaftliche Schulung unterstützte. Wie meisterlich er diese Stoffe und Formen beherrschte, zeigt etwa seine mit wahrem Humanistenhumor geführte Fehde gegen Franz Kullack über Phrasierungskunst: als Magister Ugolino de Malthero Thuringus verkleidet schrieb er im Stil des 14. Jahrhunderts einen lateinischen Sendbrief an „Magister Franciscus Culacius Polonus" so täuschend echt, daß mancher Gelehrte bereits auf die fesselnde „Quellenschrift" hineingefallen ist.

Hätte man auch noch manches Werk aus Riemanns Feder erwartet und dem Verfasser einen friedsamen Lebensabend gewünscht, so darf sich die Wissenschaft über den schweren Verlust doch in dem Bewußtsein trösten, daß Riemanns Leistungen fortzeugend unter seinen Schülern weiterwirken werden und daß sein Institut unter Arnold Scherings zielbewußter Führung zur Ehre seines Begründers fortbestehen wird. Dies eine kurze Semester hat der Lehrtätigkeit Wolfrums, Riemanns und Kretzschmars ein Ende gesetzt — große Umgruppierungen bereiten sich vor, und neue Ziele eröffnen sich der nächsten Generation deutscher Musikwissenschaft.

Berlin. Hans Joachim Moser.

Digitized by Google

Randbemerkungen

nennt Georg Hermann, der Verfasser der „Jettchen Gebert", ein kleines Buch, das bei Egon Fleischel in Berlin erschienen ist. Wir würden bedauern, wenn unsere Leser nicht erführen, wie sich in diesem Kopfe deutsche Dinge malen. Randbemerkungen zu diesen Randbemerkungen erübrigen sich.

Ich verstehe nicht, wie mir die Leute aus meinem Unbeteiligtsein am Kriege einen Vorwurf machen. Niemand wird sich das mir gegenüber erdreisten, weil ich mich *nicht* für Sport und Pferderennen interessiere. Ich habe nie die Sehnsucht gehabt, auf einen Rennplatz zu gehen, — trotzdem ich weiß, daß diese Welt neben unserer existiert. Und würde noch weniger auf ein Pferd wetten. Daß hierin ein Reiz liegen soll, mag sein — aber jeder wird mich für vernünftig halten, wenn ich mein Vermögen nicht aufs Spiel setze, da die Leichtigkeit, mit der es verloren werden kann, in keinem Verhältnis zu der Mühewaltung steht, mit der es erworben werden muß. Und außerdem: was gehen mich Hannibal, Hasdrubal, Faustina und Dickens an?! Daß sich Herr W. oder S., dem sie gehören, dafür einsetzen, daß eines Sieger wird, und daß sie vielleicht sogar die Möglichkeit des Sieges mit einem Risiko bezahlen, verstehe ich, aber für mich bedeutet es doch nur einen Schatten einer Illusion und ich sehe nicht ein, warum ich alles auf ihre Karte setzen soll.

„Lieber fünf Minuten lang feige, als ein Leben lang tot."

Welche Lächerlichkeit: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht." Ich bestreite es und erwarte den Gegenbeweis.

Wenn sich zwei Leute gleicher Schicht auf der Straße schlagen, so werde ich nie sagen, *der* hat Recht, *der* hat Unrecht. Dadurch, *daß* sie sich schlagen, beweisen sie, daß sie beide Unrecht haben.

Mein Freund C. bereitet sich langsam auf den Schützengraben vor. Er hat sich acht Tage lang nicht gewaschen.

Die *Modernität* des Juden, die letzte Quelle seines Wertes beruht zu zwei Dritteln im *Perhorreszieren* des Staatsgedankens. Das soll nun anders werden — und man glaubt, es wird nun anders werden ... Wir haben ja tausend jüdische Offiziere bekommen! Ach, ich fürchte, die Sache wird nicht viel anders auslaufen wie die berühmte Geschichte von dem Mann, der in Galizien (allwo beim Hotelzimmer manches miteinbegriffen ist, was bei uns nicht immer mit dazu gehört) —, in Galizien also reiste und statt der ewigen Judenmädchen einmal eine Nonne haben wollte. Die Tür ging auf, und siehe da, eine Nonne stand vor ihm und sagte: „Gut Schabbes — ich bin die Nonne!" — In welchen Rock sie sich auch stecken werden, sie werden immer sagen: „Gut Schabbes — ich bin die Nonne!"

Junge im Butterladen: „Ick wäre janz jut ohne die jroße Zeit ausgekommen."

Ich möchte gern Däne, Schwede, Schweizer, Amerikaner sein ... Ich bliebe zwar dabei immer Jude, hätte ein zum mindesten ebenso schönes Geschenk der Sprache, wie ich jetzt habe, und hätte die Überzeugung, einem Staat anzugehören, der nicht gegen das Volk, sondern mit dem Volk regiert wird.

Wenn man von Leipzig nach Breslau fährt, kann man nicht verstehen, wenn die Leute von dem schönen deutschen Vaterland sprechen — ein Nudelbrett, ohne die Annehmlichkeit der Nudeln darauf.

Man sagt, der Krieg hätte nicht seine Segnungen. Aber man denke doch, wie günstig er auf manche Zweige der Industrie wirkt. So ist zum Beispiel der Bedarf an Monokeln ins Ungeheure gestiegen ... weil jeder Lausejunge, der früher Heringe bändigte oder in Unterprima sitzenblieb, jetzt Leutnant wird.

Digitized by Google

Die Zeiten haben sich doch wohl geändert. Heldentum hält nicht lange mehr vor. Weddigen? Man hat schon seit einem Jahr den Namen nicht mehr gehört. Wie hieß doch eigentlich der Kommandant der „Emden"? Oder der der famosen „Moewe"? Wie still es selbst von Hindenburg geworden ist! Wer nahm eigentlich Lüttich? Man würde es kaum noch wissen, wenn es nicht in einem Lied einen drolligen Reim darauf gäbe. Nein, Heldentum hält nicht mehr lange vor. Alle vier Wochen einmal lese ich in den Zeitungen von irgendeiner positiven oder negativen Kriegstat, einem Erfolg oder einem glanzvollen Rückzug, der der größte der Weltgeschichte sein soll und in der Weltgeschichte als der größte bleibend sein wird, und nach acht Tagen schon denkt niemand mehr daran ... außer der Lazarettinspektor, der die Zu- und Abgänge bucht. Selbst Heldentum hält nicht lange mehr vor.

Der Preuße ist in England sicherlich nicht halb so verhaßt wie in Bayern. Es ist nun irrtümlich, anzunehmen, daß dagegen der Bayer in Preußen verhaßt wäre. Ganz im Gegenteil: der Preuße schätzt den Bayer als ein schuhplattelndes, singendes, raufendes Jahrmarktswesen, als eine amüsante menschliche Maskerade, dessen beispiellose, mit Sentimentalität verbrämte Roheit, dessen viehisches Saufen, dessen theaterspielende Bauernverlogenheit ihm ebenso lächerlich und belustigend wie in letzter Wurzel völlig fremd und unverständlich ist. Nichts was sich weniger begriffe als Süden und Norden, Preuße und Bayer. Nichts Gemeinsames. Der eine haßt den andern, ohne ihn zu kennen, ohne ihn auch nur verstehen zu wollen. Der andere sieht in jenem ein Wesen aus der Schaubude. Das ist das einige Deutschland! — (Merkwürdig: Als es ans Totschlagen ging, war es sofort mit Begeisterung einig. Als es aber nachher an die Verteilung von Fleisch und Lebensmitteln ging, lag es sich sofort mit Begeisterung wieder in den Haaren.) —

„Ob ich" — sagt der Pfälzer Kriesche (Bauer) — „nach Deutschland oder nach Frankreich meine Steuern zahle, wird sich gleich bleiben." Und ob ich mich für Deutschland oder gegen Deutschland totschlagen lasse, wird auch egal sein. Der einfache Mann sieht eben viel weiter.

Die Musikkapelle spielte ein Lied: Blüh im Glanze deines Glückes, blühe deutsches Vaterland — und alles sang sinnlos mit.

Unser Vaterland ist nicht das Land, die Sprache, der Staat, die Heimat, sondern Klima und Breitengrad. Der Nordländer wird sich im Süden schwer einleben, und der Südländer im Norden. Warm, kalt, Blumen und Bäume, Berge und Ebene, Sonnenglut und Windfrische sind Dinge, die in jeweiliger Abtönung unser Vaterland ausmachen und von denen feinste Differenzierungen mitsprechen. Ich könnte mich in der ganzen Welt wohl fühlen, wo ich die Sprache der Leute spreche, schöne Frauen, Blumen und Kunst, eine gute Bibliothek, ein Schachbrett, kultivierte Umgangsformen zu finden sind, und wo Klima und Landschaft mir verständlich und zuträglich sind.

Es gibt nur einen Stamm von Weltbürgern bis heute — und das sind die Juden.

Ich gehöre als Jude einer zu alten Rasse an, um den Massensuggestionen zu verfallen. Worte wie Volk, Krieg, Staat sind für mich farb- und klanglos. Für mich haben nur die Worte Mensch und Leben Klang, aber einen Klang von einer Hoheit und Fülle, den zu empfinden die andern Rassen anscheinend noch zu jung sind.

Der Laufejunge ist sich stets sehr wichtig vorgekommen; aber nie so wichtig wie jetzt.

Digitized by Google

An Deutschland.

Die Verfasserin des folgenden Gedichts, das Geheimrat Dr. Eugen Würzburger, Professor an der Universität Leipzig, für uns ins Deutsche übertragen hat, ist die Gattin des Redakteurs von „Nya Dagligt Allehanda“ in Stockholm.

Deutschland, Herzensland aus Sommertagen, —
Wie eine Mutter stehst du vor meiner Seele:
Lächelnd und gut und voll Gesundheit,
Fröhlich im sonnedurchwärmten Heim
Nährst du die Kleinen, erziehst die Großen.
Hin und her im Webstuhl schießt das Schiffchen
Und im heißen Ofen backt das Brot.
Hell, von reinlichem Behagen duftend,
Öffnet sich dem müden Gast das Haus.

Deutschland, Sommerland aus Sonnentagen, — —
Wie eine Mutter liegst du auf der Bahre,
Den Deinen entrissen durch feigen Luftmord.
Um den teuren geschändeten Leichnam,
Dess' keusches Herz für immer verstummt ist,
Stehn und weinen bitter die Kinder,
Hungernd, weil kein Mensch sie sättigt,
Frierend, weil des Herdes Glut erlosch.

Ich aber muß dich anschau'n und kann nicht weinen.
Ja, wenn ich ein Engel wär' in der Höhe,
Dann flög' ich in Tränen zum Thron und flehte:
„Siehe, Herr, das vernichtete Deutschland!“
Wär' ich der starke Streiter Sankt Michael,
In grimmem Schmerze höb' ich das Haupt
Zum Rätselumhüllten, höb' ich das Schwert,
Wiese des Schwertes Schärfe und heischte:
„Herr, wie lang muß ich noch harren?“

Wär' ich einer der bergenden Schar,
Einer von denen, die tagelang,
Nächtelang, und Mond um Mond,
All die hungererwürgten Kinder
Aufwärts tragen, ein Zug, unendlich:
Leise legt' ich die leichte Last
Auf der Gottheit Mantelsaum, legte sie hin
Mit Schluchzen, unendlich
Wie der Mutter Schluchzen, das ich vernahm,
Als das wimmernde Stimmlein still geworden,
Als sie die wächsernen fleischlosen Glieder
Küßte zum letztenmal und wieder küßte,
Eh' sie sie legt' in den schmalen Sarg.
Dann, dann könnt' ich weinen, bis der letzte Seraph
Seine goldene Harfe zerschlüg' und mit mir weinte:
„Wenn auf Erden das geschehn darf,
Darf kein Gesang mehr sein im Himmel!“

Digitized by Google

So aber bin ich ein Mensch, ohnmächtig, und kann nicht helfen,
Kann nicht weinen.
Weinen kann ich um ein alltäglich Leid,
Wenn ein Vogeljunges aus dem Nest fällt.
Aber ein ganzes Reich, das zu sterben verdammt ist,
Aber ein ganzes Volk, das man langsam mordet,
Das ist ein Anblick, da versiegen die Tränen,
Trocknen die Augen, bis daß sie brennen wie Feuer,
Bis in der Seele aller Glaube verdorrt ist,
Alle Liebe verdorrt und jede Hoffnung,
Bis aus dem Sinn jedwede Versöhnung gebrannt ist,
Und nur ein einzig Gebet mehr ist, und nur ein
Einziger Hauch und der heißt Rache.
Wer nicht Blut weint, lasse das Weinen!

Totes Deutschland, was frommt dir Totenklage?
Kleider zerreißen und Herzen zerreißen?
Keine Totenklage weckt dich wieder,
Kein Leid lindert deiner Kinder Leid.
Ich will nicht mehr hinseh'n zum Mittagsrand,
Will es nicht seh'n in der Ferne, dein Haus,
Wie es, verödet, zu Schutt zerfällt.
Betäuben will ich mich im Tand des Tags,
Lächeln über ein Nichts, und Vergessen suchen.
Aber muß ich nicht dennoch täglich,
Täglich und stündlich deiner, du Tote, denken,
Jedesmal, wenn in der gleichgültigen Zeitung
Irgendwo dein Name auftaucht, Deutschland?
Oder wann sie zu mir aus meiner Bücher
Stummen Zeichen redet wie aus dem Grabe,
Deine Sprache? . .
Schließen will ich das Ohr, ich will nicht hören.
Denn das Leben muß ich zu Ende leben
Und der Tage Bürde zu Ende schleppen.

Aber in schlummerlos schwarzen Nächten
Steht's vor mir auf gramvoll und grau,
Dieses Erschlagenen furchtbar Gespenst,
Deutet die Mörder, deutet den Sarg,
Fordert Sühne, — es gibt keine Sühne;
Fordert Hilfe, — ich weiß keine Hilfe.
Eins nur weiß ich: die Welt ist finster worden
Durch den Riesenschatten deines Falls....

Gräfin Annie Åkerhjelm, Stockholm.
(Aus „Sverige" 1919, Nr. 2.)

Digitized by Google

Aus Clauſewitzens Briefen.

Friede.

Nichts fürchte ich mehr als den Frieden; je mehr man das Bedürfnis haben mag, ihn zu ſchließen, um ſo gefährlicher iſt er. Es iſt der Schlaf eines Menſchen, der in Gefahr iſt, in erſtarrender Kälte das Leben aufzugeben; gibt er dem dringenden Bedürfniſſe der Natur nach, ſo iſt es, um nie wieder zu erwachen. 1807.

Krieg.

Im Kriege eröffnet ſich ein weites Feld energiſcher Mittel, und wenn ich die geheimſten Gedanken meiner Seele ſagen ſoll, ſo bin ich für die allergewaltſamſten.

Sieg.

Der Gedanke des Sieges muß uns um ſo teurer werden, je länger wir den Sieg entbehren, je höher das Bedürfnis geſtiegen iſt, ihn zu erringen.

Vaterland.

Es ſcheint kleinlich, ſein eigenes Schickſal zu nennen, was doch das Schickſal aller Vaterlandsgenoſſen iſt. Freilich haben ihren Blick nicht alle ſo ſtarr darauf hingewendet als ich; nicht alle ſind ſo unfähig, ihn davon abzuwenden und noch etwas zu ſein unabhängig von Vaterland und Nationalehre.

Die Zeit.

Groß, unbeſchreiblich groß iſt die Zeit; von wenigen Menſchen wird ſie begriffen; ſelbſt den vorzüglichſten Gelehrten und Weiſen unter uns iſt ſie ſelten mehr als ein Werkzeug, um irgendein dünkelvolles Syſtem durch ſie darzuſtellen; alles das iſt eitles Spiel von Kindern und von Toren. Mit dem Gemüte will die Zeit aufgefaßt ſein... Nur in einem Gemüte voll Tatkraft kann ſich die tatenreiche Zukunft verkündigen. 1808.

Kühnheit.

Wer, wenn er mißhandelt wird, mit zerknirſchtem Gemüte nur immer an ſich ſelbſt die Urſachen davon aufſucht und nicht den Mut hat, ſie in dem Übermute des Feindes zu ſehen, ſteht auf einer hohen Stufe des Kleinmutes... Eine Nation, die es nicht wagt, kühn zu ſprechen, wird es noch viel weniger wagen, kühn zu handeln.

Fichte.

Lies doch... Fichtes Aufſatz über den Macchiavell und denke dabei an das, was bei uns geſchehen.

Der Franzoſe.

Man glaubt nicht, wie hartnäckig der Franzoſe an der Idee ſeiner Unüberwindlichkeit hängt, wie lächerlich leichtgläubig er in den Händen ſeiner Parteihäupter iſt, und wie toll dieſe, am Abgrund ſchwindelnd, das Letzte wagen. 1815.

(Ausg. v. Linnebach, Berlin, Warneck, 1917, S. 105, 126, 135, 138, 167, 196, 209, 405.) Mitgeteilt von Juſtus Hashagen in Bonn.

Digitized by Google

Zeitglossen.

Allen Deutschen mit Ausnahme des Professors von Schulze-Gävernitz ist wohl erinnerlich, welch ungeheuren und niederschmetternden Eindruck dessen Enthüllungen Anfang Oktober 1918 machten, wonach wir Anfang 1917 einen guten Frieden hätten haben können, wenn nicht damals der uneingeschränkte U-Bootskrieg begonnen worden wäre (den — wie Professor von Schulze-Gävernitz zu erwähnen vergaß — seine Partei mitbeschlossen hatte und dessen Eröffnung gerade Anfang 1917 seine Parteipresse für den Gipfel staatsmännischer Weisheit gehalten hatte). Im ganzen Land und an der ganzen Front war das überwiegende Gefühl nach den Enthüllungen von Schulze-Gävernitz, auch bei vielen, die bis dahin an die Notwendigkeit der Fortsetzung des Krieges geglaubt hatten: Also das hätten wir im Jahre 1917 ohne weiteres Blutvergießen haben können und das müssen wir uns jetzt durch Verschulden der deutschen Fürsten und Heerführer, die damals den Frieden nicht wollten, gefallen lassen.

Wir haben jene Veröffentlichung des Professors von Schulze-Gävernitz, wohl die wirkungsvollste außeramtliche Veröffentlichung, die in Deutschland während des Krieges stattgefunden hat, im Heft „Zur Wahrheit über den Krieg" als Fälschung nachgewiesen. Der ganze Aufsatz in der „Vossischen Zeitung" war mit Änderung und Einfügung einzelner Worte und Sätze abgeschrieben aus Äußerungen eines Amerikaners, die Schulze-Gävernitz dreiviertel Jahre früher an weniger beachteter Stelle veröffentlicht hatte. Auch die kleinen Änderungen tragen zum Teil den Charakter von Fälschungen. Er läßt den Satz fort: „Für Wilson lag zweifellos von vornherein eine persönliche Sympathie für England fest", er fälschte unter die Friedensbedingungen, die nach dem Amerikaner Wilson uns im Jahre 1917 angeblich verschaffen wollte „ein deutsches Elsaß-Lothringen" ein; er behauptet, er habe damals, Anfang 1917, einen Funkspruch „mit warmer Zustimmung" zu Wilsons Vorschlägen an eine amerikanische Zeitung geschickt, während nach seiner amerikanischen Vorlage dies eine besonders große Unrichtigkeit ist und er in jener Depesche u. a. gesagt hatte, Wilsons Weltfriedensbund sei „erst in hundert Jahren zu verwirklichen".

In unserem Heft „Amerika" (Juni 1916) hatten wir das Bild Wilsons und seiner ihm eben angetrauten Gemahlin gebracht. Da uns durch Präventivzensur unmöglich gemacht war, uns über Wilson auszusprechen, hatten wir zu diesem Mittel gegriffen in der Annahme, das Bild dieser beiden Persönlichkeiten werde jeden Betrachter über Wilsons Charakter aufklären. Das daneben stehende Vorwort „Kulturpolitik" versuchte mit der Ironie der Verzweiflung den Lesern unsere durch die Präventivzensur unterdrückte Überzeugung mitzuteilen, sprach davon, die Methoden von Tirpitz seien militärisch wohl wirksamer, aber gewiß werde Bethmann, indem er sich an die edlen Triebe des (daneben abgebildeten) Wilson wende, der gerade einen Bund fürs Leben geschlossen habe, usw.; wir schrieben Sätze wie: Man hätte den preußischen Kronprinzen an den Beratungen über den U-Bootskrieg teilnehmen lassen sollen, weil er ja nur im Fall eines Zusammenbruches nicht zur Regierung kommen werde; wir brachten als nächsten Artikel eine Zusammenstellung der schlimmsten Gewalttaten aus der amerikanischen Geschichte unter der Überschrift: „Die Menschlichkeit als Grundzug der amerikanischen Politik" — es hat aber alles nichts genützt: hunderte von Lesern haben damals die Monatshefte abbestellt, weil sie das Bild Wilsons für eine Huldigung gehalten und die faustdicke Ironie nicht verstanden hatten.

Digitized by Google

Wir haben damals eingesehen, daß mit Ironie in Deutschland nicht zu wirken ist und haben diese Beobachtung inzwischen noch wiederholt gemacht. Thomas Mann hatte auf eine Umfrage der „Frankfurter Zeitung", was von der Zurückhaltung der Gefangenen in Frankreich zu halten sei, das Bitterste geantwortet, was er wohl je geschrieben hat:

„Habe ich recht gelesen? Sie nehmen die Mitteilung ernst, die Oberste Heeresleitung der Alliierten beabsichtige, die vom Kriege zerstörten Striche Frankreichs durch deutschen Frondienst wieder instand setzen zu lassen und habe im Verfolg dieses Planes mit der Konzentration von 200000 deutschen Kriegsgefangenen im Norden des Landes begonnen? Sie rufen uns zum Protest auf gegen ein solches Vorhaben, das, wie Sie hinzufügen zu müssen glauben, allem Recht, aller Menschlichkeit, allen Gepflogenheiten gesitteter Völker Hohn spreche? — Lassen wir uns nicht in April schicken. Die Franzosen sind lustige Köpfe, es wäre zu verwundern, wenn der Ausgang des Krieges ihnen nicht Laune machte, uns ein wenig zum Narren zu halten. Sie wollen uns erschrecken, uns außer uns bringen, uns in eine linkisch-pathetische Pose der Entrüstung jagen, damit wir desto komischer dastehen, wenn die Drohung sich als das erweist, was sie ist und sein muß, nämlich als Eulenspiegelei. Wie könnte es anders sein? — Das deutsche Volk ist in diesem Kriege nicht nur von der Übermacht seiner Feinde an Menschen und Material — es ist von ihnen auch moralisch überwältigt worden und dies vor allem. Es hat sich im Laufe dieser 4½ Jahre davon überzeugt, daß es für eine schlechte Sache oder vielmehr für gar keine Sache kämpfe, daß rückständige und rohe Gedanken es beherrschten, während auf seiten seiner Gegner die Idee des Rechts, der menschliche Gedanke selber fechte. Hätte es sich nicht davon überzeugt, — kein Soldat und kein Politiker wird mir ausreden, daß es auch heute noch unbesiegt wäre. Es hat sich in die Hände von Feinden ergeben, an deren überlegene Sittlichkeit es endlich glaubte. Und nun sollte es glauben, der Edelste dieser Feinde, der Lehrer der Menschheit, ihr Führer zur Demokratie, zur Tugend und zum Lichte, beabsichtige im Ernst, sich zum Sklavenhalter zu erniedrigen? — Welche panikhafte Leichtgläubigkeit! Die lächelnde Ruhe allein schon, mit der die übrige Welt die Ankündigung Frankreichs aufgenommen hat, sollte uns gewiß machen, daß es sich um eine Foppere aus Siegerlaune handelt und um nichts weiter. Wäre es anders, schickte Frankreich sich ernstlich an, zu tun, wovon es da fabelt, — meint man denn nicht, daß ein allgemeiner Aufschrei menschheitlichen Widerspruchs seine Befehlshaber zur Besinnung bringen würde: ein Schrei, dreimal so stark wie der, welcher aufgellte, als die verjagten Herren Deutschlands es mitten im Kriege sich beikommen ließen, belgische Arbeitslose nach Deutschland abzuschieben, da es dort Arbeit gab? — Es ist nicht erlaubt, daran zu zweifeln. Es ist tölpelhaft, von einem Scherzwort gallischer Kaustik viel Wesens zu machen, und es zeugt zuletzt von häßlichem Unverständnis für die Größe des Augenblicks. Die Tugend siegte. Recht, Freiheit und Menschlichkeit treten die Herrschaft an, und die von Leiden geläuterten Völker schließen den Liebesbund."

Diese Äußerung versah die Zeitung mit folgender Einleitung:

„Zu dem grausamen Plan der französischen Heeresleitung, 200000 deutsche Kriegsgefangene für den Wiederaufbau Nordfrankreichs zu verwenden, erhalten wir die folgenden ironisch-heiteren und zuversichtlichen Zeilen. Wir wünschen herzlichst, daß der Optimist recht behalte."

Damals dachten wir, daß der, der diese Einleitung geschrieben hat, jedenfalls kein Deutscher sei und keine Spur von Gefühl für das deutsche Volk habe.

Digitized by Google

Inzwischen haben die „Alldeutschen Blätter“ aus der Feder eines Mitarbeiters, von dem sicherlich weder das eine noch das andere gilt, einen Artikel gebracht, der die blutige Ironie Thomas Manns gleichfalls nicht versteht, unter der fetten Überschrift

„Ein deutscher Ästhet für die Franzosen“

mit den unsinnigen Worten anfängt: „Thomas Mann rechnet sich zu den sogenannten Ästheten“ und Mißverständnis auf Mißverständnis türmt. Also nichts mehr von Ironie. Sie ist auch nicht mehr nötig, teils weil die Zensur aufgehoben ist, teils weil die Feinde die Aufklärung übernommen haben, wie wir schon immer für den Fall des Zusammenbruchs vorausgesagt hatten.

Wäre das deutsche Volk nicht der dumme Held unter den Völkern, so hätte es freilich einer solchen nachträglichen Aufklärung nicht bedurft. Dann hätte zur Aufklärung über Wilsons Stellung die ironische Depesche genügt, die er am 7. Oktober 1914 an Kaiser Wilhelm richtete. Der Depeschenwechsel wurde damals in allen Blättern veröffentlicht und lautete:

Kaiser Wilhelm an den Präsidenten Wilson am 7. September 1914.

Ich betrachte es als meine Pflicht, Herr Präsident, Sie als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme der französischen Festung Longwy meine Truppen dort Tausende von Dum-Dum-Geschossen entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungswerkstätte hergestellt waren. Ebensolche Geschosse wurden bei getöteten und verwundeten Soldaten und Gefangenen auch britischer Truppen gefunden. Sie wissen, welche schrecklichen Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts streng verboten ist. Ich richte daher an Sie einen feierlichen Protest gegen diese Art der Kriegsführung, welche dank dem Morden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt. Nicht nur haben sie diese grausamen Waffen angewendet, sondern die belgische Regierung hat die belgische Zivilbevölkerung zur Teilnahme an dem Kampfe offen ermutigt und seit langem sorgfältig vorbereitet, selbst die von Frauen und Geistlichen in diesem Guerillakrieg begangenen Grausamkeiten, auch an verwundeten Soldaten, Ärztepersonal und Pflegerinnen. Ärzte wurden getötet, Lazarette durch Gewehrfeuer angegriffen, derart, daß meine Generale endlich gezwungen waren, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die Schuldigen zu bestrafen und die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung ihrer schimpflichen Mord- und Schandtaten abzuschrecken. Einige Dörfer und selbst die alte Stadt Löwen mit Ausnahme des schönen Rathauses mußten im Interesse der Selbstverteidigung und zum Schutze meiner Truppen zerstört werden. Mein Herz blutet, wenn ich sehe, daß solche Maßregeln unvermeidlich geworden sind und wenn ich an die zahllosen unschuldigen Leute denke, die ihr Heim und Eigentum verloren haben infolge des barbarischen Betragens jener Verbrecher.

Wilhelm I. R.

Präsident Wilsons Antwort, veröffentlicht am 7. Oktober 1914.

Eurer Kaiserlichen Majestät wichtige Mitteilung vom 7. September des Jahres habe ich erhalten und von ihr mit größtem Interesse und Anteil Kenntnis genommen. Ich fühle mich geehrt, daß Sie sich wegen eines unparteiischen Urteils an mich als den Vertreter einer an dem gegenwärtigen Kriege wahrhaft unbeteiligten Nation gewendet haben, die den aufrichtigen Wunsch hegt, die Wahrheit kennenzulernen und zu berücksichtigen.

Sie werden — dessen bin ich sicher — nicht erwarten, daß ich mehr sage. Ich

Digitized by Google

bete zu Gott, daß dieser Krieg recht bald zu Ende sein möge. Der Tag der Abrechnung wird dann kommen, wenn, wie ich sicher bin, die Nationen Europas sich vereinigen werden, um ihre Streitigkeiten zu beendigen. Wo Unrecht begangen worden ist, werden die Folgen nicht ausbleiben und die Verantwortlichkeit wird dem Schuldigen auferlegt werden. Die Völker der Erde haben sich glücklicherweise auf den Plan geeinigt, daß solch eine Abrechnung und Einigung stattfinden muß. Soweit jedoch ein solcher Plan unzureichend ist, wird die Meinung der Menschheit, die letzte Instanz in allen solchen Gelegenheiten, ergänzend eingreifen. Es wäre unklug, es wäre verfrüht für eine einzelne, selbst dem gegenwärtigen Kampfe glücklicherweise fernstehende Regierung, es wäre sogar unvereinbar mit der neutralen Haltung einer Nation, die, wie diese an dem Kampfe nicht beteiligt ist, sich ein endgültiges Urteil zu bilden oder es zum Ausdruck zu bringen.

Ich spreche mich so frei aus, weil ich weiß, daß Sie erwarten und wünschen, daß ich wie ein Freund zum Freund spreche, und weil ich sicher bin, daß eine Zurückhaltung des Urteils bis zur Beendigung des Krieges, wo alle Ereignisse und Umstände in ihrer Gesamtheit und ihrem wahren Zusammenhang übersehen werden können, sich Ihnen als der wahre Ausdruck aufrichtiger Neutralität von selbst empfehlen wird. Woodrow Wilson.

Jetzt bedarf es auch bei Wilson der Ironie nicht mehr und er kann so deutlich sagen, was er meint, daß es auch in Deutschland verstanden wird. Jetzt hat Wilson im amerikanischen Senat unumwunden erklärt, daß er unter allen Umständen, wie immer Deutschland sich verhalten hätte, in den Krieg gegen Deutschland eingetreten wäre. Man muß sich fragen, warum Wilson jetzt so offenherzig wird. Wir sind seit Herbst 1914 der Ansicht, daß zwischen Wilson und der englischen Regierung ein Vertrag besteht, wonach Wilson in einem Krieg gegen Deutschland moralische und materielle Hilfe, nötigenfalls auch Waffenhilfe zu leisten hatte, wofür sich England verpflichtete, den Amerikanern in einem Konflikt mit Japan unter gleichen Umständen die gleiche Hilfe zu leisten. Wir vermuten, daß Wilson jetzt angesichts des drohenden Konflikts mit Japan damit rechnet, daß dann der Geheimvertrag bekannt wird und daß er deshalb, um das amerikanische Volk auf die Wahrheit vorzubereiten, die nachstehenden Auskünfte im Senat gegeben hat. Trotzdem die Erklärung vielen unserer Leser bekannt ist, geben wir sie wieder, um sie für eine spätere Zeit aufzubewahren. In wörtlicher Übersetzung des Stenogramms lautet sie:

Senator Mc. Cumber: „Würde unsere moralische Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit des deutschen Krieges uns in diesen Krieg gebracht haben, wenn Deutschland keinerlei Akte gegen uns begangen hätte, ohne den Völkerbund, da wir ja keinen Völkerbund zu jener Zeit hatten?"

Der Präsident: „Ich hoffe, sie würde eventuell angesichts der Entwicklung der Dinge uns hineingebracht haben."

Senator Mc. Cumber: „Denken Sie, wenn Deutschland keinen Akt kriegerischer Natur und keinen Akt der Ungerechtigkeit gegen unsere Bürger begangen hätte, wir hätten uns am Krieg beteiligt?"

Der Präsident: „Das glaube ich bestimmt." (I do think so.)

Senator Mc. Cumber: „Sie glauben also, wir hätten auf alle Fälle am Krieg teilgenommen?"

Der Präsident: „Ja." (I do.)

Digitized by Google

Fort mit dem undeutschen Geist!

Von Admiral Scheer.

Die dem deutschen Volk innewohnenden Kräfte hatten sich im Weltkrieg zu ungeahnter und unvergleichlicher Größe entfaltet. Einer Welt von Feinden hat es $4^1/_2$ Jahr Widerstand zu leisten vermocht und mit seiner Wehrmacht Sieg auf Sieg erfochten.

Nicht die Masse der russischen Heere, noch das Aufgebot farbiger Hilfsvölker aus allen Erdteilen, weder der fanatische Angriffsmut der Franzosen, noch auch die aufs äußerste gesteigerte britische Kriegstechnik zeigten sich, nicht einmal in ihrer gesammelten Wucht, der Tapferkeit unserer Truppen und dem Geschick ihrer Führung überlegen.

Die organisatorische und schöpferische Begabung des Deutschen, seine Disziplin und Arbeitskraft überwanden selbst die Schwierigkeiten der Abschnürung von fast jeglicher Zufuhr und schufen aus den heimischen Hilfsquellen den Kriegsbedarf für Heer und Flotte.

Hieran gilt es sich immer wieder zu halten und den Wurzeln solcher Kräfte nachzugehen, um sie aufs neue zu beleben, weil wir dann die Hoffnung schöpfen können, aus dem jetzigen Tiefstand wieder hoch zu kommen.

Ihren Vernichtungsplan zu vollenden brauchten die Feinde noch die Helfer aus unserem eigenen Lande.

Aufrecht und fest stand unsere Wehrmacht, die beste Schule des Volkes, als Errungenschaft aus den Freiheitskriegen in die neue Zeit hinübergerettet. Die Revolution hat sie niedergezwungen durch den undeutschen Geist, der in der Heimat sich ausbreitete und auch Heer und Flotte ergriff und vergiftete.

Alle Warnungen und Vorstellungen der militärischen Führer, den unheilbringenden Schaden abzuwenden, fruchteten nichts. Das Krebsleiden fraß weiter. Wie war seine Entstehung zu erklären? Der politischen Machtstellung, die das Reich nach der Wiedervereinigung der deutschen Stämme erlangte, folgte ein beispielloser wirtschaftlicher Aufschwung. Die Vertiefung des Nationalgefühls, das dem jungen Staatswesen am meisten Not tat, litt darunter. Das Bewußtsein als Deutscher ein gemeinsames Ziel zu haben und dafür auch Opfer bringen zu müssen, drang nicht durch. Man wollte vom Reich nur Vorteil.

So wie im Dreißigjährigen Krieg die Glaubenskämpfe jedes nationale Gemeinschaftsgefühl ertötet hatten, so zerstörte der in den letzten Jahrzehnten einsetzende Streit um sozialistische Ideen das Gefühl für die vaterländische Zusammengehörigkeit. Aber während damals das Bewußtsein der alten nationalen Kulturgemeinschaft wach blieb und die Idee des deutschen Kaisertums durch Jahrhunderte hindurch sich erhielt, drang mit den sozialistischen Ideen auch die von ihren geistigen Urhebern vertretene internationale, jüdische Gedankenwelt in den deutschen Volkskörper ein. Die einheitlich gerichtete Macht ihrer Presse, aus der auch die sozialistischen Blätter ihre Nahrung zogen, riß die geistige Führung an sich. Die national und christlich gesinnte Presse kam bei ihrer Zersplitterung gegen die Gewandtheit des Judentums, welche die niedrigen Volksinstinkte auszunutzen verstand, nicht auf. Es ist leichter sittliche Ideale zu verhöhnen, als glaubhaft und anziehend zu predigen. Auch die innere Anteilnahme weiter Kreise an der sozialen Bewegung war zu schlaff. Teils beeinflußt durch die mammonistische Richtung des deutschen Erwerbslebens, teils voreingenommen gegen die berechtigten sozialen Forderungen durch

Digitized by Google

die staats- und gesellschaftsfeindliche Form, in der sie vorgebracht wurden. So schuf die Blüte des deutschen Wirtschaftslebens einen tiefen Riß im deutschen Volk. Ihn auszubreiten und auszunutzen ließen sich die von jüdischem Geist beseelten Führer der neuen Volksbewegung in natürlicher Gegnerschaft gegen den alten Preußenstaat des kategorischen Imperativs besonders angelegen sein.

Zu der Autorität einer starken Monarchie steht das Demagogentum, das ein seelenloses Proletariat für seine selbstsüchtigen Zwecke braucht, in schärfstem innerem Gegensatz. Nationaler Gemeinsinn und Verantwortlichkeitsgefühl gehen ihm ab. So wurde der vom Feind hingeworfene Köder, es gälte allein die Vernichtung des preußischen Militarismus, der ganz in diese Geistesrichtung paßte, gierig aufgenommen.

Die Sozialdemokratie hoffte durch einen Verständigungsfrieden auch ihre eigenen parteipolitischen Ziele zu erreichen, die sie — eigenem Zugeständnis nach — bei einem Sieg der deutschen Staatsgewalt niemals zu erreichen glaubte.

Die große demokratische Presse, die aus denselben geistigen Quellen gespeist wird, wie die sozialistische, war die eifrigste Befürworterin des Gedankens vom Verständigungsfrieden im Hinblick auf das internationale Geschäft. So wurde der nationale Siegeswillen systematisch begeifert und zermürbt.

Das Wort des Erbübels vom alten deutschen Hader und der Zwietracht der deutschen Stämme gibt nicht die zutreffende Erklärung für die Ursache des Zusammenbruchs. Denn gerade das war das Erhebende und Vertrauenerweckende, als wir in den Weltkrieg gezwungen wurden, daß das deutsche Volk in allen seinen Teilen, streitbar und todesmutig wie in seinen besten Zeiten, sich erhob, in der Erkenntnis, daß es seine Existenz verteidigen mußte. Angesichts der Unzahl der Feinde waren die letzten Spuren landsmannschaftlicher Eigenbrödelei hinweggeweht.

Nicht erloschen war der Geist, mit dem die volksfremden Elemente das deutsche Gemüt verflacht und unsicher gemacht hatten. Wohl hielt er, wie erschrocken vor der nationalen Aufwallung, den Atem an und schien sich anfänglich scheu zu verkriechen. Doch nicht lange, so wagte er sich mit der ihm eigenen Dreistigkeit wieder hervor, als er die Schwachmütigkeit der politischen Leitung, die unserm Volk bestellt war, erkannte, die nicht den Entschluß fand, den sichern Weg zum Sieg mit festem Willen zu beschreiten und alle entgegenstehenden Neigungen zu unterdrücken.

Optimisten, Pessimisten, Pazifisten, das waren die Gruppen, denen sich der Deutsche nach seiner Gemütsverfassung oder Beeinflussung durch die Presse anschließen konnte. Alle Meinungen sich miteinander bekämpfend und dadurch Verwirrung in der Heimat erzeugend, wo die zur Führung verpflichtete Stelle nicht den willensstarken Ton angab, im Gegenteil, angekränkelt von demselben Geist, der unsern Sieg nicht wollte, alle starken Regungen unterdrückte.

So konnte auch die kämpfende Truppe nicht davon verschont bleiben, denn die Berührung mit der Heimat, aus der ihr Entmutigung zugetragen wurde, mußte auf die Dauer ansteckend wirken, besonders als der ihr von dort gesandte Ersatz mit Abneigung in den Kampf zog, der ihm als nutzlos und schädlich verleumdet war.

Inzwischen saßen daheim, fern vom Schuß, vorzugsweise Vertreter jener undeutschen Richtung in den zahllosen Kriegsgesellschaften und betrieben das Geschäft, sich zu bereichern und den Krieg in Mißkredit zu bringen. Der Regierung gelang es nicht, widerwärtige Mißstände, die offenkundig waren, zu unterdrücken, und während das Volk darbte, seine Söhne auf den Schlachtfeldern

Digitized by Google

ließ, die Kinder dahinwelkten und den Frauen die ganze Sorge und Mannesarbeit zugleich aufgebürdet war, nährte es seinen Widerwillen am Krieg durch den Anblick unbekümmerter Gewinnsucht.

Das verstärkte die ungünstige Rückwirkung der Heimat auf die Kampffront. Diese Erscheinungen sind so bekannt, daß es nicht lohnte, sie zu erwähnen, aber sie stehen in dem jetzt deutlich erkennbaren Zusammenhang, daß nicht mangelnde Kraft, sondern mangelnde Willensstärke uns zur Niederlage führte. Wille ist Geist. Glänzend hatte er sich als Vaterlandsliebe offenbart, als Jungdeutschland zu den Fahnen drängte. Schmählich wurde er erstickt, als die demokratische und sozialistische Presse in antinationaler Gesinnung sich immer hemmungsloser austoben durften.

So wurden die Gemüter vorbereitet und reif für den Gedanken der Revolution gegen eine vermeintliche Militärgewalt, die verschrien wurde, den Krieg um des Krieges willen, nicht — wie in Wahrheit — um des Sieges willen zu führen.

Schwer lastet für das Gewährenlassen des Défaitismus die Verantwortung auf der Staatsleitung, die damit dem Unheil Vorschub leistete und der Monarchie das Grab bereiten half, die sie mit ihrer Schuld mitbelastete. Viele überzeugte Anhänger von dieser, dem deutschen Wesen nach seiner geschichtlichen Entwicklung am besten eignenden Staatsform sind in ihrer Treue erschüttert, weil sie für das Unglück nicht die Schwäche und Ratlosigkeit der leitenden Persönlichkeiten, sondern das System beschuldigen.

Als verhängnisvoller Irrtum erweist sich jetzt der Gedanke, im Oktober 1918 den Präsidenten Wilson um die Friedensvermittlung anzugehen. Dieser Entschluß führte Vertreter der Sozialdemokratie in die Regierung ein. Man hielt es für geboten, dem Präsidenten den Beweis zu liefern, daß das deutsche Volk die bisherige monarchische Staatsform abzulegen bereit sei und eine demokratische dafür einzusetzen. Trotz starker, pathetischer Töne bei Übernahme der neugebildeten Regierung durch den Prinzen Max von Baden von der Entschlossenheit zum Kampf bis aufs Äußerste, wenn es not tue, keine Spur davon, als es not tat. Denn was konnte Ärgeres zugemutet werden, als Waffenstillstandsbedingungen, die uns ausgesprochen wehrlos machen sollten. Immer weiter wich Prinz Max vor Wilsons Forderungen zurück. Der demokratische Einfluß auf die Entschließungen der Regierung war nicht zu verkennen. Sie fand keinen festen Haltepunkt mehr auf der abschüssigen Bahn und der Aufruf an das nationale Empfinden blieb nicht nur aus, sondern die Partei, die ihre Vertreter in der Regierung hatte, stellte das Ultimatum auf Abdankung des Kaisers und förderte dadurch den Ausbruch der Revolution. Beherrscht von dem Gedanken eines internationalen Völkerbundes, der an sich eine Utopie, nur auf undeutsch denkende Gemüter Anziehungskraft ausüben konnte, hielt dieses parlamentarische Regierungskollegium in dem Vertrauen auf Wilson fest, und die Knechtung des deutschen Volkes und seine Herabwürdigung zu einer Nation, der man die Gleichberechtigung versagt, war die Folge. Kämpfend zu unterliegen, wenn es nicht anders sein konnte, wäre ein weit geringeres Übel gewesen, als die gewaltsame Zerstörung unserer Wehrmacht durch die Revolution. Sie war die unausbleibliche Folge davon, daß man nicht alle Kräfte gegen den Feind einsetzte, als es noch eine Widerstandsmöglichkeit gab.

Ein schlimmerer Zustand als der, dessen Wirkungen wir seit Jahresfrist verfolgen, ist undenkbar.

Das Empfinden dafür lebt auch in den Herzen der Volksvertreter, die mit

Digitized by Google

dem Verlangen zur Absetzung des Kaisers den Auftakt zur Revolution gaben, deren traurige Folgen sie von sich abwälzen möchten.

Denn abgesehen von den Widersprüchen über ihr Interesse am Umsturz, zeigt auch die Unehrlichkeit bei der Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch die Bekanntgabe amtlichen Materials, wieviel ihnen daran liegt, zu verschweigen, daß vor diesem Äußersten noch eine andere Wendung möglich erschien.

So hat die Veröffentlichung des Protokolls über die am 17. Oktober 1918 stattgehabte Sitzung, in der die Regierung sich Aufklärung über unsere militärische Widerstandskraft geben ließ, den in jener Sitzung gefaßten Beschluß unterdrückt und verschweigt ihn, weil nicht an ihm festgehalten wurde. Er lautete, Wilson möge seine Waffenstillstandsbedingungen nennen, die nur insoweit angenommen werden sollten, als sie keine entehrenden Zumutungen enthielten und uns die Fortsetzung des Kampfes ermöglichten.

Die durch die Revolution emporgehobenen Machthaber haben statt dessen die härtesten Waffenstillstandsbedingungen später widerspruchslos hingenommen und ihren Volksgenossen damit Frieden, Freiheit und Brot in Aussicht gestellt. Welch bittere Enttäuschung für die darauf Vertrauenden!

Der alte Staat liegt in Trümmern, zerbrochen und zerschlagen durch innere und äußere Gewalten.

Ordnung, Wohlstand und die Fähigkeit höchster Kraftentfaltung waren seine Kennzeichen. Seine Schwäche der Mangel an einheitlicher nationaler Gesinnung. Er hatte sich freilich wenig bemüht, sie zu fördern, denn Begeisterung auszulösen, lag nicht in dem Wesen des alten Obrigkeitsstaates. Seine Tonart blieb noch immer etwas abgestimmt auf den beschränkten Untertanenverstand. Die Mißstimmung gegen eine zuverlässige, aber immerhin schwerfällige Bureaukratie leistete der fremden Geistesrichtung Vorschub, die Schrifttum, Theater und Kino zu ihren Zwecken ausnutzte und unbehindert sittliche und staatliche Autorität verhöhnen durfte. Und sie hat in ihrer Gesinnungslosigkeit gegen die nationale Würde, die dem ganzen Volk als Laster angerechnet wird, uns der Verachtung unserer Feinde preisgegeben, die unserm arbeitenden Volk zur Strafe dafür Frondienste auferlegen.

Mit der Ernüchterung und Enttäuschung wird dem Volk auch die Erkenntnis kommen, wo die wahren Ursachen seines Unglücks liegen.

Aus einer Verwirrung der Geistesrichtung der Nation ist die Revolution hervorgegangen, nicht aus dem unabweisbaren Bedürfnis nach Abstellung sozialer und staatlicher Mißstände. Sie bestanden in Wahrheit nicht.

Eine organische Fortentwicklung war auf allen Gebieten eingeleitet und hätte bei günstigem Kriegsverlauf einen mächtigeren und wohltuenderen Anstoß erhalten, als durch die rohe, alles verderbende Hand der Revolution. Nun müssen wir dies als schwere Schicksalsfügung tragen, um durch die harte Prüfung den richtigen Weg aus unsrer Not herauszufinden. Unsere staatliche Unabhängigkeit ist verloren, dafür haben wir Unordnung auf allen Gebieten, Korruption und Mißwirtschaft. Niemand kann sich befriedigt fühlen außer den dunklen, verbrecherischen Existenzen, die weiter auf den völligen Zusammenbruch unsers Wirtschaftslebens hinarbeiten, ohne daß ihrem Treiben ein energisches Halt geboten würde.

Denn die deutsche Republik unter sozialistischer Leitung ist selbst eine Frucht der Revolution, belastet mit dem Fluch des Unglücks, das über unser Vaterland hereingebrochen ist.

Noch ist der alte Ordnungssinn, die Treue gegen das Vaterland und ge-

Digitized by Google

wissenhafte Pflichterfüllung nicht bei allen Dienern des Staates erloschen und mühsam dreht sich, dank ihrer Hilfe, die Staatsmaschine noch weiter.

Aber gegen die von ihr selbst aufgewühlten Leidenschaften der Masse ist die Regierung machtlos, denn es fehlt ihr an der Unabhängigkeit einer über den Parteien stehenden starken vollziehenden Gewalt, die ihren widerspruchslosen Rückhalt in der überwältigenden Mehrheit der Nation findet. Dessen kann eine Regierung nur gewiß sein, wenn ihr deutsches Empfinden und ihre nationale Gesinnung über jeden Zweifel erhaben sind.

Um dies Vertrauen hat sich die Nationalversammlung, welche sich die Wiederherstellung der Ordnung zur Aufgabe stellte, gebracht. Und das von ihr gewählte Banner in den Farben schwarz, rot und gold bildet gleichsam ein Symbol für das durch die schwarze, rote und goldene Internationale zu Boden gebeugte Deutschtum. Seine Wiederaufrichtung ist möglich, wenn der Kampf aller gegen alle aufhört und der Geist der Zwietracht, der Unzufriedenheit ausgetilgt wird, ebenso wie der gegenseitiger Geringschätzung.

Der Sinn für Ordnung und sachverständige Führung der Staatsgeschäfte setzt sich unzweifelhaft durch, denn das Volk will weder verhungern, noch außer Landes getrieben werden. Daher brauchen wir die Hoffnung auf eine Wiedererhebung nicht aufzugeben. Doch ist es mit dem einfachen Glauben, das Leben der Völker sei ein dauernder Wechsel von Aufschwung und Niedergang und daß man auch diesmal dem natürlichen Verlauf der Dinge vertrauen dürfe, nicht getan. Unsere Lage ist gegen die vor 100 Jahren so viel schwieriger, weil erst die Einheitsfront im Innern wieder hergestellt werden muß, ehe eine Besserung nach außen hin, für unsere Stellung in der Welt, erwartet werden kann.

Die natürliche Grundlage dafür ist der Zusammenschluß in nationaler Gesinnung. Diese geistige Gemeinschaft und Übereinstimmung in dem sittlichen Empfinden zu schaffen, ist Aufgabe einer deutschen Kultur, die unser ganzes Volkswesen durchdringt und die Ideale wiederherstellt, unter denen unser Volk aufgeblüht ist, bis sie ihm der undeutsche Geist verleidete, der sein Unglück wurde.

Darum fort mit ihm!

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.

Redaktionell abgeschlossen am 21. Oktober 1919.

Verantwortlicher Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Deutschland vor Gericht.

Die Schuldfrage

Eine Frage der Schuld ist an sich mit der Frage nach der Ursache und damit nach dem Urheber verknüpft. Bei einem so gewaltigen und kompliziert zustande gekommenen Ereignisse wie der Weltkrieg liegt auf der Hand, daß es sich nicht um eine einzige Ursache, sondern um einen zeitlich und räumlich bestimmten großen Komplex verschiedener Ursachen und Wirkungen handeln muß, und deshalb auch um die Notwendigkeit einer Unterscheidung zwischen den entfernteren, tieferliegenden Ursachen. Sie stehen gewissermaßen auf dem Komplex der entfernten tieferliegenden Ursachen. Wären diese nicht vorhanden gewesen, so würden die Vorgänge und Handlungen, die tatsächlich zum Kriege geführt haben, überhaupt nicht, jedenfalls nicht in dieser ihrer Eigenschaft als Kriegsanlässe vorhanden gewesen sein.

Die Frage, in welchen Zeitpunkt man die ersten Ursachen des Weltkrieges legen soll, ist bis jetzt verschieden beantwortet worden. Die Friedensbedingungen der Feinde zeigen, daß sie uns dauernd in einem Zustande halten möchten, wie er nach dem Dreißigjährigen Kriege, zum mindesten nach dem Frieden von Tilsit herrschte: Ein in sich zerrissenes, in jeder Beziehung auch wirtschaftlich ohnmächtiges Land, ohne eine starke Zentralmacht, womöglich zerstückelt. Die Friedensbedingungen haben gezeigt, daß es den Feinden vor allem auf die Vernichtung Preußens ankommt. Das Preußentum, zu dessen Vernichtung sie die Deutschen selbst klug und geschickt eingespannt haben, war eine nötige Macht, um ein einiges und starkes Deutschland zu machen und zu halten. Die Feststellung dieser bekannten Tatsache führt ohne weiteres auf den Zeitpunkt hin, den wir als Grundursache des Krieges ansehen können: Das Jahr 1864 und die dann folgenden Jahre. Damals hat Bismarck Preußen zur Vormacht in Deutschland gemacht und zu dem eisernen Kern, um den sich die anderen deutschen Staaten fest herum schlossen. Die Neugründung des Deutschen Reiches 1870 stand auf der Grundlage der Errungenschaften der sechziger Jahre. —

Vor dem Weltkriege erschien in Frankreich eine Dokumentensammlung: „Die Ursprünge des Krieges von 1870." Sie griffen auf das Jahr 1864 zurück, auf die erfolgreiche Tätigkeit Bismarcks: Preußen zur Vormacht in Deutschland zu machen. Von den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis zum Kriege ist immer wieder in der britischen und in der französischen Presse beklagt worden, daß man damals jenen verhängnisvollen Anfängen der Politik Bismarcks nicht entgegengetreten sei, solange es Zeit war. Französische Politiker wie Hanotaux und andere, im übrigen auch der kurz vor dem Kriege verstorbene amerikanische Vertreter der allangelsächsischen Idee Homer Lea haben es der britischen Politik zum schweren Vorwurfe angerechnet, daß sie die Stärkung Preußens während der sechziger Jahre gestattet und sich so der Mittel beraubt habe, um der Einigung des deutschen Nordens und Südens entgegentreten zu können. Ich beabsichtige nicht nach deutscher Gewohnheit, jedes Ereignis in seinen Ursachen bis auf Albrecht den Bären oder Adam und Eva zurückzuverfolgen. Dieser Rückblick ist aber notwendig, weil die Kriegsziele der beiden Westmächte immer auf die Ursprünge der deutschen Macht und des deutschen Gedeihens während der sechziger Jahre zurückgingen. Sie haben damit leider einen Scharfblick bewiesen, wie er im deutschen Volke unglücklicherweise nur sehr vereinzelt vorhanden gewesen ist. Nirgends auf der Welt hat die Entwicklungsidee — die ich nebenbei für eine Hypothese halte — mehr Ver-

Digitized by Google

ständnis gefunden, als in der deutschen Gelehrtenwelt. Das Werden und Gedeihen des Deutschen Reiches aber politisch und wirtschaftlich unter dem Gesichtspunkte der Entwicklung zu betrachten und die Ergebnisse der Betrachtung zu einer angewandten Wissenschaft zu machen, — dazu hat sich die „deutsche Intelligenz" als unfähig erwiesen.

Die deutsche Einigung.

Der Gedanke der deutschen Einigung beruhte nicht, wie die Feinde behaupten, auf Eroberungssucht, sondern war aus dem Lebensbedürfnis des Selbstschutzes hervorgegangen. Die ganze deutsche Geschichte liefert dafür den Tatbeweis. Nebenbei bemerkt bin ich nicht der Ansicht, wie sie heute vielfach in Deutschland vertreten wird, daß die unglückliche deutsche Geschichte am Mangel an Einigkeit und Nationalgefühl und anderen Eigenschaften, die einem großen Volke eigen sein müssen, schuld sei. Ich bin im Gegenteil überzeugt, daß nicht der Charakter aus der Geschichte, sondern die Geschichte aus dem Charakter eines Volkes, d. h. der Resultante aller verschiedenen Charaktere sich ergibt. Diese bittere Wahrheit anzuerkennen, darf man sich nicht scheuen, wenn man auf eine positive Entwicklung dieses kollektiv begriffenen Charakters hoffen und hinarbeiten will.

Die Schaffung der Vormacht Preußens in Deutschland war ein Akt der Verteidigung im Sinne einer unabhängigen Entwicklung des Ganzen und dazu der Sicherheit des Gebietes. Es war notwendig, durch eine starke Zentralmacht dem großen weichen Körper, wie vor Jahresfrist die „Action française" Deutschland bezeichnete, das Rückgrat zu geben. Ein Akt des Selbstschutzes, der Defensive im vollen Sinne des Begriffes, war der siebziger Krieg, und, von der anderen Seite gesehen, bewies es die französische Angriffsparole: „Rache für Sadowa." Der deutsche Boden sollte nach Ansicht der Nachbarn geographischer Begriff bleiben und nicht von einem kraftvollen und unabhängigen Organismus erfüllt werden. Fürst Bülow hat erzählt, wie ein italienischer Staatsmann ihm gesagt habe, es sei vor der Entstehung des neuen Deutschen Reiches ein so bequemer und angenehmer Zustand für die Politik und Diplomatie in Europa gewesen. Das Entstehen der neuen großen Macht in der Mitte Europas habe alles geändert, erschwert und kompliziert. Man denkt unwillkürlich an das schöne Schlagwort der beiden vergangenen Jahre vom Selbstbestimmungsrechte der Völker. Dem deutschen Volke haben seine Nachbarn auf dem Lande und später auch die überseeischen Mächte niemals die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes gestatten wollen, denn dazu gehört das Recht der Einigung, des Schutzes nach außen und einer selbständigen, unabhängigen Entwicklung auf wirtschaftlichem Gebiete.

Die deutschen Rüstungen.

Die Rüstungspolitik ist dem neuen Deutschen Reiche zum Vorwurf gemacht und als Friedensgefährdung ausgedeutet worden. Die ausländischen Vertreter dieses Vorwurfes und Hetzschlagwortes haben immer selbst genau gewußt, daß es sich um eine Lüge handelte. Sie brauchten sie zur offensiven Weltpropaganda gegen das unbequeme Gebilde, dem sie keine Existenzberechtigung zubilligten. Sie kannten außerdem aus einer Geschichte von zwei Jahrtausenden die Einwirkungsmöglichkeit auf die Deutschen selbst mittels solcher verlogenen Schlagworte.

Die deutschen Rüstungen sind, wie sich für die Armee wie für die Marine ziffernmäßig von Jahr zu Jahr nachweisen läßt, immer rein defensiver Natur gewesen, und es war dem deutschen Charakter vorbehalten, zum Gaudium der Welt jahraus, jahrein, von den sechziger Jahren bis zum Weltkriege, eine wütende Opposition gegen die Rüstungen zu machen, vom „sinnlosen Wettrüsten" zu sprechen, das spätere Weltschlagwort vom preußischen Militarismus den

Digitized by Google

Feinden ringsum an die Hand zu geben und im Deutschen Reichstage das deutsche Volk mit der Unterstellung zu vergiften, daß die deutschen Rüstungen den Frieden Europas gefährdeten.

Es ist bitter, aber notwendig, an den Beginn des Kapitels über die Kriegsschuld diese wahnsinnige deutsche Zerfleischungspolitik zu stellen: die im Parteikampf erzeugte, vergiftete Selbstanklage, daß die deutschen Rüstungen den Anlaß zum „sinnlosen Wettrüsten" gäben und das Platzgreifen eines dauerhaften Friedens in Europa unmöglich machten. Durch jene Pressearbeit in Deutschland und durch die schandbaren jährlichen Reichstagskämpfe um die Erhaltung oder Schaffung der notwendigen Verteidigungsrüstung zur Erhaltung des neugegründeten Reiches ist unendlicher, nicht wieder gutzumachender Schaden angerichtet worden und hat man den Feinden Waffen geliefert, die ihnen unschätzbar und uns während des Krieges zur Zermürbung der militärischen und moralischen Kraft tödlich geworden sind. Im Schuldbuche des Weltkrieges darf das nicht fehlen, denn hier liegt ein erheblicher Teil der deutschen Schuld am Kriege. Noch eines kommt hinzu, auch eine seit mindestens einem Menschenalter gehäufte deutsche Schuld am Weltkriege. Ich meine damit insbesondere eine Schuld der jeweiligen deutschen Regierung, und nicht zum wenigsten der Militärbehörden. Die Enthüllungsgeschichtsschreibung der letzten Jahre hat gezeigt, wie besorgt man an den leitenden Stellen, besonders auch an den militärischen, gewesen ist, wie richtig man eben da von Caprivi bis Ludendorff die Übermacht der Feinde, ihre Absichten und die eminent defensive Natur des künftigen großen deutschen Existenzkampfes einschätzte, wie man häufig nicht wagte, die notwendigen Forderungen beim Reichsschatzsekretär und Reichskanzler mit allen Mitteln zur Geltung zu bringen; wie vor allem die Öffentlichkeit geflissentlich ferngehalten und getäuscht wurde. Mag man die Motive an und für sich betrachtet — wenn das möglich wäre — auch noch so sehr als ehrenhaft und als subjektiv patriotisch anerkennen, die Schuld bleibt, daß dem so aufklärungsbedürftigen, politisch indolenten deutschen Volke niemals auch nur annähernd genügend deutlich die schicksalsschwere Notwendigkeit der deutschen Rüstungen klargemacht worden ist. Zu den wesentlichen Ursachen des Krieges gehört jene naive deutsche Selbstsicherheit: man habe 1870 gesiegt, ganz Europa habe eine gewaltige Angst vor dem Deutschen Reiche, Frankreich sei dekadent, Rußland eine Verkörperung der „russischen Zustände". Es sei ganz einerlei, ob der Reichstag dieses oder jenes an militärischen Forderungen ablehne oder nicht. Die deutschen Militärbehörden und der Kaiser wüßten schon, was notwendig sei, sie würden schon dafür sorgen, daß alles „klappe".

Ein Gegenstück bietet Frankreich. Nicht allein, daß dort Parlament und öffentliche Meinung mit patriotischem Feuereifer und klarem Verständnis Jahr für Jahr die Regierung drängten, nicht zu sparen und dem Lande die nötige Rüstung zu geben. Beide Faktoren haben nie Bedenken getragen, in den krassesten Farben und ganz unbekümmert um die Öffentlichkeit Europas und der übrigen Welt Unzulänglichkeiten, wirkliche oder vermeintliche, der französischen Wehrmacht bei Namen zu nennen und zu tadeln. Das ist bei uns überlegen kritisiert worden, und man hat gesagt, in Deutschland geschähe das Nötige stillschweigend und selbstverständlich. Leider ist dem nicht so gewesen. Die Methode der Franzosen war die richtige. Letzten Endes führt sich diese deutsche Schuld auf Eitelkeit, auf den Mangel an deutschem Nationalsinn und politischem Verständnis zurück. Die deutsche Regierung wagte nicht Mängel und Schäden offen anzuerkennen, weil sie fürchtete, entweder, man würde ihr nicht glauben

Digitized by Google

oder es parteipolitisch gegen sie geltend machen. Man fühlte sich nicht gedeckt durch einen nationalen Schwung, wie er in Frankreich selbstverständlich war. Dazu kam bürokratische Engigkeit und das Vorurteil, es müsse unter allen Umständen vermieden werden, irgendeine Schwäche in der Rüstung einzugestehen. Auch bei den großen Heeresvorlagen ist das in der Öffentlichkeit nie geschehen; vielleicht in den Kommissionen, aber das war nicht genug, denn gerade auf die Öffentlichkeit kam es an und wäre für deren Erziehung unschätzbar gewesen. Die unpolitische Subalternität des Durchschnittsdeutschen, sein Dünkel, seine Denkfaulheit und politische Indolenz erhielten durch diese Maske der Behörden nur Stütze und Nahrung zum Schaden des Ganzen. Dieses blinde Vertrauen, was uns allen wohl erinnerlich ist: man brauche sich um nichts zu kümmern, es werde alles gut gehen, ist auch eine Ursache, daß der Deutsche die auswärtige Politik so verständnislos und geringschätzig beurteilte und meinte, schließlich hätten alle anderen Mächte eine furchtbare Angst vor Deutschland und seien nur froh, wenn es friedlich bliebe; eine Auffassung, die mir im Frühsommer 1914 von einem hohen Würdenträger der Wilhelmstraße mit lächelnder Überlegenheit vorgetragen wurde. Es ist eine ungeheure Schuld der Regierungen seit Bismarck, daß sie die immer gefährlicher umdroht werdende Lage des Deutschen Reiches in Europa dem Volke geflissentlich verschleiert haben, anstatt im Gegenteil sie der tatsächlichen Wahrheit gemäß zu schildern, als nationales Erziehungsmittel zu verwenden, und so dem Reiche rechtzeitig die nötige Wehrmacht zu schaffen.

Schwäche, physische und moralische, eines Volkes oder seiner Regierung bringt Kriegsgefahr und ist Kriegsschuld.

Bismarck hat diese Schwächen und Fehler der Deutschen mit seiner ungeheuren Kraft bekämpft. Wieviel ihm diese Kämpfe gekostet haben, wie bitter sie ihm gewesen sind, wieviel Kraft in diesen Reibungen verbraucht worden ist, ohne produktiv wirken zu können, das hat der große Kanzler oft ergreifend zum Ausdrucke gebracht.

Nach Bismarck.

Als Bismarck gegangen war, hinterließ er eine reiche Erbschaft an Macht, an Ansehen und an Grundlagen für beides. Kaum war er fort, als der Kaiser und seine Leute einen Schritt taten, der auch heute nach beinahe einem Menschenalter als der erste und entscheidende Schritt zur Untergrabung der deutschen Stellung in Europa und zur Vorbereitung eines Koalitionskrieges zur Vernichtung des Deutschen Reiches durch Krieg oder friedliche Erstickung bezeichnet werden muß. Das war die Nichterneuerung des Deutsch-Russischen Rückversicherungsvertrages. Sein Wortlaut ist vor wenigen Monaten zum erstenmal veröffentlicht worden. Durch die Nichterneuerung wurde Rußland genötigt, sich durch Militär-Abkommen und Bündnis an Frankreich anzuschließen. Man hat wohl gesagt, daß diese Annäherung sich auf die Dauer doch nicht hätte vermeiden lassen. Auch ich habe in meinem Buche über die auswärtige deutsche Politik diese Auffassung, wenn schon mit einigen wichtigen Einschränkungen, vertreten, dabei aber das „Hals über Kopf" dieser Schwenkung als schweren Fehler bezeichnet und begründet. Heute, nach Veröffentlichung des Vertrages, sehen die Dinge aber noch erheblich anders aus: Der Vertrag ließ in seinem ganz geheimen Zusatze der russischen Politik hinsichtlich der türkischen Meerengen, also auch Konstantinopels, freie Hand und legte die Erhaltung oder Änderung des Zustandes auf der Balkanhalbinsel in die Hände Deutschlands und Rußlands. Das war für Rußland von ungeheurer Bedeutung, daß ihm von der stärksten Festlandsmacht Europas, dem Bundesgenossen Österreich-Ungarns, diese

Digitized by Google

unschätzbare Garantie gegeben wurde, ganz abgesehen noch von der gegenseitigen Versicherung der Neutralität im Hinblick auf Österreich-Ungarn. Alles das war viel wichtiger als die Frage einer engen vertraglichen Verbindung mit Frankreich.

Geheimrat Hammann schildert in dem ersten Bande seiner Erinnerungen die schweren Sorgen und Besorgnisse Caprivis als Reichskanzler für die deutsche Zukunft; wie ihn unausgesetzt der Gedanke beschäftigte, Deutschland sei in großer Gefahr, er müsse Deutschland retten. Es war die Lage, in die gerade seine und des Kaisers Politik Deutschland hineingeführt hatte.

Das sei nur erwähnt, weil es ein weiteres Beispiel für den chronischen Fehler der deutschen Regierungen ist, die Lage Deutschlands immer in einem Optimismus der deutschen Bevölkerung darzustellen, wie er der wirklichen umdrohten Lage des Deutschen Reiches und Volkes keineswegs entsprach. Diese optimistische Sprache ist niemals nach 1870, und ganz besonders nicht nach Bismarcks Rücktritt, den tatsächlichen Verhältnissen angemessen gewesen. Außerdem war es aber eine außerordentliche taktische Torheit, die sorglose, gedankenlose „Es-wird-so-schlimm-nicht-sein"-Auffassung des Durchschnittsdeutschen auf diese Weise zu fördern. Man förderte außerdem, und das ist vielleicht das Allerschlimmste gewesen, die Agitation des internationalistisch gerichteten demokratischen und sozialdemokratischen Elementes, wozu ein Teil des Zentrums kam, daß die deutschen Rüstungen und ihre ständige Steigerung nicht eine deutsche Lebensnotwendigkeit seien, sondern ein Ausfluß des Militarismus, des sinnlosen Dranges zum Wettrüsten, und damit im Grunde offensiver Natur und eine Gefährdung des Friedens. Eine deutsche Kriegsschuld liegt wiederum hier, eine Kriegsschuld aus moralischer und politischer Charakterschwäche.

Heute und schon seit einigen Jahren reitet man in Deutschland auf der Behauptung herum, daß die deutsche Regierung einen schweren Fehler, eine schwere Sünde gegen die Weltmoral und gegen die Friedensidee der Welt begangen habe, als sie auf den beiden Haager Konferenzen die Fragen der Abrüstung und des obligatorischen Schiedsgerichtes ablehnend behandelt habe. In Wirklichkeit liegt der Fehler der jeweilig leitenden Persönlichkeiten in Deutschland darin, daß sie nicht den Mut, vielleicht auch nicht den Weitblick gehabt haben, dem deutschen Volke klar und in großen Zügen erschöpfend zu sagen, ohne Scheu vor der „Welt", daß das Deutsche Reich, um sich gesichert und friedlich entwickeln zu können, um imstande zu sein, durch die Stärke seiner Verteidigungsrüstung den Frieden zu erhalten, alle derartigen Unterminierungsversuche, wie jene Friedenskonferenzen sie eigentlich darstellten, von vornherein ablehne. Die Richtungen in Deutschland, die heute herrschen, reden vom Weltgewissen, von internationaler Kultur und Solidarität und anderen Fabeltieren, stellen es so dar, als ob eine schwere Schuld des alten fluchbeladenen Regimes darin liege, daß es nicht die Haager Friedensidee, insbesondere die der Abrüstung und des obligatorischen Schiedsgerichtes gefördert, zum mindesten anerkannt habe. Nein, im Gegenteil: die deutsche Schuld besteht darin, daß man die ganze Haager Intrige, und letzten Endes war sie immer eine Intrige im internationalen Sinne größten Stiles gewesen, nicht rücksichtslos gekennzeichnet, daß man das deutsche Volk in Sicherheit und in der selbstzufriedenen Einbildung gelassen hat, Gefahren seien nicht da, die da oben würden schon sorgen, daß ein künftiger Krieg vermieden werden oder wie 1870 ausgehen würde. Wir haben, was das betrifft, jahrzehntelang in dem schon an und für sich unappetitlichen eitlen Selbstvertrauen des Schützenfest feiernden Philisters gelebt. Die Haager Konferenzen von 1899 und von 1907 waren beides Fallen, die eine für die deutsche Landmacht, die andere für die

Digitized by Google

Seemacht. Sie waren beide Äußerungen jener internationalen Kräfte, denen das Deutsche Reich mit seiner monarchischen Verfassung, mit seinen monarchischen, nationalen und sozialen unverkäuflichen und nicht diskontierbaren Werten einen hinderlichen Wellenbrecher im Meere des internationalen Kapitalismus — und mit Recht — bedeutete.

Die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gingen im Zickzackkurse dahin. Das Ansehen und vor allem der europäische Einfluß des Deutschen Reiches nahm ab. Jene Zeit hat mich immer an eine Maschine erinnert, die, auch wenn die eigentliche Triebkraft nicht mehr da ist, noch eine Zeitlang „leer läuft".

Japan. Daneben ging die „praktische Politik" ihren Weg. Als der verhängnisvollste Fehler der neunziger Jahre nach dem Verfallenlassen des Rückversicherungsvertrages kann die deutsche Stellungnahme gegen Japan im Jahre 1895 zum Schluß des Russisch-Japanischen Krieges gelten. Sie ist übrigens damals von Bismarck ausdrücklich getadelt worden, als nicht notwendig und als zukünftige deutsch-japanische Beziehungen gefährdend. Diese Stellungnahme an der Seite Frankreichs und Rußlands, die man in Europa angesichts der elsaß-lothringischen Frage nicht tatsächlich einnehmen, geschweige denn auf die Dauer halten konnte, ist für Japan politisch epochemachend geworden. Seitdem datierte die tiefe Erbitterung in Japan und löste die bis dahin vorhandene Sympathie, die nicht ohne eine Beimischung aufrichtiger Dankbarkeit war, ab. Wenige Jahre nachher benutzte die deutsche Regierung jene ostasiatische, gegen Japan gerichtete Übereinstimmung mit Rußland, um die Pachtung von Kiautschou zu vollziehen, und abermals wenige Jahre später wurde das japanisch-englische Bündnis gegen Rußland geschlossen und ebenfalls gegen Deutschland, und ganz kurz darauf führte Japan auf britische Anreizung und unter britischer Protektion den siegreichen Krieg gegen Rußland, der die Japaner zu den Beherrschern der japanischen See, des Gelben Meeres, der Halbinsel Schantung, der Halbinsel Liaotung, der Halbinsel Korea und der südlichen Mandschurei und Wladiwostock zu einem toten Punkte machte. Deutschland saß mit seinem Kiautschou in der Luft. Ich persönlich darf das sagen, weil ich die Auffassung: die Besitzergreifung von Kiautschou sei ein Fehler gewesen, seit dem Jahre 1906 vertreten habe. Die deutschen Leistungen in Kiautschou sind glänzend und musterhaft gewesen. Die Besitznahme wäre politisch nur zu rechtfertigen gewesen, wenn die Erhaltung dieses Besitzes eine japanische Garantie als Grundlage gehabt hätte. Ein Abkommen mit Japan wäre die einzige Rechtfertigung und Sicherheit gewesen. Wie die Dinge tatsächlich waren, ist alles umgekehrt gewesen: man hat Kiautschou nach vorheriger Brüskierung und Kränkung Japans genommen und im schreienden Widerspruch gegen die japanische Politik gehalten. Man hat weiter den schweren Fehler gemacht, Kiautschou nach der Seeseite, wenn auch nicht stark, zu befestigen. Befestigungen nach der Landseite in mäßigem Grade waren plausibel und nötig im Hinblick auf chinesische Aufstände, Unruhen usw. Solche nach der Seeseite konnten nur als gegen Japan gerichtet gedacht werden, während anderseits auf der Hand lag, daß, wenn Japan Kiautschou nehmen wollte, es auch durch solche Befestigungen daran nicht gehindert werden würde. Wäre im Jahre 1914 Tsingtau ein offener, unverteidigter Hafenplatz gewesen, so würde Japan keinen Anlaß zu kriegerischen Gewaltakten gehabt haben, zum mindesten würde kein Blut vergossen worden sein und das Eintreten eines tatsächlichen Kriegszustandes zwischen den beiden Mächten wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in Frage gekommen. Das aber ist oder war von großer Wichtigkeit für die

Digitized by Google

politische Gestaltung der Beziehungen und Verhältnisse, auch derjenigen zwischen Japan und Großbritannien und dessen Verbündeten. Kiautschou zu nehmen, ohne japanische Garantie, war ein schwerer Fehler und Mangel an Augenmaß der deutschen Politik. Es zu halten, war richtig, solange keine Gefahr drohte. Man hätte gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege den japanischen Annäherungsversuchen Folge geben müssen und können, und auch im letzten Augenblicke noch — ich habe das noch im August 1914 im Auswärtigen Amte vorgeschlagen — das Pachtgebiet Japan kampflos überlassen sollen. Angesichts des ungeheuren deutschen Existenzkampfes in Europa würde die deutsche Waffenehre dadurch nicht beeinträchtigt worden sein, und anderseits wäre Japan nicht in die Lage gekommen, gegen Deutschland zu fechten, was politisch ein in seinen Folgen schwer abzuschätzender Vorteil gewesen sein würde. In der ostasiatischen Politik Deutschlands liegt eine der wesentlichen Ursachen für den Weltkrieg; nicht eine dolose Schuld aus deutscher Kriegslust oder auf Grund eines preußisch-deutschen Militarismus, sondern aus deutscher Kurzsichtigkeit, politischer Schlaffheit und pazifistischer Vertrauensseligkeit. Nach der Geographie und den politischen wie wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen der Weltlage waren das Deutsche Reich und Japan aufeinander angewiesen. Das eine konnte dem anderen als weltpolitische und weltwirtschaftliche, in jedem Augenblicke automatisch wirkende Rückendeckung gegen England und Amerika dienen und damit als ein eminentes und wahrscheinlich unfehlbares, den Weltfrieden erhaltendes Element. Der Leser möge diesen Gedanken militärisch, maritim, politisch, diplomatisch, wirtschaftlich und finanziell nachprüfen; ich glaube, er wird finden, daß das Mittel probat gewesen wäre. Überdies sei auf eine naheliegende Zwischenfrage geantwortet, daß, besonders während der letzten Jahre vor dem Kriege, den Japanern nichts erwünschter war, als ein Einverständnis mit Deutschland, aber es begegnete in Berlin keiner Gegenliebe und Herr Jakob Schiff aus Neuyork hatte dem Deutschen Kaiser die Auffassung beigebracht: die Vereinigten Staaten und Deutschland seien von der Vorsehung berufen, den status quo in China zu verteidigen; und Japan bedrohe diesen status quo, deshalb müsse Deutschland sich von jedem Einvernehmen mit Japan fernhalten. Außerdem hatte man verstanden, dem Kaiser die Meinung beizubringen, die Japaner seien keine „ritterliche Nation". Dazu kam die schöne Legende von der gelben Gefahr, gegen welche Europa zu verteidigen eine besondere Ehrenpflicht des Deutschen Reiches bedeute.

Die unglückliche Geschichte der deutsch-japanischen Beziehungen kann hier nur kurz angedeutet werden, es ist eine Geschichte verpaßter Gelegenheit traurigster Art. Wenn sie auch in dieser kurzen Übersicht kräftig erwähnt wird, so geschieht es deshalb, weil eine Ausnutzung und Erkenntnis der hier wirklich einmal vorhandenen deutsch-japanischen Weltsolidarität nicht allein die deutsche Machtstellung und das wirtschaftliche deutsche Gedeihen ungemein gehoben haben würde, sondern durch ein verständnisvolles deutsch-japanisches Zusammengehen der Weltkrieg unmöglich geworden sein würde.

Noch ganz kurz vor dem großen Kriege wäre ein deutsch-japanisches Einverständnis zu haben gewesen, wenn die Deutsche Regierung gewollt hätte. Sie wußte es, aber sie wollte nicht. In meinem Buche über die politische Vorgeschichte des Krieges sind hierzu Einzelheiten authentischer Art gegeben. Daß die Vereinigten Staaten und Großbritannien hinter den Kulissen alles taten, um ein solches Verhältnis nicht zustande kommen zu lassen, indem sie auf der einen Seite deutsche Vorurteile förderten, auf der anderen das Gefühl der alten

Digitized by Google

Kränkung den Japanern wachzuhalten trachtete, verstand sich von selbst. Die Leiter der deutschen Politik aber jagten ihren angelsächsischen Illusionen nach und fürchteten, das teure Großbritannien zu kränken und haben hauptsächlich wohl deshalb wie aus dem erwähnten amerikanischen Grunde jede Annäherung an Japan vermieden.

Der deutsch-englische Wettbewerb

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts trat zuerst der wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands weltkundig in die Erscheinung. Jahr für Jahr berichteten die englischen Konsulate aus allen Teilen der Welt über den steigenden deutschen Wettbewerb, aber besonders auf den überseeischen Märkten. Um die Mitte jenes Jahrzehntes schrieb die englische Zeitschrift „Saturday Review" den berühmt gewordenen Satz: Deutschland müsse vernichtet werden, und wenige Jahre später ließ Bismarck durch seinen Schwiegersohn dem Engländer Sidney Whitman sagen: er bedaure, daß es kein Mittel gäbe, um die deutsch-britischen Beziehungen zu verbessern, denn das einzige vorhandene Mittel: der deutschen Industrie einen Zaum anzulegen, sei wohl nicht anwendbar. Ein früherer englischer Premierminister, Lord Roseberry sagte in einer öffentlichen Rede, die deutsche Konkurrenz beeinträchtige den britischen Handel, wie die See fortwährend die Küste benage. Die britische Presse füllte sich immer mehr mit Berichten über die deutsche Konkurrenz, die unanständig billigen deutschen Preise, die ebenfalls unanständige Emsigkeit und Gewandtheit der deutschen Kaufleute, die Unverschämtheit der Deutschen, gute und schnelle Handelsdampfer zu bauen und den Söhnen Albions es auf ihrem eigensten Gebiete zuvorzutun. Kurz, gerade jenes Jahrzehnt erzeugte im britischen Volke das Gefühl wie in der Vergangenheit gegenüber Portugal, Spanien, Holland und Frankreich, hier habe man einen Todfeind vor sich, der mit jedem Jahre gefährlicher werde und bei sich bietender Gelegenheit, nach ausgiebiger Vorbereitung vernichtet werden müsse. Während der ersten vierzehn Jahre des neuen Jahrhunderts ist auf deutscher Seite, besonders in der Verständigungspropaganda unaufhörlich öffentlich versichert worden, daß zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche keinerlei Gegensätze beständen, die einen Krieg rechtfertigen und begründen könnten. Wer die englische Geschichte kannte, der wußte, daß es für den Briten seit den Zeiten der Königin Elisabeth nie einen stärkeren Kriegsgrund gegeben hat als den Seehandel einer anderen Macht, und ganz besonders dann, wenn diese Macht stark oder gar am stärksten auf dem europäischen Festlande dastand.

Das wollte man in Deutschland nicht erkennen und nicht glauben, ja man wies es mit sittlicher Entrüstung als für Großbritannien beleidigend zurück: die Zeiten seien ganz anders geworden, internationale Zivilisation einige heute die Völker, der große Menschheitsgedanke beherrsche sie und ein Krieg aus Eifersucht und Habsucht sei ausgeschlossen. Die sich immer gleich bleibenden Grundeigenschaften der britischen Politik und des britischen Charakters wollte man in Deutschland nicht sehen. Darin liegt eine der wesentlichen Ursachen des Weltkrieges eingeschlossen. Eine neue Zeit, so wurde in Deutschland erzählt, sei herangebrochen, das erzählt man auch heute wieder, überhaupt glaubt der Deutsche, so bald er sich erwachsen findet, daß der Zeitgeist plötzlich ein anderer geworden sei, und eine ganz neue Epoche ihren Anfang genommen habe.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war von einer deutschen Kriegsflotte noch nicht entfernt die Rede. Die ersten Jahre hatten einen intimen Anschluß Deutschlands an Großbritannien gezeitigt, deutscherseits mit dem Gesichtspunkte, den deutschen Seehandel und die überseeischen Interessen

Digitized by Google

überhaupt unter den Schutz der englischen Seemacht zu stellen, britischerseits nach dem alten praktischen Rezepte, eine starke fremde Festland-Armee auf dem europäischen Festland zur Verfügung zu haben; in diesem Falle gegen Rußland, dessen Nebenbuhlerschaft man in Asien fürchtete, insbesondere für Konstantinopel und Indien. Das war die Zeit als man gegenseitig Gedächtnisfeiern von Schlachten der Befreiungskriege und des Deutsch-Französischen Krieges feierte. Die Freundschaft dauerte nicht lange, der englische Neidgroll ballte sich von Jahr zu Jahr dichter zusammen und entlud sich zum ersten Male in der Weltöffentlichkeit auf die berühmte Krügerdepesche des Deutschen Kaisers hin. So und nicht anders kann jener Sturm von 1896 verstanden werden. Die Krügerdepesche war nur der Anlaß zur Entladung, keineswegs die Ursache. Sie bildete anderseits sicherlich keine richtige, staatsmännisch überlegte Aktion, im Gegenteil wäre sie besser unterblieben, denn dem Deutschen Reiche standen keinerlei Mittel zur Verfügung, um eine entsprechende südafrikanische Politik zu treiben. Das wußte man in England selbstverständlich ganz genau, viel genauer als in Deutschland, und war weit entfernt, die Depesche als einen bedeutenden Akt anzusehen. Sie konnte den Gang der britischen Pläne und deren Ausführung keinen Augenblick hindern, eine gewisse Richtung der deutschen Kritik hat auch nach Ausbruch des Weltkrieges die Krügerdepesche als ein für die deutsch-englischen Beziehungen im schlimmsten Sinne bestimmendes Ereignis erklärt und behauptet, hier lägen die eigentlichen Wurzeln der späteren Einkreisung und schließlich auch des Weltkrieges. Davon kann in Wirklichkeit nicht die Rede sein. Das geht schon aus dem Gesagten hervor, und ebenso zeigt es die Geschichte der folgenden Jahre. Kurz darauf — um die Jahrhundertwende — schon begannen die britischen Versuche einer politischen Annäherung an die deutsche Regierung.

Fürst Bülow war damals Staatssekretär und nachher Reichskanzler. Man hat ihm auch neuerdings noch schwere Vorwürfe gemacht, weil er jene britischen Annäherungs-Bestrebungen ablehnend behandelt hat, und eine gewisse Richtung will darin die eigentliche Ursache des Weltkrieges und somit einen schweren Fehler der Bülowschen Politik erblicken. Einer unparteilichen Prüfung kann dieser Vorwurf nicht standhalten. Es handelte sich in jener Zeit für Deutschland darum, seine so mächtig aufstrebende Industrie und überseeische Wirtschaft zu befestigen und auszubauen, und dabei auf dem europäischen Festlande möglichst in Ruhe und ohne Verwicklungen zu bleiben. Die großbritannische Politik befand sich damals während des südafrikanischen Krieges und nachher in einer sehr beengten Lage, und zwar in der ganzen Welt. Rußland trieb seine weitausgreifende Politik in Ostasien, welche auf der britischen Seite als höchst gefährlich und bedrohlich empfunden wurde, und schließlich das Bündnis mit Japan zur Folge hatte. Für Europa verlangte die britische Politik nach einem „festländischen Degen". Das sollte und konnte damals nur das Deutsche Reich sein. Fürst Bülow erkannte, daß die Londoner Staatsmänner das größte Interesse hatten, die britische Stellung in der Welt durch gespannte deutsch-russische Beziehungen zu erleichtern und zu stärken. Er hat ihnen den Gefallen nicht getan und damit, wie auch noch heute zugegeben werden muß, das Richtige getroffen. Ein Eingehen auf die britischen Wünsche würde einerseits die gefährliche Reibungsfläche mit östlichen Nachbarn und allen daraus notwendig erwachsenden schlimmen Folgen hervorgerufen haben. Anderseits war es mehr als zweifelhaft, ob das Deutsche Reich durch eine so begründete Umgestaltung der Beziehungen zu Großbritannien irgendwelche Vorteile erreicht haben würde. Die britische Regie-

Fürst Bülow.

Digitized by Google

rung und ihre Politik hat keinerlei Garantien geboten. Die Gefahr lag zutage, daß man mit Rußland in dauernde Differenzen kam, die durch die britische Politik planmäßig verschärft wurden. Zum mindesten wäre das eine Bindung der deutschen Politik und der deutschen Kräfte überhaupt, eine dauernde schwere Schwäche der Stellung des Deutschen Reiches gewesen. Besonders Großbritannien gegenüber wäre das in das Gewicht gefallen und zur Abhängigkeit geworden. Die britische Politik würde sich, wie selbstverständlich war, diesen neuen Stand der Dinge klug und tatkräftig zunutze gemacht haben. Das Deutsche Reich war der mit Haß und steigender Unruhe beobachtete Nebenbuhler in der Industrie, im Handel und auf dem Felde der Weltwirtschaft. Hier gab es für die Briten einzusetzen. Je isolierter und gefährdeter das Deutsche Reich auf dem Festlande dastand, desto leichter hatte es Großbritannien, auf der See und über der See erfolgreich zu drücken, einzuschränken und schließlich in einem gegebenen Augenblicke die Machtfrage aufzuwerfen. Zur See war das Deutsche Reich damals wehrlos. Man war entschlossen, diesem gefährlichen Mangel abzuhelfen. Dazu brauchte man Zeit, Ruhe und Sicherheit auch auf dem Festlande. Man brauchte vor allem Unabhängigkeit gegenüber Großbritannien und würde diese Unabhängigkeit nicht gehabt haben, wenn zwischen den beiden Mächten ein Verhältnis hergestellt worden wäre, wie man es in London wünschte. Deutschland wäre dann zur See wehrlos geblieben, von der britischen Politik abhängig, zu Lande schwer bedroht und alles in allem unfähig, seinen Welthandel zu schützen und sich weiterentwickeln zu lassen. Wären daraus dann nach einigen Jahren Differenzen zwischen England und dem Deutschen Reiche erwachsen, so würde Deutschland dann ganz vereinsamt und in der Unmöglichkeit, seine Wehrlosigkeit zur See zu beseitigen, dagestanden haben.

Bülow wählte als Programm eine Politik der freien Hand. Das war richtig und nach menschlichem Ermessen hätte dieses Programm auch durchgeführt werden können. Denn in ihm lag nichts, was der Erhaltung des Friedens hätte bedrohlich sein können. Auch der deutsche Flottenbau, der, wie Bülow in seinem Buche sagt, mit dem Auge auf England durchgeführt werden mußte, hat den Frieden nicht gefährdet. Bülow hat verstanden, während seiner Amtsdauer schwierige Situationen Großbritannien gegenüber zu vermeiden oder so zu lösen, daß Großbritannien keinen Anlaß zu einem Überfall erhielt und Deutschland keinen Schaden an seiner Ehre erfuhr. Daß in jener ersten Periode des deutschen Flottenbaues Überfallsgedanken jenseits der Nordsee verschiedene Male, besonders um 1905, erwogen worden sind, ist eine bekannte Tatsache. Es war eine gefährliche Periode, durch die das Deutsche Reich hindurch mußte und unter Bülow auch hindurchgeführt worden ist, trotz seiner verfehlten und mit einem schweren Mißerfolge endenden Marokkopolitik.

Das deutsche Eingreifen in die Zukunft Marokkos wurde dadurch zum Fehler und Mißerfolge, daß es ohne Plan, ohne fest gestecktes Ziel begonnen und geführt wurde, und daß man sich in Berlin nicht darüber klar geworden war, daß Großbritannien seit zwei Jahren seinen Kurs herumgeworfen und sich ganz mit Frankreich verbunden hatte. Wollte man in voller Erkenntnis und Würdigung dieser Tatsache jene Marokkopolitik bis zum Erfolge oder bis zum Kriege treiben, so war dagegen politisch nichts einzuwenden. Damals im Jahre 1905 und ebenso im folgenden Jahre war Rußland durch den unglücklichen Krieg mit Japan und die Revolution im Innern militärisch unfähig, in einen europäischen Festlandskriege einzugreifen, Frankreich war militärisch in keiner Hinsicht bereit,

Digitized by Google

Großbritannien besaß keine Expeditionsarmee und es wäre sicher gewesen, daß die deutsche Armee den französischen Feind schnell und unrettbar gänzlich niedergeworfen haben würde. Wenn jemals in der neueren Geschichte sich dem Deutschen Reiche eine sichere und glänzende Gelegenheit geboten hat, seine sonst von zwei Fronten bedrohte Stellung auf dem Festlande freizumachen und zu konsolidieren, so war es damals, nach Westen wie nach Osten. Der Deutsche Kaiser und Fürst Bülow aber hatten keine solchen Ziele, ihre Politik war unbedingt friedlich. Will man das auch nicht schlechthin tadeln, so war es um so tadelnswerter, daß dann jene Marokkopolitik überhaupt getrieben wurde, und war es unbegreiflich, daß man in Berlin glaubte durch Bluff etwas Wirkliches erreichen zu können.

Die deutsche Marokkopolitik, so behauptet die Linke und behaupten die Pazifisten, sei eine der Ursachen für den Weltkrieg gewesen, denn sie habe die Welt von dem Vorhandensein der Kriegslust Deutschlands überzeugt, das deutsche Säbelrasseln habe seitdem die Lage beherrscht, die andern Nationen zur Abwehr zusammengeschlossen, das unselige Wettrüsten gezeitigt usw. Will man hier von einer Kriegsursache sprechen, so liegt sie ganz anderswo: die deutsche Marokkopolitik von 1905 an offenbarte den europäischen Mächten die Unfähigkeit, vor allem die Charakterschwäche der auswärtigen Politik des Deutschen Reichs. In Frankreich entstand die Bezeichnung: Wilhelm der Verzagte, und von den Hunden, die bellen aber nicht beißen. Nur in dieser Erkenntnis und in den moralischen wie politischen Konsequenzen, die man in Paris daraus zog, lag die Quelle für den „neuen Geist" in Frankreich.

Die Entente cordiale.

Die eigentliche Vorgeschichte des Weltkrieges kann man von jenem Jahre 1903 datieren, von der Schließung der Entente cordiale zwischen Großbritannien und Frankreich. Sie ist ein weltgeschichtliches Ereignis ersten Ranges gewesen. Sie bedeutete den Beginn einer konsequent gegen das Deutsche Reich gerichteten Politik Großbritanniens, einer Politik, deren Ziel von vornherein war, durch eine europäische Koalition das Deutsche Reich zu isolieren und dann in seiner Stellung in Europa und in der Welt zurückzudrängen, es zu erniedrigen und der durch Großbritannien geleiteten Koalition dienstbar zu machen, oder aber es durch Krieg zu vernichten. Dieses Entweder-Oder haben König Eduard und die britischen Staatsmänner, welche seine Politik trieben und nach seinem Tode fortsetzten, während der zehn Jahre vor dem Kriege unentwegt im Auge behalten und in politisch wie militärischer zielbewußter, organisatorischer Arbeit erfolgreich gefördert. 1914 war das Werk in der Hauptsache fertig. Man wirft bei uns ein, die deutsche Politik sei daran selbst schuld gewesen, weil sie jene britischen Angebote zurückgewiesen habe. Dadurch sei Großbritannien gezwungen worden, seine Front zu wechseln und sich mit Frankreich zu verbinden. In Wirklichkeit handelte es sich nicht darum, daß Großbritannien sich bedroht fühlte. Dazu war schlechterdings keine Ursache vorhanden und eine deutsche Kriegsflotte in irgend nennenswerter Stärke bestand nicht. Die britischen Staatsmänner hatten versucht, Deutschland unter dem Etikett eines gegenseitigen Freundschaftsabkommens in Abhängigkeit zu bringen, das war mißlungen, und so schritt man an der Themse folgerichtig zur Vorbereitung des Nachsatzes in dem bekannten Sprichworte: „So schlag ich Dir den Schädel ein."

Es muß als ein schwerer, progressiv weiterwirkender Fehler bezeichnet werden, daß man in Berlin die Bedeutung der englisch-französischen Verbindung zunächst gar nicht begriff und annahm, es handle sich in der Hauptsache um koloniale Abmachungen, nicht um eine grundlegende Änderung der

Digitized by Google

europäischen Machtgruppierung mit der Front gegen Deutschland, und zwar in ausgesprochen offensivem Sinne.

Will man von einer Schuld am Kriege sprechen, so liegt sie hier in den Urhebern jener englisch-französischen Vereinigung, die zum Kern der großen europäischen Koalition im Laufe der folgenden Jahre nach den Absichten ihrer Schöpfer werden sollte und wurde. Das war eine Schuld, im vollen Sinne des Begriffes, der ihr innewohnende Dolus klar, bewußt, absichtsvoll und berechnend.

Die während des Krieges vielgenannten aber jetzt wohl wenig mehr gelesenen Berichte der belgischen Gesandten bezeugen einwandfrei von Jahr zu Jahr, von Ereignis zu Ereignis, die wachsende Gefährdung des europäischen Friedens durch die Politik König Eduards, die auch nach seinem Tode in grader Linie weitergeführt worden ist. Es war wiederum der schwere Fehler und, freilich in anderem Sinne verstanden, eine Schuld auf seiten der deutschen Regierung, daß sie diese wachsende Gefahr dem deutschen Volke vorenthielt, verheimlichte und es glauben machte, der Friede sei gesichert, wenn nur in Deutschland nicht „gehetzt" würde.

Ist denn wirklich in Deutschland jemals eine den Frieden gefährdende Hetze gegen irgend eine andere Macht getrieben worden? Der Burenkrieg rief in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung eine sehr starke und sehr unpolitische Entrüstung gegen Großbritannien hervor. Das kann man ohne weiteres zugeben. Es war aber keine Hetze, die den Frieden gefährdete und gar ihn hätte gefährden wollen. Trotz der wesentlich gefühlsmäßigen Natur der damaligen antienglischen Äußerungen war man sich durchweg doch bewußt, daß dem Deutschen Reiche kein Machtmittel gegen Großbritannien zur Verfügung stand, und daß eine Vereinigung von Deutschland, Frankreich und Rußland gegen Großbritannien ausgeschlossen war. Die Deutsche Regierung vollends trieb damals eine Politik, wie sie englandfreundlicher nicht hätte sein können. Sie ließ sich durch die vielfach entgegengesetzte Volksstimmung nicht im mindesten beirren, die letztere machte auch nicht den geringsten Versuch, sich gegen die Regierung durchzusetzen. Beides sind vollgültige Beweise, daß es sich nicht um friedensgefährdende Hetzereien gehandelt hat.

Englischer Meinungskrieg.

Während der dann folgenden vierzehn Jahre hat sich Ähnliches nie wieder ereignet. Man blickte aber in einem erheblichen Teile der deutschen öffentlichen Meinung mit wachsender Sorge auf Großbritannien. Dort fand seit dem Jahre 1903 eine tatsächlich organisierte Hetze zum Vernichtungskriege gegen Deutschland statt. Das Deutsche Reich wurde als Friedensstörer, als kriegslustig ausgerufen und mit einem Dampfkessel verglichen, der mit Notwendigkeit bald explodieren müsse. Damals begann die britisch geleitete Weltpropaganda, immer umfangreicher organisiert. Frankreich bildete man ein, das Deutsche Reich und der „ehrgeizige Kaiser" wolle den westlichen Nachbarn durch Krieg oder Drohung zum Sklaven machen. Die Vereinigten Staaten und die Staaten Südamerikas und Mittelamerikas wurden von derselben Propaganda mit dem Argwohn erfüllt, der deutsche Imperialismus werde, sobald er könne, über die See gehen und sich auf dem amerikanischen Festlande oder den ihm vorgelagerten Inseln Kolonialgebiete aneignen. Die britischen selbstregierenden Kolonien: Kanada, Neuseeland und Südafrika wurden mit der Furcht erfüllt, sie würden eines Tages der preußischen Eroberungssucht zum Opfer fallen, wenn sie sich nicht mit dem Mutterlande und der übrigen Welt fest zusammenschlössen. Die kleinen Staaten in Europa, die nordischen, außerdem Belgien

Digitized by Google

und Holland, wurden ganz besonders zum Gegenstande propagandistischer Bearbeitung, Deutschland warte nur, bis es fertig sei, über sie herzufallen, sie einzugliedern oder zu Trabanten zu machen.

Im Weltkriege, als es zu spät war, haben die Deutschen begriffen, was jene britische Weltpropaganda bedeutet hatte und auch besonders für den Verlauf des Krieges bedeutete. Sie ist im Frieden nicht minder als hernach im Kriege eine furchtbare Angriffswaffe gegen Deutschland gewesen, wohl die furchtbarste von allen, denn weder die deutsche Regierung noch das deutsche Volk hatten ihr etwas Wirksames an Verteidigung oder an Gegenangriff entgegenzusetzen. Man muß noch heute bewundern, wie genau die britischen Leiter der Propaganda mit ihren Gehilfen, unter denen sich besonders auch Polen, Slawen und Franzosen befanden, die Charaktereigenschaften und Schwächen der verschiedenen Völker beurteilten und auszunutzen verstanden, besonders die der Deutschen. Man arbeitete mit großer Geschicklichkeit schon lange Jahre vor dem Kriege auf Spaltungen innerhalb des deutschen Volkes hin. Durch Hetzereien versuchte man den Süden gegen den preußischen Norden zu erbittern, politisch und wirtschaftlich. Das Wachsen der Sozialdemokratie in Deutschland versuchte man zu fördern. Demokratie und Sozialdemokratie wurden systematisch gegen das „unheilvolle Wettrüsten" mobil gemacht: Dieses schließe die Kriegsgefahr ein, Deutschland ginge auf diesem Wege zur blutigen Katastrophe voran. Daran sei der rückständige frevelhafte Militarismus schuld und die Tatsache, daß das gute, friedliche eigentliche deutsche Volk von der Militärkaste beherrscht würde, sich eine Verfassung und Monarchie von mittelalterlicher Rückständigkeit gefallen ließe. Durch Beeinflussungen solcher Art hat man sich bei uns in hohem Maße blenden und verwirren lassen. Diese bitteren, inneren deutschen Kämpfe in Parlament und Presse um die Rüstungsausgaben jedes Jahr führen sich zu einem großen Teil auf die geschickte Arbeit der planmäßig von London aus geleiteten Propaganda zurück. Noch ein Beispiel: Kurz nach Beginn des neuen Jahrhunderts ging man in Deutschland nach schweren parlamentarischen Kämpfen wieder zu einem gemäßigten Schutzzollsystem über, um vor allem die Landwirtschaft und die Erzeugnisse des heimischen Bodens zu schützen und so seine Erzeugungskraft zu erhöhen. Wir haben im Kriege gesehen, von wie lebenswichtiger Bedeutung diese Frage für die Volksernährung und die Möglichkeit einen Krieg überhaupt führen zu können, gewesen ist. In England wußte man das zehn Jahre vorher. Deshalb war die britische und britischbeeinflußte Presse auch immer voll von Ausführungen, wie verwerflich, veraltet und friedensgefährdend der Schutzzoll sei. Der Friede der Welt werde gesichert sein, wenn man solche die Völker trennenden Schranken niederlege und den freien gleichen friedlichen Wettbewerb herstelle. Die deutsche Linke hat sich dieses Argument mit Begeisterung zu eigen gemacht, und kurz vor dem Kriege hielt der spätere deutsche Reichstagspräsident, Herr Kaempf, in der Londoner Handelskammer eine Rede, welche die Niederlegung der Schutzzölle als völkerverbindend und als Friedensgarantie pries. Die Engländer wußten ihrerseits genau, was sie wollten und was der Schutzzoll für die deutsche Produktion und die nationale Sicherheit bedeutete. Je mehr das deutsche Volk auf ausländische Einfuhr zu seiner Ernährung angewiesen war, desto unfähiger wurde es, einen Krieg zu ertragen, wenn ihm zu Lande und zu Wasser die Möglichkeit der Zufuhr abgeschnitten wurde. Ein Land aber, das in einem Zustande derartiger Abhängigkeit vom Auslande sich befindet, kann es nicht nur auf keinen Krieg ankommen lassen, sondern wird, weil es das nicht kann, schon in Friedenszeiten abhängig und

Digitized by Google

muß jeder Kriegsdrohung anläßlich irgendeiner politischen oder wirtschaftlichen Streitfrage weichen. Großbritannien würde also, wenn es dieses wirtschaftliche Ziel erreicht hätte, einen unblutigen, nicht allein nicht kostspieligen, sondern ungemein einträglichen Sieg über den deutschen Nebenbuhler davongetragen haben. — Ich führe dieses Beispiel nur an, um zu zeigen, wie weitblickend und ihres Zieles bewußt die britische Propaganda arbeitete, immer offensiv!

„Erst verächtlich machen, dann vernichten" lautete ein französisches Wort. In nur wenig abgeändertem Sinne paßt es auf die britische Weltpropaganda gegen Deutschland und hauptsächlich auf deren Ziel. Sie war durchaus offensiv, sie hatte zum Ziele, möglichst die ganze Welt gegen ein isoliertes Deutschland mißgünstig und feindlich zusammenzuschließen und um am Ende den Akt der Erdrückung und Auflösung blutig oder unblutig zu vollziehen. Man wußte bei unseren Feinden genau, daß Deutschland absolut friedlich war, daß es nicht an Eroberungen dachte, und daß das deutsche Volk ebenso wie die Regierenden und der Kaiser überzeugt waren, daß jedes weitere Jahr europäischen Friedens ein unschätzbarer Gewinn sein würde. Die Koalition der Feinde unter englischer Führung war offensiv und damit kriegerisch, die Haltung des Deutschen Reiches defensiv und damit friedlich. Deshalb mußte die britische Propaganda das Verhältnis umgekehrt darstellen und hat dieses mit unerreichter Kunst fertig gebracht. Sogar viele Millionen Deutscher glaubten und glauben noch heute an das Märchen von der Drohung und der Kriegslust des deutschen Imperialismus, Militarismus und Kaiserismus. Über Ereignisse in der internationalen Politik, deren Ursachen und Zwecke können bisweilen verschiedene Meinungen mit zum mindesten anscheinend gleicher Berechtigung bestehen. Der Zweck jener gewaltigen Propaganda war ganz eindeutig. Wenn weiter nichts vorhanden wäre, als sie, so hätte man einen unwiderlegbaren Beweis für die Schuld Großbritanniens und seiner Freunde am Kriege.

Englisch-französische Militärkonvention.

Kehren wir zur Skizzierung der großen politischen Ereignisse jener Periode zurück. Nachdem Großbritannien sich mit Frankreich fest verbunden und ihm in der Krisis von 1905 und 1906 gezeigt hatte, daß man es auf alle Konsequenzen hin stützen würde, wurde der Bund immer intimer und immer deutlicher auf den Angriffskrieg gegen Deutschland gerichtet. Mit dem Jahre 1906 begann die planmäßige Neuorganisierung der britischen Expeditionsarmee und ihrer sofortigen Transportmöglichkeit nach dem Festlande zur französischen oder belgischen Küste. Lord Haldane hat innerhalb reichlich eines halben Jahrzehntes dieses bedeutende Angriffswerk vollendet, und zwar mustergültig und — eine bittere Ironie — er konnte sich unter ausdrücklicher Erlaubnis des Deutschen Kaisers im deutschen Generalstabe alle Unterstützung und Belehrung verschaffen, die er brauchte. Es stand nunmehr also fest, daß Großbritannien unter allen Umständen mit starken und vorzüglich organisierten wie ausgebildeten Kräften in den Festlandkrieg eingreifen würde, und zwar mit äußerster Schnelligkeit. Das haben militärische und politische Autoritäten in Großbritannien öffentlich und deutlich Jahr für Jahr betont, als eine britische Lebensfrage.

Die militärischen und maritimen Abmachungen zwischen den beiden Mächten wurden immer enger, gingen immer mehr in Einzelheiten und wurden seit dem Jahr 1906 unausgesetzt durch die militärischen und maritimen Autoritäten auf dem laufenden gehalten und weiter entwickelt. Auch diese Vorbereitungen waren offensiver Art, denn Deutschland bedrohte Frankreich nicht und hatte in der Marokkofrage, wenn schon ungeschickt genug, lediglich ein altes und bekanntes Vertragsrecht verteidigen wollen.

Digitized by Google

Englisch-russische Verständigung.

Dasselbe Jahr brachte einen schweren Schlag für das Deutsche Reich: Die politische Angliederung Rußlands an Frankreich und Großbritannien. Deutschland hatte, wie gesagt, im Russisch-Japanischen Kriege und nachher freundschaftlich und leider ganz uneigennützig das geschwächte und zerrüttete russische Reich politisch und moralisch gestützt, vor Schaden bewahrt, ihm höchste Treue gezeigt. Der Deutsche Kaiser und seine Berater hatten gehofft, die Folge werde in einem engen deutsch-russischen Friedensbunde bestehen. Verhandlungen zwischen den beiden Monarchen hatten bereits stattgefunden, und man hatte große Hoffnungen auf die Gestaltung der deutsch-russischen Beziehungen gesetzt. Es war eine Illusion. In derselben Periode, als diese Verhandlungen und Besprechungen stattfanden, spannen sich zwischen London und Petersburg festere Fäden an, und zwar zunächst finanzieller Natur. Auf der Konferenz von Algesiras war bereits augenscheinlich, daß Rußland durchaus im französisch-englischen Lager stand. 1906 und 1907 zeigte sich, daß England und Rußland einig waren. Wie bei der englisch-französischen Einigung, so wählte man auch hier einen harmlosen Namen, den der britisch-russischen Einigung über Persien und in Mittelasien. Zweifellos waren diese Einigungen und Abkommen von großer Bedeutung, aber sie bildeten nur Mittel für die Politik Großbritanniens zum eigentlichen Zwecke, Rußland an die Entente cordiale mit der offensiven Front gegen Deutschland anzuschließen. Noch Jahre nach jenem Abkommen über Persien, es wurde 1907 veröffentlicht, wurde sein Urheber Grey im britischen Unterhause heftig angegriffen, mit der Begründung, die britischen Interessen in Persien seien dabei gegenüber den russischen schlecht weggekommen. Grey erwiderte, das sei vielleicht richtig, habe aber sicher keine Bedeutung im Vergleiche zum europäischen Ereignisse der britisch-russischen Vereinigung. Er hatte Recht, beschrieb aber nicht mehr, wie sehr er Recht hatte. In großen Zügen bedeutete das „persische Abkommen" folgendes: Rußland findet sich mit seiner durch England verursachten und durch Japan ihm beigebrachten Niederlage im fernen Osten ab und verzichtet auf eine fernere Expansionspolitik in Ostasien, es erkennt den durch England und Japan dort geschaffenen Zustand an. Großbritannien gibt dafür der russischen Politik freie Hand auf der Balkanhalbinsel und im nahen Orient, besonders auch der Türkei gegenüber. Mit anderen Worten war es der britischen Politik gelungen, durch den ostasiatischen Krieg und im Anschluß daran das Abkommen mit dem früheren Gegner, die russische Front vom fernen Osten ab, nach dem nahen Osten und der Balkanhalbinsel zuzuwenden. Dieser Frontwechsel bedeutete ipso facto Front gegen Österreich-Ungarn und damit gegen das Deutsche Reich, denn wie schon der General Skobeleff in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gesagt hatte, ging der Weg nach Konstantinopel über Wien, und der Weg nach Wien durch das Brandenburger Tor.

Im Lichte der Marokkoangelegenheit und des chronischen deutsch-französischen Verhältnisses betrachtet war das Eingehen der englisch-französischen Entente cordiale nicht annähernd ein so empfindlicher und weittragender Schlag, wie die englisch-russische Vereinigung. Fürst Bülow hat sie nicht hindern können. Im Deutschen Reichstage fand er sich in seiner spielenden Art zu reden mit der Wendung ab: man müsse sich an den Gedanken gewöhnen, daß es auf die Dauer unmöglich sei, eine Vereinigung des Walfisches und des Elefanten zu hindern. Auch nach Vereinigung dieser beiden brauche das Deutsche Reich nicht zu verzagen. Das letztere war richtig, aber der gewaltigen Bedeutung des Ereignisses trug Bülow öffentlich nicht Rechnung. Das war diplomatisch viel-

Digitized by Google

leicht nicht ohne Berechtigung, aber vom Gesichtspunkte der Erziehung des deutschen Volkes ein Fehler.

Tatsächlich betrachtet war dieser englisch-russische Schlag für Deutschland und im besonderen auch für die Leiter seiner auswärtigen Politik furchtbar. Und er kam, wie aus dem Gesagten sich ergibt, unerwartet, und vernichtete Hoffnungen, die nach allem bisher Veröffentlichten zuversichtlich gewesen sind. Um die Bedeutung des Ereignisses mehr zu ermessen, ist es nötig, auch seine andern Seiten politisch und geographisch zu betrachten, zumal es in engstem ursächlichen Zusammenhange zum Ausbruche des großen Krieges und damit auch zur Frage der Schuld an diesem steht.

Bis kurz vorher hatte ein russisch-österreichisch-ungarisches Abkommen über die Verhältnisse, insbesondere auch auf den status quo der Balkanhalbinsel bestanden, unter gelegentlicher Hinzuziehung Italiens. Deutschland hatte sich in der Hinterhand befunden und wohl in der russisch-österreichischen Balance eine genügende Garantie erblickt. Durch die englisch-russische Annäherung änderte sich im Laufe weniger Jahre die Lage vollkommen. Großbritannien drängte sich in die Balkanfragen, die zugleich türkische Fragen waren ein, besonders in die mit Sorgfalt immer wieder aufgerührte und verschärfte albanische Frage. Das österreichisch-russische Balkangleichgewicht und der Dualismus verschwand, England übernahm die tatsächliche Führung, rollte neben der albanischen die mazedonische Frage auf, machte die Aufrollung der türkischen Frage in Europa unvermeidlich, und zwar im türkei-feindlichen Sinne, also im russischen. Der neue Bund England-Rußland hatte, wenn schon unter nomineller Hinzuziehung noch anderer Mächte, insonderheit Italiens, das dadurch noch weiter dem Dreibunde entfremdet wurde, die Balkan- und Orientfragen auf eine ganz andere Grundlage gestellt, sie aus dem Zustande einer, wenn schon künstlichen, Ruhe heraus und in eine Bewegung gebracht, die bezweckte, letzten Endes die Verbindung zwischen dem Deutschen Reiche und dem Orient, und damit die unabhängige Existenz der Türkei zu vernichten.

Deutsche Orientpolitik.

Zum Verständnis der so geschaffenen Lage muß hier etwas zurückgegriffen werden, nämlich auf die deutsche Orientpolitik seit Kaiser Wilhelm II. Wir haben gesehen, wie durch die Nichterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages, für Rußland auch die deutsche Garantie und die russische freie Hand für den Orient mit den Meerengen von Konstantinopel mit einem Male verschwunden war. Erst im Lichte dieser neu enthüllten Tatsachen wird klar, *wie tief* die Verstimmung, Besorgnis und Überraschung in Petersburg gewesen sein muß, als bereits mit dem Beginn der neunziger Jahre die persönlich so stark akzentuierte Politik Kaiser Wilhelms unverhohlen auf Konstantinopel und den Orient sich richtete. Als Bismarck noch im Amte war und der Kaiser seine erste Reise nach Konstantinopel machte und der Zar Alexander III. dem großen Kanzler erstaunt und vorwurfsvoll sagte: „Und Konstantinopel?“ konnte Bismarck ihm in Wahrheit antworten, es handle sich nur um eine unpolitische Reise. Nachdem der Rückversicherungsvertrag gefallen und Bismarck nicht mehr da war, lag die Sache schon an und für sich ganz anders. Dazu kamen die sehr ernsthaften Annäherungen des Deutschen Reiches an die Türkei immer mit betonter persönlicher Färbung durch den Deutschen Kaiser. Im Laufe der sich anschließenden beiden Jahrzehnte stand diese deutsche Politik im Zeichen der Bagdadbahn, nicht allein äußerlich, sondern auch tatsächlich; denn mit diesem an und für sich in Wirklichkeit großen Plane hing die Zukunft des türkischen Reiches eng zusammen, und die Beziehungen Rußlands, Englands und Frankreichs zu ihm und der Einfluß dieser drei Mächte auf sie. Auch die Gestaltung der Lage auf der Balkanhalbinsel und in der Folge die Balkanpolitik des Deutschen Reiches

Digitized by Google

hätte hiermit zusammenhängen müssen. Der Dreiverband und Italien hatten das bald begriffen. Das Deutsche Reich begriff es nicht. Man glaubte in Berlin, man könne diese Orientpolitik treiben und dabei in der Balkanpolitik in der Hinterhand nach dem alten Bismarckschen Muster bleiben.

Die Orientpolitik Kaiser Wilhelms II. sollte reine Festlandspolitik sein, denn die Verbindung über die See, war ganz abhängig vom guten Willen Großbritanniens. Dieser gute Wille konnte nicht als vorhanden angenommen werden, weder während des Baues der Bagdadbahn noch nach ihrer Fertigstellung. So wäre es eine selbstverständliche politische Forderung gewesen, den Landweg nach Konstantinopel unbedingt zu sichern. Er führte durch die ganze Länge der Balkanhalbinsel und durch Österreich-Ungarn. Auf der Balkanhalbinsel war und blieb der stille Kampf zwischen Österreich und Rußland um den Einfluß. Im Laufe der Jahre entwickelten sich die Balkanstaaten immer kräftiger und wurden, besonders Serbien, zu Vorposten gegen die europäischen Mittelmächte, und zu Sturmböcken gegen die europäische Türkei.

Der türkische Gedanke Kaiser Wilhelms ist wohl in erster Linie aus wirtschaftlichen Plänen hervorgegangen. Man argumentierte: Deutschland sei so spät unter den Völkern auf den Plan getreten, daß ihm nur eine einzige wirtschaftliche Ausdehnungsmöglichkeit bleibe, die nach Konstantinopel und darüber hinaus nach dem Zweistromlande und Vorderasien; so wurde notwendigerweise die Stärkung der Türkei zum Programmworte. Ob es möglich gewesen wäre, bei einem andern Ausgange des Krieges, das türkische Reich mit einem kräftigen Eigenleben zu erfüllen und die Türken zu einem Kulturvolke zu machen, steht dahin. Auf alle Fälle hätten die Deutschen das Land zu Leben und Kultur entwickelt. Doch das sind Überlegungen, die nicht in diesen Zusammenhang hineingehören. Für uns gilt vielmehr die Frage, welche Rolle unter den Ursachen des Krieges die deutsche Bagdadbahnpolitik gespielt hat.

Ihre schwache Seite wird durch das Gesagte schon gekennzeichnet. Die Türkei war schwach, Österreich-Ungarn war schwach und die zwischen beiden sich erstreckende Balkanhalbinsel bildete keine Verbindung, sondern, gemäßigt ausgedrückt, ein Hindernis, welches jeden Augenblick zur Wolfsgrube werden konnte. Der für Deutschland natürlich gegebene Weg einer gesicherten Orientpolitik war ein Einverständnis mit Rußland. Dieses hatte man aber gerade aufgegeben und glaubte trotz Rußland und trotz England zum Ziele im Orient gelangen zu können. Die Geschichte der Bagdadbahn ist lang und schmerzlich. Im Frühjahr 1914 war man endlich durch starke Verwässerung des Planes an die Schwelle eines Abkommens mit England und Frankreich gelangt, während einige Jahre vorher durch das Potsdamer Abkommen der frühere Widerstand Rußlands gegen die Bagdadbahn beseitigt worden war. Mithin ist der Bahnplan und seine Ausführung an sich keine Ursache zum Kriege gewesen. Wohl aber war die deutsche Bagdadbahnpolitik und das durch sie bedingte deutsch-türkische Verhältnis ein Hindernis für eine enge und vertrauensvolle neue Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland. Die Proklamation der Erhaltung und Stärkung der Türkei, war den russischen Orientzielen schroff entgegengesetzt und die Balkanhalbinsel als deutsche Straße nach Konstantinopel erschien als eine schwere Gefahr für die slawische Autorität Rußlands. Die deutsche Bagdadbahnpolitik hat zu den wesentlichen Momenten gehört, welche Rußland zu Großbritannien trieben. Sie ging hervor aus den Gedanken, die für die Nichterneuerung der Rückversicherung maßgebend waren. Diese Politik war von Grund aus unrichtig, sie verringerte die Größe der sicheren Basis des

Digitized by Google

Deutschen Reiches in Europa. Daß sie aber eine Politik gewesen wäre, die zum Kriege hätte führen müssen, ist durch nichts erwiesen. Großbritannien betrachtete sie ohne Freude und hat ihr beinahe zwei Jahrzehnte lang wirksam Hindernisse in den Weg gelegt. Gab es aber irgend eine Gegend in der Welt, wo Großbritannien dem deutschen Handelsrivalen bei jedem wirtschaftspolitischen Schrittversuche keine Hindernisse in den Weg gelegt hätte? Ein britischer Minister soll in den neunziger Jahren dem Deutschen Kaiser eine Teilung der Türkei vorgeschlagen haben. Trifft das zu, so hat der Deutsche Kaiser mit der Ablehnung des Vorschlages recht gehabt. Seine Verwirklichung würde lediglich gedient haben, das Deutsche Reich und Rußland in unheilbaren Gegensatz zu hetzen, wie es den Zielen der britischen Politik entsprach.

Die Frage, ob das Deutsche Reich eine Opferung der Türkei an Rußland hätte verantworten können, muß bejaht werden. Freilich hätte ein großer deutscher Staatsmann dazu gehört, da es sich damit ja um deutschen Frontwechsel gegenüber Österreich-Ungarn gehandelt haben würde, alles in allem um eine vollständige Rückkehr zum „alten Kurse" des großen Kanzlers. Dieser hat allgemein gesagt, es sei schwierig, unter Umständen auch unmöglich, eine einmal falsch instradierte auswärtige Politik beliebig zu ändern und rückgängig zu machen. Auch dieses Wort hätte für die deutsche Orientpolitik gegolten, aber es stand für Deutschland mit der Freundschaft oder Feindschaft Rußlands so Ungeheures auf dem Spiele, daß es eine Unmöglichkeit hier nicht hätte geben können, wenn man die notwendigen politischen Unkosten zu bezahlen bereit gewesen wäre. Eine Treue gegenüber der Türkei und Österreich-Ungarn hätte, so wenig moralisch es klingt, nicht in Betracht kommen dürfen. Leider läßt sich nicht leugnen, daß neben der Schwäche auch eine gefühlsmäßige Belastung unserer Politik vorhanden gewesen ist und schlimme Früchte getragen hat.

Unter das Kapitel der Schuld am Kriege kann die deutsche Orientpolitik also nur insofern fallen, als sie ungeschickt war und der Einigung Großbritanniens und Rußlands diente. Sie beging außerdem den Fehler, zog ihn jedenfalls nach sich, daß sie allmählich in das Schlepptau des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen geriet. Auch das führte sich aber, abgesehen von der nachher zu erörternden Unterlegenheit der deutschen Diplomatie, auf die Störung der deutsch-russischen Beziehungen zurück; jede schwache Stelle Deutschlands, seiner auswärtigen Politik und seiner Position in der Welt trug für England und die ihm befreundeten und untergebenen Mächte dazu bei, ihre offensive Kriegspolitik gegen das Deutsche Reich nachdrücklicher zu betreiben. Eine Schuld kann den deutschen Staatsmännern und dem Deutschen Kaiser nur in dem Sinne beigemessen werden, wie einem Manne, der von Raubmördern umgeben ist, aber aus Harmlosigkeit sich nicht schützt und sich ohne Deckung aus seiner Haustür herauswagt, um Besorgungen für seinen Lebensunterhalt zu machen. Die deutsche Orientpolitik wollte keinen Krieg und hatte auch keinen Angriffscharakter, nicht gegen England, ebensowenig gegen Rußland. Wohl liegt aber eine Kriegsschuld Italiens hier vor. Wir wissen heute aus den russischen Enthüllungen, welche im Deutschen Weißbuche veröffentlicht worden sind, daß im Herbst 1909 anläßlich des Zarenbesuches in Racconigi, Italien von sich aus ein Recht Rußlands auf die türkischen Meerengen, damit auf Konstantinopel anerkannte. Der Dreiverband wußte damit schon im Jahre 1909, daß Italien im Dreibunde im Falle eines großen Krieges nicht treu bleiben werde. Als Gegenleistung hatte Rußland der italienischen Regierung auch seine Zustimmung zum Anspruche eines italienischen Rechtes auf Tripolis anerkannt.

Digitized by Google

Die Erschütterung, und womöglich die Verdrängung der deutschen Stellung in Konstantinopel bildete ein Hauptziel der britischen und französischen Politik und, wenn auch von anderen Gesichtspunkten, ebenfalls der russischen Regierung.

Das Jahr 1908 ist für die Entwicklung der Dinge bis zum großen Kriege im hohen Grade entscheidend gewesen. Damals machte König Eduard von England seinen berühmten Sommerbesuch in Reval. Dort wurde ausgemacht, daß der Dreiverband die mazedonische Frage zum Anlaß nehmen sollte, um vereint die Türkei zu brüskieren und damit das Deutsche Reich in eine peinliche und schwierige Lage zu bringen.

Weiter wurde in Reval beschlossen, daß Rußland sein großes Heeresprogramm schnell und ununterbrochen durchzuführen habe, etwa bis 1914/1915. Dann wolle man eine entschiedene Sprache auch mit den Mittelmächten reden, auch auf das Risiko eines großen Krieges hin.

Verhältnis zu Österreich-Ungarn.

Die Stellungnahme des Dreiverbandes in der mazedonischen Frage brachte die Revolution in Konstantinopel zum Ausbruche. Dieses Ereignis veranlaßte die österreichisch-ungarische Regierung zur förmlichen Annexion der sogenannten Okkupationsgebiete Bosnien und Herzegowina. Aus diesem Schritt, der die Deutsche Regierung überraschte, wurde die sogenannte bosnische Krisis hervorgerufen. Gegen die Annexion protestierten die Großmächte des Dreiverbandes, auf der Balkanhalbinsel vor allem Serbien, auch die Türkei nahm zunächst Stellung gegen Österreich-Ungarn. Der Dreiverband bestritt Österreich-Ungarn das Recht, die Annexion ohne Zustimmung der anderen Unterzeichnungsmächte des Berliner Vertrages von 1878 auszusprechen. Es sei ein Vertragsbruch, und nur eine europäische Konferenz könne einen gültigen neuen Zustand legitimieren. Es lag auf der Hand, daß eine solche Konferenz dazu benutzt werden würde, um den beiden Mittelmächten eine Niederlage zu bereiten, ihr Ansehen und ihre Stärke zu mindern und unter Umständen Österreich-Ungarn von seinem deutschen Bundesgenossen zu trennen.

Die deutsche Regierung stellte sich angesichts dieses europäischen Sturmes hinter Österreich-Ungarn, und zwar unbedingt. Fürst Bülow, der damalige Reichskanzler, wußte, daß Rußland von militärischer Bereitschaft weit entfernt war. Der russische Minister des Auswärtigen, Isvolski, erklärte in einer Parlamentsrede, Rußland könne die Sache nicht zum Kriegsanlaß machen. Frankreich war überhaupt auf Frieden gestimmt, weil noch nicht kriegsbereit und in Kenntnis der russischen Unbereitschaft. Ein neues Marokkoabkommen mit Deutschland gab ihm Anfang 1909 den ganzen politischen Einfluß in Marokko und einen entsprechenden Verzicht Deutschlands. Großbritannien aber hetzte zum Kriege und war mit allen Mitteln bemüht, die europäische Stimmung zu verschärfen. Außerdem tobte Serbien. Die Lösung der Krisis wurde schließlich durch den deutschen Kanzler gegeben, der in Petersburg wissen ließ, Deutschland stehe hinter dem Bundesgenossen, und der russischen Regierung anheimstellte, die Mächte möchten die österreichische Annexion unter Vermeidung einer Konferenz einzeln anerkennen, um damit auch Serbien zur Anerkennung zu veranlassen.

Die russische Regierung ergriff diesen Ausweg, der zugleich ein Rückzug war, auch Serbien mußte nun nachgeben, weil niemand mehr hinter seinen Ansprüchen stand. Die serbische Regierung gelobte vielmehr für die Zukunft ein freundnachbarliches Verhalten gegenüber der Donaumonarchie. Die österreichisch-ungarische Annexion Bosniens und der Herzegowina wurde von allen in Betracht kommenden Mächten einzeln anerkannt. Österreich-Ungarns Ziel war erreicht, und zwar durch das Eintreten des Deutschen Reiches. Fürst Bülow

Digitized by Google

konnte auf einen außerordentlichen diplomatischen Erfolg hinweisen und nicht lange nachher gab Kaiser Wilhelm II. bei seinem Besuche in Wien seinen Gefühlen Ausdruck, indem er erklärte, das Deutsche Reich sei in „schimmernder Wehr" an die Seite des Bundesgenossen getreten, eine Wendung, die man dem Kaiser auch in Österreich übelnahm. Der damalige Minister des Auswärtigen, Graf Aehrenthal, der besonders eifersüchtig auf Österreich-Ungarns Ansehen war, bemühte sich kaum, seine Empfindlichkeit darüber zu verbergen, daß in Deutschland der Erfolg in der bosnischen Krisis ausschließlich und laut nur der Hilfeleistung des Deutschen Reichs zugeschrieben wurde. Graf Aehrenthal war, wie die österreichischen Diplomaten durchweg, so sonderbar es klingen mag, heimlicher Feind des Deutschen Reiches und seiner Stellung in Europa. Man brauchte diesen Bundesgenossen, man war überzeugt, sich an seine Kraft anlehnen zu müssen, man bediente sich mit Selbstverständlichkeit seines europäischen Schwergewichtes, um österreichisch-ungarische Ziele durchzusetzen, aber man war stets geneigt, an Umtrieben teilzunehmen oder solche selbst zu organisieren, welche Ansehen und Macht des Deutschen Reiches untergrüben.

Als Fürst Bülow im Reichstage von der glücklich überwundenen Krisis sprach, prägte er das berühmte Wort von der Nibelungentreue des Deutschen Reiches für den Bundesgenossen. Schon vorher hatten sich in der deutschen Öffentlichkeit, wenn schon vereinzelt, Stimmen hören lassen, die sich gegen ein deutsches Eintreten für den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen über den Rahmen des alten Bündnisvertrages hinaus aussprachen. Die Führung hatte in diesem Kampfe der Schriftleiter der Hamburger Nachrichten, Hermann Hofmann, welcher in mehrjährigem politischen Verkehr mit Bismarck, dabei gestützt auf hervorragende eigene politische Urteilskraft, die deutsche Balkanpolitik unter dem Gesichtspunkte des Bündnisvertrags einerseits, anderseits nach dem Geiste des aufgegebenen deutsch-russischen Rückversicherungsvertrags beurteilt hatte. Auch ich habe damals den Standpunkt vertreten, daß das bülowsche Eingreifen in der bosnischen Krisis vermutlich ein gefährlicher Schritt vom Wege sein werde. Fürst Bülow stellte allen solchen Kritiken entgegen: Es habe sich um eine europäische Lage Österreich-Ungarns gehandelt, in der man dem Bundesgenossen unbedingte Treue auch über die Grenzen des Vertrages hinaus habe bewähren müssen. Sonst würde Österreich-Ungarn sich in der Folge vom Deutschen Reiche abgewendet oder durch Schwächung und Demütigung als Bundesgenosse für das Deutsche Reich entwertet worden sein. Betrachten wir heute kühl und nüchtern jenen Vorgang, so muß man zugeben, daß er tatsächlich ein *erster* Schritt auf einem bisher noch nicht betretenen Wege der deutschen Orientpolitik, auch der gesamten deutschen europäischen Politik, gewesen ist. Kritisieren, besonders nachher, ist leicht, wird man einwenden; aber, wie gesagt, ist damals schon kritisiert worden und in dem folgenden Jahr haben die gleichen Stimmen davor gewarnt, daß die deutsche Politik sich zum Vorspann der österreichisch-ungarischen Balkanpolitik hergäbe. Beim Durchdenken der damaligen Lage und ihrer Zusammenhänge kommt man mit zwingender Notwendigkeit wieder auf den verhängnisvollen Kurswechsel der deutschen Politik vom Jahre 1890 zurück, insbesondere die Nichterneuerung der deutsch-russischen Rückversicherung, den mit ihr ursächlich verbundenen Frontwechsel der deutschen Balkanpolitik und die neue deutsche Orientpolitik. Für die letztere brauchte man ein Österreich-Ungarn, dessen Ansehen und Kraft auf der Balkanhalbinsel nicht wesentlich geschwächt sein durfte. Man gelangte ebenfalls in notwendiger Folge in Gegensatz zu den zwischen Österreich-Ungarn und Konstantinopel liegenden Balkanmächten, welche

Digitized by Google

ihrerseits das Bestreben hatten, ihr Gebiet und ihre Macht auf Kosten der Türkei und Österreich-Ungarns oder beider zusammen zu vergrößern.

Das alles sind Gesichtspunkte, die der öffentlichen Meinung in Deutschland damals fernlagen. Man beschäftigte sich nur wenig und oberflächlich mit diesem Gebiete, kannte vor allem nicht die große Bedeutung der serbischen Frage, insbesondere der großserbischen Bewegung. Noch im Jahre 1912 spotteten sogar in Österreich-Ungarn hohe Militärkreise über das serbische Heer und deutsche Staatsmänner waren überzeugt, die Türkei werde mit den vereinigten Balkanmächten fertig werden.

Die deutsche Orientpolitik nahm also dem Deutschen Reiche Wesentliches an Freiheit des Entschlusses und der Bewegung. Es sei denn, daß man sie verließ und das ungeheure Manöver einer vollständigen großen Umorientierung nach der russischen Seite vollzog, und wie dann notwendig war, unter gleichzeitiger Degradation Österreich-Ungarns. Davon ist bereits gesprochen worden, aber der Gedanke drängt sich immer wieder auf.

Will man sich aber auf den Boden der Verhältnisse stellen, wie sie um das Jahr 1908 politisch vorlagen, so wirft sich die Frage auf, wie es möglich gewesen ist, daß Österreich-Ungarn mit der Annexionserklärung den deutschen Bundesgenossen überraschen konnte. Deutsche Diplomaten haben vorher wohl Andeutungen solcher Absichten Aehrenthals erhalten, aber vom Zeitpunkte und vom gefaßten Entschlusse haben sie nichts gewußt. Fürst Bülow erklärte nachher im Reichstage, er sei sehr zufrieden damit gewesen, daß der Bundesgenosse ihn vor eine vollendete Tatsache gestellt habe, anstatt vorher die deutsche Zustimmung einzuholen. Dieses Wort klang gut und wurde belacht, und weil die ganze Sache als „gut" bestanden und als Erfolg gebucht wurde, fand man in Deutschland nichts zu erinnern. Näher besehen war die Überraschung besonders als Vorgangsfall bedenklich. Sie war außerdem das erste große warnende Beispiel österreichisch-ungarischer *Führung* in der Balkanpolitik der beiden Mittelmächte. Die Aehrenthalsche Annexionspolitik offenbarte zum ersten Male die Größe des Umschwunges seit 1890 und den vollzogenen Übergang der Führung der Balkanpolitik in die Hand Österreich-Ungarns. Es ist unmöglich zu sagen, ob Bülow, falls er länger im Amte geblieben wäre — 1909 wurde er durch Bethmann Hollweg ersetzt —, seine Politik der bosnischen Krisis fortgesetzt haben würde. Der Staatssekretär des Auswärtigen unter Bethmann Hollweg, Kiderlen-Wächter hat mir um das Jahr 1910 auf Fragen und Kritik gesagt, daß er Bülows Politik billige, daß keine Gefahr eines zu starken österreichischen Einflusses vorliege und er, der Staatssekretär, besonders bedacht sein werde, das deutsch-russische Verhältnis intimer zu machen, um schon dadurch Österreich nicht zu hoch kommen zu lassen. *Vielleicht* wäre Kiderlen der Mann gewesen, um dieses Programm stark und geschickt durchzuführen. Auch hier läßt sich nicht urteilen. Dieser Staatsmann war von einer unberechenbaren Ungleichmäßigkeit in seinen Leistungen.

In der Tat lagen die Dinge doch so, daß die Politik des Deutschen Reiches durch die Erklärung der Annexion in die Lage gebracht wurde, sich zu entscheiden, ob sie sich auf die Seite des Bundesgenossen ganz oder halb oder gar nicht stellen wollte, also unter allen Umständen eine Zwangslage. Dagegen konnte und kann natürlich geltend gemacht werden, daß Bülow eben genau unterrichtet war über die Sicherheit des Erfolges, anders ausgedrückt über die Unbereitschaft des russisch-französischen Zweibundes für den Krieg. Fürst Bülow hat in seinem Buche: „Deutsche Politik" ausführlich über diese seine Politik während

Digitized by Google

der bosnischen Krisis gesprochen und ihren Ausgang dahin charakterisiert: das luftige Gebilde der Einkreisung König Eduards sei an den handfesten Tatsachen des Festlanddreibundes gescheitert. Man kann dieses Wort auch heute gelten lassen, wenn man es auf das Jahr 1908/09 beschränkt. Nun sind aber die Beziehungen der Nationen und die Machtverhältnisse, auf denen sie beruhen und von denen sie abhängen, keine Zustände, sondern Entwicklungen, sie sind nicht statischer, sondern dynamischer Natur. Um die Zeit der bosnischen Krisis war, wie ich schon andeutete, Rußland nicht bereit, von der Bereitschaft weit entfernt, aber nicht allein entschlossen, mit allen Kräften seine Wehrmacht zu Lande und zur See auf eine unerreichte Höhe zu bringen, sondern schon auf dem besten Wege dazu. In Frankreich war das gleiche der Fall. In England wurde seit 1906 durch Lord Haldane eine Expeditionsarmee im engsten Einvernehmen mit Frankreich aufgebaut und organisiert, um für einen Festlandskrieg „zur Wahrnehmung der britischen Interessen" augenblicklich auf dem Festlande gegen Deutschland einzugreifen. Die britische Flotte wurde mit Hochdruck ausgebaut und durch die Fiktion einer „Flottenpanik" wußte die britische Regierung und Propaganda auch die Kolonien zu großen Leistungen für die Flotte heranzuziehen. Belgien befand sich 1908 bereits in sympathischer Vasallenschaft gegenüber der Entente cordiale. Der britischen Politik war es gelungen, Schweden und Norwegen voneinander zu trennen und somit die Bildung einer skandinavischen, deutschfreundlichen Vormacht zu verhindern. Italien war durch das erwähnte Ergebnis von Racconigi und durch eine frühere direkte Abmachung mit Frankreich gebunden bezw. auf den Seiten der Gegengruppe, Spanien hatte seine Status quo-Verträge mit den beiden Ententemächten geschlossen, die Vereinigten Staaten von Amerika hatten mit Frankreich und mit Japan ebenfalls Status quo-Abkommen beschlossen. Alles das waren Verträge, die objektiv und an und für sich betrachtet gegenstandslos gewesen wären. Sie gewannen nur Bedeutung in ihrer Eigenschaft als gewolltes Zeichen für die Bildung der Weltsolidarität gegen das Deutsche Reich. Die Seele der Entwicklung war die britische Staatsmannschaft.

Der Kern dieser Weltkoalition mit ihrer einheitlichen, kräftigen und zielbewußten Leitung in London waren die drei Großmächte: der Dreiverband. Ihre Macht zu Lande und zur See wurde nach einheitlichem — das verdient besonders betont zu werden — Plane mit größter Anstrengung, konsequent und mit von Jahr zu Jahr sichtbarem Erfolge erhöht. Wie stand es demgegenüber mit den Mittelmächten? Die Armee der Doppelmonarchie „verdorrte" nach einem Ausspruche aus kompetentem österreichischem Munde. Erst kurz vor dem Weltkriege wurden unzulängliche Anstrengungen gemacht, um sie auf ein höheres Maß von Stärke zu bringen. Die Armee des Deutschen Reiches war für jene Periode des Tiefstandes der russischen Armee, der Unfertigkeit der französischen Wehrkraft und der englischen Expeditionsarmee ausreichend. Die deutsche Regierung trug aber den Entwicklungstendenzen der Wehrkraft des Dreiverbandes zu Lande nicht zur rechten Zeit Rechnung. Die deutsche Seemacht wurde gefördert, so gut es ging, blieb aber weit im Hintertreffen. Es ist auch eine Entstellung der tatsächlichen Verhältnisse, daß man die Marine auf Kosten der Armee vergrößert hätte.

Dieser kurze Überblick soll nur zeigen, daß die bosnische Krisis 1908/09 in dem für die Mittelmächte günstigen Sinne nur deshalb gelöst werden konnte, weil der Dreiverband sich auf einem Tiefstande militärischen Könnens und entsprechender Bereitschaft befand. Es handelte sich also, um mit Lessing zu reden, um einen

Digitized by Google

„transitorischen Moment". Dieser hätte auf deutscher Seite nicht als zeitlich beständig angesehen werden dürfen. Es war ein schwerer Fehler, politisch so zu handeln, als ob der bosnische Erfolg von 1908 eine Garantie bilde, daß bei späteren Balkankrisen ein rückhaltloses deutsches Eintreten für Österreich-Ungarn mit naturnotwendiger Sicherheit wieder zu einem Erfolge der Mittelmächte führen müsse. Die Neigung der Deutschen zur Doktrin und zum Systematisieren hat aber in Wirklichkeit dazu geführt, daß man die Methoden und den Erfolg des deutschen Verhaltens in der bosnischen Krisis in der Folge als Musterbeispiel ansah und geglaubt hat, so müsse es immer wieder kommen. Ich verweile so lange bei der bosnischen Angelegenheit, weil sie und ihre Behandlung grundlegend für die letzte Krisis 1914 gewesen sind.

Entstehung des Balkanbundes.

Im Weltkriege sind neben anderen wichtigen Dokumenten in Belgrad auch Berichte des früheren serbischen Gesandten in London, Herrn Gruitsch, gefunden worden; das Deutsche Weißbuch vom Sommer 1919 hat einige von ihnen veröffentlicht. Herr Gruitsch berichtet darin, wie ihm von den Diplomaten des Dreiverbandes übereinstimmend gesagt worden ist: Serbien möge sich doch nur beruhigen, ein Kompromiß sei 1909 aus Gründen der Machtfrage notwendig gewesen. Serbien müsse nur Geduld haben und rüsten, dann werde alles noch einmal wieder gut werden. Zur Zeit der Balkankriege 1912/13 wiederholten sich diese Tröstungen und Mahnungen in noch zuversichtlicherer Form.

Die sehr klugen und gewandten serbischen Diplomaten wußten gut genug, wie die europäische Lage und die europäischen Machtfragen damals standen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Serbien politisch und militärisch mit den Regierungen des Dreiverbandes ebenso intim verknüpft gewesen ist, wie diese es untereinander waren. Die Regierung und die von ihr beeinflußten oder mit ihr eng verbundenen nationalen Vereinigungen usw. beuteten den serbischen Mißerfolg 1908/09 mit allen Mitteln der Agitation im Innern und in Europa aus. Es wurde unaufhörlich Entrüstung und Jammer gerufen, weil Serbien keinen Ausgang zum Meere erhalten habe; nebenbei eine Forderung, die an und für sich betrachtet sozusagen naturberechtigt war. Die damalige Situation auf der Balkanhalbinsel hatte zwei unversöhnliche Gegensätze gezeitigt, den zwischen Serbien und dem Serbentum einerseits, der österreichisch-ungarischen Monarchie anderseits. Von Recht und Unrecht ist da nicht die Rede, anderseits mußte politisch Partei genommen werden.

Die großserbische Bewegung und der nationale serbische Gedanke gewannen durch die Niederlage von 1908/09 nur an Schwungkraft. Eine reiche Literatur und Journalistik der dann folgenden Jahre liegt vor und liefert einen sprechenden Beweis. Mit größter Verachtung blickte man auf Österreich-Ungarn, „die zweite Türkei", die bald zugrunde gehen müsse und sich nur mit Hilfe des Deutschen Reiches noch halte und den neulichen Erfolg errungen habe. Das Serbentum war sich seiner Kraft bewußt und hat die innere und äußere Schwäche Österreich-Ungarns damals und nachher besser gekannt, als die meisten Deutschen, und wohl auch als die deutsche Regierung.

Nach der bosnischen Krisis, die auch eine europäische war, begannen die Bemühungen des Dreiverbandes, die Balkanmächte zu einem Bunde zu einigen. Zunächst wollte man auch die Türkei in diesen Bund mit einbeziehen, der natürlich unter den Auspizien des Dreiverbandes stehen sollte, und sie auf diese Weise dem Einflusse des Deutschen Reiches wirtschaftlich und politisch entziehen. Dieser große Plan mußte aufgegeben werden, und so kam es schließlich zu dem reinen Balkanbunde von 1912, bestehend aus Serbien, Bulgarien, Griechenland und

Digitized by Google

Montenegro. Er war unter russischer Vormundschaft im Verein mit den englischen Balkandiplomaten und der eigentümlich englischen Einrichtung der privaten politischen Agenten entstanden und wurde Sir Edward Grey offiziell noch im Frühjahr 1912 durch den Londoner Botschafter, Graf Benckendorff, mitgeteilt. Frankreich befand sich von vornherein im Komplott. In den drei Großmächten des Dreiverbandes war man sich völlig einig darüber, daß der Balkanbund nur ein Mittel zu bilden habe, um einen europäischen Brand zu entzünden.

Die deutsche Marokko-Politik.

Bevor ich auf dieses letzte Vorspiel des Weltkrieges eingehe, müssen die Ereignisse in Westeuropa während jener Jahre kurz nachgeholt werden. Es steht da in erster Linie die große marokkanische Krisis vom Jahre 1911.

Der Anlaß war, historisch und politisch betrachtet, merkwürdig genug. Die deutsche Politik ging seit längerer Zeit darauf aus, die Marokkofrage als Reibungsfläche zwischen Deutschland und Frankreich zu beseitigen. Schon das erwähnte Februarabkommen von 1909 dient diesem Zweck. Es widersprach der Politik des Fürsten Bülow, kam aber während der letzten Monate seiner Amtsführung, unter führender Beteiligung Herrn v. Kiderlen-Wächters, der dann noch im selben Sommer Staatssekretär wurde, zustande. Dieser war der Ansicht, man müsse mit Frankreich in ein ruhiges Fahrwasser gelangen und zu diesem Zwecke die verfahrene Marokkopolitik abbauen. Das letztere konnte nur durch deutschen Verzicht zugunsten Frankreichs geschehen. Kiderlen beabsichtigte einen solchen, wollte aber nicht umsonst auf die vertraglichen Marokkorechte Deutschlands verzichten, sondern um einen gewissen Preis, den er auf kolonialem Gebiete sah. Dieses ist der tatsächliche Grundgedanke Kiderlen-Wächters gewesen und zwar von dem Augenblicke an, als er im Winter 1908/09 Gelegenheit erhielt, sich mit der Marokkopolitik zu beschäftigen. Er wartete nur auf eine Gelegenheit, um die französische Regierung zu einer Aussprache über die Marokkofrage zu bringen. Diese versuchte, sich einer solchen zu entziehen und ihre bisherige sehr erfolgreiche Taktik fortzusetzen, unter fortwährender Behauptung, man stehe durchaus auf dem Boden der Verträge und habe einzig das Bestreben, keine Unruhen aufkommen zu lassen, die französische Herrschaft über immer weitere marokkanische Gebiete auszudehnen. Kiderlen-Wächter hatte hierfür den zutreffenden Ausdruck: der Taktik des Ölflecks, angewandt. Ohne auf Einzelheiten dieser Periode einzugehen, sei daran erinnert, wie mit dem Jahre 1911 die Franzosen unter dem ewigen Vorwande durch Unruhen genötigt zu sein, immer größere Truppenmengen nach Marokko schickten und schließlich auf die Hauptstadt des Landes, auf Fes, marschierten. Als Fes genommen war, glaubte man in Berlin den Augenblick gekommen; das Kanonenboot „Panther" wurde nach dem marokkanischen Hafen Agadir gesandt, als Zeichen, daß die französische Regierung durch die Besetzung der marokkanischen Hauptstadt die bisher für Marokko geltenden Verträge gebrochen habe und die deutsche Regierung sich infolgedessen ebenfalls als frei und vertraglich nicht mehr gebunden hinsichtlich Marokkos betrachte. Daneben ließ der deutsche Staatssekretär keinen Zweifel darüber, daß man die Entsendung des deutschen Kanonen-Bootes nur als eine Aufforderung an Frankreicht betrachte, über die marokkanische Angelegenheit in eine Unterhaltung einzutreten und zwar zu zweien.

Der „Streich von Agadir" erregte ein ungeheures Aufsehen in Europa. Er wurde von den Mächten des Dreiverbandes als eine provozierende, den Frieden gefährdende, auf Vergewaltigung Frankreichs gerichtete Handlung Deutschlands ausgerufen, die durch nichts gerechtfertigt sei, da Frankreich sich strenge auf dem

Digitized by Google

Boden der bestehenden Abkommen und Verträge gehalten habe. Großbritannien, die öffentliche Meinung und die Regierung unterließen nichts, um zu zeigen, daß Großbritannien rückhaltlos hinter dem französischen Freunde stehe. Außerdem war sich die Presse in England und Frankreich darüber einig, daß das Deutsche Reich den Versuch mache, „Europa" zu seinem Willen zu zwingen, Westmarokko zur deutschen Kolonie zu machen, die französischen Ansprüche mit Füßen zu treten und die großbritannische Seeherrschaft durch einen deutschen Kriegshafen am Atlantischen Ozean „herauszufordern". Deutschland beabsichtige von Agadir aus zu landen usw., kurz es war durch den „Streich von Agadir" eine europäische Hetze gegen Deutschland entfesselt worden wie seit Jahren nicht, und das wollte schon etwas sagen.

Was wollte die deutsche Regierung? Im deutschen Volke, besonders in weiten nationalgerichteten Kreisen war man überzeugt, daß die deutsche Regierung in der Tat entschlossen sei, in Marokko Fuß zu fassen. Äußerungen, die Kiderlen-Wächter verschiedenen Persönlichkeiten gegenüber getan hatte, bestärkten diese Überzeugung. In Wirklichkeit haben weder der Staatssekretär, noch der Kanzler, noch der Kaiser auch nur einen Augenblick an eine Fußfassung in Marokko oder ähnliches gedacht. Kiderlen-Wächter hat mir vor Agadir und dann kurz danach erklärt: man wolle lediglich Frankreich zu einer Auseinandersetzung über die gesamte Marokkoangelegenheit zwingen, und dann diese endlich und endgültig aus der Welt schaffen. Kiderlen-Wächters Plan stand ihm in seinen Grundzügen ebenfalls von Anfang an fest: Deutsche Anerkennung einer französischen Schutzherrschaft über Marokko, Sicherstellung der wirtschaftlichen deutschen Interessen in Marokko, und schließlich eine französische Gegenleistung in Gestalt des Westteiles des französischen Kongogebietes.

Kiderlen-Wächter beging u. a. den Fehler, einige der alldeutschen Führer absichtlich über seine Pläne zu täuschen und sie glauben zu machen, er wolle eine deutsche Fußfassung in Marokko. Seine Absicht dabei war, die alldeutsche Presse auf seine Seite zu bringen. Das war ein Fehler, auch dem Auslande gegenüber. Ich persönlich kann so sprechen, weil ich mich damals im Gegensatze zu beinahe meinen sämtlichen politischen Gesinnungsgenossen auf die Seite der Regierung und gegen eine Fußfassung in Marokko gestellt habe.

Eine Fußfassung wäre in der Tat nur durch einen siegreichen europäischen Krieg möglich gewesen, denn es hätte sich nicht um Marokko gehandelt, sondern um ein Sichdurchsetzen gegen die britische Seeherrschaft, und gegen ihre festländischen Überlieferungen und Grundsätze. Es hätte sich auch darum gehandelt, Frankreich zu einer, sei es friedlichen, sei es kriegerischen Unterwerfung unter den deutschen Willen zu bringen. Von solchen Gedanken und Plänen war in Berlin nicht entfernt die Rede, man wollte tatsächlich nichts anderes als Aussprache und Erledigung, und man dachte durch die Entsendung des Kanonenbootes diese Aussprache zu erzwingen. Das Mittel, dessen sich Herr von Kiderlen-Wächter dazu bediente, war unpraktisch, ja schädlich. Hielt man eine einfache diplomatische Aufforderung an Frankreich nicht für genügend, glaubte man, daß stärkere Mittel notwendig seien, so lag es näher, deutsche Truppenbewegungen an der französischen Grenze anzudeuten, als ein Kanonenboot nach Agadir zu schicken. Denn, wollte man zu einer deutsch-französischen Zwiesprache auffordern, und zwar mit Entschiedenheit, so war nicht die marokkanische Küste der Betonungspunkt, sondern die deutsch-französische Grenze. Außerdem zog die Sendung des Kanonenbootes das maritime Moment in die Angelegenheit hinein und gab damit Großbritannien den Anlaß zur Einmischung. Selbstverständlich

Digitized by Google

würde die britische Politik jeden deutschen Druck auf Frankreich als Großbritanniens Sache behandelt haben; aber den Anlaß, und noch dazu in dieser Weise deutscherseits zu geben, war ungeschickt und ganz unnötig. Außerdem wurde die öffentliche Meinung in Deutschland schädlich verwirrt, ebenfalls ohne irgend eine Notwendigkeit.

In Großbritannien wußten die Staatsmänner, die maritimen und die militärischen Autoritäten selbstverständlich genau, daß das deutsche Vorgehen in seiner Form lediglich eine große, ihnen sehr willkommene Ungeschicklichkeit war. Man war sich ferner von Beginn an darüber klar, daß die deutsche Politik nicht Krieg wollte, nicht Unterdrückung Frankreichs, sondern im Gegenteil Beseitigung der deutsch-französischen Marokko-Reibeflächen durch Verhandlungen und durch ein Abkommen. Eben das war es, was die Staatsmänner und Admirale an der Themse nicht wollten, sie brauchten die Verewigung der Schärfe des deutsch-französischen Gegensatzes, denn sonst wäre ihre bis dahin so erfolgreiche Politik der Einkreisung Deutschlands und der Vorbereitung des europäischen Koalitionskrieges unmittelbar dem Tode geweiht gewesen.

Im Laufe der Wochen, die der Pantherssendung folgten, stellte Kiderlen-Wächter seine afrikanischen Kompensationsforderungen. Ihretwegen hielt Lloyd George, damals Schatzkanzler, seine berühmte Rede und gab die vorher im Ministerrate festgelegte Erklärung ab, daß England deutsch-französische Verhandlungen ohne seine Hinzuziehung und Berücksichtigung seiner Lebensinteressen für die Fortdauer des Friedens als eine unerträgliche Erniedrigung würde ansehen müssen. Diese an Deutschlands Adresse gerichtete Drohung verfehlte ihren Zweck um so weniger, als die britische Flotte Bewegungen machte, Stellungen einnahm und Befehle erhielt, welche die britischen Angriffsabsichten als außer Zweifel erscheinen ließ.

Der Deutsche Kaiser gab im Einverständnisse mit dem Reichskanzler Herrn von Kiderlen-Wächter die Weisung, seine kolonialen Kompensationsforderungen nicht aufrecht zu erhalten. Hier liegt der springende Punkt der damaligen Krisis und ihrer Lösung. Der deutsche Staatssekretär hatte zuerst kategorisch den französischen Kongo bis zum Sfangafluß gefordert. Kurz darauf berichtete die englische Presse von den unerfüllbaren deutschen Kolonialforderungen, und daraufhin kam die Drohrede Lloyd Georges. Gerade unter dem Gesichtspunkte der Schuldfrage und der Ursachen am Kriege ist es notwendig, diesen später immer wieder entstellten Zusammenhang der Dinge festzuhalten: die britische Regierung wollte keine Einigung des Deutschen Reiches und Frankreichs, die vielleicht bis zu einem gewissen Grade erzielt worden wäre, wenn die deutsche und französische Regierung allein, ungestört und unbeeinflußt ihre Verhandlungen hätten durchführen können. England bediente sich aber mit gewohnter Geschicklichkeit der chauvinistischen Strömungen in Frankreich und erreichte so einerseits den höchsten Grad der Verhetzung zwischen den beiden Völkern, ferner Zurückschraubung der deutschen Forderungen bis auf ein ungenügendes Fragment, und schließlich die Verhinderung einer deutsch-französischen Aussprache und Vereinbarung ohne Großbritannien.

Die Rolle der britischen Politik und Diplomatie war in dieser Krisis durchaus kriegerisch gestimmt. Wie kurz darauf von britischen Staatsmännern und Militärs zugegeben worden ist, war man bereit, loszuschlagen und hatte alle Vorbereitungen getroffen. Auch in Frankreich gab es Persönlichkeiten, die dafür waren, aber in der Hauptsache waren die französischen Staatsmänner und Generale der Ansicht, man müsse noch ungefähr zwei Jahre warten.

Digitized by Google

Im September 1911, also während des zweiten Teiles der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen, schrieb der Londoner Gesandte Serbiens, Herr Gruitsch, — der Bericht ist während des Krieges in deutsche Hand gelangt — auf Äußerungen des französischen Botschafters in London, Paul Cambon, eines der bedeutendsten Diplomaten und eines Mannes von größtem Einflusse: „Frankreich ist sich bewußt, daß ihm in jedem Falle der Krieg aufgezwungen wird. Aber Frankreich sowohl wie seine Verbündeten sind der Ansicht, das selbst um den Preis größerer Opfer der Krieg auf einen entfernteren Zeitpunkt verschoben werden müsse, d. h. auf 1914—1915. Die Notwendigkeit dieses Aufschubs diktiert nicht so sehr die materiell-militärische Vorbereitung Frankreichs, die vorzüglich ist, als die Reorganisation des Oberkommandos, welche noch nicht durchgeführt ist. Diese Frist ist auch für Rußland notwendig." Nur England habe wegen des Wachsens der deutschen Flotte keinen Vorteil davon.

Die Diplomaten des Dreiverbandes in den europäischen Hauptstädten waren so kluge und klarsehende Leute, daß ihnen die eigentliche Richtung der Berliner Politik nicht verborgen geblieben sein kann. Sie wußten genau, daß in Deutschland niemand den Krieg wollte, noch vernünftigerweise wollen konnte. In der Marokkoangelegenheit von 1911 hatte die deutsche Regierung keinen Zweifel darüber gelassen, daß der Schritt von Agadir nur einer friedlichen Auseinandersetzung den Weg bahnen sollte, die Mächte des Dreiverbandes aber wollten eine Auseinandersetzung, die zu einer wirklichen Entspannung führen könnte, nicht. Ihnen war alles, was die deutschen Diplomaten taten oder ließen, nur ein Mittel, um den großen gemeinsamen Angriffskrieg gegen Deutschland möglichst umsichtig vorzubereiten und zwar so, daß das Deutsche Reich und seine Leiter als die Angreifer von vornherein erschienen, von der Welt draußen und möglichst auch von der politisch linksstehenden deutschen Bevölkerung als kriegslustig und provozierend angesehen. Dank der Ungeschicklichkeit und den Urteilsfehlern der deutschen Staatsmänner ist das dem Dreiverband von langer Hand her gelungen, nicht allein für die letzten Wochen vor dem großen Kriege.

In der Marokkosache war, wie gesagt, von Anfang an das vertragliche Recht einwandfrei auf der deutschen Seite gewesen. Seit der ersten Betonung dieses Rechtes, 1905, bis zur Krisis 1911 hat jede neue Aufwerfung der Rechtsfrage durch die deutsche Regierung zu empörtem Widerspruche und Widerstande von seiten des Dreiverbandes geführt. Jedes einzige Mal endete die Sache mit deutschem Rückzuge und jedes einzige Mal damit, daß die ganze Welt erklärte: wieder einmal habe Deutschland versucht, den Frieden Europas leichtfertig und gewalttätig zu stören. Dabei hat die deutsche Politik gerade im Gegenteil unbekümmert um Rückzug, diplomatische Niederlage, nationalen Ansehens, Einbuße und schwere politische Nachteile unbedingte Friedenspolitik getrieben. Sie ist, vom deutschen Standpunkte gesehen, ein schwerer Fehler gewesen. Man hätte entweder überhaupt den deutschen Marokkoanspruch nicht erheben oder ihn aber durchfechten sollen auch auf die Gefahr eines Krieges hin, den Deutschland damals, besonders 1905 und 1906 unter unvergleichlich günstigen Umständen hätte führen können.

Die so betätigte Friedensliebe war auch insofern sehr nachteilig, als ihre Unbedingtheit durch ihre Ungeschicklichkeit den Gegnern und der ganzen Welt offen zutage lag. Es gibt gewiß Lagen, welche eine Bluffpolitik als aussichtsvoll erscheinen lassen, ja, zu einer solchen auffordern. Um aber zu erkennen, ob eine solche Lage vorhanden ist, muß vorher eine genaue Prüfung der Gegner und ihrer gesamten Verhältnisse erfolgt sein, ebenso eine Selbstprüfung, ob man, wenn

Digitized by Google

der Bluff auf der anderen Seite mit dem gleichen Manöver erwidert werden sollte, die Nerven in sich fühlt, auch ein hohes Spiel durch den Wert des Streitgegenstandes gerechtfertigt findet, um es letzten Endes sogar auf Umwandlung des Bluffs in Ernst ankommen zu lassen. In den Marokkojahren bis 1909 hat die deutsche Politik versucht, durch Bluff etwas zu erreichen, aber niemals die Nerven gehabt, um ihn durchzuhalten, infolgedessen das Spiel verloren und sich in ernste und nachteilige Lagen hineintreiben lassen, mit denen man nicht gerechnet hatte. Einzig in der geschilderten bosnischen Krisis funktionierte das Manöver, hatte aber wieder die böse Kehrseite, daß es eine immer gefährlicher werdende Lage schuf und den feindlichen Zusammenschluß der anderen Mächte einschließlich Serbiens, Rumäniens und Italiens förderte. Das Schlimmste an Bülows damaligem Erfolge war die Illusion, die er zeitigte: es müsse immer wieder so kommen.

Wilhelm II.

Die Unruhe jener Jahre hatte ihre Ursache nicht in deutscher Kriegslust, sondern in einem Moment der Schwäche, dessen Schwerpunkt in der Persönlichkeit des Deutschen Kaisers lag. Kaiser Wilhelm II. war weder ein Staatsmann seinen Anlagen nach, noch besaß er überhaupt die Attribute des Charakters und des Intellekts, welche einem Manne notwendig sind, der praktische Politik treiben und, soweit andere das tun, sie beurteilen will. Es ist nicht möglich, in diesem Zusammenhange ein Charakterbild des unglücklichen Mannes zu entrollen. Dieses muß aber hervorgehoben werden, weil die auswärtige Politik des Deutschen Reiches, besonders während der letzten anderthalb Jahrzehnte vor dem Kriege, nicht zu verstehen ist und falsch beurteilt werden mußte.

Bei diesen Mängeln der Veranlagung besaß der Kaiser nicht die Fähigkeit, sich mit den erforderlichen, ihn selbst ergänzenden Kapazitäten zu umgeben. Starke Charaktere, nüchterne Arbeiter, überlegene Persönlichkeiten waren ihm zuwider, jedenfalls in seiner Umgebung und in enger Zusammenarbeit. Es soll nicht verkannt werden, daß nach dem Ausspruche des alten Hohenlohe es schon oft ein Verdienst gewesen ist, Schädliches verhindert zu haben, und daß auch manche, z. B. Bülow, manches getan haben, was auch positiv bewertet werden kann. Es war aber lange nicht genug, es fehlte die Kraft des Wollens und eine immer wieder zu betätigende Festigkeit des Charakters: lieber aus dem Amte zu scheiden, als etwas zu tun oder zu lassen, was nicht mit der vollen Persönlichkeit und restlosen persönlichen Überzeugung vertreten werden konnte. Daran hat es gefehlt.

Als im Jahre 1911 die Marokkofrage die Frage Krieg oder Frieden eine Zeitlang tatsächlich aufzuwerfen schien, bin ich auch schon deshalb für Erhaltung des Friedens und auch für einen mageren Vergleich gewesen, weil ich die Überzeugung gewonnen hatte, daß die persönliche Kraft des Kaisers den Anforderungen eines Krieges nicht gewachsen sein würde. Doch das beiläufig. Dieser Mangel an innerer Kraft trat aber schon bei jeder Gelegenheit in Friedenszeiten in die Erscheinung. Er bewirkte, daß der Kaiser z. B. eine konsequente Durchführung der Marokkopolitik hinderte, weil er fürchtete, es könne ein Krieg daraus kommen. So wurde der Frieden erhalten, aber auch das Unternehmen selbst mußte mit Notwendigkeit mißglücken. In der Marokkokrisis von 1911 hatte Kiderlen-Wächter seine genannte Kolonialforderung an Frankreich gestellt: den französischen Kongo bis zum Sfanga. Darauf kam die englische Kriegsdrohung in Gestalt der Rede von Lloyd George und die Folge war die Ermäßigung der Kiderlenschen Forderung bis auf einen kleinen Bruchteil. Hier lag der Angelpunkt des Verlaufs der damaligen Krisis: in dem Erfolge der

Digitized by Google

englischen Kriegsdrohung auf Herabsetzung der deutschen Kompensationsforderung. Kiderlen-Wächter wurde vom Kaiser veranlaßt, sich selbst mit seiner Äußerung an Cambon: — die ganze Forderung annehmen oder ablehnen, gehandelt wird nicht, — zu dementieren und sich und seine Politik und damit das ganze Unternehmen vor der ganzen Welt zu diskreditieren. Der Grund war das Versagen der Nerven des Kaisers und der Fehler der regierenden Persönlichkeiten, daß sie durch die Erfahrungen unbelehrt ein politisches Unternehmen in Angriff nahmen, welches mißglücken mußte. Ich habe damals den Staatssekretär von Kiderlen-Wächter vorher gefragt, ob er sicher sei, daß der Kaiser diesmal nicht wieder wie auch in früheren Fällen bei einem gewissen Punkte der Aktion zurückweichen und das Ganze damit über den Haufen werfen werde. Der Staatssekretär antwortete, er sei sicher, dieses Mal das Pferd so dicht an den Graben heranzureiten, daß es springen müsse und nicht ausbrechen könne. Er hatte sich getäuscht. Sobald der Kaiser auch nur von fern die Möglichkeit eines Krieges in Betracht zog, verließ ihn Planmäßigkeit und Festigkeit, er gab nach, unbekümmert um die Folgen.

Dabei liegt auch heute noch alle Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß die deutschen Kolonialforderungen bei ruhiger und fester Haltung hätten durchgesetzt werden können. Die damalige englische Kriegsdrohung führte sich, soweit sie ernst gemeint war, vor allem auf die Kenntnis der bekannten deutschen Charakterschwäche und den Mangel an Nervenkraft zum Ertragen einer ernsten Situation zurück.

Der Grundgedanke Kiderlen-Wächters und Bethmann Hollwegs: durch Aussprache mit Frankreich und durch Beseitigung der Reibungsfläche zu einem aufrichtig guten Verhältnis mit Frankreich zu gelangen, wurde bekanntlich auf das schwerste enttäuscht. Das Gegenteil, ungeheure Erbitterung, aufs höchste gesteigertes Selbstbewußtsein und immer stärker aufflammende Kriegslust war die Folge. Die geschickten, entschlossenen und sehr klar sehenden Staatsmänner der Entente wollten damals nur deshalb noch den Frieden, weil sie wußten, daß bei planmäßiger Fortsetzung der Rüstungen und ihrer gemeinsamen Organisation einige Jahre später die Übermacht des Dreiverbandes und seiner Trabanten über die Mittelmächte eine gewaltige und unverhältnismäßig gegenüber 1911 gesteigert sein würde.

Die Feinde und die deutsche Linke haben bis auf diese Tage die Behauptung aufgestellt, daß die deutsche Politik, insbesondere die des Kaisers, kriegslustig, zum mindesten den Frieden gefährdend gewesen sei, daß sie eine Ursache für das Zustandekommen des Weltkrieges gebildet habe. Die anderen europäischen Mächte hätten sich von langer Hand her verteidigungsweise zusammenschließen und ihre Rüstungen steigern müssen. Kriegslustig zu sein hat noch nie ein Staat oder haben ernste Politiker zugegeben. Zweifler konnten also deutsche Versicherungen aus der Zeit vor dem Kriege immerhin als nicht ernst zu nehmen abtun. Heute nach dem Kriege und in der Betrachtung einer politischen Periode, der Periode des neuen Kurses, den wir ja immer mit Sorge betrachtet haben, heute, nach dem großen Kriege und dem Zusammenbruche, stehen keine Rücksichten im Wege, nüchtern und offen zu urteilen, ob die durch Kaiser Wilhelm II. charakterisierte Zeit eine Zeit deutscher Kriegspolitik, überhaupt einer Politik gewesen ist, die auf Kosten anderer Mächte gegangen wäre und sie bedroht hätte.

Eine vorurteilslose Forschung wird zu dem Ergebnisse kommen, daß die auswärtige Politik des Deutschen Reiches alles in allem genommen an Klarheit, Festigkeit und Geschicklichkeit derjenigen des Dreiverbandes weit unterlegen war.

Digitized by Google

Man hat mit Recht von der schwierigen Lage des Deutschen Reiches in Europa gesprochen. Bismarck hat unaufhörlich darauf hingewiesen. Er hat auch zur Vorsicht gemahnt, das ist richtig, aber darüber darf nicht vergessen werden, daß er selbst eine starke Politik trieb und eben durch diese, dem Deutschen Reiche die beherrschende Stellung in Europa verschaffte, die es bei seinem Rücktritte einnahm. Schon die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages am Anfange des neuen Kurses war im Grunde ein deutscher Rückzug, die Räumung einer ungemein wichtigen und vorteilhaften Position, eine Einschränkung auf sozusagen passive Verteidigung, ein Aufgeben früherer Unabhängigkeit gegenüber Österreich-Ungarn, England und Rußland. Was dann in dem Laufe der folgenden 25 Jahre noch kam, war auch nur die Politik einer ungeschickten, schwachen und hin und her irrenden Verteidigung durchsichtig versteckt unter großen Worten. Und die „Weltpolitik"? Der verstorbene Dr. Karl Peters hat geschrieben: Deutschland habe das Wort Weltpolitik erfunden und brauche es sehr oft, aber Weltpolitik treiben, Weltpolitik verstehen, dazu sei man nicht imstande. Der Brite kenne das Wort Weltpolitik nicht, aber er treibe Weltpolitik und sei praktisch ihr Urheber. In der Tat dürfte es schwer sein, eine tätige Weltpolitik des Deutschen Reiches während der Regierung Kaiser Wilhelms II. nachzuweisen. Der angebliche Festlandpolitiker Bismarck hat eine großzügige, im rechten Augenblick energisch zugreifende Kolonialpolitik getrieben. Sein Nachfolger Caprivi verschleuderte gleich die Hälfte des afrikanischen Kolonialbesitzes. Im übrigen wurden nachher ein paar Inselgruppen erworben im friedlichen Geschäft. Der einzige wichtige Schritt war die Pachtung von Kiautschou. Dieser Schritt gefährdete niemand, denn der Punkt war nicht zu verteidigen. Seine Erwerbung bedeutete aber für Deutschland eine Erschwerung und Schwäche seiner Lage in der Welt. Die Pachtung wäre, wie vorher bemerkt, politisch nur zu rechtfertigen gewesen, wenn sie im Einverständnis mit Japan erfolgt wäre. Anstatt dessen hatte die deutsche Regierung das Einverständnis Rußlands und nachher Großbritanniens. Das erstere erhoffte daraus für sich eine Stärkung seiner Politik und Position in Ostasien, Großbritannien war mit der Anlage einer neuen Reibungsfläche zwischen Deutschland und Japan sehr zufrieden.

Ich suche vergebens nach Zeugnissen und Zeichen für eine friedensgefährdende deutsche Weltpolitik. Unsere Feinde aber benutzten das viele deutsche Reden, hauptsächlich die Aussprüche des Kaisers über Weltpolitik, für ihre Propaganda gegen Deutschland. Sie wußten genau, besser als die meisten Deutschen, daß es nur große Worte waren, hinter denen weder Taten standen noch ein fester zielklarer Wille. Wir gelangen so wieder zum Ergebnisse, daß es die Schwäche und Ungeschicklichkeit, die Unentschlossenheit und Kurzsichtigkeit war, welche die Feinde benutzten, um sie der Öffentlichkeit der Welt gegenüber im gegenteiligen Sinne auszuschlachten.

Die eigentlichen Gründe, weshalb die Feinde Deutschland und das deutsche Volk für „gefährlich" hielten, lagen auf den bereits angedeuteten Gebieten. Im beispiellosen Wachsen der deutschen Wirtschaft in der Heimat und auf dem Weltmarkte und in der Bevölkerungsvermehrung. Man war außer sich, daß die Neugründung des Deutschen Reichs sich bewährte und daß das deutsche Volk durch seine Arbeitsamkeit und seine Geschicklichkeit im friedlichen und berechtigten Wettbewerbe auf dem Markte der Welt in die vorderste Reihe eingetreten war und noch immer kräftiger und erfolgreicher in die Höhe strebte. Hier liegt die eigentliche Ursache der Weltkoalition gegen Deutschland und der Keim des Krieges.

Digitized by Google

Niemals wird das auch von einer späteren Geschichtsschreibung in Abrede gestellt werden. Die Berichte der belgischen Gesandten in den anderthalb Jahrzehnten vor dem Kriege liefern gerade hierfür ein Zeugnis, das, von jeder Seite betrachtet, als klassisch bezeichnet werden muß.

Der deutsche Flottenbau

Ist der Bau der deutschen Kriegsflotte schuld am Kriege gewesen? In Deutschland dürfte die Mehrheit der politischen Wortführer und der von ihnen inspirierten Massen diese Frage unbedenklich bejahen. Fürst Lichnowsky, der letzte deutsche Botschafter in Großbritannien, verneinte die gleiche Frage noch während des Krieges, als er seine Schrift, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war, über seine Londoner Botschafterzeit schrieb („Meine Londoner Mission 1912/14"). Er sagte darin: „Mit unserer Flotte nach den bestehenden Festlegungen hatte man sich abgefunden, sie war den Briten gewiß nicht willkommen und bildete einen der Gründe, aber nicht den einzigen und vielleicht auch nicht den wichtigsten für den Anschluß Englands an Frankreich und Rußland; aber wegen der Flotte allein hätte England ebensowenig zum Schwerte gegriffen, wie etwa wegen unseres Handels, der angeblich den Neid und schließlich den Krieg gezeitigt hatte... Aber wie gesagt, es war möglich, trotz der Flotte und auch ohne „naval holiday" zu einer Verständigung zu gelangen."

Fürst Lichnowsky stand nach seiner politischen Orientierung nach innen und nach außen dem Flottengedanken ganz fern. Er war ihm unverständlich als solcher. Fürst Lichnowsky erblickte im deutschen Flottenbau und in der durch ihn bedingten Politik einen Fehler. Wie die obigen Sätze, die, wie wiederholt sei, nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für einen ganz kleinen und vertrauten Kreis bestimmt waren, zum Ausdruck bringen, anerkannte Lichnowsky im Gegensatz zu den belgischen Gesandten und zu allen nüchternen Beurteilern der britischen Psyche und Politik den Handelsneid als Leitmotiv nicht an. Der Raum mangelt, um näher hierauf einzugehen. Ich kann nur auf die Schrift Lichnowskys im ganzen hinweisen und auf seine Tätigkeit in London. Aus beiden geht hervor, daß die Briten, ihr Reich und ihr derzeit leitender auswärtiger Minister Sir Edward Grey für ihn über aller Kritik stand; daß Lichnowsky das deutsche Ideal in einer vertrauensvollen Unterordnung Großbritannien gegenüber erblickte; daß er das Volk und diesen seinen leitenden Staatsmann überhaupt nur edelster und großer Regungen für fähig hielt, und daß ihm „Handelsneid" eine böswillige und niedrige Verkleinerung des britischen Charakters bedeutete. Er war in den Jahren seiner Botschafterzeit von den Engländern behandelt worden ungefähr wie ein indischer Maharadscha. Großbritannien versteht sich aus jahrhundertelanger Erfahrung und aus angeborener Menschenkenntnis und Instinkt in musterhafter, man könnte sagen, genialer Weise auf die Behandlung von hochgestellten Persönlichkeiten, welche erklärte oder latente Vasallen sind, sei es politisch oder wirtschaftlich oder dem Geiste nach. Die Briten hatten Lichnowsky sehr schnell erkannt und das Auswärtige Amt, Sir E. Grey, seine klugen Gehilfen Nicolson und Tyrrel machten mit ihm, was sie wollten. Für seine Folgsamkeit und Bewunderung erhielt er aber auch das gleiche wie die indischen Maharadschas, wie folgsame Khedives und Sultans, man gab ihm alle äußeren Ehren und Auszeichnungen, die berechnet waren, auf seine Psyche einzuwirken. Überall im vereinigten Königreiche wurde er gefeiert. Er durfte Reden halten, man hielt solche auf ihn und seine Tätigkeit, und den Gipfel seines Ruhmes und seiner eigenen Genugtuung bildete seine Ernennung und die Verleihung des Doktorhutes von Oxford. Als Lichnowsky in jener Zeit seines Glanzes in Berlin war, sagte ihm, wie mir ein Augen- und Ohrenzeuge erzählt hat, Kaiser Wilhelm II.: er sei stolz

Digitized by Google

und froh, wie er, Lichnowsky, in so kurzer Zeit verstanden habe, das deutsch-englische Verhältnis so entscheidend zu verändern. Sir Edward Grey war für Lichnowsky der Inbegriff eines großen Staatsmannes, eines edlen Menschen — welch letzteres ich keineswegs in Abrede stellen will — und der Führer einer Nation, die zum Vormunde der Deutschen bestimmt sei. Lichnowsky gab in allen Fragen den Briten recht, den Deutschen unrecht, — und doch, und obgleich er den Handelsneid der Briten verneinte, erklärte er, eine Verständigung trotz des bestehenden Kriegsflottenbauprogrammes für möglich. Das ist außerordentlich bezeichnend, besonders, weil ja Lichnowsky nicht in den Anfängen des deutschen Flottenbaues in London war, sondern gerade in der Zeit, als die Ergebnisse der deutschen Flottenbautätigkeit begannen, sich auf der See und in der Welt geltend zu machen. Das ist eine Tatsache, welche für die Beurteilung der Ursachen des Krieges von erheblichem Wert ist, besonders für die damaligen und späteren Gegner der deutschen Flottenbaupolitik. Wenn ein Mann wie Lichnowsky mit allem seinem Unverständnis für den deutschen Seegedanken, mit seiner Schwärmerei für alles Britische und mit seinem Unverständnisse für den national-deutschen Gedanken, mit seinem erfahrungsmäßigen Verständnisse schließlich für die Erschwerung der auswärtigen Politik Deutschlands durch den Flottenbau, in einer wohlüberlegten, zur Rechtfertigung seiner Botschafterpolitik bestimmten, während des Krieges verfaßten Schrift ausdrücklich erklärt: die deutsche Kriegsflotte sei kein Hindernis für die Verständigung gewesen, so wird sich am allerwenigsten von den politischen Freunden Lichnowskys dagegen etwas Stichhaltiges sagen lassen.

Stellen wir aber, abgesehen davon, die Frage noch einmal: ist der deutsche Flottenbau eine Ursache des Krieges gewesen? Man müßte diese Frage bejahen, wenn Großbritannien z. B. um das Jahr 1906 der Drohung verschiedener britischer Zeitungen und des Zivillords der Admiralität Arthur Lee Folge gegeben hätte: die deutsche Flotte zu vernichten, als sie sich noch in den Anfängen befand. Damals ist dieser Gedanke in Großbritannien offen ventiliert worden. Das Programm des Ausbaues der deutschen Flotte ist mit einer beispiellosen Offenheit auf beinahe zwei Jahrzehnte vor aller Welt festgelegt und verwirklicht worden. Ergänzungen in den Jahren 1906, 1908 und 1912 hat man mit der gleichen Offenheit behandelt. Anderseits konnte schon nach den allerersten Jahren Großbritannien nicht im Zweifel darüber sein, daß das Bauprogramm methodisch und pünktlich durchgeführt werden würde. Man konnte sich in London 1906 genau ausrechnen, wie die deutsche Flotte im Jahre 1910 aussehen würde und 1908, wie sie im Jahre 1914 und 1912, wie sie 1920 beschaffen sein würde. Das ist ein Punkt, den man vor dem Krieg wohl bisweilen hervorgehoben hat, aber während des Krieges und nachher vergessen zu haben scheint. Im Auslande und bedauerlicherweise auch in Deutschland ist es Mode geworden, so zu tun, als ob die Leiter des britischen Reiches von einem gewissen Zeitpunkte an plötzlich gesehen hätten, die deutsche Flotte würde zu stark werden, entweder müßte ihr Bau eingestellt werden oder Großbritannien sich trotz seiner exemplarischen Friedensliebe zum Kriege entschließen; sogar die Sendung Lord Haldanes zu Anfang des Jahres 1912 wird in diesem Sinne geschichtsfälschend ausgedeutet. Dabei unterschlägt man wohlweislich die Tatsache, daß diese sogenannte Sendung auf deutsche Initiative erfolgt ist, nicht aber von englischer Seite, weil der Ausbau der deutschen Kriegsflotte bedrohlich geworden wäre. Als jene deutsche Anregung gekommen war, beutete Haldane die günstige Gelegenheit selbstverständlich aus und barbierte die deutsche Regierung trotz Tirpitz über den Löffel.

Digitized by Google

Man hat gesagt, die deutsche Kriegsflotte sei den Briten eine ärgerliche Erscheinung und Entwicklung gewesen. Das kann nicht bezweifelt werden. Kein nichtbritisches Kriegsschiff, das von einer unabhängigen Nation und von nichtbritischen Werften für sie erbaut worden ist, hat dem auserwählten Inselvolke jemals etwas anderes als Ärger, Entrüstung und „Besorgnis" verursacht; aber, um Krieg wegen des Baues der deutschen Flotte zu führen, schätzte man in Großbritannien doch die europäischen und Weltfaktoren anders ein, zu abweichend von der Propagandameinung der deutschen Wiedehöpfe.

Gerade um das Jahr 1914 hat es hinsichtlich Deutschlands in Großbritannien eine so zuversichtliche Stimmung gegeben wie seit langem nicht. Die hochgradige, musterhafte militärische Bereitschaft und Stärke in Frankreich, der dort in geschickter und konsequenter Arbeit entflammte „neue Geist", die enge organisierte Verbindung militärischer und maritimer Natur zwischen Großbritannien und Belgien und Frankreich und Rußland, die riesigen Heeresverstärkungen Rußlands, die unaufhaltsame Degenerierung Österreich-Ungarns und der Türkei, die vorher skizzierte innere und äußere Kraftzunahme Serbiens, die im Deutschen Reiche wachsende sozialdemokratische Bewegung, — das alles ließ in Großbritannien die immer sicherer werdende Überzeugung aufkommen, daß die Lage des Deutschen Reiches von Jahr zu Jahr schwächer und deshalb schwieriger werden würde. Britische Zeitschriften und Tagesblätter führten damals aus, das Deutsche Reich werde in der Folge alle seine Finanzkraft auf seine Festlandrüstungen verwenden müssen, aber doch nicht dem riesigen Wachsen der russischen Militär- und Volkskraft eine annähernde Kraftzunahme entgegensetzen können. Man glaubte sich dem alten britischen Festlandideal von Jahr zu Jahr näher: die deutschen Heere durch den Zweibund und Belgien und die Balkanmächte erdrücken zu können. Das war die allgemeine Ansicht auch der militärischen und staatsmännischen Autoritäten des Dreiverbandes. Die Berichte des serbischen Gesandten in London, Gruitsch, über Äußerungen Poincarés, Paul Cambons, Benckendorffs, Sasonows, das Buch des früheren serbischen Geschäftsträgers in Berlin, Boghitschewitsch, über Äußerungen von Jules Cambon, schließlich die Aussagen in dem Prozeß des russischen Kriegsministers und Generalstabschefs lassen nicht entfernt einen Zweifel an der Zuversicht des Dreiverbandes, — schon 1914 — man werde bereits in wenigen Monaten den deutschen Wolf zu Tode gehetzt haben. Erinnern wir schließlich an die Bemerkung Sir Edward Greys, als Lichnowsky sich von ihm verabschiedete: England werde jederzeit bereit sein, den Frieden zu vermitteln. Bethmann Hollweg hat im Anschluß hieran richtig gesagt, Grey habe damals die Gefahr eines gegen Deutschland siegreichen Rußlands sich schon riesengroß aufrichten sehen, und deshalb eine zu starke Schwächung Deutschlands als Gefahr für England empfunden. Mit dieser Auffassung stimmt auch der Ausspruch Greys während der letzten Julitage 1914 an Lichnowsky überein, durch einen Festlandkrieg werde die europäische Industrie und der Handel für Jahre empfindlich geschädigt werden. Eben dahin gehört auch die berühmte Greysche Redewendung: wenn Großbritannien an dem Kriege teilnähme, so würde es nur wenig mehr leiden, als wenn es neutral bliebe ...

Grey wollte damit, es war am 3. August, nicht sagen, Großbritannien wolle nicht seinerseits auch am Kriege teilnehmen, im Gegenteil bezweckte gerade jene Rede, um dem Parlamente und der britischen Öffentlichkeit zu beweisen, daß die britische Teilnahme am Kriege eine Notwendigkeit sei. Seine Begründung dafür war einmal der angebliche deutsche Angriff auf Frankreich, dann die angebliche deutsche Verletzung der belgischen Neutralität. Daß die britische Politik

Digitized by Google

selbst sich in sorgfältiger Organisation diese beiden Gründe und Anlässe gemacht hatte, sagte er natürlich nicht. Uns kommt es in dem vorliegenden Zusammenhange darauf an, daß die deutsche Kriegsflotte weder direkt noch indirekt Grund oder Anlaß für Großbritannien gebildet hat, um am Kriege teilzunehmen.

Man nehme an, Deutschland habe über die damals vorhandene Flotte nicht verfügt, — würde dann Großbritannien keinen Anlaß gehabt haben, in den Krieg einzugreifen? Die Frage wird nicht bejaht werden können, schon nicht nach den eigenen Worten Greys, denn, wie er ausführte, mußte man den Festlandmächten Belgien und Frankreich zu Hilfe kommen, um zum mindesten die deutschen Armeen im Vormarsch so lange aufzuhalten, bis die russische Macht sich genügend in ihrem Aufmarsche entwickelt haben würde. Mithin handelte es sich für die englische Politik und für ihre militärischen Mittel um ein kontinentales Problem.

Anderseits wird gefragt werden können, ob denn Großbritannien sich während des ersten Jahrzehntes des neuen Jahrhunderts mit Frankreich und Rußland und in weiterer Folge mit Belgien verbunden haben würde, wenn Deutschland eine Kriegsflotte nicht gehabt hätte. Nehmen wir den Fall an und zugleich die Behauptung der damaligen deutschen Anglophilen: Großbritannien hätte die Ausbreitung des deutschen Seehandels in freudiger Teilnahme gewähren lassen. In diesem Falle wäre die deutsche Bevölkerung im gleichen Maße gewachsen, wie es tatsächlich geschehen ist. Auch der deutsche Festlandhandel würde mit der gleichen Intensität und Extensität auf dem festländischen Europa, in Skandinavien und Rußland, auf dem Balkan und dem Orient, in Belgien, Frankreich und Spanien sich zur Geltung gebracht haben. Die orientalischen Probleme, die wir vorher gestreift haben, würden nicht minder stark als europäische Streitfragen sich bemerkbar gemacht haben. Der deutsche Wettbewerb auf der See und über der See Großbritannien gegenüber aber wäre ebenso stark gewesen, und sicherlich nicht minder bitter im englischen Volk empfunden worden. Dieses hätte sich — nach den Erfahrungen von 1896 und 1906 zu schließen, vielmehr gesagt, daß es britische Pflicht sei, einen solchen Wettbewerber, mit welchen Mitteln auch immer, zu unterdrücken, um so mehr, als er ja zur See wehrlos sei. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der deutsche Risikogedanke zur See an und für sich auch heute noch als richtig beurteilt werden muß. Das Unglück ist gewesen, daß die größere Hälfte des deutschen Volkes ihn nicht begriffen hat, und daß die Diplomaten ihn nicht begreifen wollten, weil die Periode bis zu seiner Verwirklichung viele diplomatische Schwierigkeiten und Mühen, auch Risiken anderer Art, mit sich brachte und mit sich bringen mußte. Bülow hat diesen Punkt in seinem erwähnten Buche treffend charakterisiert und, ebenso wie übrigens in seiner Praxis gezeigt, daß er den Risikogedanken verstanden hatte und verstehen wollte. Unrichtig ist es dagegen gewesen, wenn er sagt, um das Jahr 1908/09 sei die Entwicklung der deutschen Kriegsflotte schon so weit gewesen, daß sie stark genug war, um Großbritannien zur Erhaltung des Friedens zu bewegen. Wie geschildert worden ist, lagen die Gründe zur Erhaltung des Friedens damals auf dem Festlande, in der Unbereitschaft Rußlands und Frankreichs. 1914, wo diese beiden Mächte bereit waren, wenn auch Rußland durch den in Angriff genommenen Ausbau seines polnischen Eisenbahnnetzes in den beiden folgenden Jahren noch stärker geworden wäre, hielt auch die deutsche Kriegsflotte, die damals viel stärker als 1908 war, Großbritannien nicht ab, in den Krieg einzutreten. Die Bedeutung des Festlandproblems und die britische Erkenntnis der seltenen Ungunst der seestrategischen Lage Deutschlands ließen in London alle Bedenken zurücktreten.

Digitized by Google

Es ist zur hergebrachten Fabel in Deutschland geworden, übrigens auch Graf Czernin macht sich die Auffassung zu eigen in seinen Memoiren, ebenso Geheimrat Hammann, daß die „Verständigung" mit Großbritannien nur vereitelt worden sei durch das deutsche Flottenprogramm, insbesondere den Bau großer Schiffe, daß das Festhalten an diesem Programm die eigentliche tiefere Ursache der englischen Feindschaft und damit des Weltkrieges bedeutet habe. Man kann daraufhin nur versuchen, sich jenes Programm fortzudenken. In den letzten zweihundertfünfzig Jahren haben die britischen Vernichtungskriege dem Seehandel und einer dem britischen Dafürhalten zu großen Macht auf dem Festlande gegolten, niemals einer Seemacht um ihrer Seemacht willen. So war es auch hinsichtlich Deutschlands. Deutschland ohne Flottenmacht, aber sonst ebenso blühend, reich werdend, zum Range der ersten Welthandelsmacht aufstrebend, auf dem Festlande eine immer gewaltiger anwachsende Macht, — würde Großbritannien mit viel mehr entschlußbereiter Entschiedenheit als vernichtenswert angesehen haben als im Besitze einer starken Flotte.

Die deutsche Kriegsflotte ist also kein Kriegsgrund gewesen. Das ändert aber daran nichts, daß die britischen Bemühungen darauf ausgingen, die Entwicklung einer starken deutschen Seemacht zu verhindern, um in einem früher oder später gegen Deutschland zu führenden europäischen Kriege leichteres Spiel zu haben, und um die eigenen Ausgaben für die Kriegsflotte niedriger halten zu können. Ich denke hier auch an die meist mißverstandene Mission Lord Haldanes, und vorher anderer Versuche, die von London aus gemacht worden sind. Das Endziel Haldanes und seiner Auftraggeber war, das deutsche Groß-Schiff-Bautempo auf ein Schiff im Jahre herunterzubringen. Dann würde Großbritannien mit zwei Schiffen jährlich das doppelte gebaut haben, und die deutsche Seemacht wäre nach verhältnismäßig kurzer Zeit eine nicht ernst zu nehmende Größe geworden, der Risikogedanke gescheitert, der britische Steuerzahler erleichtert und seine Erleichterung vertraglich gesichert, dabei die Überlegenheit der britischen Flotte enorm. Tirpitz' Ziel war ein jährliches Bautempo von drei deutschen Schiffen. Hätte man in England demgegenüber sechs Schiffe im Jahr auf Stapel legen wollen, so würde der britische Steuerzahler nicht damit einverstanden gewesen sein, auch der Regierung würden derartige Ausgaben nach den damals geltenden Grundsätzen als mit einer erträglichen Finanzwirtschaft unvereinbar erschienen sein. Dazu hatte Tirpitz sich mit dem Churchillschen Vorschlage eines Stärkeverhältnisses an Schlachtschiffen von 10 zu 16 einverstanden erklärt, die Loyalität und Offenheit war durchaus auf der deutschen Seite, und niemand in der Welt hätte begriffen, weswegen Großbritannien doppelt so viele Schiffe hätte auf Stapel legen müssen. Umgekehrt würden bei Durchführung eines ununterbrochenenen und unentwegten Dreiertempos im Jahre, vom Jahre 1920 an, die deutsche Flotte tatsächlich ein Faktor von unbedingt friedenerhaltender Wirkung zur See geworden sein. In seinem Buche schätzt Tirpitz die friedenerhaltende Wirkung der Flotte in ihrer Stärke von 1909—1914 höher ein, als sie gewesen ist. Wenn Großbritannien 1914 den Krieg nicht von Anfang der Krisis an mit zielbewußtem Willen vielleicht inszeniert hat, so hat der Grund in der erwähnten Tatsache bestanden, daß nach der ziemlich allgemeinen Ansicht im Dreiverbande, seine Überlegenheit den Mittelmächten gegenüber nach ein bis zwei Jahren noch größer sein würde.

Im Sommer 1914, vor der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers, schrieb der damalige deutsche Marineattaché in Tokio, er war nicht lange vorher auf seinem Posten angelangt: er habe im Verkehr mit den diplomatischen

Digitized by Google

Vertretern des Dreiverbandes dort sich des wachsenden Gefühls nicht erwehren können, daß der Krieg gegen Deutschland als abgemachte Tatsache gelte, daß man Deutschland gewissermaßen zum Tode verurteilt habe. Bei den Vertretern einiger Mächte fühle er durch diese Gewißheit hindurch eine Art Bedauern. Auch anderwärts haben deutsche Vertreter eine solche diplomatische und politische Atmosphäre wahrgenommen. Die Frage erhebt sich: wie ist, wie war Derartiges möglich, wo die ganze Welt immer von der Erhaltung des Friedens sprach und besonders während der letzten Jahre, in einer Periode, als deutsche Staatssekretäre und Kanzler in wachsender Befriedigung dem Reichstage erzählten, wie vertrauensvoll gerade Deutschland und England miteinander arbeiteten und der Welt den Frieden erhielten. Vielleicht genügt zur Erklärung schon der skizzenhaft vorstehend geschilderte Gang der Ereignisse seit dem Jahre 1903. Eine so gewaltige und so zielbewußt geleitete Koalition wie der Dreiverband mit seinen Vasallen und Freunden konnte nur für den Krieg oder für kampflose Unterwerfung Deutschlands und dann folgenden Vernichtungskrieg dienen. Immer häufiger folgten die europäischen Krisen einander und beleuchteten, wie ein Blitz in der Nacht, die Lage und zeigten jedesmal, daß der Abstand vom Ausbruche des Krieges von Krisis zu Krisis geringer geworden war.

Die Freimaurer.

Es ist aber auch noch ein anderes Moment vorhanden gewesen, und es waren noch andere Kräfte tätig, welche nicht in einer Untersuchung der Schuldfrage fehlen dürfen, wie summarisch diese auch sein muß. Wir haben vorher die Macht und den riesigen Apparat der anti-deutschen britischen Propaganda erwähnt. Diese Propaganda war schließlich auch nur eine Erscheinungsform und ein Mittel, ebenso wie der Apparat der Diplomatie, wie das Heer und wie die Flotte. Hinter allem arbeitete meist geräuschlos, beinahe immer unsichtbar, auch eine Kraft, deren Bedeutung besonders bei uns im wesentlichen unbekannt ist und nicht geglaubt wird: die Freimaurerei, insbesondere die angelsächsische und die Großoriente der lateinischen Nationen. Ohne auf dieses übrigens in den „Süddeutschen Monatsheften" wiederholt behandelte Kapitel näher eingehen zu können, sollen nur einige Hauptgesichtspunkte und äußere Anhaltspunkte hier angegeben werden.

Was will diese Weltfreimaurerei, in deren unsichtbaren Hochgradlogen Weltpolitik gemacht und Weltkriege vorbereitet werden? Diejenigen ihrer Ziele, auf die es hier ankommt, sind Vernichtung der autoritativen Kirche und einer autoritativen Monarchie, Herstellung der Weltrepublik, die ihrerseits in ihren einzelnen Teilen und Gliedern dann durch den Weltkapitalismus einheitlich geleitet wird. Hinter dem Abstraktum „Weltkapitalismus" aber stehen Persönlichkeiten, welche in ihrer die Welt umspannenden Organisierung die Spitzen jeder geheimen Hochgradfreimaurerei nicht allein darstellen, sondern sind.

Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, außerdem Rußland waren vor dem Kriege die einzigen Mächte in Europa, die noch wirkliche Monarchien besaßen, wo der Monarch, nicht das Parlament, herrschte, wo die Macht, die Militärmacht, mit dem monarchischen Gedanken und dem jeweiligen Monarchen eins war und deren Spitze und Achse er war. Dadurch, und anderseits durch den monarchischen Charakter des gesamten Beamtenheeres und — um nur von Deutschland zu reden — aller staatlichen und Reichseinrichtungen besaß das Deutsche Reich eine Festigkeit und Stetigkeit seiner Grundlagen und seines Baugerippes, welche der unablässig nagenden Flut des Weltkapitalismus unbesiegbaren Widerstand entgegensetzte. Gewiß hatte man auch damals vor dem

Digitized by Google

Kriege schon Anlaß, mit Besorgnis festzustellen, daß die Gefahr wuchs, aber, solange die Monarchie fest stand und, was freilich leider nicht der Fall war, fest und gesund vertreten wurde, Abwehr und Rettung immer möglich blieb. Die Monarchie in Deutschland mit allem, was sie einschloß und bedeutete, war der Fels des national-deutschen Gedankens in jeder seiner Erscheinungs- und Verwirklichungsformen, auch der wirtschaftlichen, — in den Fluten des Weltkapitalismus, der zugleich den für die Deutschen so lockenden Internationalismus darstellte.

Das beispiellose Gedeihen des Deutschen Reiches und Volkes in den Jahrzehnten nach seiner Gründung, besonders, nachdem der Schutz der nationalen Produktion in Gestalt von Zöllen usw. — wenn schon nicht lückenlos, wie sich zum ungeheuren Schaden (Futtermittelzölle) im Kriege gezeigt hat — sich geltend gemacht hatte, beruhte recht eigentlich auf diesem monarchischen Zustande. Die durch Geographie, Überlieferung und Haß von allen Seiten gefährdete Lage des deutschen Volkes in der Mitte Europas gestatteten nach dem traditionellen Urteil der sogenannten zivilisierten Welt das friedliche Gedeihen eines geeinten deutschen Volkes in Gestalt eines Deutschen Reiches nicht. Dieses Gedeihen, so friedlich es war und so legitim, bildete für alle ein Ärgernis, hauptsächlich, weil es im Deutschtum selbst und in seiner Erscheinungsform, dem Deutschen Reiche, beruhte. Das war ein Faktor, der jenen weltinternationalistischen Tendenzen des Freimaurertums nicht allein zuwiderlief, sondern ein Todfeind war. Man muß immer, um Weltvorgänge zu verstehen, auf einfache Dinge zurückgehen. Woher kam es, daß im siebziger Kriege die europäische Freimaurerei Kaiser Wilhelm zum Tode verurteilte und der wütende Feind des monarchischen Deutschen Reiches war? Wir können nicht in religiöse und rassische Fragen hier hineinsteigen. Es muß aber festgestellt werden, daß von der europäischen Freimaurerei, von den gutgläubigen deutschen öffentlichen Logen sei natürlich abgesehen, in diesem monarchisch tief fundierten Körper ohne weiteres ein Todfeind erblickt wurde. In den späteren Jahrzehnten ist dieses Gefühl immer stärker geworden. Das monarchische Deutsche Reich und Volk hatte, abgesehen von dem Gesagten, Einrichtungen und Werte, die nicht verkäuflich, die nicht sozusagen diskontierbar waren, es hatte vieles, was durch das internationale Kapital und seine politischen wie wirtschaftlichen Exponenten und Kulissen nicht angreifbar war. Eben daher aber kam jenes beispiellose Gedeihen in Deutschland; wie gesagt, ein Felsen im Meere. Ihm gegenüber stand der angelsächsisch firmierte Kapitalismus der Welt mit seinen ungeheuren Kräften. Seine bewegenden Faktoren, seine Richtung und sein Wesen mußten: grundsätzlich die Freimaurerei — praktisch Finanz und Wirtschaft, — dieses monarchische Gebilde, welches noch dazu die Unverschämtheit hatte, mit urwüchsiger Kraft zu gedeihen, als ein hassenswertes Hindernis auf dem Wege ihrer Entwicklung ansehen und behandeln. Dazu muß man die angedeuteten grundsätzlichen Motive internationalistischer Natur und kapitalistischer Natur rechnen.

Die lateinischen Großoriente und die angelsächsische Hochgradfreimaurerei hat im großen Stil von langer Hand her in Europa gearbeitet. Im Orient, auf der Balkanhalbinsel wurden Zweiglogen gegründet, in Rußland begann mit der englisch-russischen Verständigung eine freimaurerische Invasion und Propaganda von größter Intensität. In den Jahren 1911 und 1912 haben mir Russen der sogenannten äußersten Rechten und Freunde einer deutsch-russischen Annäherung mit größter Besorgnis von jener Invasion erzählt. Sie haben recht behalten, denn die wachsende Strömung im russischen Reiche, welche

Digitized by Google

Deutschland als den Todfeind ansah, den Anschluß an die freimaurerischen Mächte England, Frankreich und Italien für unbedingt erstrebenswert hielt und Serbien in diesen Ring eingliederte, stand im Zeichen der angelsächsischen freimaurerischen Propaganda und hatte das höchste Interesse, Deutschland und Rußland auseinanderzuhalten.

Es ist besonders in der deutschen Presse zu einem kaum angefochtenen Brauch gekommen, derartige Kennzeichnungen der internationalen Freimaurerei als Märchen oder phantastische Erzählungen hinzustellen. In den romanischen Ländern, auf der Balkanhalbinsel und in der Türkei, in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten tut man das nicht. Überall dort tritt diese ungeheure Macht über die Geister und Gemüter anerkannt und unbestritten hervor. Wir Deutsche aber scheinen einen Musterschutz in der Vogel-Strauß-Politik nach dieser Richtung zu erblicken.

Nur einige Stichproben: der ententefreundliche schwedische Minister des Auswärtigen, Herr Wallenberg, und sein so einflußreicher Bruder waren Freimaurer, Venizelos, Paschitsch, Bratianu, Costinescu waren Freimaurer, dazu, um noch einige im Westen zu nennen, König Albert von Belgien, Poincaré, Clemenceau, Pichon, Cambon usw. Dazu kamen so gut wie alle angelsächsischen Staatsmänner, an der Spitze, bildlich und tatsächlich, der verstorbene König Eduard von England.

Die Weltrepublik, eine organisierte Schar von Republiken in der Welt war ihr Ziel und bleibt es, die Vernichtung jeder anderen tatsächlichen Autorität, außer derjenigen des internationalen Kapitals und seiner Träger, die ihrerseits einen festgeschlossenen Organismus bilden und ein Weltprinzip darstellen, und es auch wollen. Diesem Willen gegenüber hat eine bodenständige wurzelfeste Monarchie ebensowenig Berechtigung, wie eine wurzelfeste Kirche, wie die katholische, obgleich auch diese eine internationale ist und repräsentiert. Mit der protestantischen Kirche haben die leitenden Gewalten der Freimaurerei nie gerechnet, ja sie haben sie bisweilen taktisch begünstigt, weil sie sah, daß von ihr keine Gefahr drohte, sondern vielleicht unwollend ihre Geschäfte besorgen würde.

Die Macht der Freimaurerei in den romanischen und den angelsächsischen Ländern in weiterer Folge auch auf der Balkanhalbinsel war vor dem Kriege eine ungeheure. Sie bestand zum großen Teile in der Geheimheit ihres Arbeitens. Nur von Zeit zu Zeit, ich spreche immer nur im Sinne der deutschen Arglosigkeit, um nicht zu sagen Indolenz, zeigten Schlaglichter einen Teil der Wirklichkeit und, wie man hier sagen muß, der Machtlage. Sie ist immer auch dadurch verschleiert worden, daß die deutsche Freimaurerei von diesen politischen internationalen Zusammenhängen einerseits nichts gewußt oder nicht an sie geglaubt hat, anderseits sich durch kosmopolitische und allgemein menschliche Prinzipphrasen hat entwickeln und blenden lassen.

Das Deutsche Reich war das Hindernis und ein Stein des Anstoßes für die internationale, nach Geist und Gemüt materialistisch gerichtete Weltrepubliken-Organisation. Der Zarismus mußte erst fallen, hauptsächlich und vorher ein tödlicher Gegensatz zwischen Zarismus und deutschem Kaisertum künstlich konstruiert werden. Das ist, wie wir vor dem Kriege und bis zur russischen Revolution gesehen haben, in genialer Weise inszeniert worden.

Diese Freimaurerei ist eine Weltbewegung und eine Organisation von Vollendung. Es steckt ein Wille und eine einheitliche Leitung dieses Willens in ihr, die vereint mit großer gesammelter Intelligenz und mit unerschöpflichen Mitteln bewußt auf das Ziel hinarbeiten, und zwar mit allen Mitteln, die nur zweckmäßig

Digitized by Google

erscheinen mögen. In Deutschland ist es gebräuchlich, solche Behauptungen als übertrieben oder phantastisch hinzustellen und die Bestrebungen der Freimaurerei als tatsächlich unpolitisch und human. Der nur etwas ernsthaft eindringende Beobachter wird zugeben müssen, daß die gewaltige Macht der Freimaurerei sich bei Ausbruch und während des Verlaufes des Krieges selbst für profane Augen deutlich genug gezeigt hat, um über ihre Macht und den Umfang ihrer Vorbereitungsarbeiten vor dem Kriege keinen Zweifel zu lassen. Dem Einwand: es handle sich doch nur um ganz allgemeine, eigentlich utopische Ziele, sei nur die Frage entgegengehalten, ob nicht die Beseitigung der wahrhaften Monarchien und der katholischen Kirche ein Ziel ist, wie es größer und zugleich realer nicht gesteckt und gedacht werden kann. Wir Deutschen sind an eine praktische Politik mit weiten Strecken, wie der Engländer sagt „in the long run" nicht gewöhnt, wir kennen seit dreißig Jahren so etwas nicht, und als es da war, haben wir es nicht begriffen. Darum aber handelt es sich in der Freimaurerei, und sie hat vor allem auch das, was dem Deutschen leider Gottes unannehmbar zu sein scheint: unbedingte, auch zeitlich unbegrenzte Verschwiegenheit.

Die deutsche Monarchie und ihre von der übrigen Welt unabhängig gedeihende Schöpfung, das Deutsche Reich, mußte verschwinden, als solches vernichtet werden, die Sozialdemokratie sollte als Zersetzungs- und Schmelzmittel dienen und die nationale deutsche Unfähigkeit zu tunlichster Herabsetzung des Schmelzpunktes. Um Mittel, Methoden und Agitationsphrasen war man nicht verlegen. Jene besprochene Northcliffsche Weltpropaganda war und ist freimaurerisch.

Die bekannten deutschen Mindereigenschaften und damit auch die deutsche Psychologie waren der ganzen Welt bekannter als uns selbst. In diesem Sinne hat man viele Jahre lang gearbeitet. Liegt hier auch eine Schuld am Kriege? Die Frage ist zu bejahen, denn der Wille, das unabhängige, monarchische Deutsche Reich zu beseitigen, bei gleichzeitiger Erkenntnis seiner Kraft, seiner Grundlagen und seiner Aussichten bedingte eo ipso das Streben nach einem Kriege und einer Weltkoalition, die ihn vernichtend gegen das Deutsche Reich führen konnte.

Die Freimaurerei hat aber auch, wie in den Jahren vor dem Kriege offenkundig war, in jeder erdenklichen Weise gegen dasselbe gehetzt und den Krieg vorbereitet. Das Weltgerede von der deutschen Rückständigkeit stammte eben von der Freimaurerei und verfolgte den taktischen Zweck, die deutschen Zustände, vor allem den Deutschen odios zu machen. Man kannte die deutsche Psyche und nutzte diese Kenntnis politisch, wirtschaftlich, sozial und auf jedem Gebiete des deutschen Geisteslebens geschickt aus.

Tripolis, Balkankriege.

Unmittelbar im Anschlusse an die Marokkokrisis von 1911 führte Italien einen Angriffskrieg gegen die Türkei ohne irgendeinen zu rechtfertigenden Grund. Man wollte das langbegehrte Tripolis haben. Italien hatte in geheimen Abkommen die Zustimmung Frankreichs, Englands und zuletzt Rußlands dafür bekommen und sich um diesen Preis schon im voraus dem Dreiverbande verkauft. Im Herbst 1911 glaubte man in Rom die günstige Stunde gekommen, brach unter nichtigem Anlasse den Streit mit der Pforte vom Zaun und landete in Tripolis. In weiterer Folge besetzten italienische Truppen zwölf türkische Inseln im Ägäischen Meer. Ein italienischer Versuch, den Krieg auch auf das Festland, insbesondere auf die Balkanhalbinsel zu tragen, scheiterte an dem von Deutschland unterstützten österreich-ungarischen Einspruche, denn man fürchtete in Wien und in Berlin mit Recht, daß in diesem Falle die Balkanmächte sich Italien anschließen, Rußland die Frage der Meerengen aufrollen und so ein europäischer Krieg entbrennen könne, auf alle Fälle das Ende der Türkei da

Digitized by Google

wäre. Deutschland befand sich in einer sehr schwierigen Lage und die Berliner Regierung erkannte gut genug das Ziel dieser italienischen, vom Dreiverbande begünstigten Aktion: Die Türkei sollte lange geschwächt, die Balkanmächte gegen die Türkei ermutigt und Italien sollte vom Dreibunde weiter abgesprengt werden, die Türkei sollte vergebens um Hilfe nach Berlin aussehen. Das Deutsche Reich stand zwischen dem Bundesgenossen und dem Freunde, die einander bekämpften, es konnte dem einen nicht helfen ohne den andern unfreundlich zu behandeln und in der Folge vielleicht ihn zu verlieren. Die deutsche Diplomatie hat sich damals mit Geschicklichkeit auf diesem schmalen Wege bewegt und verstanden, die Beziehungen zu keiner der beiden Mächte schlechter werden zu lassen. Der Krieg zog sich hin und inzwischen gelang es Rußland mit britischer Hilfe die Balkanmächte Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland zu einem Bunde, dem Balkanbunde zusammenzuschließen. Im Herbst des Jahres 1912 schlugen die Balkanmächte, freilich früher als man in Petersburg gewollt hatte, gegen die Türkei los. Die deutsche Regierung wurde überrascht, während die Regierungen des Dreiverbandes und Italiens im Bilde waren, abgesehen von dem zu frühen Zeitpunkte, das Ziel des Balkankrieges: die Zertrümmerung der europäischen Türkei, durchaus billigten.

In Berlin uud in Wien hatte man, wie es sich bald zeigte, das Kräfteverhältnis ganz unrichtig eingeschätzt und geglaubt, der Krieg werde unentschieden auslaufen und der Gebietsstand auf der Balkanhalbinsel der gleiche bleiben. Das Gegenteil trat ein. Der türkische Widerstand erwies sich dem Ansturm der Balkanmächte bei weitem nicht gewachsen. Beinahe der ganze europäische Besitzstand des türkischen Reiches geriet in die Hände der Balkanmächte. Bulgarisch-serbische Truppen gelangten bis vor die Tschataldscha-Stellung, das Glacis von Konstantinopel. In London rechnete man bereits mit der Einnahme Konstantinopels durch die Bulgaren und mit einer Internationalisierung der Meerengen. Die russische Regierung blickte mit Sorge und Mißfallen auf Bulgarien, dessen Erfolge die in Petersburg gedachten Grenzen weit überschritten. Die Lage blieb aber an jenem Punkte stehen. Im bulgarischen Heere griffen Seuchen um sich, zwischen Bulgarien und Serbien und Griechenland brachen Zwistigkeiten aus, denn inzwischen war auf Österreich-Ungarns Verlangen von den Großmächten beschlossen worden, ein selbständiges Albanien zu bilden. Das albanische Gebiet aber sollte nach den Abmachungen der Balkanmächte unter sich an Serbien und an Griechenland fallen. Nun sahen sich diese beiden Mächte durch den Beschluß der Großmächte um einen großen Teil ihres Siegespreises betrogen und sie verlangten von Bulgarien eine neue Regelung der Gebietsbeute. Bulgarien weigerte sich und lehnte auch ab, diese Frage unter das Petersburger Schiedsgericht zu stellen. So brach der sogenannte zweite Balkankrieg zwischen Bulgarien und seinen Bundesgenossen aus. Rußland zog seine Hand von dem bisherigen Schützling ab. Rumänien griff ein, um den Bulgaren die Dobrudscha zu nehmen und sich selbst als bisher am Kriege unbeteiligte, und vollkommen frische Macht zur Herrin der Lage zu machen. Damit war Bulgarien erledigt. es mußte sich zum Frieden von Bukarest im Sommer 1913 bequemen. Dieser Frieden nahm ihm Gebiet, während er Serbiens Gebiet beinahe um das Doppelte vergrößerte und ebenso Griechenland einen gewaltigen Zuwachs gab. Die Türkei aber hatte beinahe ihr ganzes europäisches Gebiet verloren.

Während der Balkankriege hatten die serbischen Ansprüche auf Albanien, insbesondere auch eine Verbindung mit dem Adriatischen Meere und auf einen

Digitized by Google

Hafen ebendort zweimal an den Rand eines europäischen Krieges geführt. Unter veränderten Umständen handelte es sich um die gleiche Frage wie bei der bosnischen Krisis: Das Streben Serbiens nach Expansion, den Widerstand Österreich-Ungarns hiergegen unter dem Gesichtspunkte der Lebensfrage der Doppelmonarchie. Beide Male stellte sich das Deutsche Reich wieder hinter den österreichischen Bundesgenossen, und Vertreter der deutschen Regierung erklärten im Reichstage: Balkanfragen ständen für das Deutsche Reich in zweiter Linie, wenn aber diese Fragen Lebensfragen für den Bundesgenossen einschlössen, so würde das Deutsche Reich unter Umständen auch fechten. Die Mächte des Dreiverbandes hielten 1912 und 1913 den Augenblick für den Weltkrieg noch nicht für gekommen. Sie beruhigten die serbischen Diplomaten, welche, wie das ganze serbische Volk, außer sich waren und sagten ihnen, Serbien möge nur noch etwas warten, dann würde es viel Land bekommen und das Ziel seiner Wünsche erreichen, es solle jetzt nur alle Kräfte auf die Stärkung seiner Heeresmacht verwenden. Rußland, welches alles für Serbien zu tun bereit sei, arbeite gleichfalls mit allen Kräften an der Vermehrung seiner Heeresmacht.

Die Zurückhaltung der Mächte des Dreiverbandes war politisch sehr klug. Die deutsche Regierung glaubte nunmehr fest an die Aufrichtigkeit der britischen Friedensliebe und des britischen Wunsches, in ein vertrauensvolles Verhältnis zum Deutschen Reiche zu gelangen. Verhandlungen Deutschlands mit England über afrikanische Kolonialfragen und kleinasiatische Eisenbahnfragen bestärkten den deutschen Reichskanzler und seine Leute in diesem Glauben, sie ließen sie die Weigerung Englands (Sendung des Lord Haldane 1912) vergessen, irgend eine Verpflichtung zu britischer Neutralität selbst für den Fall anzunehmen, daß dem Deutschen Reiche ein Festlandkrieg aufgezwungen würde. Daß Rußland und Frankreich Frieden gehalten hatten, erweckte in Berlin den Eindruck, daß diese beiden Länder im Inneren wie nach außen nicht bereit seien, einen großen Krieg zu führen, und daß besonders Rußland wohl bluffe, aber vor dem Ernst eines Krieges zurückschrecke.

An die Stelle der europäischen Türkei waren die Balkanmächte getreten, Serbien und Rumänien waren die Vormächte. Der russischen und französischen Diplomatie war es gelungen, Rumänien dem mitteleuropäischen Zweibunde zu entfremden, dem es gleichwohl seit Jahrzehnten durch ein Bündnisabkommen angeschlossen war. Rumänische Staatsmänner und der alte König Carol haben schon früher auf die Gefahr hingewiesen, daß dieses Bündnis auf der Voraussetzung beruhe, daß das Deutsche Reich im Zweibunde führe, nicht Österreich-Ungarn. Österreich-Ungarn war den Rumänen bitter verhaßt als Nachbarmacht, welche Millionen rumänischer Volksgenossen als ungarische Staatsbürger in sich schloß. Bereits im Jahre 1913 war es klarblickenden Persönlichkeiten in Berlin nicht mehr zweifelhaft, daß für den Fall eines großen Krieges auf Rumänien als Bundesgenosse nicht gerechnet werden könne, vielmehr denkbar sei, daß es sich auf die Seite Rußlands und Frankreichs schlagen werde. Nach dem Ausgange des zweiten Balkankrieges zeigte sich, daß die Balkanpolitik Österreich-Ungarns sich von derjenigen des Deutschen Reiches trennte. Das letztere trat in den Bukarester Verhandlungen auf das wärmste für Rumäniens Politik und für die Wünsche Griechenlands, — die auf Bulgariens Kosten gingen — ein. Österreich-Ungarn stellte sich auf Bulgariens Seite, gegen die Forderungen Rumäniens und Griechenlands. Die deutsche Auffassung siegte ob, aber das änderte nichts daran, daß Rumänien sein Interesse und seine Stellung im Lager des Dreiverbandes nahm, welche eine ungeheure, wie immer

Digitized by Google

geschickte Propaganda in dem kleinen Lande betrieben hatte. Von Griechenland versprach man sich deutscherseits infolge der freundschaftlichen Gesinnung des Königs mit seiner deutschen Gemahlin besonders viel und dachte wohl auch an Dankbarkeit der Nation für die großen Errungenschaften, die sie am Meere durch das deutsche Eintreten erhalten hatte. Man vergaß, daß Griechenland vom Dreiverbande abhängig war, schon hinsichtlich seiner Ernährungsmöglichkeit. Die deutsche Regierung begünstigte, wenn schon mit einigem Mißtrauen, die Annäherung Bulgariens an die Mittelmächte, welche ihrerseits die Vorstufe zum späteren Kriegsbündnis bildete.

Die Serben und die Tschechen.

Die Lage Österreich-Ungarns war durch die Balkankriege im ganzen sehr ungünstig geworden. Einmal fehlte das frühere türkische Gegengewicht gegen die Balkanmächte jetzt vollkommen in Europa. Dann war Serbien, wie gesagt, um das Doppelte vergrößert und stand da auf der Balkanhalbinsel als entschlossener und angriffslustiger Vorposten Rußlands gegen Österreich-Ungarn. Das sogenannte unabhängige Albanien war lebensunfähig, und ein Vorgehen Österreich-Ungarns dort mußte unmittelbar Italien in Südalbanien auf den Plan rufen, den Dreibund sprengen und den Weltkrieg entzünden. Die Hauptgefahr aber war Serbien. Sein Selbstgefühl hatte seit 1908 gewaltige Fortschritte gemacht, und nicht ohne Grund. Man kann auch heute der Geschlossenheit und dem nationalen Schwunge des Serbenvolkes die Anerkennung nicht versagen. Es ließ sich durch keinen Mißerfolg niederdrücken, ebensowenig durch die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse, es glaubte an seine Zukunft, und dieser Glaube war die Quelle seiner Kraft. Der serbische Erfolg im Balkankriege war ein gewaltiger, die Serben hatten sich militärisch bewährt wie nie zuvor, und die österreichisch-ungarischen Spöttereien ad absurdum geführt. Man war sich nun seiner Kraft bewußt geworden und nahm mit einer gewissen Berechtigung für einen Beweis der Schwäche, daß Österreich-Ungarn nicht während der Balkankriege mit den Waffen eingegriffen hatte, sondern nur teilweise mobil machte und sich nachher wieder beruhigte. Der großserbische Gedanke erhielt durch den gewaltigen Erfolg des Balkankrieges neuen Antrieb und wachsende, von Grimm und Erbitterung getragene Hoffnungsfreude. Die Befreiung der serbischen Volksgenossen innerhalb der Grenzen Österreich-Ungarns rückte als Ziel immer näher. Darin war sich die ganze serbische Nation einig, diesem Zwecke diente letzten Endes allein die Politik der serbischen Regierung und ebenso die Tätigkeit des serbischen Vereinswesens, welches das ganze Land mit einem engmaschigen Netze überdeckte. Dieses Netz reichte, wenn auch unsichtbar, auch über die von Serben bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns hinüber. Hauptsächlich bekannt ist die Narodna Odbrana. Sie begnügte sich nicht mit nationaler Propaganda, sondern bereitete Bombenattentate vor und ließ sie ausführen, sie machte auch ausgiebige Vorbereitungen für den Kriegsfall, für Zerstörungen von Eisenbahnen, Telegraphenleitungen usw. auf serbischem Gebiete. Das kann nur angedeutet werden, beleuchtet aber die Verhältnisse vor dem großen Kriege auf der Balkanhalbinsel. Andere Vereine, wie die Sokol-Vereine, waren in Serbien, in Rußland, in der tschechischen Bevölkerung Österreich-Ungarns vorhanden und bildeten ein slawisches Ganze, eine Volksverbindung des serbischen Volkes mit dem des großen russischen Bundesgenossen und zugleich der dem österreichisch-ungarischen Staatengebilde angehörigen, aber diesem selbst feindlichen Völker.

Die Tschechen, unter Führung sehr befähigter, energischer Führer wie Kramarsch, Masarykh und anderer, blickten vor dem großen Kriege schon auf eine lange, unterwühlende Tätigkeit zurück. Ihr Ziel war nicht allein die Spren-

Digitized by Google

gung des Dreibundes, sondern die Auflösung Österreich-Ungarns in selbständige und unabhängige Staaten. Die genannten tschechischen Führer standen in engster Fühlung mit Petersburg, London und Paris, mit Iswolski und Sasonow, mit Grey und seinen Leuten, mit Poincaré und allen jenen Staatsmännern und Diplomaten des Dreiverbandes, die haßerfüllt und zielbewußt den Vernichtungskrieg gegen die Mittelmächte politisch und militärisch organisierten und vorbereiteten, und ganz besondere Sorge darauf verwandten, sich einen rechten Augenblick zu schaffen, um den Krieg so zu beginnen, daß die Schuld an seinem Beginn auf die Mittelmächte fiele. So hatte Österreich-Ungarn seinen allergefährlichsten Feind mitten in seinem Inneren. Je stärker er wurde, je enger seine Beziehungen mit dem Auslande sich gestalteten, desto schwächer mußte Körper und Seele der Doppelmonarchie werden und wurden es. Diese Tatsache erhöhte von Jahr zu Jahr die serbische Zuversicht und Angriffslust, und dazu kam naturgemäß das begründete Vertrauen, daß die Mächte des Dreiverbandes, wenn der richtige Augenblick da wäre, fest hinter Serbien stehen und ihm zu seinem großnationalen Ziele helfen würden.

Die deutsche Wehrvorlage 1913.

Als die deutsche Regierung die große deutsche Wehrvorlage von 1913 einbrachte, begründete der Reichskanzler sie mit der veränderten Lage auf der Balkanhalbinsel. Dort sei eine neue Front gegen den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen entstanden. Er sprach auch von der Möglichkeit eines kommenden Kampfes zwischen Germanentum und Slawentum; ein unglücklich gewählter Ausdruck, der die Lage nur ganz einseitig erfaßte. Schwere Sorge aber sprach aus den Ausführungen des Kanzlers, und die war berechtigt.

In Wirklichkeit lagen sonst die Dinge anders: jene Heeresvorlage hätte schon längst eingebracht werden müssen, und zwar mit voller Verwirklichung des ihr zugrunde gelegten Gedankens: jeden wehrfähigen Mann zum Militärdienste heranzuziehen. Wäre selbst jene neue Bedrohung an der Balkanfront nicht eingetreten, so hätten die ungeheuren militärischen Fortschritte Rußlands und Frankreichs die deutsche Vorlage zu einer Notwendigkeit machen müssen. Dazu kam der Hinblick auf die militärische Schwäche Österreich-Ungarns, auf das Abschwenken Rumäniens, auf die Unzuverlässigkeit Italiens. In englischen Zeitschriften jener letzten Jahre ist wiederholt mit Befriedigung dargelegt worden, daß die Festlandübermacht Rußlands und Frankreichs und ihrer Freunde in einem Kriege gegen Deutschland und Österreich erdrückend sein werde. Gegen das Anwachsen dieser Zahlen gäbe es kein Mittel, Deutschland müsse sich in Zukunft bescheiden und daran gewöhnen, nicht mehr die erste Rolle auf dem europäischen Festlande spielen zu können. Durch die wachsenden Ausgaben seiner Landrüstungen werde Deutschland, so rechnete man in London, auch bald gezwungen werden, die Seerüstungen einzuschränken. Das ist überhaupt ein für die Beurteilung der Vorkriegslage sehr wichtiges Moment: daß die Mächte des Dreiverbandes und ihre Vasallen ihres Sieges über Deutschland in einem zukünftigen Kriege durchaus sicher waren, nicht allein bei Ausbruch, sondern schon Jahre vorher. Das beweisen nicht allein Äußerungen von Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch solche von verantwortlichen Staatsmännern und von genau unterrichteten Diplomaten. Das beweisen auch die authentischen Dokumente im Deutschen Weißbuche über die Schuld am Kriege. In der deutschen Wilhelmstraße aber erklärte man jedem, der es hören wollte, die anderen hätten eine gewaltige Angst vor dem Deutschen Reiche und wären heilsfroh, wenn man sie nur in Frieden ließe. Das große europäische Komplott, seinen festen inneren und äußeren Zusammenhang, seine zielbewußt auf Deutschlands

Digitized by Google

Vereinsamung gerichtete Politik sah man nicht und nahm die englischen Versöhnungstöne für ernst, arbeitete in der auswärtigen Politik im übrigen mit alten Schablonen und gab sich einem phrasenhaften internationalistischen Optimismus hin.

Die diplomatische Vertretung des Weltkrieges.

Als der damalige französische Ministerpräsident Poincaré 1912 den bulgarisch-serbischen Geheimvertrag, das Kernstück des Balkanbundes, zur Kenntnis nahm, sagte er sofort: „Das ist ein Werkzeug des Krieges." Er meinte damit, des Weltkrieges, den er anstrebte, und setzte dieses im Herbste des gleichen Jahres dem russischen Botschafter in Paris, Iswolsky, auseinander: Die französische Regierung sei sich klar darüber, daß Balkanereignisse Rußland zwingen könnten, zu militärischen Maßnahmen gegen Österreich-Ungarn oder die Türkei zu greifen. Dann sei dem russischen Reiche alle diplomatische Unterstützung Frankreichs sicher, militärische Unterstützung sei jedoch nicht zu erwarten. „Sollte jedoch der Zusammenstoß mit Österreich ein bewaffnetes Eingreifen Deutschlands nach sich ziehen, so anerkennt Frankreich dies von vornherein als Bündnisfall und wird auch nicht eine Minute zögern, seine Verpflichtungen gegenüber Rußland zu erfüllen." Poincaré setzte dem Botschafter dann auseinander, wie günstig die militärische Lage für einen europäischen Krieg in kurzem sein werde.

Der französische Ministerpräsident hatte damit den Inszenierungsplan für den gewünschten europäischen Krieg gegen Deutschland genau gezeichnet: Konflikt Rußlands auf der Balkanhalbinsel, Eingreifen Österreich-Ungarns, Hineinziehung Deutschlands durch dessen Bundespflicht, Eingreifen Frankreichs für Rußland, und, folgerichtig, Eingreifen Englands für Frankreich.

Im September 1912, eben vor dem ersten Balkankriege, war der russische Minister des Auswärtigen in England und hatte mit Grey eine Unterhaltung, von der er u. a. folgendes berichtet: er habe Grey über Englands Verhalten im Falle eines russischen Konfliktes mit Deutschlands gefragt, ihn auf das russisch-französische Marineabkommen hingewiesen und die darin vorgesehene Entlastung Rußlands durch die französische Flotte im Mittelmeer. Wolle England nicht dem russischen Reiche den gleichen Dienst im Norden leisten durch Ablenkung der deutschen Flotte von den russischen Küsten? „Grey erklärte, ohne zu schwanken, daß, wenn die in Frage stehenden Umstände eingetreten sein würden, England alles daransetzen würde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zuzufügen. In den zuständigen Ressorts wurde die Frage der Kriegsoperationen in der Ostsee bereits besprochen, es stellte sich aber dabei heraus, daß die englische Flotte, der es allerdings nicht schwer sein würde, in die Ostsee zu gelangen, dort einer bedeutenden Gefahr ausgesetzt sein würde, da sie wie in einer Mausefalle eingeschlossen werden könnte, weil Deutschland die Möglichkeit hat, die Hand auf Dänemark zu legen und den Ausgang durch den Belt zu sperren. England würde sich wahrscheinlich auf Operationen in der Nordsee beschränken müssen.

Aus diesem Anlaß bestätigte mir Grey aus eigenem Antriebe das, was ich bereits von Poincaré wußte, und zwar: das Vorhandensein eines Abkommens zwischen Frankreich und Großbritannien, nach dem England im Falle eines Krieges mit Deutschland sich verpflichtete, Frankreich nicht nur zur See, sondern auch auf dem Kontinent, durch Landung von Truppen, zu Hilfe zu kommen.

Der König, der in einer der Unterredungen mit mir dieselbe Frage berührte, sprach sich noch viel entschiedener als sein Minister aus. Mit sichtlicher Erregung erwähnte Seine Majestät das Streben Deutschlands nach Gleichstellung mit Großbritannien in bezug auf die Seestreitkräfte und rief aus, daß im Falle

Digitized by Google

eines Zusammenstoßes dies verhängnisvolle Folgen nicht nur für die deutsche Flotte, sondern auch für den deutschen Handel haben müsse, denn die Engländer würden jedes deutsche Schiff, das ihnen in die Hände kommt, in den Grund bohren. (We shall sink every single german merchant ship we shall get hold of.)

Die letzteren Worte spiegeln augenscheinlich nicht nur persönliche Gefühle seiner Majestät wieder, sondern auch die in England herrschende Stimmung in bezug auf Deutschland."

Diese Sätze bedürfen keiner Erklärung.

Ende Februar 1914 fand ein Ministerrat in Petersburg statt, in welchem die Art erwogen wurde, wie man sich der türkischen Meerengen militärisch bemächtigen könne. Dieser Fall werde möglicherweise schon bald eintreten. Das Protokoll dieses Ministerrates ist ebenfalls in dem Deutschen Weißbuche veröffentlicht, ebenso wie eine authentische Aufzeichnung vom April 1914: der Zar habe auch über die Möglichkeit der Erneuerung von Feindseligkeiten zwischen der Türkei und Griechenland gesprochen. Die türkische Regierung werde dann die Meerengen schließen, und demgegenüber würde Rußland nicht gleichgültig bleiben. „Um die Meerengen von neuem zu öffnen", sagte der Zar, „werde ich Gewalt anwenden."

Man muß alle diese Äußerungen, Schritte und Maßnahmen im Zusammenhang miteinander beurteilen, nämlich daß die Regierungen des Dreiverbandes sich untereinander einig waren erstens, daß man nunmehr bald den Vernichtungskrieg gegen die Mittelmächte unter günstigen Umständen führen könne und wolle; zweitens: daß man, um nicht als Angreifer zu erscheinen, den europäischen Zusammenstoß durch einen Balkankonflikt einleiten wolle; drittens: daß Rußland die Meerengenfrage zum Ausgangspunkte nähme.

Die militärische Vorbereitung des Weltkrieges.

Im gleichen Frühjahr 1914 redete der russische Kriegsminister in einem Blatte, das als sein Organ bekannt war, eine drohende Sprache Deutschland gegenüber. Rußland sei zum Kriege bereit, Frankreich müsse es auch sein. Frankreich wird dann aufgefordert, sich ebenfalls bereit zu machen und die neu eingeführte dreijährige Dienstzeit beizubehalten. Rußland sei bereit, die Zeit der Drohungen sei vorbei, Rußland fürchte keine fremden Drohungen mehr. Bisher hätte der russische militärische Operationsplan defensiven Charakter gehabt: heute wisse man, daß die russische Armee im Gegenteil eine aktive Rolle spielen werde. Das war keine Redensart. Während des Krieges erbeutete Aktenstücke haben die Tatsache ergeben, daß, sobald die russische Heeresstärke es gestattete, der frühere defensive Operationsplan durch einen offensiven ersetzt worden war. In diesem wurde auch der sehr bedeutungsvolle Grundsatz aufgestellt: Ein Krieg mit Österreich-Ungarn bedeute ohne weiteres auch den Krieg gegen Deutschland und zwar auch durch die Offensive. Bei der restlos intimen Verbindung Rußlands mit Frankreich und England und dieser beiden Mächte untereinander ist es unzweifelhaft, daß die beiden Regierungen der Westmächte nicht allein um die neuen russischen Pläne und Rüstungen wußten, sondern daß die letzteren einen Teil des Gesamtplanes des Dreiverbandes bildeten.

Im Rahmen aller dieser Verhältnisse mußte das in der deutschen Öffentlichkeit bisher kaum beachtete Ereignis gewürdigt werden, welches von höchster Bedeutung ist: Der Beginn der „Kriegsvorbereitungsperiode" für das gesamte russische Heer im April 1914. Auch das ist durch Aktenfunde einwandfrei festgestellt worden. Diese Kriegsvorbereitungsperiode bezweckte ganz kurz zusammengefaßt, die sonstige Langsamkeit einer russischen Mobilmachung, welche durch

Digitized by Google

die ungeheuren Räume des Zarenreiches, durch schlechte Bahnverbindungen und was man sonst unter „russischen Zuständen“ begriff, bedingt wurde, auszugleichen dadurch, daß man Monate vor dem Beginne eines gewollten Krieges heimlich den Hauptteil der Mobilmachung vorwegnahm, also eine große Menge umfangreicher Vorbereitungen, die andere Mächte erst in der Mobilmachung ausführten, mitten im Frieden in Angriff nahm. Derartiges war nur in einem so autokratisch regierten und so riesigen Lande möglich. Nirgendwo anders hätten sich solche Dinge geheimhalten lassen. In Rußland damals war aber das Geheimnis so gut gewahrt worden, daß selbst der deutsche Militärattaché nichts davon erfahren oder auch nur vermutet hat.

Dabei war seit Jahren sogar der Öffentlichkeit bekannt, welch ungeheure Anstrengungen Rußland und Frankreich zu Lande und England zur See machten, und wie ihre Rüstungen von Jahr zu Jahr unverhüllter und drohender sich gegen Deutschland richteten. Man betonte das auch demonstrativ. Einen französischen General, der eine kriegerische Rede gehalten hatte und versetzt wurde, umarmte der französische Ministerpräsident Clémenceau und sagte, er hätte nur ausgesprochen, was jeder gute Franzose denke. Bei den französischen Herbstmanövern des Jahres 1912 weilte der Großfürst Nikolai Nikolaijewitsch mit seiner Gemahlin bei der Manöverleitung. In der Nähe der Grenze machte die Großfürstin sehnsüchtige Gesten nach Elsaß-Lothringen hinüber in Gegenwart einer großen Anzahl von Generalen, ein Akt, den man in Deutschland als theatralisch belachte, meist ohne ihn als das, was er war, nämlich als höchst bedeutsames politisches Schlaglicht zu würdigen. Dann reiste eine französische Kommission mit dem späteren Oberbefehlshaber, General Joffre, an der Spitze nach Rußland, um den Stand der Bereitschaft des russischen Heeres und die Vorbereitungen des russischen Generalstabes zu prüfen. In der französischen Presse wurden die Russen beständig darauf aufmerksam gemacht, daß Frankreich ihnen zwar gerne weitere Darlehen gewähre, aber nur unter der Bedingung, daß Rußland das Geld auch in erster Linie anwende, um militärisch als Bundesgenosse für Frankreich auf der Höhe zu stehen. Die französische Presse pflegte da sehr deutlich zu werden und bei der letzten Anleihe vor dem Krieg hat Frankreich sich besonders ausbedungen, daß das strategische Eisenbahnnetz in Polen schleunigst ausgestaltet würde. Es sollte und konnte nur russischem Angriff gegen Deutschland dienen, wie ja auch der erwähnte neue russische Mobilmachungsplan den Angriff gegen Deutschland vorsah; die russische Regierung ihrerseits verlangte, wie wir sahen, die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich und ihre Beibehaltung. Frankreich seinerseits forderte von Großbritannien, daß die britische Kriegsflotte auf einer überwältigenden Stärke gehalten werde, damit sie die französischen Küsten schützen, die europäischen Gewässer beherrschen und die Überführung der britischen Expeditionsarmee auf französischen und belgischen Boden garantieren könne. Rußland verlangte von Großbritannien, wie der Bericht Sasonows zeigte, britische Hilfe direkt und indirekt für die Ostsee. So hing alles wechselseitig und untereinander zusammen und die Bande wurden immer enger.

Im Herbst des Jahres 1912, als der Balkanbund geschlossen war und als der Deutsche Reichstag, Reichskanzler und Staatssekretäre wiederholt ihrer Freude über die guten Beziehungen und das wachsende Vertrauen zwischen der deutschen und der britischen Regierung Ausdruck gaben, wechselten Sir E. Grey und der französische Botschafter in London, Cambon, Briefe miteinander, welche die Verpflichtung Englands bedeuteten, in einem beliebig durch Vorwand bestimmbaren Augenblicke mit den Festlandmächten gegen Deutschland loszuschlagen. Vor-

Digitized by Google

sichtig gefaßt waren die Briefe, aber für jeden halbwegs urteilsfähigen Politiker in jeder Hinsicht klar. Die deutsche Regierung erhielt Kenntnis von diesem Briefwechsel, und zwar dem Wortlaute nach, im folgenden Jahre. Sie hat aber anscheinend nicht die Kraft gefunden, die politischen Konsequenzen daraus abzuleiten und auch hierin Grey verkannt.

Während der Balkankriege führte Rußland den bisher unbekannten Begriff der Kontroll- und Probemobilmachung ein. Man verfügte die Mobilmachung von beliebigen militärischen Verbänden und erklärte auf Befragen, das sei zur Probe oder Kontrolle, politische Gründe oder Absichten seien dabei nicht vorhanden. Wie man später erst festgestellt hat, wurden diese Kontroll- und Probemobilmachungen nachher nicht wieder, jedenfalls nicht ganz auf den Friedensstand zurückgeführt. Auch auf dieses Mittel, den riesigen und schwerfälligen russischen Militärapparat schon Jahre vorher unauffällig in Bewegung zu setzen, muß besonders hingewiesen werden.

Dazu kam mit dem Frühjahr 1914 der Beginn der „Kriegsvorbereitungsperiode" Nach dem Gesagten ist ohne weiteres zu ermessen, daß dieser Schritt den Entschluß Rußlands und des Dreiverbandes bedeutete, unter allen Umständen in verhältnismäßiger Kürze den europäischen Krieg in die Wege zu leiten, wie die russischen Dokumente andeuten auf Grund eines auf der Balkanhalbinsel hergestellten Anlasses. Wahrscheinlich war hierfür der Herbst des Jahres 1914 in Aussicht genommen worden, möglicherweise ein noch etwas späterer Termin. Das russische Eisenbahnnetz in Polen freilich war noch nicht fertig und vielleicht hätte man deshalb in London den Krieg gerne noch um ein bis zwei Jahre verschoben, aber, wie gesagt, ist eine einwandfreie Feststellung nicht möglich über die Absichten. Man muß die Tatsachen sprechen lassen und diese reden, wie wir sahen, laut genug. Als letzte vor dem Krieg trat zu diesen Tatsachen noch die der Verhandlungen über eine englisch-russische Flottenvereinbarung hinzu, ungefähr auf der Grundlage, wie Sasonow sie in seinem Berichte von 1912 andeutet: England sollte Rußland im Angriffskriege gegen Deutschland entlasten und unterstützen, letzteres besonders für eine russische Landung an der Küste von Pommern.

Im Frühsommer 1914 war der König von England zum Besuche in Paris und mit ihm Sir E. Grey. Dort wurde zwischen letzterem, der französischen Regierung und dem russischen Botschafter der Entschluß gefaßt, jene Marinevereinbarung sofort einzuleiten, auch sonst scheinen die Beziehungen zwischen den drei Mächten noch enger und intimer gestaltet worden zu sein, als sie es schon waren. Man war sich bewußt, daß die Stunde nahte und nur noch wenige Vorbereitungen vorher zu treffen waren. In Deutschland wiegte man sich gerade während jenes Frühsommers in heiterer Sicherheit und war stolz auf die Versammlung von Königen und Fürsten, die zur Hochzeit der Tochter des Deutschen Kaisers nach Berlin gekommen waren. Mit noch größerem Gepränge als gewöhnlich begannen gegen Ende Juli die Feste der Kieler Woche, zu deren Ehren auch ein englisches Panzergeschwader erschienen war. Die wachsende Freundschaft zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche bildete das Tagesgespräch und die warnenden Stimmen, daß die großbritannische Freundlichkeit lediglich den Zweck habe, die Deutschen zum Einstellen ihrer Flottenentwicklung zu veranlassen, verhallten ungehört und wurden als Hetzereien abgetan.

Der Mord in Sarajewo.

In diesen Zustand Europas: Auf der einen Seite angespannte Stille, militärische, politische und diplomatische Angriffsvorbereitung, auf der anderen selbstzufriedene Vertrauensseligkeit, fiel wie eine Bombe am 28. Juni die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Erzherzog-Thronfolgers Franz

Digitized by Google

Ferdinand, gelegentlich einer Besichtigungsreise in Bosnien und des Aufenthaltes in der bosnischen Hauptstadt Sarajewo.

Er war vorher gewarnt worden und in den vorhergehenden Jahren ist von freimaurerischer Seite verschiedentlich gesagt worden, der Erzherzog werde an den Stufen des Thrones sterben. Die Mörder, bosnische Serben, haben nachher in dem Prozesse angegeben, sie hätten den Mord begangen, weil Franz Ferdinand eine Gefahr für Serbien gewesen sei und für den serbischen Gedanken, sie gaben außerdem zu, Freimaurer zu sein. Wenige Jahre vorher war in Serbien eine Loge der lateinischen Hochgradfreimaurerei gegründet worden. Der Thronfolger galt in Serbien als gefährlicher Feind und für die Freimaurerei als besonders hassenswert, weil er eine der stärksten Stützen der katholischen Kirche war. Man hielt ihn außerdem auch politisch, mit Recht oder Unrecht, für einen starken Mann, und in den Kreisen der Entente sowie Italiens fürchtete man, Franz Ferdinand werde die halb verdorrte Armee der Doppelmonarchie wieder zum Leben und zum Wachsen bringen und die kleine Flotte zu einem beachtenswerten Faktor im Mittelmeer ausbauen.

Es war kein Zufall, daß nach der Ermordung gerade der Großmeister des italienischen Großorients offen erklärte, man stehe nunmehr am Vorabende eines großen europäischen Krieges. Sonst erregte die Nachricht vom Morde naturgemäß sehr großes Aufsehen. Die europäische Presse erging sich in Äußerungen des Mitgefühls und der Entrüstung und in Deutschland herrschte ziemlich allgemein die Ansicht, es handle sich um ein anarchistisches Attentat. Auch der Deutsche Kaiser hat zunächst jedenfalls unter diesem Eindrucke gestanden. In den politischen Mittelpunkten von Wien und Berlin dachte man freilich anders und war sich über die großserbische Frage nicht im unklaren. Man begriff, daß sie auf einem Höhe- und Wendepunkt angelangt sei. Vor dem Morde hatte die Wiener Regierung eine lange Auseinandersetzung nach Berlin geschickt und zwar als Schreiben des Kaisers Franz Joseph an Kaiser Wilhelm. Darin wurde erklärt und begründet, die großserbische Gefahr sei nunmehr so groß geworden, daß man mit allen Mitteln trachten müsse, Serbien auf der Balkanhalbinsel zu isolieren und zurückzudrängen. Man müsse sich mit Bulgarien, womöglich auch mit Griechenland verbinden, um damit gleichfalls Rumänien, das abtrünnig gewordene, in Schach zu halten. Nach der Ermordung ging diese Darlegung mit nur wenigen Zusätzen nach Berlin ab. Der Kaiser und der Reichskanzler erkannten im allgemeinen die Richtigkeit der Gedankengänge an, die großserbische Frage war eine Lebensfrage für Österreich-Ungarn und in Berlin erkannte man sie als solche an. Kaiser und Kanzler erklärten, es war Anfang Juli, nach Wien, sie seien überzeugt, daß auf die Mordtat hin energische Maßnahmen gegen Serbien ergriffen werden müßten. Auch heute müssen wir sagen, daß ohne solche, besonders nach den erwähnten Vorgängen seit der bosnischen Annexion, das Prestige Österreich-Ungarns einen unerträglichen Stoß hätte erleiden und das serbische Kraftgefühl gefährdete Illusionen annehmen müssen. Man gab also dem Bundesgenossen im voraus freie Hand. Der Staatssekretär von Jagow hatte allerdings, wie er schreibt, nach Wien wissen lassen, man müsse sehr rechtzeitig darüber unterrichtet werden: „Wohin die Reise gehe". Außerdem erklärte man der Wiener Regierung, sie möge möglichst schnell die von ihr beabsichtigten Schritte tun und die anderen Mächte vor vollendete Tatsachen stellen, auch damit die allgemein menschliche Entrüstung über das Verbrechen von Sarajewo nicht zuvor verraucht sei. Das war ein politisch gerechtfertigter Gesichtspunkt.

Wenige Tage darauf trat der Deutsche Kaiser wie jedes Jahr seine Reise an

Digitized by Google

die norwegischen Küsten an, begleitet und gefolgt von der gesamten deutschen Kriegsflotte. Das war kein Manöver um den Dreiverband über die kriegerischen Absichten Deutschlands zu täuschen, sondern der Kaiser war dem Kanzler und dem Auswärtigen Amte unbequem, sie fürchteten seine aktive Beteiligung und wollten nicht gestört sein. Sie hielten ihn auch während der Reise nicht auf dem Laufenden.

Es folgten nun Wochen des Wartens und allseitiger Spannung in Europa. Die serbische Regierung und Diplomatie war sich sofort nach dem Morde klar, daß Österreich-Ungarn sehr ernste Maßnahmen beabsichtige, und sie bereitete umsichtig an den diplomatischen Mittelpunkten des Dreiverbandes die Gegenaktion vor. Bosnische Serben hatten den Mord verübt, in der Untersuchung, welche in den Wochen nach dem Morde angestellt wurden, zeigte sich, daß die Mörder den serbischen Nationalvereinigungen angehörten, und daß ihnen die Waffen und Bomben durch Königlich Serbische Beamte über die Grenze übermittelt worden waren. Das war der wichtige Punkt: die Verbindung der Täter mit dem Königreich Serbien und dessen Beamtenkörper. Später ist erklärt worden seitens des Dreiverbandes: es sei keine Verbindung mit der serbischen Regierung nachgewiesen worden; das ist richtig. Es wäre auch eine unwahrscheinliche Torheit seitens der serbischen Regierung gewesen, solche Mordunternehmungen selbst zu organisieren. Solche Dinge macht man durch eine ganze Reihe von vermittelnden Organen hindurch. Für die Wiener Regierung genügte aber der Nachweis, daß der Mord vom Königreich Serbien her und unter Beihilfe serbischer Beamter und Mitglieder der Narodna Odbrana organisiert worden war. Österreich-Ungarn konnte und mußte sich daher an die serbische Regierung in der Angelegenheit halten. Zudem war man in Österreich-Ungarn seit Jahren genau über die Organisation der serbischen Vereine unterrichtet und wußte, daß ihr ungenannter Mittelpunkt in Belgrad und bei der serbischen Regierung lag. Auch ohne dieses zu wissen, wäre der Zusammenhang klar gewesen, denn die Politik der serbischen Regierung bildete ja nur einen, wenn schon unzureichenden Ausdruck des großserbischen Gedankens, der das ganze Volk erfüllte, es trieb und begeisterte. Jedes neue Attentat bedeutete für Österreich-Ungarn ein neues warnendes Schlaglicht, welches auf Belgrad und auf das Königreich Serbien fiel, nicht die lokale Äußerung aufrührerischer Unzufriedenheit bosnischer Serben, noch weniger Anzeichen einer internationalistisch gerichteten anarchistischen Mordpropaganda. Im Gegenteil, jene serbische Propaganda war eminent nationalistisch, und dieses Nationalismus bediente sich die Freimaurerei für ihr internationales Ziel der Vorbereitung einer atheistischen Weltrepublik.

In Wien wurde man sich in geheimen Ministerräten während der ersten Julihälfte darüber schlüssig: die Ermordung des Erzherzogs habe die Sache für Österreich-Ungarn so ernst und gefährlich gestaltet, daß man aufs Ganze gehen müsse. In den früheren österreichisch-serbischen Krisen habe man wohl diplomatische Erfolge errungen, aber diese hätten den Niedergang des österreichisch-ungarischen Ansehens und den Fortschritt der Zersetzung im Innern nicht aufgehalten, im Gegenteil ihn beschleunigt. Deshalb müsse man dieses Mal sich mit einem diplomatischen Erfolge nicht begnügen, sondern Serbien Bedingungen stellen, die es wahrscheinlich nicht annehmen werde, und dann mit dem Schwerte die serbische Gefahr ein für alle Male aus der Welt schaffen.

Wer sich in die Lage Österreich-Ungarns versetzt, wird eine solche Argumentation begreifen. Es handelte sich wirklich um eine Lebensfrage der Doppelmonarchie. Eine andere Frage war die Beurteilung des Schlusses vom Stand-

Digitized by Google

punkte des Deutschen Reiches und seiner Politik. Das wußte man in Wien, und wohl aus diesem Grunde hielt man es für zweckmäßig, Berlin bis zu allerletzt im Dunkeln über die Art des Schrittes in Belgrad zu lassen. Das ist geglückt. Der Deutsche Kaiser, Kanzler und Staatssekretäre haben nicht gewußt, noch vor dem Jahre 1919 nachträglich erfahren, daß Österreich-Ungarn von vornherein beschlossen hatte, durch sein Vorgehen gegen Serbien den Krieg mit diesem Lande unvermeidlich zu machen. Man wußte in Berlin dagegen bald und hatte sich vorher auch gedacht, daß die Wiener Regierung scharf vorgehen werde und sich nicht mit diplomatischem Scheinerfolge begnügen werde. Das konnte auch weder vom österreichischen noch vom deutschen Gesichtspunkte im Interesse der Sache liegen, denn, wie immer wieder gesagt werden muß; die großserbische Gefahr bildete für die dem Deutschen Reiche verbündete Doppelmonarchie eine Lebensgefahr, die von Jahr zu Jahr wuchs.

Deutschlands Verhalten.

Die Frage wie das Deutsche Reich sich zu verhalten hatte, ist von ungeheurer Bedeutung auch für die Schuldfrage. Die Gefahr der Auflösung oder zunächst auch nur der Entwertung seines Bundesgenossen konnte das Deutsche Reich nicht leicht nehmen. Man befand sich in den alten Geleisen einer Politik, die das Festhalten am Bündnisse als eine Notwendigkeit und als Pflicht der Ehre ansah. Man war anderseits auf einen Krieg keineswegs vorbereitet, nicht diplomatisch, nicht politisch, nicht wirtschaftlich, und auch nicht militärisch, denn da befand sich zu Lande und zur See alles im vollen Werden und in der Durchführung großer Programme. Eine umsichtige Politik mochte einen europäischen Krieg in absehbarer Zeit für wahrscheinlich halten und mußte es, aber sie mußte alles daran setzen, um einen solchen gerade damals zu verhindern, zu vermeiden.

Die Frage erhebt sich: Hat im Juli 1914 die deutsche Regierung einen Krieg gewollt? Das wird ihr noch heute von den Feinden vorgeworfen und unzählige Deutsche glauben es, andere hoffen es und spüren alle denkbaren Akten durch.

Nach allen bisherigen Veröffentlichungen glaube ich, Stimmung und politisches Programm in Berlin folgendermaßen zusammenfassen zu können: Österreich-Ungarn ist durch den Mord von Sarajewo in eine politische Lage gebracht, die es in seinem Lebensinteresse zu entschlossenem Handeln zwingt, es steht, wie der damalige Unterstaatssekretär Zimmermann sagte, in seiner Schicksalsstunde: Österreich-Ungarn muß erreichen, daß es die großserbische Gefahr beseitigt, wenn möglich auf friedlichem Wege, sonst durch eine kurze, kräftige, kriegerische Aktion, die nicht auf Eroberung hinausläuft; wie gesagt, aber wenn möglich auf friedlichem Wege. In Berlin hielt man in der Tat diese Möglichkeit für vorliegend. Den Beweis hierfür liefert, wie vorgreifend bemerkt sei, die Stellungnahme Kaiser Wilhelms Herrn von Bethmann Hollweg gegenüber, als er die Antwort der serbischen Regierung auf das österreichische Ultimatum gelesen hat. Der Kaiser sprach voll Freude von dem glänzenden Erfolge Österreich-Ungarns und sagte, unter solchen Umständen würde er niemals eine Mobilmachung gegen Serbien angeordnet haben.

Man rechnete aber, wie gesagt, auch mit der Möglichkeit eines österreichisch-serbischen Krieges, glaubte jedoch nicht, daß ein europäischer Krieg daraus entstehen werde. Bethmann Hollweg, Jagow und Zimmermann, Helfferich und andere haben über die Absichten der Regierung in jener Krisenzeit geschrieben, in Einzelheiten abweichend. Dazu kommt das Zeugnis von Tirpitz, welches aus einem ganz anderen Lager stammt. Die leitenden Persönlichkeiten in der Wilhelmstraße haben allem Anschein nach im Sommer 1914 mit einer Wiederholung in ähnlicher Form der bosnischen Krisis von 1909 gerechnet. Sie wurde

Digitized by Google

damals zu einem Erfolge der Mittelmächte, weil Rußland und Frankreich weit entfernt von Kriegsbereitschaft waren. Sogar eine Kriegsgefahr entstand damals nicht, weil diese beiden Mächte sich von vornherein darüber klar waren, die bosnische Frage müsse friedlich erledigt werden. 1914 fühlten die Franzosen sich vollkommen bereit und waren überzeugt, daß der Krieg gegen die Mittelmächte siegreich ausgehen werde. Man kann sagen, daß sie seit 1912 vor Kriegsluft brannten. Die russische Armee war während der letzten Jahre gewaltig gefördert worden. Das einzige, was noch fehlte, war der erwähnte Ausbau des Eisenbahnnetzes in Polen, aber man hielt in Verbindung mit der neuen Einrichtung der Kriegsvorbereitung die Überlegenheit und Bereitschaft für so gewaltig, daß, im Verein mit der sonstigen Machtlage in Europa „der deutsche Wolf in wenigen Monaten zu Tode gehetzt sein würde". Auch in England war man fertig. Die Expeditionsarmee war über die Hälfte stärker als anfangs vorgesehen, und ausgezeichnet organisiert, ebenso wie alle Vorbereitungen für ihren Transport. Die englische Flotte war doppelt so stark und mehr als die deutsche. Wie spätere Enthüllungen offenbart haben, hat England überhaupt für das Jahr 1914 den großen Krieg gegen Deutschland vorgesehen gehabt; besonders Depeschen an englische Beamte in den Kolonien sprechen dafür, Belgien hatte seine Heeresreform nahezu durchgeführt und war durch Abkommen und laufende Besprechung fest mit der Entente verbunden. Rumäniens war man sicher, Bulgarien hoffte man gewinnen zu können. Japan war für Teilnahme am Krieg Kiautschou versprochen worden.

In Deutschland war Bereitschaft für einen großen Krieg nicht vorhanden. Die Marine befand sich im vollen Ausbau und gerade die kommenden sechs Jahre sollten ihr den Zuwachs an großen Schiffen bringen, welcher die Flotte zu einer wirksamen Friedensgarantie oder zu einer Bürgschaft für erfolgreiche Kriegführung gemacht haben würde. Für die Armee befand sich die große Wehrvorlage von 1913 in den Anfängen ihrer Durchführung. Jedes Jahr hätte die Verteidigungskraft der Armee verstärkt. In Österreich-Ungarn war der Stand der Wehrkraft traurig gering und noch in höherem Maße ließ sich das von der Ordnung und von der Bereitschaft sagen. Politisch waren die Mittelmächte für den Fall eines Krieges gerade 1914 in ungünstigster Lage. Verhandlungen mit Schweden hatten zu keinem Ergebnisse geführt. Rumänien war in das feindliche Lager geglitten. Bulgarien hoffte man anzuschließen, aber es war geschwächt und hatte eben einen Krieg verloren, das gleiche galt von der Türkei. Auf Italien setzte man starke Hoffnungen, besonders weil der damalige, dann plötzlich verstorbene Chef des italienischen Generalstabes, General Pollio, in Berlin bindend versprochen hatte, im Falle eines Krieges werde Italien mit einer Armee gegen Frankreich vorgehen. Den italienischen Marineautoritäten wurden die Übungen und Manöver der deutschen Flotte vorgeführt. Noch heute ist schwer verständlich, daß man sich diesem Vertrauen zu dem italienischen Bundesgenossen hingeben konnte, der seit dem Jahre 1909 an die Feinde Deutschlands gebunden war. Ich habe in den Jahren 1912 und bis zum Kriege dauernd versucht, mich im Auswärtigen Amte gerade über Italiens Haltung zu unterrichten und habe in steigendem Grade die Auffassung gefunden, daß man für den Fall eines Weltkrieges allen Grund zu haben glaubte, Italien an unserer Seite zu finden. In Italien mögen verschiedene Strömungen hierzu geherrscht haben, aber es ist doch auffallend, daß man sich in Berlin derart täuschen konnte. Der Staatssekretär von Jagow, vorher Botschafter in Rom, legt in seinem Buche beweiskräftig dar, daß er Italien mißtraut habe. Woher kam dann das sonstige

Gerüstet?

Digitized by Google

Vertrauen und wie war es dann möglich, daß die Operationspläne des deutschen Generalstabs für die Offensive nach Frankreich sich auf die Annahme stützten, Italien werde erhebliche französische Truppen an der italienisch-französischen Grenze binden?

Vielleicht ist dieser große Rechenfehler zu erklären aus dem Kardinalfehler der Berechnungen Herrn von Bethmann Hollwegs: England werde nicht am Kriege teilnehmen.

Diplomatisch waren, wie schon aus dem Gesagten erhellt, die Mittelmächte gleichfalls keineswegs auf einen Krieg vorbereitet. Es bestanden keine klaren Abmachungen und Verhältnisse, es bestand überhaupt keine Klarheit darüber, wie sich die sogenannten neutralen Mächte und Italien im Falle dieser oder jener Krisis, die zum Kriege führen könne, verhalten würden. Die Mächte des Dreiverbandes hatten sich da ganz anders unterrichtet und Klarheit verschafft; unverständlich ist, daß in Berlin auch jegliche Klarheit über Belgien fehlte; da den politischen Leitern bekannt war, daß der deutsche Operationsplan für den Fall eines Krieges den Marsch durch Belgien vorsah, war es eine diplomatische Notwendigkeit erster Ordnung, diese so ungeheuer weittragende Notwendigkeit diplomatisch sorgfältig vorzubereiten, für alle Fälle möglichste Klarheit zu gewinnen. Das erschien um so notwendiger, als dem deutschen Generalstab die belgisch-englischen Verbindungen, jedenfalls ihrem Vorhandensein nach, klar waren. Nichts ist geschehen. Es bedeutet eine höchst beklagenswerte Tatsache, ist aber auf der anderen Seite ein schlagender Beweis, daß Deutschland einen Krieg nicht wollte und nicht daran dachte, obgleich die ganze Lage den Gedanken hätte sehr nahe legen müssen.

Wirtschaftlich war das Deutsche Reich gleichfalls nicht vorbereitet. Noch im Frühjahr 1914 haben im Gefühle der über Europa liegenden Kriegsdrohung die Vertreter der deutschen Landwirtschaft und Industrie die Regierung zu bewegen versucht, Vorräte im Lande vorbereitend aufzukaufen: Nahrungsmittel, Futtermittel, Düngmittel, Kupfer, Baumwolle und andere Rohstoffe, die man in einem Krieg nicht erhalten würde, weil sie von Übersee her eingeführt werden mußten. Der deutsche Reichskanzler hielt es nicht für nötig, und so geschah es nicht. Das ist wieder eine schwere Versäumnisschuld der deutschen Regierung, aber gleichzeitig wieder ein Beweis, daß sie an die Möglichkeit eines nahen Krieges nicht dachte, geschweige denn daran, aus eigenem Antriebe einen Krieg führen zu wollen.

Deutsche Selbsttäuschungen.

Kehren wir zur Frage vom Juli 1914 zurück. Die deutsche Regierung war überzeugt, daß wenn es zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zum Kriege kommen sollte, dann diese Kriegshandlung auf diese beiden Mächte beschränkt bleiben würde. Ein, wie es scheint, für diese Auffassung sehr maßgebender Grund war der Glaube: die Entrüstung in allen zivilisierten Staaten Europas über die serbische Tat sei eine so große, daß man eine Züchtigung Serbiens für selbstverständlich halten werde. Besonders rechnete der Deutsche Kaiser und die deutsche Regierung auch damit, daß sich eine Interessengemeinschaft der Monarchien und Monarchen in Europa zeigen werde, hauptsächlich auch auf seiten Rußlands. Das war ein Irrtum, der schon damals als unverständlich bezeichnet werden mußte. Die Tat von Sarajewo war, wie erwähnt, keine Ausgeburt des Anarchismus, sondern im Gegenteil eine solche des Nationalismus. In Wien suchte man diese Auffassungen eifrig zu stärken und ließ Kaiser Wilhelm wissen, daß man auch ihn zu ermorden sich vorbereite. Die deutschen Diplomaten versuchten an dem Mittelpunkte des Dreiverbandes eine Solidarität gegen eine von Serbien ausgehende anarchistische Gefahr zu finden und zu erwecken. Der Erfolg war selbstverständlich Null.

Digitized by Google

Die deutsche Regierung setzte während der Krisis alle ihre Bemühungen ein, um eine Lokalisierung eines eventuellen österreichisch-serbischen Konfliktes zu erreichen. Wir fragen uns heute, wie eine solche Auffassung möglich, und ob sie aufrichtig gewesen ist. Ich bin überzeugt, daß sie aufrichtig war. Sie gründete sich eben auf das Vorurteil, daß die Mächte des Dreiverbandes ebensowenig bereit zum Krieg seien wie im Jahre 1909. Beinahe alle Vertreter der damaligen Regierung haben es bestätigt. Von Rußland versprach man sich wohl etwas Gepolter und Bluffen, aber Zurückweichen und keinen Krieg. Rußland sei militärisch nicht fertig, auch fürchte man Revolution für den Kriegsfall. In Wirklichkeit war die Lage in Rußland genau umgekehrt. Einer der Gründe, welche den Zaren und die Hofpartei für den Krieg gewonnen haben, war die Furcht vor einer Revolution, für den Fall, daß man diese Gärung nicht durch einen auswärtigen Krieg zersetze. Außerdem hoffte man immer noch auf monarchische Solidarität zwischen Petersburg und Berlin.

Auch Frankreich, so war Berlin überzeugt, wünsche keinen Krieg und sei nicht für einen solchen vorbereitet. Die Wirklichkeit bewies das Gegenteil. Der Hauptpunkt der Erwägungen der deutschen Regierung aber war Großbritannien.

Man war in Berlin, wie ich schon mehrere Male erwähnte, voll Vertrauen auf die unter Herrn von Bethmann Hollweg entwickelten „Beziehungen" zu Großbritannien. Man hatte auch nach Wien sich im gleichen Sinne geäußert, im Falle festländischer Verwicklungen werde Großbritannien sich an einem Krieg nicht beteiligen. Das sei die Folge des außerordentlich gebesserten Verhältnisses. Bethmann Hollweg und seine Gehilfen haben das wirklich geglaubt. Sie waren überzeugt, daß Grey 1914 unbedingtes Interesse an der Erhaltung des Friedens zeigen und sie durchsetzen werde, selbst wenn Österreich-Ungarn mit der Waffe gegen Serbien vorgehen würde.

Ja, die Berliner Staatsmänner sind in der Unrichtigkeit ihrer Einschätzung der Lage noch viel weiter gegangen. Nicht allein glaubten sie, daß Großbritannien einem Festlandkriege ohne sich zu beteiligen zusehen werde, nein, sie hielten es auch für wahrscheinlich genug, um damit zu rechnen, daß Frankreich sich aus einem Konflikte Rußlands mit den Mittelmächten heraushalten würde. Über Rußland aber bestand die Auffassung, welche Jagow in jener Zeit dem Fürsten Lichnowski gegenüber äußerte, nur etwas Gepolter werde es wohl geben; und der damalige Unterstaatssekretär Zimmermann hat bei anderer Gelegenheit erklärt, Rußland bluffe ja gern, aber sei weniger geneigt, den Bluff in Ernst umzusetzen. Ein für diese Geschichtsperiode abschließendes und schlagendes Urteil über sich selbst und seine Mitarbeiter hat Herr von Bethmann Hollweg im ersten Bande seines Buches verewigt. Er sagt in der Besprechung seiner Politik in jener Lage: „Eines muß ich allerdings einräumen. Daß selbst russisches Denken davor zurückschrecken würde, ohne äußerste Not den furchtbaren letzten Schritt zu tun, habe ich zu Beginn der Krisis ebenso angenommen, wie ich glaubte, daß auch England, vor die allerletzte Entscheidung gestellt, die Erhaltung des Weltfriedens höher schätzen werde, als seine Freundschaften."

Herr von Bethmann Hollweg hätte anstatt seines Buches nur diesen einen Satz zu schreiben brauchen, denn er enthält die erschöpfende Charakteristik seiner Potitik und deren völlige Verirrung, mit einer Naivität, die etwas Überraschendes bei einem Manne hat, der sonst in seinen Worten am allerwenigsten gerade diese Eigenschaft kundgegeben hat.

Digitized by Google

Bethmann Hollweg bestätigt also, daß er und seine Leute in der Tat 1914 die Auffassung hegten: man brauche nur fest zu bleiben, dann werde die Sache ebenso ausgehen wie 1908, und zwar selbst für den Fall, daß Österreich-Ungarn zum Schwert griffe und in Serbien einrücke. Die tiefgreifenden Änderungen in den Kräfteverhältnissen und Verschiebungen der europäischen Mächtegruppen waren spurlos an den Leitern der deutschen Geschicke vorübergegangen. Diese erstaunliche und an sich furchtbare Tatsache bildet den Schlüssel zur damaligen deutschen Politik und deutschen Diplomatie während der Krisis von 1914. Sie ist so „unglaublich", daß tatsächlich nur wenige an sie glauben wollen, und die Feinde mit ihr ein ausgezeichnetes Material hatten, um daraus die „deutsche Schuld", zu konstruieren. Nicht minder erstaunlich ist die damalige Auffassung der Berliner Staatsmänner: die Westmächte würden verstehen und praktisch bewirken, daß die großserbische Frage für Österreich-Ungarn eine Lebensfrage sei und wohlwollend der Doppelmonarchie gestatten, diese Lebensfrage jetzt mit dem Schwerte zu ihren Gunsten gegen Serbien, gegen das Slawentum überhaupt, zur Entscheidung zu bringen. Dabei mußte man in Berlin wissen, wie eng die Slawen des Balkan mit den Westmächten zusammenarbeiteten, auch im Innern Österreich-Ungarns die slawischen Elemente, welche auf Sprengung der Doppelmonarchie gerichtet waren und hierzu die Hilfe des Dreiverbandes schon seit langen Jahren genossen. Zu diesem allem kam der schon erwähnte Irrgedanke, daß die Monarchieen, hauptsächlich Rußland und England, den Mord von Sarajewo als eine Bedrohung des monarchischen Gedankens betrachten nnd behandeln würden.

Auf diesen Erwägungen beruhte der Leitgedanke der deutschen Politik während des größeren Teiles der Krisis: der Konflikt zwischen Österreich und Serbien könne und müsse lokalisiert werden. Eine Lokalisierung mußte aber für jeden, der in die damaligen Verhältnisse soviel Einblick hatte, wie es bei einer Regierung und deren Organen ohne weiteres vorausgesetzt werden muß, als ausgeschlossen erscheinen, als möglich nur, wenn eben Herr von Bethmann Hollwegs Voraussetzungen zutrafen, und die beiden Festlandmächte nach dem Stande ihrer militärischen Stärke und Bereitschaft nicht in der Lage waren Krieg zu führen. Daß vollends zur Zeit der Ermordung des Erzherzogs die gesamte russische Armee sich bereits in der Periode der Kriegsvorbereitung befand, entzog sich unerklärlicherweise vollkommen der Kenntnis auch der Generalstäbe der Mittelmächte.

Österreichs Verhalten in der Krisis.

Man sieht schon aus der Aufzählung dieser wenigen Hauptpunkte, daß die deutsche Regierung unter ganz unrichtigen Voraussetzungen in die große Krisis eintrat und ihre Politik bestimmte. In Wien lag die Sache wohl etwas anders. Man wollte, wie gesagt, den Krieg mit Serbien in der Auffassung, dieses sei die letzte Gelegenheit, um den Zerfall des Völkerstaates zu hindern. Man müsse die Gelegenheit benutzen, auch jede Konsequenzen und vor allem die eigene Diplomatie so einzurichten, daß man Deutschland unter allen Umständen mit habe und die deutsche Diplomatie von Wien aus leite. Das ist denn auch, wie schon so oft vorher, bis zum allerletzten Teile der Krisis der Fall gewesen. Daß man in Österreich-Ungarn an eine Lokalisierung des Konfliktes geglaubt habe, ist vielleicht anzunehmen. Man hat aber wohl genau gewußt, daß Rußland, falls es zum Kriegführen fähig wäre, eine Niederwerfung Serbiens, seines Vorpostens auf der Balkanhalbinsel, nicht gestatten würde. Im übrigen haben die Männer in Wien als gute Diplomaten und schlechte Staatsmänner gedacht, die Hauptsache sei, den großen deutschen Bruder möglichst unwiderruflich in

Digitized by Google

die Angelegenheit zu verwickeln und dann einfach, ohne nach rechts und nach links zu sehen, das Aktionsprogramm gegen Serbien zur Durchführung zu bringen.

Was diesen letzten Punkt anlangt, so hatten Bethmann Hollweg und seine Gehilfen den richtigen Gesichtspunkt aufgestellt, Österreich-Ungarn müsse die Aktion gegen Serbien mit allen Mitteln beeilen, um die anderen Mächte so schnell wie möglich vor vollendete Tatsachen zu stellen. Wenn überhaupt, so bot dieses die einzige Möglichkeit einer Lokalisierung des Konfliktes. Wien ließ sich nicht dazu bereit finden, sondern zögerte wochenlang. Während dieser kostbaren Zeit wurde die Untersuchung gegen die Mörder von Sarajewo geführt. Man lebte in Wien des Irrglaubens, daß ihre Ergebnisse die Haltung der Londoner, der Petersburger und der Pariser Politik bestimmend beeinflussen würden, ein unbegreiflicher Irrtum. Als die Untersuchung dann soweit fertig war, vertrat man in Wien die Ansicht, nun müsse man auch noch solange warten bis der Präsident der französischen Republik mit seinem Minister des Auswärtigen auf der Rückkehr von seinem Petersburger Besuche begriffen sei. Hier wieder tritt die so ganz unrichtige Einschätzung der europäischen Lage in ihrer Gesamtheit und in ihren großen Zusammenhängen hervor. Solche kleine Kniffe konnten neben diesen nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Unvergleichlich wichtiger wäre äußerste Beschleunigung der österreichischen Aktion gegen Serbien, unmittelbar nach dem Morde gewesen, als die öffentliche Meinung Europas, abgesehen freilich von Rußland, doch bis zu einem gewissen Grade unter dem Eindrucke der Mordtat als solcher stand. Wenn also, wie es geschehen ist, Bethmann Hollweg wünschte, Wien möge möglichst rasch vorgehen, so war das keine Politik, die sich auf Entfesselung eines europäischen Krieges richtete, sondern im Gegenteil glaubte er, ihn so zu vermeiden. In der sonst unbegreiflich fehlerhaften Berliner Politik war jene Erwägung zweifellos richtig. Am 28. Juni war der Erzherzog-Thronfolger ermordet worden. Erst am 23. Juli erging das Ultimatum an Serbien. Am 25. Juli erfolgte die serbische Antwort und zugleich mit ihr der Abbruch der Beziehungen von seiten der österreichisch-ungarischen Regierung. Schon einige Stunden vorher begann Serbien die Mobilmachung seiner Streitkräfte. Es kann nicht im Sinne dieser summarischen Betrachtung liegen, auf Einzelheiten und Einzelfragen jener letzten Schicksalswochen einzugehen. Nur einige Hauptpunkte mögen die Lage und die Hauptfrage, die der Schuld am Kriege, kurz beleuchten. Am 25. Juli erklärte der russische Minister des Auswärtigen den Botschaftern Großbritanniens und Frankreichs, Rußland werde auf alle Fälle mobil machen. In dem unmittelbar folgenden Ministerrat wurde entsprechend beschlossen, und unmittelbar, freilich ganz geheim, in die zweite Stufe der Kriegsvorbereitungsperiode mit äußerster Beschleunigung eingetreten. Es ist kein Zweifel, daß England und Frankreich hierüber genau unterrichtet waren. Von diesem Augenblicke an war die Politik der Mächte des Dreiverbandes einerseits auf den Krieg gerichtet, andrerseits auf Hinausziehung der Verhandlungen, damit Rußland ungestört Zeit gewänne, seine Mobilmachung möglichst vollständig zu beenden, ehe es zum offenen Konflikte mit den Mittelmächten, hauptsächlich mit Deutschland komme. Diese Erwägung halte ich für den Angelpunkt des gesamten diplomatischen Hin und Her während der letzten Wochen vor dem Krieg, soweit es die Entente angeht. Daneben spielt ein anderer politisch-diplomatischer Gedanke von gleichfalls höchster Bedeutung: den Festlandkonflikt in dem Augenblick zum Ausbruche kommen zu lassen, wenn man eine Parole zur Verfügung hatte, mit welcher Sir E. Grey die Zustimmung des Parlaments und der öffent-

Digitized by Google

lichen Meinung für den Eintritt Großbritanniens in den Krieg erhalten konnte. Auch hieran arbeitete man in London, Petersburg und Paris gemeinsam im engsten Einvernehmen.

Englische Kriegsvorbereitungen.

Am 25. Juli hatte also Serbien seine Mobilmachung begonnen. Am gleichen Tage machte Großbritannien seine Flotte mobil. Diese Tatsache wird bisher nicht genügend gewürdigt. Der damalige Erste Lord der Admiralität, Churchill, hatte während des Krieges erklärt, und das englische Blaubuch stellt es ebenfalls fest, daß er auf eigene Verantwortung und ohne Mitteilung an die Öffentlichkeit — Grey und Asquith wußten es natürlich — veranlaßt habe, daß die Flotte nach Beendigung ihrer großen Manöver nicht auseinandergelegt, vielmehr in mobilem Zustande bliebe. Nun liegt auf der Hand, daß ein mobiler Zustand für Manöver nicht ein solcher für den Krieg ist. Wenn der Erste Lord mithin, wie es tatsächlich geschehen ist, keinen Schritt tat im Hinblick auf die Lage und auf die Ziele der britischen Politik und die des Dreiverbandes, so ist selbstverständlich, daß es sich nicht um eine Mobilhaltung der britischen Flotte gehandelt hat, sondern tatsächlich um eine Mobilmachung. Großbritannien hat seine Mobilmachung mithin sofort mit Beginn der eigentlichen Krisis begonnen. Die deutsche Kriegsflotte war damals nicht allein nicht mobil, sondern sie befand sich in den nordischen Gewässern auf ihrer jährlichen Sommerreise. Die britische Mobilmachung konnte mithin lediglich Angriffszwecke haben. Zugleich begannen die Vorbereitungen zur späteren Übersetzung der britischen Armee nach Europa, und diese konnten nur in Zusammenarbeit, also auch mit Wissen der französischen Regierung und damit auch der russischen, stattfinden. Frankreich und Rußland haben in Wirklichkeit niemals den geringsten Zweifel daran gehabt, daß Großbritannien mitmachen werde. Allerdings galt es für die britische Regierung, diese Tatsache nicht allein der Öffentlichkeit zu verschleiern, sondern auch im offiziellen diplomatischen Verkehr und gar in den Buntbüchern nicht hervortreten zu lassen. Alle aber, die es wissen sollten, wußten es in Frankreich, in Rußland und in Belgien. Für sie alle war dieser Akt ein untrüglicher Beweis, daß Grey und seine Mitarbeiter entschlossen waren, nicht bei Worten und Versprechungen zu bleiben. Und so war bei den Staatsmännern des Dreiverbandes keine Unsicherheit und kein Schwanken zu finden. Sie mißverstanden es auch kein einziges Mal, wenn z. B. britische Botschafter, sei es in Petersburg oder anderswo, oder aber wenn Grey nach Auswegen zur Vermeidung eines großen Krieges zu suchen schien und „mahnte", oder wenn britische Botschafter in Petersburg und anderswo ernst und besorgt warnten, man möge keine voreiligen Schritte auf dem Wege der Mobilmachung tun. Alles das diente nur um das Gesicht zu wahren, einmal vor der Öffentlichkeit, dann gegenüber einer späteren Untersuchung über die Kriegsschuld. Es ist bewundernswert, mit welchem Geschick, mit wie vollendetem Zusammenspiel, die Diplomaten des Dreiverbandes hier gearbeitet haben. Für sie galt es auch, und das war ein Hauptziel, die diplomatischen Verhandlungen so zu gestalten, daß bei Ausbruch des Konfliktes die Mittelmächte unter allen Umständen als die Angreifer erschienen. Die deutsche Diplomatie hat an eine solche Taktik überhaupt nicht gedacht und erst im allerletzten Augenblick den Abgrund gesehen. Auch dann freilich hat sie nicht die Kraft und Geschicklichkeit besessen, ihr Rechnung zu tragen.

Es ist nur natürlich, daß Verbündete sich in einer schweren Krisis ungeachtet aller vorhandenen Verträge, Abmachungen usw. durch Nachfrage noch einmal ausdrücklich vergewissern, ob sie wirklich auf den Bundesgenossen rech-

Digitized by Google

nen können, falls es zu äußersten Konsequenzen kommen sollte. Oder aber der „andere" Bundesgenosse gibt eine solche Versicherung aus eigenem Antriebe ab. So geschah es im Juli 1914 seitens des Deutschen Reiches und auch Frankreichs. Großbritannien konnte Derartiges nicht tun, wegen des bekannten Verhältnisses zwischen Parlament und Regierung. Grey mußte bis zum letzten Augenblick und auch später mit einem noch so dürftigen Scheine des Rechts sagen können, er habe ohne Wissen des Parlaments keine Verpflichtungen bindender Art gegenüber Frankreich und Rußland übernommen, er habe bis zum „deutschen Angriff" die Hände ganz frei gehabt. Unter solchen Umständen war es für die Bundesgenossen Großbritanniens eine notwendige, unschätzbare und sichere Garantie, dabei eine unentbehrliche Stütze für ihre Diplomaten, daß die Mobilmachung der britischen Flotte unmittelbar nach dem österreichischen Ultimatum verfügt wurde. Dieses Ereignis ist hiermit von hervorragender entscheidender Bedeutung nicht nur damals gewesen, sondern auch für die nachträgliche Beurteilung der Lage und besonders der Rolle Großbritanniens.

Ist das schon rein logisch eine Selbstverständlichkeit, so wird sie durch eine Reihe damaliger Zeugnisse von ganz verschiedenen Seiten drastisch bestätigt. So erklärt Boghitschewitsch, früher serbischer Gesandter zu Berlin, in einer Schrift: der französische Botschafter, Paul Cambon, habe ihm damals anläßlich eines Besuches gesagt, man habe von Großbritannien nunmehr die bindende Versicherung, daß es am Kriege teilnehmen werde. Das war um den 26. Juli. Dasselbe, erklärte ein neutraler Journalist, habe ihm der französische Matin-Korrespondent nach einer Besprechung mit Cambon am 26. Juli gesagt. Dasselbe endlich schreibt Fürst Tundutoff, Adjutant des russischen Oberbefehlshabers Nikolai Nikolaijewitsch. Eben damit hat auch ohne Zweifel das Ergebnis des erwähnten russischen Ministerrates hinsichtlich der Mobilmachung in ursächlicher Verbindung gestanden.

In Deutschland zerbricht man sich noch heute mehr oder minder ehrlich den Kopf, über der Ergründung der Schuldfrage aus den diplomatischen Verhandlungen, soweit sie zugänglich geworden sind oder werden. Wenn diese Zeilen im Drucke erschienen sind, werden möglicherweise die sogenannten „Kautsky-Akten" erschienen sein, welche die Veröffentlichung aller einschlägigen Dokumente des Auswärtigen Amtes bedeuten. Die Feinde denken natürlich nicht daran etwas Ähnliches zu tun, und so bedeutet die deutsche Veröffentlichung nach außen hin einen Akt der Torheit, nach innen ein gewissenloses Parteimanöver, um die Schuld dem „fluchbeladenen alten Regime" aufzulegen. Von impulsiven Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II., welche dabei ohne politische Wirkungen geblieben sind, solche auch ernstlich nicht haben sollten, verspricht man sich besonders viel, und die Feinde werden nicht ermangeln, das Beste daraus zu machen. Da nur eine allseitige Öffnung aller Archive einschließlich aller Privatbriefe, mündlicher Weisungen, ja man müßte bis auf die Gebärden und den Tonfall der Sprechenden zurückgehen, Klarheit schaffen können, so ist klar, wie sehr die deutschen Veröffentlichungen dem vaterländischen Interesse zuwiderlaufen und das Verfechten dieser Unwahrheit von einer deutschen Schuld am Kriege unterstützen müssen. Es geht aber ebenfalls hieraus hervor, daß es unrichtig ist, das Hauptgewicht für Untersuchung und Urteil auf jenes unvollständige einseitige diplomatische Material zu legen, besonders weil eben die Tatsache der Mobilmachung und der Mobilvorbereitungen vorhanden sind. Sie aber besitzen eine militärische Wucht, eine politische Wucht, welche dem diplomatischen Hin und Her gegenüber von erdrückender Größe ist und bleibt.

Digitized by Google

Der Schlußakt.

Vom 25. Juli bis zu den ersten Augusttagen spielte sich dann der Schlußakt ab. Dicke Bücher sind in diesen paar Tagen von den Diplomaten zusammentelegraphiert und zusammengeschrieben worden. Die Mächte des Dreiverbandes unter der geistigen Führung Greys haben immer in irgend einer Form zum Frieden „geraten". Sie haben ungefähr jeden Tag oder mehrere Male am selben Tage einen neuen „Vorschlag" zur Erhaltung des Friedens gemacht und dabei gewußt, daß jeder für die russische Mobilmachung gewonnene Tag in seinen Auswirkungen unschätzbar sein müsse.

Wie man nachher aus erbeuteten Akten ersehen hat, war die Mobilmachung in ganz Rußland in vollem Gange. Jener Streit über den Zeitpunkt des Ausspruches der russischen Mobilmachung ist insofern von Interesse, als dieser Ausspruch die deutsche Mobilmachung zur Folge hatte. Für die Frage der Kriegsschuld kommt er nicht in Betracht, denn es handelte sich bei dem Ausspruch der russischen Gesamtmobilmachung und ganz besonders der sogenannten Teilmobilmachung um Formalitäten, eigentlich um ein Schattenspiel. Tatsächlich ist niemals von einer russischen Teilmobilmachung die Rede gewesen, sie war auch praktisch nicht ausführbar, denn die Vorbereitungen, Dispositionen und Befehle berücksichtigten lediglich eine Gesamtmobilmachung. Und sie ist auch vom 25. Juli an in der Ausführung gewesen. Als man glaubte, die heimlichen Vorbereitungen wären weit genug gediehen, erfolgte der Ausspruch. Die Manöver der russischen Minister hierzu waren wesentlich durch die Notwendigkeit bedingt, den Zaren stufenweise zur Unterschrift für die Gesamtmobilmachung zu bringen. Die hierfür zu überwindenden Schwierigkeiten wurden beträchtlicher als man gedacht hatte wegen der Einwirkung des Deutschen Kaisers auf den Zaren.

Auch in Frankreich war man nicht müßig. In der letzten Juliwoche schrieb der damalige Oberst im Generalstab Dupont: man sei den Deutschen in der Mobilmachung weit voraus. Dabei verbargen die Franzosen alle diese Vorbereitungen mit großer Geschicklichkeit.

Alles in allem war seit dem 25. Juli der Mobilmachungsapparat des Dreiverbandes, auch Belgiens, in vollem Gange, während seine Diplomatie gleichsam als Verschleierungstruppe vorgeschoben war, um die Mittelmächte über den wahren Stand der Lage und der Absichten zu täuschen.

Was wollte in dieser letzten entscheidenden Periode die Diplomatie des Deutschen Reiches, was tat sie? Darauf ist zu antworten: sie wollte die Lokalisierung des österreichisch-serbischen Konfliktes aufrichtig und suchte die Mächte des Dreiverbandes immer wieder für diesen Gedanken zu gewinnen. Sie begriff erst einen Augenblick vor dem Hereinbrechen der Katastrophe, daß der Dreiverband nicht dafür zu haben war. Und sie hat erst sehr lange, ja erst Jahre später begriffen, wenn schon nicht eingestanden, daß die Mächte des Dreiverbandes keineswegs die Absicht hatten, die deutsche Reichsleitung daran zu hindern, blind und ungeschickt in den Kampf gegen eine riesenhafte Übermacht hineinzurennen, im Gegenteil!

Die deutsche Regierung und die deutschen Diplomaten blieben unter dem Eindruck und dem Vorurteil, daß die Mächte des Dreiverbandes es zu einem Kriege nicht kommen lassen würden. Das war, wie wir sahen, die Grundlage und der Ausgangspunkt ihrer Politik während der Krisis gewesen, blieb ihre Richtschnur und wurde schließlich der einzige Anker ihrer allmählich verzweifelnden Hoffnung, bis zu dem Augenblicke, wo auch Großbritannien in den Krieg eintrat, als der britische Botschafter in Berlin dem deutschen Reichskanzler das Ultimatum wegen Belgien stellte, und Herr von Bethmann Hollweg, völlig aufgelöst bekannte: nun stürze seine ganze Politik wie ein Kartenhaus zusammen. Wie konnte es

Digitized by Google

so weit kommen? Wie war diese diplomatische politische Katastrophe möglich! — denn um eine Katastrophe hat es sich in der Tat, nicht nur für Bethmann Hollweg persönlich, sondern für das Deutsche Reich politisch und geschichtlich gehandelt.

Die scharfsinnigen Untersuchungen, das sorgfältigste Studium der Dokumente die schärfsten Anklagen und die wohlwollendsten Rechtfertigungsversuche werden nichts an dem beschämend einfachen, ursächlichen Zusammenhange ändern, daß die Träger der deutschen Regierung, die maßgebend in Betracht kommenden Faktoren der Weltlage falsch eingeschätzt hatten; ferner daß sie den Krieg nicht wollten, bis zum letzten Augenblick glaubten, er könne noch vermieden werden, und eben deshalb unvorbereitet, ungeschickt, hilflos in den Krieg hineintrieben und sich so unzweckmäßig verhielten, daß es der geschickten Propaganda der Feinde unschwer gelang, Deutschland in der Rolle des frevelhaften Angreifers erscheinen zu lassen.

Die Frage wird immer wieder erhoben: ob denn nicht möglich gewesen wäre, durch Entgegenkommen noch in letzter Stunde den Krieg zu vermeiden. Man führt hierzu die angeblich aufrichtigen Bemühungen des Dreiverbandes an, die Vorschläge Greys, und sogar die Anregung des Zaren, den Streitfall dem Haager Schiedsgericht zu überweisen. Um dieses vorweg zu nehmen, so wäre es für das Deutsche Reich ein sicherer Selbstmord gewesen, in einer Lage wie Ende Juli, Rußland auf diese Weise völlig ausreichende Zeit zu geben, seine Mobilmachung und seinen Aufmarsch in aller Ruhe ganz zu vollenden, ohne daß Deutschland dann die Möglichkeit gehabt hätte, seine Mobilmachung überhaupt nur zu beginnen. Die Mittelmächte hätten sich dann in einem gewissen Augenblicke der Willkür des Dreiverbandes rettungslos preisgegeben gesehen, sie hätten unter dem ungeheuren Drucke der schlagbereiten Mächte, selbst unvorbereitet, jeder Forderung nachgeben, jeder Entscheidung sich beugen müssen und wären voraussichtlich trotz aller Nachgiebigkeit vernichtet worden. Kurz der Vorschlag des Zaren bedeutete eine Unmöglichkeit und ist auch wohl nicht ernsthaft gemeint gewesen.

Die Vermittlungsvorschläge Greys sind verschieden zu beurteilen. Der erste von der deutschen Regierung abgelehnte, — sie wollte den Bundesgenossen nicht vor einen europäischen Gerichtshof gestellt wissen — hätte von ihr um den Preis einer schweren diplomatischen und politischen Niederlage angenommen werden können. Die Folgen und Wirkungen solchen Nachgebens wären von unberechenbarer Tragweite gewesen. Ob sie den Krieg verhindert haben würde, ist dabei mehr als zweifelhaft. Je gespannter nachher mit jedem Tage die Lage wurde, je mehr die russische Mobilmachung in engster Fühlung mit der englischen und mit den französischen Vorbereitungen ihren Fortgang nahmen, desto gefährlicher wurde für das Deutsche Reich das Eingehen auf die beiden letzten Besprechungsvorschläge Greys; auch sie gaben nicht die mindeste Gewähr. Trotzdem hat Bethmann Hollweg und hat der Deutsche Kaiser alles daran gesetzt, um dahin zu gelangen, auch um den Preis eines ungeheuren Verlustes an Ansehen und Stellung in der Welt, den Frieden zu erhalten. Rein formal und von außen gesehen sind diese Bemühungen an passivem Widerstande der Wiener Diplomaten gescheitert. In Wirklichkeit war der Wille Englands maßgebend, den Krieg zu entfesseln, als Grey sah, wie ihm die deutsche Regierung so gut ins Garn gegangen war, daß er vor dem Parlament die erforderlichen Vorwände geben konnte.

Um den Krieg zu vermeiden, hätte es nur eines einzigen entschiedenen Wortes von London bedurft, eines Wortes, das klar und laut die Stellung

Digitized by Google

Englands zu einem Festlandkonflikte bezeichnete. Anstatt dessen legte Grey bis zuletzt Wert darauf, sich unklar auszudrücken. Dieser Staatsmann hat mit den deutschen Diplomaten gespielt wie die Katze mit der Maus. Er wußte genau, ein wie festes Vertrauen und eine wie inbrünstige Hoffnung man in Berlin in ihn setzte und daß der deutsche Botschafter in London ein höheres Wesen in ihm erblickte.

Wie wir vorher anführten, war die Absicht des Dreiverbandes vor dem Morde von Sarajewo wohl, den Vernichtungskrieg gegen die Mittelmächte noch nicht sogleich, jedenfalls nicht vor Herbst 1914 zu führen. Als der Mord geschehen war, hat man eine so rasche Entwicklung vielleicht zunächst nicht in Aussicht genommen, sondern gedachte die neue Balkankrisis in bewährter Weise zu weiterer Schwächung der Mittelmächte zu benutzen. Als die Mächte sahen, daß Österreich-Ungarn mit Zustimmung Deutschlands entschlossen war, gegen Serbien durchzugreifen, beschlossen sie den Krieg, rechneten aber, die Verhandlungen wegen ihrer militärischen Vorbereitungen möglichst hinzuziehen und in Berlin Glauben und Hoffen an die Erhaltung des Friedens wachzuhalten, damit die gefürchtete deutsche Mobilmachung solange wie nur möglich hinausgezögert würde.

Die deutsche Schuld.

Die Frage nach einer Schuld der deutschen Regierung in dieser letzten Periode der Krisis beantwortet sich ebenso wie vorher. Die Schuld auf deutscher Seite bestand in Blindheit gegen die Gefahr und gegenüber dem entschlossenen planmäßig und vereint vorgehenden Willen der Gegner. Die deutsche Schuld bestand in den Friedensillusionen der deutschen Staatsmänner, in ihrer Schwäche und Unterlegenheit gegenüber den Wiener Diplomaten. Eine deutsche Schuld lag wieder, wie immer, in dem „Halb und Zuspät", besonders auch in dem verhängnisvollen Fehler mit der Mobilmachung so lange zu warten. Jeder Tag war ebenso kostbar wie unwiederbringlich. Wollte man in jener letzten Periode unbedingt den Frieden erhalten, so lag die einzige Möglichkeit in der Unterwerfung und im Eingehen auf alle Weisungen des Dreiverbandes, mit der Aussicht freilich, in wenigen Wochen oder Monaten unter noch ungünstigeren Bedingungen zu kämpfen. Wollte man diese Eventualität aber nicht, so mußte man unbekümmert um Äußerlichkeiten, mobilmachen und losschlagen so schnell wie möglich. Man tat keins von beiden, glaubte unentwegt an das alte Bluffprogramm und stolperte unter ungünstigen Vorbedingungen in den Krieg hinein, ohne ihn einen Augenblick nur gewollt und ohne bis zum Besuche des englischen Botschafters am 3. August 1914 die Illusion von der Friedlichkeit der anderen Mächte, besonders Großbritanniens verloren zu haben. Diese Illusion ist trotz des Krieges, des Waffenstillstandes und der Friedensbedingungen auch heute noch vorhanden.

Die gegnerischen Mächte, zumal ihre Staatsmänner und Diplomaten kannten die Leiter der deutschen Geschicke ganz genau. Ihnen war die unbedingte Friedlichkeit der deutschen Politik auch des Deutschen Kaisers vertraut und unzweifelhaft. Ebensogut kannten sie die deutsche Schwäche ausländischer Einwirkung gegenüber, sie wußten, daß die Deutschen alles, was man ihnen vom Auslande her als bare Münze zeigte, auch dafür nahmen. Das feindliche Ausland tat so, als ob es an die Ehrlichkeit der deutschen Diplomatie und ihrer Absichten im Sommer 1914 nicht glaube, obgleich es sich über das Gegenteil klar war. Die Spekulation war richtig, denn umso fester vertraute Berlin auf die Ehrlichkeit und den Friedenswillen des Dreiverbandes, umso sicherer führte dieser die Leitung des Deutschen Reiches auf den Leim.

Es ist nicht zu bestreiten, daß das Deutsche Reich durch das Akutwerden der

Digitized by Google

österreichisch-serbischen Frage in eine sehr schwierige Lage versetzt worden war. Man wird immer darüber streiten können, wie die deutsche Politik sich damals zum Bundesgenossen hätte verhalten sollen. Ob dieser oder jener Weg der richtige ist, hängt immer von den Persönlichkeiten ab. Es ist auch ein Unding, besonders nachträglich zu behaupten: diese oder jene Methode werde bestimmt zu diesem oder jenem Ergebnis geführt haben. Solche Kritiken sind unberechtigt und, wenn im guten Glauben gemacht, kindlich. Was aber den Männern von 1914 vorgeworfen werden muß, was ihre Schuld ausmacht, ist, daß sie die wirkliche europäische Lage und die wirkliche Politik des Dreiverbandes, daß sie seine militärischen Vorbereitungen nicht kannten, daß sie die Kraft zu rechtzeitigem Entschlusse nicht besaßen.

Berlin. Graf E. Reventlow.

Nachwort des Herausgebers.

Wir haben es richtig gefunden, im gegenwärtigen Augenblicke, in welchem Deutschland sowohl von außen wie von innen vor Gericht gefordert wird, den Grafen Reventlow um eine Darstellung der Schuldfrage zu bitten. Wir wissen wohl, daß er als alldeutsch, reaktionär usw. verschrieen ist und demjenigen größeren Teile des deutschen Volkes, das nie eine Zeile von ihm gelesen hat, daher als Partei gilt; seine innerpolitischen Anschauungen sind uns nicht bekannt, was das Alldeutsche anlangt, so finden wir, daß er sich gerade im wesentlichsten Punkte von der Mehrzahl der Alldeutschen unterscheidet: diese haben ein richtiges, der leidenschaftlichen Liebe zu ihrem Volk entspringendes Gefühl für die Wahrheit, aber sie besitzen nicht die Gabe, ihrer Erkenntnis gemäß zu handeln — also gerade das, was den Politiker ausmacht. Den Grafen Reventlow nun halten wir für einen der wenigen politischen Köpfe, die Deutschland je hervorgebracht hat und sind überzeugt, daß er einer späteren Zeit als der einzige deutsche politische Schriftsteller des Krieges erscheinen wird; wir beziehen uns auf die spätere Zeit nicht etwa deshalb, weil wir zu ihrem Urteil ein besonderes Zutrauen hätten, sondern weil wir es für nützlich halten, sich in eine größere zeitliche Entfernung zu versetzen, um selbst unbefangener zu urteilen. Wofür Graf Reventlow bei den Zeitgenossen gilt, ist uns gleichgültig. Wir haben während des Krieges — unzulänglich wie alle, die auf der nationalen Seite standen — versucht, auf die Zeit zu wirken, haben diesen Versuch aber im Herbst 1918 an dem Tage aufgegeben, an dem die deutsche Regierung bedingungslos den U-Bootskrieg einstellte; an diesem Tage waren wir uns klar, daß von nun an für die Feinde kein Grund mehr bestand, den Krieg gegen das deutsche Volk unbegrenzt fortzusetzen, daß nun Deutschland aus dem Stadium der schiefen Ebene, bei welcher die Möglichkeit des Bremsens besteht, in das Stadium des freien Falles gekommen war, in welchem es keine Hindernisse mehr geben kann.

Nur noch geistige Werte können in ein späteres Deutschland, an das wir glauben, hinübergerettet werden. Zu diesen geistigen Werten zählen wir die Wahrheit. In jedem anderen Lande würde die Regierung einen Mann mit den außenpolitischen Kenntnissen des Grafen Reventlow ersucht haben, Deutschland gegenüber den Anklagen der Feinde zu rechtfertigen, so wie in jedem anderen Lande die Regierung eine volkstümliche Darstellung der Lage der Gefangenen und eine volkstümliche Darstellung der Wirkungen der Hungerblockade hätte erscheinen lassen. Das einzigartige der deutschen Verhältnisse zeigt sich in diesem Augenblicke in der Tätigkeit eines sogenannten Untersuchungsausschusses. Man könnte zunächst erwarten, daß hier Deutschlands Schuld am Ausbruche des Krieges geprüft werden würde; wir können aber dem „Temps“ nicht ganz unrecht geben, wenn er über den parla-

Digitized by Google

mentarischen Untersuchungsausschuß schreibt: „Was die Deutschen vor allem zu interessieren scheint, ist nicht, warum sie den Krieg begonnen, sondern warum sie ihn verloren haben" — oder genauer gesagt, warum sie ihn nicht in einem vorteilhafteren Zeitpunkt beendigt haben.

Im Mittelpunkt steht also die Haltung Wilsons. Wir predigen so sehr Zusammenhalten und Verträglichkeit, daß wir versuchen müssen zu glauben, es gäbe auch jetzt noch Deutsche, die nicht wüßten, auf welcher Seite Wilson in diesem Kriege gestanden ist. Der Versuch muß wohl gemacht werden, wenn den Geboten christlicher Nachsicht entsprochen werden soll, ist uns aber bis jetzt nicht gelungen. Wilson selbst gab eine von uns im vorigen Heft abgedruckte Erklärung im Senat ab, daß er unter allen Umständen in den Krieg eingetreten wäre Zu den Entstellungen von Schulze-Gävernitz gehörte es, daß er aus der amerikanischen Vorlage, aus der er seine Enthüllungen Anfang Oktober 1918 abschrieb, den Satz fortließ: „Für Wilson lag zweifellos von vornherein eine persönliche Sympathie für England fest." Übrigens schreibt er in der „Hilfe" Nr. 44, mein Vorwurf des Plagiats berühre ihn „insofern" nicht, als er bei beiden Veröffentlichungen als Verfasser gezeichnet habe, verschweigt also den kleinen Umstand, daß er bei der ersten Veröffentlichung als Reporter auftrat, der die Äußerungen eines Amerikaners und zwar nach seiner Zusicherung wörtlich wiedergab, und daß er bei der zweiten Veröffentlichung die von ihm ein Jahr früher nur aufgeschriebenen, bezw. übersetzten Äußerungen des Amerikaners als eigenes Geistesprodukt veröffentlichte. Ich hatte nicht die Absicht, auf die Angelegenheit zurückzukommen. Im früheren Deutschland würde es gegenüber dem Vorwurf eines schweren und wörtlichen Plagiats für einen Universitätslehrer wohl nur die zwei Möglichkeiten gegeben haben: Abzugehen oder ein Disziplinarverfahren gegen sich zu beantragen. Es wäre lächerlich, im gegenwärtigen Deutschland diesen oder irgendwelchen anderen Ehrenmaßstab anlegen zu wollen. Einem Gesinnungsgenossen von Schulze-Gävernitz, Professor Lujo Brentano, ist gleichfalls öffentlich der Vorwurf des Plagiats gemacht worden (er soll in seinem Elsaßbuch[1]) eine unveröffentlichte Denkschrift seines verstorbenen Freundes, des preußischen Ministerialdirektors Althoff, ohne Quellenangabe benutzt haben), es ist uns nicht bekannt geworden, ob er auf diesen Vorwurf reagiert hat.

Das Bestreben, an den Wahrheitswillen von Berufspolitikern zu glauben, die jetzt noch behaupten, Wilson habe nicht auf der englischen Seite gestanden und habe den Wunsch gehabt, einen für Deutschland erträglichen Frieden herbeizuführen, begegnet ungeheuren Schwierigkeiten.

Dieser Tage machte uns ein Schweizer auf folgendes aufmerksam: Das zurzeit in Frankreich erscheinende große Werk des Historikers und früheren Ministers des Äußeren Hanotaux über den Weltkrieg berichtete in Lieferung Nr. 101 aus dem September 1914:

Als vor der Marneschlacht die französische Stimmung so gedrückt war, daß viele maßgebende Politiker den sofortigen Frieden mit Deutschland wünschten, erschienen bei der französischen Regierung drei amerikanische Gesandte, der damalige Gesandte in Paris, sein Vorgänger und sein Nachfolger, und beschworen die Regierung, festzubleiben, indem sie ihr das Versprechen gaben, daß Amerika in den Krieg eingreifen würde. „Wir sind in Amerika vorerst nur fünfzigtausend einflußreiche Leute, die den Eintritt Amerikas in den Krieg wollen, aber in einiger Zeit werden wir hundert Millionen sein."

Eine mitten im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten stehende amerikanische Persönlichkeit erklärte mir kürzlich, die Summe, die aufgewendet worden sei, um

[1]) Einen Auszug brachten wir bei Erscheinen des Buchs im Heft „An die deutschen Arbeiter".

Digitized by Google

ein Jahrlang die Kriegsstimmung in den Vereinigten Staaten bis in die entlegensten Orte vorzubereiten, übersteige selbst für amerikanische Verhältnisse alle Begriffe.

Das Verhalten von Bernstorff stellt sich mir so dar: In Amerika vertrat er mit Begeisterung die Bethmannsche Politik des Leisetretens, um ja keinen Anstoß bei Wilson zu erregen und ließ sowohl die Deutschamerikaner wie alle übrigen zu den Mittelmächten neigenden Bürger der Union aus diesem Grunde ohne Parole, wodurch sie als politischer Faktor ausschieden, und sah den Fehler in den deutschen militärischen Stellen, die nicht genügend Rücksicht auf Wilson nahmen. Als er deutschen Boden betrat, bemerkte er, daß Bethmann nicht so fest saß, wie er angenommen hatte und daß er selbst Aussicht hatte, Reichskanzler zu werden, wenn es ihm gelang, das erforderliche Einvernehmen mit der Heeresleitung herzustellen; in jener Zeit scheint er sich so geäußert zu haben, daß man annehmen konnte, er hätte in Amerika eine viel bewußter deutsche Politik getrieben, wenn ihn Bethmann nicht daran gehindert hätte. Jetzt hingegen will er aus dem entgegengesetzten Grunde behindert gewesen sein, daß ihm die deutsche Militärpartei unmöglich machte, Wilson „bei der Stange" zu halten.

Wenn Bernstorff unter Eid aussagt, die Stellung Wilsons zur Polenfrage sei ihm unklar erschienen, so muß man ihm dies ja glauben; sonst würde man eine solche Unwissenheit selbst bei einem deutschen Gesandten nicht für möglich halten. Von solchen kann man im allgemeinen doch annehmen, daß sie Konzertbesucher sind und hätte also erwarten können, daß Bernstorff ein Konzert von Paderewski besucht hätte, der jetzt in Polen eine so große Rolle spielt und damals in Amerika reiste, um in seinen Konzerten mit ungeheurer Begeisterung aufgenommene Reden für das ungeteilte Polen zu halten. Man kann wohl sagen, daß dieser Punkt, das ungeteilte Polen, einer der wenigen Punkte war, über die in breiten Bevölkerungskreisen der Vereinigten Staaten Einhelligkeit herrschte, während etwa über Steiermark oder Kärnten solche Einhelligkeit schon deshalb nicht herrschen konnte, weil man von ihnen zu wenig wußte. Auch der amerikanische Gewährsmann von Schulze-Gävernitz spricht von dem „unabhängigen Polen", das einen Programmpunkt Wilsons bildete (Schulze-Gävernitz hat ihn unterschlagen und hat dafür „ein deutsches Elsaß-Lothringen" als Programmpunkt Wilsons eingefälscht), und niemand wird glauben, daß die amerikanischen Freunde der Polen oder gar diese selbst mit der Unabhängigkeit Kongreß-Polens zufrieden gewesen wären, wenn nicht die preußischen Polen mit ihm vereinigt wurden. Man sollte unter erwachsenen Menschen nicht darüber zu sprechen brauchen, daß es den Polen in erster Linie nicht auf ihre Unabhängigkeit, sondern darauf ankam, daß die bis dahin auf drei Reiche verteilten Polen zu einer nationalen Einheit verbunden wurden und daß Wilson niemals ein anderes Ziel gehabt hat, wie er sich andrerseits niemals mit einem Frieden einverstanden erklärt hätte, durch welchen Elsaß-Lothringen bei Deutschland verblieben wäre. Dies alles ist für uns Nichtpolitiker so klar, daß man sich wundern könnte, was die Politiker mit der Verschleierung solcher Tatsachen beabsichtigen, die ja doch nur für kurze Zeit durchzuführen ist. Wie wir im vorigen Hefte sagten, vermuten wir, daß bereits im Herbst 1914 ein englisch-amerikanischer Vertrag bestand, der beim nächsten Krieg veröffentlicht werden wird. Davon abgesehen läßt sich die Absperrung Amerikas von Deutschland auf die Dauer nicht durchführen; jetzt noch bekommen fast nur Angloamerikaner Pässe zur Reise nach Deutschland und wird der deutsch-amerikanische Postverkehr durch die Engländer kontrolliert. Aber auf die Dauer sind die Tatsachen ja doch nicht zu unterdrücken. Auch nicht die, daß die mit dem Schutz der Deutschen betrauten amerikanischen Gesandtschaften von Anfang des Krieges an überwiegend im Dienste der Entente tätig waren, daß sie z. B. auf dem Balkan die Zentrale der deutschfeindlichen Bestrebungen und wie fast überall

Digitized by Google

der englischen Spionage gewesen sind und daß auch noch nach dem Eintritte der Türkei in den Krieg die amerikanische Botschaft in Konstantinopel die dort lebenden Griechen und die türkischen Juden im Sinne der Entente bearbeitet hat.

In dem Augenblick in welchem weiteste Kreise des amerikanischen Volkes begonnen haben, an der Kriegspolitik Wilsons irre zu werden und zu vermuten, daß er vielleicht mehr die Interessen der englisch-amerikanischen Hochfinanz als die des amerikanischen Volkes vertreten habe, erhält er durch die Tätigkeit des sogenannten Untersuchungsausschusses eine neue Gloriole. Seine englischen Freunde werden nicht verfehlen, die von ihnen nun ausschließlich beherrschten Kabel zur Weitergabe all der Lobsprüche zu verwenden, die dem Friedensfreunde Wilson in Berlin erteilt werden. Man könnte über den Zweck der ganzen Veranstaltung im unklaren sein, die nach außen nur als neuer Beweis für die Zerrissenheit, Instinktlosigkeit und Würdelosigkeit des deutschen Volkes wirkt, wenn man nicht als Deutscher wüßte, daß der deutschen Regierung politische Zwecke fernliegen, daß sie vielmehr ebenso wie die frühere kaiserliche Regierung nur beabsichtigt, im Amte zu bleiben; daß sie dieses Verbleiben als segensreich für das deutsche Volk betrachtet, muß ihr sowohl wie ihrer Vorgängerin zugebilligt werden. Auch zum Sozialismus gehört Mut. So wenig die frühere Regierung glaubte, daß die hohen Löhne für die jugendlichen Munitionsarbeiter dem Wohle der deutschen Arbeiter zuträglicher seien als die materielle Gleichstellung des Munitionsarbeiters mit den Frontsoldaten, die bei 33 Pfg. täglicher Löhnung, täglich ihr Leben aufs Spiel setzten, ebenso wenig glaubt die jetzige an den Nutzen der Arbeitslosenversicherung; aber diese ebenso wie jene glaubt mit ihren Maßnahmen die großstädtische Arbeiterbevölkerung „bei der Stange" zu halten. So erleben wir es, daß gerade die geistigen und sittlichen Werte, deren Pflege einen Hauptprogrammpunkt der jetzigen Herrscher gebildet hatte, unter ihrer Herrschaft einen Rückgang erleiden wie seit Jahrhunderten nicht. Das einzige, was sich außer Tuberkulose und Syphilis ausbreitet, sind die Kinos. Die Kino-Industrie ist wohl die einzige, die wächst, während die Pflege von Kunst und Wissenschaft von Tag zu Tag mehr gefährdet wird. Die Göttinger Studenten senden uns einen Aufruf, demzufolge sowohl das physikalische wie das chemische Institut Göttingens in absehbarer Zeit durch die Kosten der Beheizung, die Löhne für Putzfrauen usw. keine Mittel mehr für wissenschaftliche Zwecke haben werden. Nach dem genannten Aufrufe hat der Göttinger Physiker Professor Debye, dessen Untersuchungen über die Struktur der Materie von unabsehbarer Bedeutung für die Industrie seien, wenige Tage nach erfolglosen Verhandlungen mit dem preußischen Ministerium über die Göttinger Institutsverhältnisse einen Ruf an das Polytechnikum Zürich erhalten, das Frankreich als Vorposten gegen Mittel- und Osteuropa betrachte. Die Bedeutung solcher Vorgänge ist unsern Arbeitern nicht klar, die man früher zu Agitationszwecken über das Verhältnis geistiger und körperlicher Arbeit getäuscht hat. Sie wissen in diesem Augenblick noch nicht, daß sie ohne deutsche wissenschaftlich-technische Führung Kulis der Entente sind.

In München war für letzten Freitag der Ausbruch der Weltrevolution angesagt und zwar wurde verbreitet, die Nachricht von ihrem Ausbruch würde gegen Abend des 21. November über die Schweiz hier eintreffen und plakatiert werden. Über alle diese Täuschungen werden den dann noch lebenden deutschen Arbeitern eines Tages die Augen aufgehen. Dann wird auch die Schuld Deutschlands am Kriege als das erscheinen, was sie in Wirklichkeit war: nämlich als ein Musterbeispiel für Fichtes Satz „Mehr als die Hälfte der Kriege, welche geführt worden, sind durch große Staatsfehler der Angegriffenen, welche dem Angreifer die Hoffnung eines glücklichen Erfolges gaben, entstanden, und sie wären unterblieben, wenn jene Staatsfehler unterblieben wären." E.

Digitized by Google

Das Gericht über die Auszuliefernden.

Im Friedensvertrag von Versailles lauten die Artikel 228, 229 und 230 folgendermaßen:

228: Die deutsche Regierung erkennt die Befugnis der alliierten und assoziierten Mächte an, vor ihre Militärgerichte solche Personen zu stellen, die wegen einer gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges verstoßenden Handlung angeklagt sind. Auf die für schuldig Befundenen finden die in den Gesetzen vorgesehenen Strafen Anwendung.

Diese Bestimmung gilt ohne Rücksicht auf irgend ein Verfahren oder eine Verfolgung vor einem Gerichte Deutschlands oder seiner Verbündeten.

Die deutsche Regierung hat den alliierten und assoziierten Mächten oder derjenigen von ihnen, die sie darum ersuchen wird, alle Personen auszuliefern, die angeklagt sind, eine Handlung gegen die Gesetze und Gebräuche des Krieges begangen zu haben, und die ihr namentlich oder nach dem Rang, dem Amt oder der Beschäftigung in deutschen Diensten bezeichnet werden.

229: Sind die Handlungen gegen die Angehörigen nur einer der alliierten oder assoziierten Mächte begangen, so werden die Täter vor die Militärgerichte dieser Macht gestellt.

Sind die Handlungen gegen Angehörige mehrerer der alliierten oder assoziierten Mächte begangen, so werden die Täter vor Militärgerichte gestellt, deren Mitglieder Militärgerichten der beteiligten Mächte angehören.

In allen Fällen hat der Angeklagte das Recht, seinen Verteidiger selbst zu bestimmen.

230: Die deutsche Regierung verpflichtet sich, Urkunden und Auskünfte jeder Art zu liefern, deren Mitteilung zur vollständigen Kenntnis der den Gegenstand der Anklage bildenden Handlungen, Ermittlung der Schuldigen und der genauen Abwägung der Verantwortlichkeit für erforderlich erachtet wird.

Ein unbefangener Neutraler sprach sich kürzlich dahin aus, daß sein erstes Gefühl beim Lesen obiger Forderungen maßloses Erstaunen gewesen sei, von dem er auch jetzt nicht loskommen könne. Aus allen anderen Punkten des Friedensvertrages, für so hoffnungslos unerfüllbar und gewalttätig er sie auch halte, habe er doch noch den Kern einer zielbewußten Absicht herausschälen können. Für die Brutalität dieser Artikel fehle ihm jedes Verständnis. „Maßen sich da nicht Leute ein Richteramt an, welche bisher Partei im Streite gewesen sind? Jeder, der mit dem Völkerrecht auch nur oberflächlich vertraut ist, muß sich doch fragen: Wie kommen solche Bestimmungen in ein Vertragsinstrument, das seiner ganzen Natur nach dazu bestimmt ist, den Friedenszustand und die vertrauensvolle Gemeinschaft der Völker wieder herbeizuführen? Ist das nicht eine Fortsetzung der Feindseligkeiten, nur mit andern Mitteln, wenn fremde Staatsangehörige den Militärgerichten zur Aburteilung unterworfen werden sollen für Handlungen, die während des Kriegszustandes begangen sind? Stellt das Friedensinstrument etwa nur einen verschleierten Waffenstillstandsvertrag dar? Und ist die Mißachtung Deutschlands, die in dem Auslieferungsverlangen liegt, nicht eine ganz sinnlose Provokation, ein völkerrechtliches Delikt?“

Der Neutrale möge sich beruhigen! Wir Deutsche sind so hart geschlagen, so ehr- und wehrlos geworden durch die innere Zerrissenheit, daß es auf eine Provokation mehr oder weniger nicht ankommt. Wir können derzeit die Anerkennung unserer staatsrechtlichen Unabhängigkeit nicht behaupten; denn nach diesem Friedensschluß besitzen wir kein Recht auf Achtung. Dies Recht müßten wir uns erst wieder erwerben.

Aber eins bleibt uns doch. Auch wenn das Reich seine angeklagten Bürger im Stich läßt, muß sich jeder einzelne Deutsche gegen die Ungerechtigkeiten zur Wehr

Digitized by Google

setzen. Wir können die gesunde Vernunft anrufen jetzt, da die Leidenschaften des Krieges zu schweigen haben. Wir können uns an die Besonnenheit und das vaterländische Empfinden der Unbeteiligten wenden. Und es gibt auch auf seiten unserer Gegner einsichtige Leute genug, welche wissen, daß alle im Siegesübermut gegen uns geschleuderten Steine sorgfältig vom Gedächtnis der Menschen gesammelt und aufbewahrt werden und daß gerade die Akte der Ungerechtigkeit tiefer in der Erinnerung haften als alle Wohltaten oder edlen Handlungen. Besonders aber können wir darauf hinweisen, daß die Ausnutzung der Moral zum Vorspann für den Betrieb einer gewöhnlichen Geschäftspolitik von allen billig denkenden Personen als unzulässig und als eine Herabwürdigung der Sittengesetze empfunden wird. Für diese Erkenntnis einen kleinen Beitrag zu liefern, ist der Zweck nachfolgender Zeilen.

In Artikel 228 wird die Verletzung der „Gesetze und Gebräuche des Krieges" als Grund der Klage bezeichnet. Das ist eine ziemlich allgemein gehaltene und daher undeutliche Angabe. Wir sind deshalb gezwungen, uns nach Beispielen für die „Gesetze und Gebräuche" umzusehen, damit wir wissen, was mit dem Ausdruck gemeint sein kann. Um nicht fehl zu gehen und um auch nicht zu weit zurückzugreifen und uns dem Vorwurf auszusetzen, als erzählten wir veraltete Geschichten, soll der letzte bedeutende Krieg Englands, der Burenkrieg vom Oktober 1899 bis März 1902 als Probebeispiel herangezogen werden. Doch müssen wir bei Betrachtung dieses Krieges mit Vorsicht zu Werke gehen. Jedenfalls dürfen wir uns nicht auf Zeitungsartikel oder ähnliche Erzeugnisse der Tagesliteratur stützen; hastige Stimmungsbilder einer erregten Zeit sind nicht geeignet, als Unterlagen zu dienen für die wichtige Frage: Welche Gesetze und Gebräuche wurden während des Burenkrieges von den Engländern angewendet?

Es steht uns glücklicherweise gerade über diesen Feldzug durchaus zuverlässiges und belegbares Tatsachenmaterial zu Gebote, aus dessen Mitte wir hier ein Stück herausgreifen wollen.

Gestützt auf amtliche Akten, eigene Beobachtungen und richterliche Untersuchung hat ein Engländer nach Beendigung des Feldzuges unvoreingenommene Darstellungen verfaßt über die verschiedenen, damals vielbesprochenen Vorgänge im Kriegsgebiet und hat sie in einem Buch von fast 400 Seiten nebst Tabellen, Tagebuchblättern, Briefen beteiligter Personen, offiziellen Aktenstücken und Karten zu Nutz und Frommen seiner eigenen Landsleute veröffentlicht.[1]) Der Autor, dessen loyale Gesinnung gegen sein Vaterland nicht in Zweifel gezogen werden kann, war abwechselnd Frontoffizier, hoher Verwaltungsbeamter in den von England besetzten Burendistrikten und Mitglied der, während des Krieges eingesetzten, Militärgerichte zur Aburteilung der Rebellen. Francis-Vane hat den Feldzug von Anfang bis zu Ende mitgemacht, ist in allen Teilen der Kampfzone gewesen und hat, wie kaum ein anderer, in seinen verschiedenen Stellungen Gelegenheit gefunden, vergleichende Studien über die Verhältnisse anzustellen, welche der moderne Kriegszustand für die Zivilpersonen zeitigt. Eingehend beschäftigt sich der Verfasser in seinem Buch mit der Art und Weise, wie seitens der Heeresleitung, der Verwaltungsorgane und der Militärjustiz ebenso wie seitens der englischen und kolonialen Truppenkörper mit dem Leben und Eigentum der Bevölkerung verfahren worden ist.

Aus diesen Aufzeichnungen müßte sich also eigentlich die vorbildliche Gestaltung der neuzeitlichen Kriegführung bezüglich des Verhältnisses zwischen Zivil und Militär erkennen lassen so wie sie der Art. 228 als Norm annimmt. Es müßten die Richtlinien gegeben sein, aus denen man die „Gesetze und Gebräuche des Krieges" herausfinden könnte; denn es ist doch wohl nicht zu er-

[1]) Pax Britannica in South Africa, by Francis P. Fletcher-Vane, London, Archibald Constable 1905.

Digitized by Google

warten, daß diejenigen, welche sich im Versailler Vertrag zu Richtern über die Deutschen aufwerfen, als kriegführende Partei selbst anders gehandelt haben könnten als nach den ihnen vollkommen klaren völkerrechtlichen Gesichtspunkten, und es ist nicht zu vermuten, daß sie, wenige Jahre zuvor, andere Gebräuche angewendet haben als solche, deren strikte Befolgung sie von den Deutschen jetzt verlangen. So sollte man wenigstens annehmen.

Wie aber, wenn das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Seite gerade den entgegengesetzten Beweis erbringt? Wenn darin nachgewiesen ist und durch Hunderte von Beispielen, Akten und Zeugenaussagen erhärtet wird, daß dieser Krieg mit ganz unnötiger, ja sogar der eigenen Sache schädlicher Rücksichtslosigkeit geführt wurde, wenn er als Muster von Verletzungen des Völkerrechtes und als ein Greuel durch seine systematische Zerstörung von Privateigentum und durch die Aushungerung der Zivilbevölkerung sich darstellt? Wie ist dann die jetzige Haltung der englischen Regierung zu erklären?

Daß die Engländer sich damals einredeten, den Burenkrieg mit äußerster Menschlichkeit geführt zu haben, geht aus den Worten eines bedeutenden englischen Generals hervor, der für seine Person ein durchaus human gesinnter Mann war, nur leider von den wirklichen Folgen des Krieges selbst wenig gesehen hat: „Wir haben den südafrikanischen Krieg in einer Weise betrieben, wie ihn keine der Kontinentalmächte jemals zu führen versucht haben würde, so menschlich und so ritterlich".

„Und dabei", so fährt Francis-Vane fort, „klangen mir die Schreie der Säuglinge aus den verwüsteten Farmen, das Kreischen der durch Eingeborene vergewaltigten Frauen und das Jammern der als Rebellen verurteilten Knaben in den Ohren, im Hirn und im Herzen. Welch glorreiche majestätische Unwissenheit, oder welch tiefe und unerhörte Heuchelei!!!" Wir stehen vor einem Rätsel.

Mag es die leidenschaftliche Kraft des gemeinsamen Volksempfindens gewesen sein, welche dem General es versagte, sich in seiner Urteilsfähigkeit zu behaupten, oder war es die Überhebung des Engländers, die ihn blendete, so daß er offenkundige Tatsachen nur im Verzerrungsspiegel seiner Wünsche sah. Jedenfalls hat sein Zeugnis nur einen sehr bedingten Wert gegenüber dem in dem Buche angeführten Material. Man spricht heute so viel von den Zerstörungen in Belgien und Nordfrankreich. Gewiß ist es bedauerlich, daß die Zivilbevölkerung dieser Länder so schwer gelitten hat. Aber die Engländer scheinen ganz vergessen zu haben, daß sie in der gesamten Kampfzone Südafrikas alle Farmen und Wohngebäude zerstört, alles Vieh weggetrieben, alle Vorräte vernichtet haben. Das geschah auf ausdrücklichen Befehl des Oberkommandos, um die kämpfenden Buren ihrer Zufluchtsstätten zu berauben. Vane brandmarkte diese Verwüstungsmaßnahmen als eine unnötige und sogar höchst törichte Grausamkeit. Denn solange der Bure seine Farm besaß und seine Familie darin wußte, hingen seine Gedanken ständig an der Heimat und er suchte so oft als möglich dorthin zurückzukehren. Nachdem aber einmal sein Anwesen zerstört, Frau und Kinder fortgeschleppt waren, wurde er Desperado und Todfeind. „Alle Burenführer, die ich seit dem Krieg getroffen habe, sagten mir, und es ist kein Grund zur Vermutung vorhanden, daß es ihr Interesse sei, mich in dieser Sache zu täuschen, das Niederbrennen der Farmen sei die einzige Ursache gewesen, daß sie ihre Mannschaften während des Winters 1901 im Felde hätten beisammenhalten können." Wenn man sich heute über die Repressalien aufregt, welche die Deutschen gegen die Freischärler an den Etappenstraßen Belgiens oder Frankreichs ergriffen haben, so möge man sich als Engländer daran erinnern, daß bei jedem Überfall auf die Verbindungsbahnen nach Kapstadt, Port Elisabeth oder Durban die Farmen stets bis auf 10 Meilen in der Runde, vom Tatort aus gerechnet, niedergebrannt worden sind. Das waren schwerere Ver-

Digitized by Google

geltungsmaßregeln als sie den Deutschen zur Last gelegt werden und auch viel weniger begründete; denn in jenen weitläufig besiedelten Gebieten konnten sich die Burenkommandos ganz ohne Verbindung mit den nächsten Anwohnern an die Bahnen heranschleichen, während dies Heranschleichen in einem dicht bewohnten Lande, ohne Mittäterschaft der Angrenzer, unmöglich geschehen kann. Das sind nur ein paar Beispiele für die „Gesetze und Gebräuche des Krieges", und zwar noch die leichter zu ertragenden; denn hier handelte es sich um regelrechte Kriegsmaßnahmen, und zwar nur solche, die gegen das Eigentum gerichtet waren. Zu bemerken ist, daß Francis Vane über dies System des Farmenniederbrennens und die allgemeine Verwüstung einen Privatbericht an das Londoner Kolonialamt geschickt hat, der jedoch ohne jeden Erfolg blieb. Er schreibt: „In den drei Wochen, nachdem mein Bericht eingesandt war, wurden ganze Städte in Asche gelegt, ganze Landstriche verwüstet, aber der Kolonialsekretär (Chamberlain) hielt seine famose Rede, in welcher er behauptete, in den beiden Kolonien seien nur 500 Häuser zerstört worden."

Von den zahllosen Übergriffen, welche sich die niederen Beamten und die Fronttruppen, vor allem die kolonialen zuschulden kommen ließen, mag geschwiegen werden, man müßte sonst das ganze Buch ausschreiben.

Viel schwerwiegender sind die Fälle, in denen es sich um Leib und Leben der Zivilbevölkerung handelt.

Die Konzentrationslager, in welche Frauen und Kinder geschleppt wurden und massenhaft zugrunde gingen, sind noch in aller Erinnerung. Einige Zahlen mögen ihre Humanität veranschaulichen. „Während des Monats September 1901, als ich die Konzentrationslager von Bethulie und Bloemfontein besuchte, war die Zahl der Todesfälle in ersterem 236 im Monat, das macht 590 pro mille im Jahr, und in letzterem 107, das macht pro mille 198. Die durchschnittliche Zahl der Todesfälle aller Lager in der Oranje-Kolonie war für September 273 pro mille. Wenn keine Verbesserungen der Organisation vorgenommen worden wären — und man muß bedenken, daß diese Zahlen schon hoffnungsvoller waren als diejenigen, welche die vorhergehenden Monate gezeigt hatten — so wären die Insassen der Lager an Zahl 44 572 in einem Zeitraum von 3 Jahren 8 Monaten gestorben. Das Bethulie-Lager würde keine Insassen mehr gehabt haben in einem Zeitraum von weniger als 2 Jahren. Es ist deshalb lächerlich, wenn jemand sagt, Reformen seien unnötig gewesen."

Diese Reformen verdankt die Welt nicht etwa dem offiziellen England sondern einer ausgezeichneten englischen Dame, Miß Hobhouse, deren Ruhm damals in aller Munde war. Als der General Botha Miß Hobhouse einer Bürgerversammlung vorstellte, sagte er: „Wenn diese Dame nicht zu uns gekommen wäre, hätten wir den Verlust von weiteren 20 000 unserer Lieben zu beklagen."

Es wird wohl nicht nötig sein, noch mehr über das Thema der Konzentrationslager zu sagen. Die Zahlen sprechen eine zu beredte Sprache. Aber darauf muß immer wieder hingewiesen werden, daß dies keine Vorbilder sind für die „Gesetze und Gebräuche des Krieges", wenigstens nicht eines humanen

„In Slachters Nek, ein Name von schlechter Vorbedeutung für Südafrika, hat man die gute Absicht schlecht durchgeführt. 5 Rebellen, unzweifelhafte Rebellen, waren zum Tode verurteilt worden. Es ist wahrscheinlich, daß jede Regierung, zu ihrem eigenen Schutze, diese Männer mit dem Tode bestraft hätte. Unser Beamter indessen war ein Stümper, als er den Galgen errichtete, und er war wiederum ein Stümper, als er den Angehörigen der Verurteilten erlaubte, Zeugen der Hinrichtung zu sein. Der Galgen brach zusammen, die unglücklichen Delinquenten krochen, halb gehenkt, zu ihren Angehörigen und bettelten um Gnade. Aber nichtsdestoweniger wurden sie, nach großem Ver-

Digitized by Google

zug, doch aufgeknüpft." Man halte mit dieser Tatsache den Artikel einer führenden Londoner Zeitung zusammen, welche stolz verkündete: Das britische System der Eroberung wird von den Historikern zitiert werden als ein Beispiel des suaviter in modo usw. „In Middelburg C. C., in Graaf Reinet und in Burgersdorp zeigte sich dieselbe Dummheit. Das Volk wurde gezwungen, die ihren eigenen Verwandten auferlegte Todesstrafe mit anzusehen. Noch dazu zeigte sich in letzterem Fall, abgesehen von der augenscheinlichen Grausamkeit, ein Mangel an Feinheit darin, daß manche dieser Leute durch Gerichte verurteilt waren, welche gemäß unseren eigenen Gesetzen und den Verordnungen des Königs, für ihre Verurteilung überhaupt inkompetent waren. Scheepers z. B. wurde verurteilt durch einen Gerichtshof, in welchem ein Leutnant der Kolonialtruppe saß, eine Tatsache, welche das ganze Verfahren ungültig machte; denn es ist klar ausgesprochen, daß keiner unter dem Rang eines Hauptmanns in einem Gerichtshof sitzen darf, vor welchem ein Gefangener eines Kapitalverbrechens angeklagt ist."

Diese Fälle können zweifellos in jeder Armee vorkommen; denn der Krieg ist immer ein außergewöhnliches Ereignis und wird mit Behelfen geführt. Aber es ist ein ander Ding zu sagen: Wir waren im Notstand und haben uns durchhelfen müssen, als sich das Richteramt anzumaßen über die Taten anderer und zu behaupten: Wir wissen, wie man sich im Kriege zu verhalten hat und werden Euch Nationen, durch Bestrafung lehren, unserem Beispiele zu folgen!

Mit diesen Tatsachen, denen ähnlich gelagerte zu Hunderten anzureihen wären, ist der Gegenstand jedoch keineswegs erschöpft. Man könnte immerhin der Meinung Ausdruck geben, daß es sich hier um Nachlässigkeit oder Vergehen untergeordneter Organe gehandelt habe, Nachlässigkeiten, die wohl tatsächlich vorgekommen sind, aber doch grundsätzlich von der Staatsleitung mißbilligt wurden. Wie aber steht es, wenn auf ausdrücklichen Befehl der Regierung nicht zu billigende Maßnahmen gegen Leib und Leben der Zivilbevölkerung angewendet worden sind?

Am 1. September 1900 wurde durch eine Proklamation des englischen Oberstkommandierenden Lord Roberts im Auftrag der englischen Regierung der Transvaalstaat zur englischen Provinz erklärt, nachdem auf dem gleichen Wege der Oranje-Freistaat schon am 28. Mai desselben Jahres als Orange River Colony für annektiert erklärt worden war. Über die Rechtmäßigkeit der Annektion kann man verschiedener Meinung sein. Die staatsrechtliche Frage mag deshalb hier unerörtert bleiben. Wichtig dagegen ist, daß durch die Proklamation die Einwohner dieser Länder zu britischen Untertanen gemacht und in der Folgezeit bei jeder Auflehnung gegen die neue Autorität als Rebellen behandelt und bestraft worden sind. Das ist ganz allgemein in den zivilisierten Ländern, außerhalb Englands, als ein Novum und als eine offenbare Verletzung des Völkerrechts angesehen worden. Doch damit nicht genug. Zur Unterdrückung jeglichen Aufstandsgelüstes von seiten der neugeschaffenen britischen Untertanen wurden fliegende Militärgerichte eingesetzt und ihnen die äußerste Strenge bei ihren Urteilen anbefohlen. Francis Vane war Richter an einer dieser „blutigen Assisen", wie sie in Südafrika genannt wurden, und legte nach einiger Zeit sein Amt nieder, weil er mit seinen milderen Anschauungen gegen den viel schärferen Gerichtspräsidenten und gegen die maßgebenden Stellen nicht durchzudringen vermochte. „Wir waren unter einem Druck von oben (d. i. von der Regierung) gezwungen streng und sogar ungerecht vorzugehen." Vane hatte sich bei Übernahme seines Amtes ausbedungen, daß die wegen politischer Delikte Verurteilten nicht wie gemeine Verbrecher behandelt werden sollten. Die Abmachung wurde seitens der Regierung nicht eingehalten, sondern die,

Digitized by Google

selbst wegen ganz leichter Vergehen, z. B. nicht rechtzeitiger Ablieferung von Pferden oder Futter, verurteilten Buren, wurden mit weißen und farbigen Schwerverbrechern zusammen zum Straßenbau und anderer harter Arbeit verwendet. Ja nicht einmal ein Freispruch rettete die Angeklagten vor Monate dauernder Einkerkerung, wie dies aus dem Fall David Burghers aus Annaburg zu ersehen ist. Und wer sind die Angeklagten gewesen? In den Distrikten, für welche die Militärgerichte bestimmt waren, standen die erwachsenen Männer im Felde bei den Buren. Zurückgeblieben waren Frauen, Kinder, alte Leute und namentlich junge Burschen. Gegen diese richtete sich besonders die ganze Strenge der Militärgerichte. Von den 92 Fällen, bei welchen Vane mitgewirkt hat, waren weit mehr als die Hälfte Schuljungen zwischen 14 und 19 Jahren. Angeklagt, in den meisten Fällen, wegen Hochverrats mit Mordversuch und Brandstiftung, wurden sie verurteilt zum Tode oder lang dauernder Zuchthausstrafe. Freisprüche erfolgten in dieser Zeit nur 2. Und ihre Schuld? Sie waren zu ihren Verwandten, den Buren, hinübergelaufen oder hatten ihnen andere Dienste geleistet, weil sie gehört hatten, man würde sie ins englische Militär stecken, wie dies in manchen Distrikten bereits geschehen war. Sie wollten aber doch nicht gegen ihre eigenen Brüder kämpfen!

Die Anklage lautete niemals auf Hochverrat allein, sondern stets gleichzeitig auf Mord (murder) oder Mordversuch (attempted murder).

Francis Vane schreibt: „Noch eine größere Schwierigkeit wurde mir durch den **Befehl** unserer vorgesetzten Behörde verursacht, welcher darauf abzielte, daß jeder britische Untertan, der unter der Anklage des Hochverrats vor uns gebracht würde, gleichzeitig auch des Mordes oder Mordversuchs zu beschuldigen sei. Als ich diese Instruktion erhielt, beschloß ich zuerst mein Amt niederzulegen; denn es war klar zu erkennen, daß die Vorgesetzten uns zu zwingen wünschten mit ungebührlicher Strenge gegen die Gefangenen zu verfahren. Damals glaubten wir, es sei einfach beabsichtigt uns zu einem harten Vorgehen zu veranlassen. Viel später wurde uns hierfür ein anderer Grund klar. Denn in einer Rede, welche Mr. Chamberlain bei Verteidigung der südafrikanischen Regierungspolitik im Hause der Gemeinen gehalten hat, kamen folgende Worte vor: **‚Wegen eines Verbrechens des Hochverrats allein ist keiner zum Tode verurteilt worden, sondern nur, wenn dies Verbrechen mit einem Mord verbunden war‘.**“

In diesem einen Satz zeigt sich die ganze Verschlagenheit des damaligen Kolonialsekretärs und seiner Politik. Erst gibt er den Befehl an die Militärgerichte, stets gleichzeitig mit der Hochverratsanklage die Anklage wegen Mordes zu stellen und dann verschanzt er sich hinter die daraus hervorgehenden Sentenzen, um die Schlechtigkeit der Buren, dieser „Mörder“, zu beweisen und seine Politik der Rücksichtslosigkeit dadurch zu rechtfertigen.

Sind das die „Gesetze und Gebräuche des Krieges“, welche die Deutschen hätten anwenden müssen? Hätte z. B. der Generalgouverneur von Belgien auch eine Annektionsproklamation erlassen sollen wie Lord Roberts? Und hätte er daran anknüpfend, daß die Belgier hierdurch Deutsche geworden wären, Justizakte ausführen lassen sollen nach der Methode des britischen Kolonialamts? Francis Vane gibt von den damals errichteten Militärgerichten und ihrer Tätigkeit in Südafrika folgende Definition: „Ein Militärgericht ist ein ungesetzliches Tribunal, zusammengerufen um unschuldige Personen zu überführen wegen neu erfundener Verbrechen durch ganz unzulässige Beweismittel.“

Die Worte des damaligen Kolonialsekretärs sind für uns heute bemerkenswert, weil sie den Schlüssel für die Methode der Engländer liefern. Die Hauptsache liegt im Anklagesystem. Das System, den Gegner unmoralischer Handlungen zu zeihen,

Digitized by Google

um dadurch den eigenen Egoismus in gemildertem Licht erscheinen zu lassen, ist zwar gewiß so alt wie die Welt. Die Römer, welche sich über die punischen Heucheleien der Karthager beschwerten, haben sicherlich ähnliche Erfahrungen gemacht wie jetzt die Buren und die Deutschen mit ihren Gegnern. Aber der Ruhm systematisch ihre Politik nach solchen Grundsätzen zu orientieren und durch eine Kette von gleich abgestimmten Apparaten ihre Behauptungen über den Erdball zu verbreiten, dieser Ruhm gebührt nur dem englischen Auslandsdienst.

Wie es seinem Wesen und seiner Erziehung entspricht, liebt der Engländer die Haltung selbstgefälliger Überlegenheit gegen andere Nationen einzunehmen. Deshalb ist es nicht wunderbar, daß er in ihnen entweder arme Zurückgebliebene oder, falls sie sich seinen Absichten nicht gefügig zeigen, Übertreter der moralischen Ordnung erblickt. Auf den glatten Boden der Diplomatie versetzt, wo das persönliche Verantwortungsgefühl durch das höhere Interesse des Gemeinwohls überdeckt wird, liegt für ihn die Versuchung sehr nahe, die moralischen Empfindungen der Menschen für seinen politischen Großbetrieb auszunützen. Unter dem Schein der Ehrbarkeit entrüstete sich z. B. das britische Auswärtige Amt über die Mißwirtschaft in Ägypten, um das ganze Land und den Suezkanal an England zu bringen; es entrüstete sich über die Behandlung der Uitlanders durch die Buren, um die Gold- und Diamantminen in die Hand Britanniens zu bekommen; es entrüstete sich über den sogenannten deutschen Imperialismus, um die unbequeme Industrie- und Handelsmacht zu zerstören. Es kommt nur darauf an, dem man in the street, d. h. der großen Gemeinde der Urteilsbeschränkten in allen Ländern, klarzumachen, daß die Moral auf seiten der englischen Regierung ist, die Immoral dagegen auf der anderen, und die überwiegende Anzahl der Menschen wird sich willig vor den englischen Wagen spannen. Darin liegt die Berechnung. Durch das Aufreizmittel der Verunglimpfung ist der Angreifer immer im Vorteil. Er drängt den Gegner in die Verteidigung und zieht die zur Verhandlung stehende Frage auf ein Niveau herab, auf dem sich Beschwerden endlos vorbringen lassen und semper aliquid haeret. Wenn man sich daran erinnert, wie in den Reden englischer Minister vor dem Burenkriege und in den fortgesetzten „Verhandlungen" mit dem Transvaalstaat ganz unbedeutende Ereignisse zu wichtigen „Fällen" aufgebauscht worden sind, nur um die sogenannte öffentliche Meinung gegen die Buren und gegen so ehrenwerte Männer wie Krüger, Reitz und Steijn in Erregung zu versetzen, so wird man die Taktik der englischen Staatsmänner klar erkennen. Da war z. B. der „Lombard-Fall" (angebliche Mißhandlung von Farbigen), der „Edgar-Fall" (Arretierung eines englischen Raufboldes), der „Amphitheater-Fall" (Nichteinschreiten der Polizei bei einer politischen Versammlung gegen die Uitländer). Und dieser „Fälle" gab es zahllose, bis die gewollte Wirkung, das Kriegsfieber, ausbrach. Wenn man anderseits daran denkt, wie verschlagen sich die englische Regierung aus der übeln Angelegenheit des Doktor Jamesonschen Einfalls in Transvaal herausgezogen hat, bei der sie doch offenkundig die Hand im Spiel gehabt hatte, so mußte man auf die schlimmsten Verdrehungen immer gefaßt sein und konnte sich nicht wundern, daß uns während des Krieges die englische Verleumdung über den ganzen Erdkreis verfolgt hat.

Auf diesem Boden sind zuletzt auch noch die Artikel 228 ff. des Friedensvertrages von Versailles erwachsen. Klagen und „Fälle" zusammentragen, den Gegner *moralisch* herabwürdigen. Man versucht wie im Burenkrieg die englischen Verletzungen des Völkerrechts dadurch zu verschleiern, daß man Kriegshandlungen des Gegners, wie das Aufreißen der Eisenbahnen, so behandelt, als ob es im Frieden begangene Handlungen gegen das gemeine Recht des Landes seien, in dem sie stattgefunden haben.

Digitized by Google

Gerade im jetzigen Augenblick braucht man solche Fälle gegen die Deutschen ganz besonders notwendig. Sie müssen zu einer unaussprechlichen Sorte von Menschen gestempelt werden. Ohne diese Anklagen gegen die Deutschen würde der Friedensvertrag einer gewissen Begründung ermangeln. Es könnte sonst sogar der man in the street sich darüber wundern, daß einer gesitteten Nation Bedingungen auferlegt werden, die in solchem Maße vom Geist der Gehässigkeit und Überhebung durchtränkt sind, wie ihn das Friedensinstrument zeigt; und die selbständiger Urteilenden könnten auf den Gedanken kommen, daß man die Deutschen wirtschaftlich ersticken will, da man sie im Felde nicht hat besiegen können. Dieser Gedankengang, wenn er sich ausbreitete, könnte unangenehme Folgen haben. Also greift man zu dem bewährten Auskunftsmittel, die deutsche Nation in ihren Vertretern zu diskreditieren, sowohl im Kaiser wie auch in den Untergebenen. Ist erst der Schein des Rechtes auf seiten der Entente, dann wird die Welt auch diesen Friedensvertrag brav hinunterschlucken.

Aber die Sache ist doch nicht so einfach wie bei den Militärgerichten in Südafrika. Wird die Robe sich auch diesmal gebrauchen lassen, um die Blößen der Politik zu bedecken?

Aus Frankreich und England kommen zwar in letzter Zeit die Nachrichten, das Auslieferungsbegehren werde nunmehr gestellt und es bestehe tatsächlich die Absicht, die Offiziere, Beamte und Soldaten sowohl wegen Verletzung des Völkerrechts als auch wegen gemeiner Verbrechen anzuklagen. Vorläufig jedoch darf man noch annehmen, daß diese Behauptungen nur in den Köpfen der Zeitungsschreiber entstanden sind und daß die Begriffsverwirrung nicht auch die leitenden Kreise unserer Feinde ergriffen hat. Sie mögen sich wohl auch vor den Folgen scheuen. Galt doch bisher als oberster Grundsatz des Völkerrechts im Kriege: Die Staaten führen Krieg, nicht die Individuen. Also trägt auch nur der Staat die Verantwortung dem Feinde gegenüber und die Individuen sind ausschließlich i h r e r staatlichen Obrigkeit Rechenschaft schuldig. Ein Durchbrechen dieser Regel führte mit Notwendigkeit zur Barbarei; denn jedes besiegte Volk wäre in Zukunft der Willkür ausgeliefert. Der Sieger entzöge die fremden Staatsangehörigen ihren natürlichen Richtern und könnte Gesetze auf sie anwenden, denen sie bei Begehung ihrer Handlungen gar nicht unterstanden. Das widerstreitet jedem Rechtsgefühl.

Bezeichnend ist es auch, daß im ursprünglichen Text des Art. 228 stand: „Auf die für schuldig Befundenen finden die in den M i l i t ä r g e s e t z e n vorgesehenen Strafen Anwendung." Nachträglich wurde der Ausdruck Militärgesetze in Gesetze umgewandelt. Konnte man schon bezüglich der Militärgesetze im Zweifel sein, welche Vorschriften der verschiedenen Nationen hier gemeint seien, so steht man bei dem Ausdruck Gesetze erst recht vor dem Dunkel.

Und gerade der Sprung ins Dunkle, den die Sieger mit der Durchführung der Artikel tun, muß sie warnen. Es wird ein Präjudiz geschaffen, das für künftige Zeiten, Kriege und Friedensschlüsse unheilvolle Folgen hervorrufen muß. Ein schlechter Berater ist die Rachsucht. Man kann nur hoffen, auch auf den Versailler Gewaltfrieden wird das Wort von Montesquieu zutreffen:

„L'atrocité des lois en empêche l'exécution."

München, November 1919 F r i e d r i c h P r i n z z u L ö w e n s t e i n.

Redaktionell abgeschlossen am 24. November 1919.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck einzelner Kapitel dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Zehn deutsche Gebote für 1920.

I.

Bleibe stolz darauf, daß das deutsche Heer vier Jahre hindurch einer Welt von Feinden mannhaft widerstand. Präge dieses Selbstbewußtsein Kindern und Enkeln ein. Schäme dich aber unseres Zusammenbruchs, prüfe deine Mitschuld und tilge sie.

II.

Gebrauche nicht große Worte; sie sind verbraucht. Schaffe vielmehr sittliche Werte. Beginne im eigenen Pflichtbereich.

III.

Beachte wohl, daß nicht Tage zu lösen vermögen, was die Jahrzehnte geknüpft. Laß nicht Leidenschaft, sondern zähe Geduld deine Beraterin sein.

IV.

Liebe jeden Deutschen, der Deutscher sein will, wie dich selbst.

V.

Ehre jede pflichttreue Einordnung vor dem Zusammenbruche, auch wenn sie ihn nicht verhütete. Achte jede redliche Aufbaubestrebung nach ihm, auch wenn sie noch nicht viel erreichte.

VI.

Vergiß nie, daß, mächtiger als innerer Zwist, äußerer Feind vor den schlecht verschlossenen Toren steht und leicht käuflicher verruchter Verrat in den eigenen Mauern wohnt.

VII.

Glaube unerschütterlich an unsern Aufstieg! Suche, was eint, meide, was trennt!

VIII.

Nahm dir der Krieg weder Gesundheit, noch Vater, Söhne oder Brüder, so hast du wohl ein kaum erfüllbar Maß von Dank und Pflichten zu erfüllen, aber nur wenig Recht zu hadern und zu fordern.

IX.

Von allem Niederen verachte am grimmigsten den Eigennutz! Auf ihm beruht alles Übel, von der kleinsten Schwäche bis zum gemeinsten Verbrechen.

X.

Arbeite für Kinder und Enkel, Waisen und Gefangene! Deren Zukunft sei dein Vaterland, Nächstenliebe zu ihnen deine Vaterlandsliebe.

Dresden, im Dezember 1919. Oberstleutnant v. Metzsch,
Chef des Generalstabes des Wehrkreises IV.

Digitized by Google

Die deutsche Tragik.

Wir wollen den Zwischenraum zwischen der deutschen und der feindlichen Zensur benützen, um einiges zur Wahrheit über die Behandlung der Gefangenen zu sagen.

Wer sich eingehend mit diesem Gegenstand beschäftigt hat, weiß, daß ihre Behandlung und Verpflegung in Deutschland im allgemeinen so gut war wie es die Hungerblockade irgend zuließ, daß sie in den feindlichen, nicht blockierten Ländern im allgemeinen schlecht, in Frankreich und unter französischer Regie in Rumänien so war, daß sie stets eins der dunkelsten Kapitel der Kulturgeschichte bilden wird. Keine Züge von beabsichtigter Grausamkeit haben wir aus Serbien gehört.

In allen feindlichen Ländern aber ist die Einstellung des Volkes die, daß es — unabhängig von den Tatsachen — behauptet: Die Feinde haben die Gefangenen schlecht behandelt, wir haben sie gut behandelt.

In Deutschland ist die Einstellung des Volkes: es wird bei den andern schon nicht so schlimm gewesen sein, bei uns haben es die Gefangenen auch nicht besser gehabt.

Man kann diese grundverschiedene Einstellung nicht aus den Maßnahmen der deutschen Regierung allein erklären, die, um Deutschland in den feindlichen Ländern beliebt zu machen, verbot, die Wahrheit zu verbreiten; auch prägen sich in diesem Verbot die gleichen nationalen Züge aus wie in den Reden des Volkes.

Während germanische Frauen und Kinder gefesselt hinter dem Wagen des Triumphators zur Belustigung des Pöbels durch die Straßen Roms getrieben wurden, hielten die Deutschen Römisch für feiner als Deutsch; während die Mordbrenner Ludwigs XIV. in der Pfalz die Frauen schändeten, Kinder und Greise marterten, hielten die Deutschen Französisch für feiner als Deutsch. Und sie halten in diesem Augenblick, während englische Ärzte mit Behagen ausrechnen, welche Krankheiten im Jahre 1940 infolge der Hungerblockade in Deutschland herrschen werden, während die Franzosen die deutschen Gefangenen zu Tode quälen, Englisch und Französisch für feiner als Deutsch.

Bei so beschaffenem Charakter hilft keine Belehrung. Ein Bärenkerl mit der Seele eines Kindes, den jeder wegen seiner Leibesbeschaffenheit für einen Berserker hält, bekommt nicht dadurch eine andere Seele, daß ihm Professoren die schlechten Erfahrungen vorhalten, die er mit der bisherigen gemacht hat. „Dieses Mal sind die Menschen anders", sagt er. „Dieses Mal", das ist der Inhalt der deutschen Sozialdemokratie, die sich selbst für etwas hält, das die Welt noch nicht gesehen hat, aber nur eine neue und zeitgemäße Form war, um den Riesen zu Fall zu bringen. Sie merken es heute noch nicht, daß sich ringsherum, auch in Rußland, der nationale Sozialismus entwickelt hat, während sich bei uns der antinationale entwickelte.

So hatten sich vor dreihundert Jahren ringsherum die nationalen Kirchen entwickelt, als die Deutschen meinten, sie müßten auf ihrem Boden den Kampf der Religionen austragen, wie sie jetzt meinen, auf ihrem Boden den Kampf um die soziale Neuordnung austragen zu müssen. Damals wie heute waren die Nachbarn mit der Wahl des Kampfplatzes einverstanden, kamen herein und beteiligten sich an dem Kampf um die himmlischen Güter, indem jeder so viel von den irdischen raubte wie er zu fassen bekam. Der eigentliche Kriegszustand für Deutschland wird erst mit dem Frieden beginnen. Für die besetzten Gebiete hat er begonnen, und die Arbeiter in der Pfalz und im Saargebiet glauben nicht mehr, daß

Digitized by Google

der französische Haß gegen die Deutschen eine nationalistische Erfindung sei. Erst in letzter, schwerer Todesnot wird das deutsche Volk keine Tschechen, deutschfeindliche Juden und internationale Aristokraten zu Ministern des Äußern machen.

Wir sehen die Tragik des deutschen Volkes nicht im äußeren Zusammenbruch, sondern in seiner inneren Beschaffenheit, so wie sie von jeher war und in seinen Pazifisten nur eine neue, der Zeit angepaßte Form gefunden hat. Die unbedingte Friedensliebe des deutschen Volkes ist seit 2000 Jahren die Ursache der meisten europäischen Kriege gewesen.

Die neue Form ist eine wissenschaftliche. Man glaubt, Recht, Schuld, Volkswert ließen sich objektiv feststellen und möchte mit dieser wissenschaftlichen Methode den Anfang machen. Dazu ist erforderlich, daß die nationalen Unterschiede verschwinden. Nun sind die nationalen Unterschiede seit dem achtzehnten Jahrhundert in der Politik immer maßgebender geworden; Wilsons 14 Punkte, die von den meisten Deutschen für eine Begründung des nationalen Friedens gehalten wurden, machen die Nationalität zum Angelpunkt des gesamten Lebens, und mit Österreich-Ungarn ist der letzte Großstaat aufgelöst worden, in dem verschiedene Nationalitäten in einem staatlichen Verbande lebten. In diesem passenden Zeitpunkte wollen die Deutschen Weltbürger werden. Sie nehmen an, daß es ein Weltgewissen, Weltgerechtigkeit, Weltschuldige gibt, die festzustellen sind, wobei sie insofern der wissenschaftlichen Methode untreu werden, als sie im vornhinein annehmen, daß die Weltschuldigen nur Deutsche sein können. Kein Engländer will Gibraltar, kein Franzose das linke Rheinufer, kein Italiener Triest deshalb, weil sie meinen, daß ein englisches Gibraltar, ein französisches linkes Rheinufer, ein italienisches Triest für das Weltgewissen besser seien, aber sie alle sind einverstanden, daß in Deutschland die wissenschaftliche Auffassung an Stelle der nationalen eingeführt wird, so wie sie vor dreihundert Jahren einverstanden waren, daß in Deutschland die religiöse Auffassung an Stelle der nationalen eingeführt wurde.

Nun sind die Menschentypen gar sehr verschieden, fast so verschieden wie die Tierarten, jedenfalls so verschieden wie verschiedene Varietäten einer Art. Es ist deutsche Naivität, anzunehmen, daß man einen Typus gegen den anderen abwägen könne; das kann man schon nicht auf dem Gebiete der Kunst, wo doch gewisse allgemeine Wertmaßstäbe bestehen; schon da kann man Dostojewskij und Dickens und Gottfried Keller nicht recht vergleichen. Viel weniger noch in der Politik; denn Politik — es klingt paradox, wenn man das in einer deutschen Zeitschrift sagt — ist Egoismus. Nun gar Ausbrüche von Gefühlen und Berechnungen wie es Kriege sind, sind ohne Egoismus nicht verständlich. Wenn auch bei einzelnen Intellektuellen auf allen Seiten das Bestreben vorhanden ist, einen unegoistischen Maßstab für das eigene Handeln zu finden, so sind doch die Kriege der Menschenstaaten ebensowenig aus rein ethischen Absichten verständlich wie die Kriege der Ameisenstaaten. Die Deutschen meinen, es lasse sich wissenschaftlich entscheiden, welchem von den beiden kämpfenden Ameisenstaaten der Baumstamm gehört.

Ein solcher Volkscharakter brauchte noch nicht tragisch zu sein. Man könnte annehmen, daß das ganze Volk ins Kloster geht und sich seiner Vervollkommnung und dem Studium des Weltgewissens widmet. Das Brüchige des Deutschen liegt darin, daß er die Politik eines Trappisten verfolgen und dabei täglich drei Liter Bier und ein Pfund Fleisch konsumieren möchte. Er möchte aus seiner Politik jeden Egoismus ausschalten, sich dem Urteil der Menschheit unterwerfen, die ihn zu vernichten beabsichtigt, es sollen dabei aber täglich drei Liter Bier und ein Pfund Fleisch für ihn herauskommen. Der Hergang ist also jedes-

Digitized by Google

mal dieser: Zuerst verfolgen die Deutschen ein Ziel, von dem sie nichts haben, lassen sich von den Römern für die Unterwerfung der Nachbarstämme, von den Franzosen für die Kreuzzüge, von allen Nachbarn für den Dreißigjährigen Krieg, von den Engländern für den Sturz der preußischen Monarchie einspannen, bemerken auch nachträglich noch nicht, daß sie ihr ideales Ziel nicht erreichen (so dieses Mal beim Munitionsarbeiterstreik im Frühjahr 1918, beim Waffenstillstand im Herbst 1918, beim Verständigungsfrieden 1919), sondern erst wenn sie merken, daß die drei Liter Bier und das Pfund Fleisch, die sie zunächst durch Plünderung bei Landsleuten zu erlangen suchen, absolut nicht zu haben sind, also erst in tiefster materieller Not, auf deutsch: wenn ihr Land besetzt ist und sie feindlichen Besatzungen die drei Liter Bier und das Pfund Fleisch liefern müssen, die sie selbst konsumieren möchten, erst dann erwachen sie zur Wirklichkeit. Erst dann, wenn alle Heere der Welt mit deutschen Söldnern, wenn alle Bordelle der Welt mit deutschen Mädchen und Kindern gefüllt sind.

All diese Züge hängen aufs engste zusammen mit allem, was wir am schönsten im deutschen Wesen finden. Man denke sich aus ihm das blödsinnige Vertrauen auf Weltgewissen und Weltgerechtigkeit fort, und es wird einem schwer fallen, die Treuherzigkeit und Naivität des deutschen Volkes sich noch vorzustellen. So sind sie schlaueren Stämmen ausgeliefert. Die Verbindung von Mut, den der Deutsche von seinem Führer fordert, mit Klugheit, den die Beschaffenheit der Welt erfordert, ist selten. Nur ein kluger Held kann sie führen.

Das was ich herauszuarbeiten suche, ist: Das Unbewußte im Menschen, das Typische, das Schicksalsmäßige; dieses ist entscheidend, nicht Worte und Gedanken. Das Studium der Physiologie kann nicht einen gesunden Instinkt ersetzen, der dem Menschen sagt, was ihm zuträglich ist und was ihm schadet.

Einen Zug gibt es indessen, der die versuchte Schilderung dieses tragischen Volkstypus als schönfärberisch erscheinen lassen könnte. Es ist die Gehässigkeit gegen den Landsmann, die mit dem Schwärmen für die Menschheit zusammengeht. Man muß sich die Leute, die sich den Trambahnplatz erkämpfen, daraufhin ansehen, daß es dieselben Leute sind, die den Weltfrieden herbeiführen wollen. Man muß sich bei der Teilnahme für die fremden Gefangenen, der Teilnahmslosigkeit für die eigenen erinnern. Man muß sich erinnern, daß die Verehrer der Menschlichkeit Landsleute, Väter von deutschen Kindern, Söhne von deutschen Müttern an feindliche Gerichte ausliefern wollen. Überall Fernstenliebe, nirgends Nächstenliebe. Dann steigt die bange Frage auf: sollte alles Reden von Menschlichkeit und Weltverbrüderung nur Reden sein?

Wir wissen, daß es nicht der Fall ist. Der im Deutschen liegende Zug nach dem Höchsten ist echt wie das Streben des Insekts nach der Quelle des Lichts und der Wärme. Aber die moderne Welt, wie sie mit den Römern begann, verwirrt ihn. Er glaubt in die Sonne zu fliegen und verbrennt in einer Ölfunzel.

Niemals darf unsere Liebe erlahmen.

Wenn ich ein krankes Kind im tiefen Winter über ein verschneites Gebirge zu bringen habe, und ich mich ärgere, daß es an den Abgrund hintaumelt, um Blumen zu pflücken, und wenn ich wünsche, daß es ein besonnener Mann wäre, so muß ich mich erinnern, daß dieser mich nicht brauchte, und daß es meine Aufgabe ist, ein krankes Kind im tiefen Winter über ein verschneites Gebirge zu bringen.

Advent 1919. Paul Nikolaus Cossmann.

Digitized by Google

Amtliche Vernehmungen von Kriegsgefangenen.

Durch Zufall ist die Abschrift protokollarischer Vernehmungen von Kriegsgefangenen in unsern Besitz gekommen. Da uns die Vernommenen nicht zugänglich sind, manche sind wohl auch inzwischen gefallen, fühlen wir uns nicht berechtigt sie zu nennen. Wir veröffentlichen ungern solche Berichte ohne volle Namensnennung: das Kriegspresseamt hat mit seinen je nach Bedarf zurückgehaltenen und losgelassenen Berichten über den Sergeanten X in Y derartige Veröffentlichungen noch unwirksamer gemacht als sie an sich schon sind. In diesem Fall wird man die Unterdrückung der Namen verstehen. Deutschen, die — etwa um nach Angehörigen zu forschen — ein Interesse an ihnen haben, stehen sie zur Verfügung.

Abschrift.

D. St. Qu., 26. 12. 1916.

I.

Am 15. 11. 16 erreichten unsere Linien bei St. Mihiel:

Vizefeldwebel Karl P.
Unteroffizier Adolf S.
Gefreiter Ludwig E. und erzählten:

Wir waren bei Fleury Anfang August 1916 gefangen genommen und von hier in ein Lager südwestlich Verdun gebracht worden.

Unsere Verpflegung war durchweg schlecht, unzureichend und mangelhaft gekocht, sie bestand aus Linsen, Bohnen und Erbsengericht, in das an 3 Tagen ein wenig Fleisch, an 4 Tagen Speck eingekocht war. Infolge Mangels geeigneten Brennholzes war das Essen niemals weich gekocht.

Ursprünglich waren wir ohne jedes Obdach, lagen unter freiem Himmel in einer Drahtumzäunung zusammengepfercht. Die jetzt vorhandenen, sehr dürftigen Strauchhütten hatten wir uns selbst errichten müssen. Erst seit 1. 11. hatten wir Schlafdecken erhalten. Wäsche hatten wir seit unserer Gefangennahme nie erhalten. Gelegenheit zum Waschen war überhaupt nicht vorhanden.

Der Gesundheitszustand der Gefangenen ist daher ein sehr schlechter. Am häufigsten sind Darmkrankheiten mit Fieber. Ein Arzt für das Lager ist zwar vorhanden, soll auch ab und zu die Kranken ansehen, als hauptsächlichstes Arzneimittel Opium, Aspirin und Wismut verabreichen, im übrigen aber werden alle Kranken selbst bei hohem Fieber an die Arbeit geschickt.

Noch schlechter ist die Behandlung der Gefangenen. Während des Verhörs werden sie durch Revolver, Schläge — sogar ein französischer General soll sich dessen nicht geschämt haben —, Arreststrafen zu möglichst umfassenden Aussagen gezwungen. Geld wird den Gefangenen abgenommen und nicht mehr zurückgegeben. Auch das von zu Hause geschickte wird ihnen nicht ausbezahlt, ja es ist gegen Strafe sogar verboten, darnach zu fragen wenn ihnen durch Brief die Geldsendung angekündigt wurde. Löhnung erhalten sie ebenfalls nicht.

Überhaupt besteht für den Gefangenen keine Möglichkeit, sich irgend etwas zu kaufen oder auch nur mit der Außenwelt in Verbindung zu treten.

Die Gefangenen sind im großen und ganzen ihren Bewachungsmannschaften (19. Hus., 9. Chass. und 18. Drag.) ausgeliefert, die sie in gemeinster Weise beschimpfen und mißhandeln und Strafen wie ständiges Arbeiten im Wasser, Geschwindmarsch mit dem durch Steine beschwerten Tornister (60 Pfund) für die geringsten Vergehen verhängen. Dieser Handlungsweise sollen auch die Offiziere — besonders genannt wurde der Adjutant der 9. Chass. — nicht nur in keiner Weise Einhalt gebieten, sondern geradezu noch Vorschub leisten.

Digitized by Google

II.

Am 8. 12. 16 trafen aus französischer Gefangenschaft bei St. Mihiel ein:
Schütze Johann W.
Infanterist Andreas S.
Infanterist Karl R.

Sie befanden sich seit Ende Juli 1916 in französischer Gefangenschaft in den Lagern Souilly, Nixaville und schließlich Souhesmes, wo sie mit etwa 1000 Mann in einem Steinbruch von 6—11^{30} Uhr vorm. und 12^{30}—5^{30} Uhr nachm. arbeiten mußten. Sie sagten wie folgt aus:

Die Verpflegung bestand aus Kaffee mit Zucker als Morgenkost, Linsen oder Reis alle drei Tage mit etwas Pferde- oder Eselfleisch vermischt als Mittags- und Abendkost, dazu früh und abends je etwa 200 Gramm Brot. Das Essen ist erbärmlich zubereitet und schlecht, wird aber doch gegessen, da die Gefangenen sich weiter nichts verschaffen können.

Seit etwa 4 Wochen erhielten sie keine Post mehr. Die an sie bestimmten Pakete liegen zu Hunderten in Souhesmes, werden von Ratten zerfressen, aber nicht ausgehändigt. Geldsendungen werden ihnen überhaupt nicht übergeben. Löhnung bekommen sie keine.

Die Behandlung der deutschen Gefangenen ist unglaublich schlecht. Sie werden mit Stockschlägen und Gewehrkolbenstößen mißhandelt; die Offiziere lachten darüber.

Die Gefangenen sind in nicht heizbaren Holzhütten untergebracht, liegen auf Stroh ohne Matratze und haben erst vor ungefähr 4 Wochen pro Mann eine Decke erhalten. Kleidung ist schlecht und wird selten erneuert; besonders mangelhaft ist das Schuhwerk, so daß sich manche Holzbrettchen an Stelle der Sohlen an die Schuhe binden, um im Steinbruch überhaupt arbeiten zu können.

III.

Am 22. 12. 16 trafen beim 12. J.-R. aus französischer Gefangenschaft ein:
Unteroffizier Heinrich M.
Unteroffizier Johann L.

Am 24. 10. 16 im Chapitre-Wald gefangen genommen, waren sie zuerst ins Gefangenenlager Souilly, nach etwa 14 Tagen nach Nixeville verbracht worden.

Sie geben an:

Die Behandlung der Gefangenen in Souilly spottete jeder Beschreibung. Für die geringsten Vergehen, oft ohne jeden Grund, wurden sie von Offizieren und Mannschaften mit Stöcken geschlagen. Unterkunft war keine vorhanden; sie lagen auf blankem Boden in Gärten und sonstigen mit Draht umzäunten Plätzen zusammengetrieben.

Die Verpflegung (Kaffee, mittags und abends Reisbrei) war unzureichend und eiskalt.

In Nixeville war die Behandlung ebenfalls schlecht, wenn auch erträglicher, Unterkunft in kleinen Zelten mit wenig, meist verfaultem Stroh vorhanden. Jeder Gefangene besaß eine kleine Decke. Verpflegung die gleiche wie oben, nur wenigstens warm, dreimal in der Woche bekamen sie ein wenig Pferdefleisch.

IV.

Am 23. 12. 16 trafen bei St. Mihiel aus französischer Gefangenschaft ein:
Gefreiter Anton T.
Gefreiter Hermann K.
Infanterist Heinrich G.

Digitized by Google

Sie waren zuerst im Gefangenenlager Souilly, nach etwa 8 Tagen ins Lager Vadelaincourt gebracht worden. Das Lager umfaßt etwa 1000 Mann, die in einem Steinbruch in der Nähe des Ortes arbeiten müssen.

Sie erklärten:

In der Umgebung von Verdun sollen sich etwa 30 Gefangenenlager befinden, die ausschließlich für Gefangene der Kronprinzenarmee gehören. Elsässer und Polen kommen in bessere Lager ins Innere des Landes.

Sie bestätigen in vollem Umfang die Aussagen der am 22. eingetroffenen beiden Unteroffiziere, hinsichtlich Behandlung, Unterkunft und Verpflegung in Souilly. Das Essen soll des öfteren schon völlig verdorben gewesen sein. Auch Offiziere — besonders genannt wurde ein Offizier des 16. Chass.-R. — schlugen die Gefangenen mit der Reitpeitsche.

Ebenso schlecht war die Verpflegung in Vadelaincourt. So erhielten sie 14 Tage lang Reis, der teils schlecht, teils überhaupt nicht gekocht war. Es herrscht großer Holz- und Wassermangel.

Sie waren teils in Holzbaracken ohne Fenster und Ofen, teils in großen Mannschaftszelten untergebracht; als Lagerstätten dienten Hürden mit etwas Stroh bestreut. Jeder Mann besaß eine kleine, völlig unzureichende Schlafdecke. Die Baracken sind voll Ungeziefer. Gelegenheit zum Waschen des Körpers oder der Wäsche ist keine vorhanden. Ein Arzt für das Lager ist zwar angestellt. Die kranken Leute, die teils in völlig zerlumpten Stiefeln mit aufgebundenen Brettsohlen, teils mit offenen Füßen herumlaufen müssen, werden einige Tage nach ihrer Krankmeldung auch untersucht. Es geschieht aber nichts zu ihrer Pflege. Trotz hohen Fiebers werden sie zur Arbeit getrieben.

Die Bewachungsmannschaften für das Lager hatten zuerst die 18. Drag., die sich besonders roh benahmen, dann das terr. Ldw.-Bil. 61 gestellt.

Sofort nach ihrer Gefangennahme wurde ihnen alles abgenommen, anscheinend von französischen Soldaten, die ohne Aufsicht um die Uhren, Geldbörsen, deren Inhalt, Spiegel, Brieftaschen, ja sogar Mützen herumstritten. Einem Gefangenen wurde ein silbernes Zigarettenetui, einem anderen 67 Mark abgenommen, ohne daß sie es je wiedersahen.

Löhnung haben sie seit ihrer Gefangennahme nicht erhalten, ebensowenig Briefe oder Zeitungen aus der Heimat.

29. 12. 16.

Die am Weihnachtsabend aus französischer Gefangenschaft eingetroffenen deutschen Soldaten hatten die Ankunft weiterer 4 Mann aus dem Lager Vadelaincourt angekündigt. Diese sind am 28. 12. morgens angekommen.

Gefreiter Richard H.
Gefreiter Karl A.
Gefreiter Matthias N.
Gren. Theodor G.

Gefreiter H. kam zuerst in das Gefangenensammellager Souilly.

Unter Androhung von Strafen wurden dort die Gefangenen ausgefragt. Da er selbst nichts, später falsch aussagte, wurde er unter Fußtritten und Kolbenstößen in Arrest befördert, wo er 30 Stunden ohne Essen und Trinken eingesperrt blieb.

Uhren, Geld, Brieftaschen usw. wurden den Gefangenen bereits in den feindlichen Gräben von französischen Soldaten gestohlen und nie mehr zurückgegeben.

Digitized by Google

In Souilly selbst wurden die Gefangenen mit Faschinenbau im Wald zwischen Souilly und Ippécourt beschäftigt. Stärke der Besatzung des Lagers wechselte zwischen 1000 und 6000 Mann. Löhnung erhielten sie nicht.

Die bisherigen Mitteilungen über menschenunwürdige Behandlung, Verpflegung und Unterkunft, sowie der völlige Mangel hinreichender sanitärer Einrichtungen werden bestätigt.

Am 13. 9. kam H. ins Lager Vadelaincourt.

Gefreiter A. war am 2. 8. 16 bei Fleury gefangen und nach einem viertägigen Aufenthalt in Souilly ins Lager Vadelaincourt gebracht worden.

Als Zimmermann war er zuerst zum Bau von Lazarettbaracken und Wohnbaracken für Truppen verwendet worden, mußte dann wie die übrigen aber aber in einem Steinbruch bei Vadelaincourt arbeiten.

Die Lazarettbaracken in Vadelaincourt sollen jetzt für etwa 8000 Mann Aufnahme ermöglichen.

Gefreiter N. war am 2. 8. 16 bei Souville gefangen worden, kam bis 11. 11. nach Souilly und von hier mit 68 Mann in das Lager Girouet-Fme. (zwischen Vadonville und Grimaucourt).

Hier arbeiteten die Gefangenen an dem Bau einer Straße, die von Grimaucourt in östlicher Richtung in den Wald von Vadonville führt. Eine von Fort Camp des Romains eingesehene Strecke wurde mit hohen Föhren maskiert.

Verpflegung bestand aus Früh-Kaffee, Linsen- oder Reissuppe als Mittags- und Abendkost. Zweimal in der Woche erhielten sie etwas Fleisch oder Speck. (400 Mann 8 Pfund Fleisch.)

Anfang Dezember kam N. nach Vadelaincourt (siehe auch G.).

Gren. G. war am 1. 7. 16 bei Dompierre (südwestlich Peronne) gefangen, 14 Tage nach Fort St. Mihel von Toul, dann nach Menil aux Bois gebracht worden. Lager war im Le Grand Bois.

Die Gefangenen bauten hier eine von den deutschen Stellungen aus nicht einzusehende Verbindungsstraße zwischen Menil und Grimaucourt. Nach ihrer Fertigstellung kamen die Gefangenen ins Lager Girouet-Fme. und arbeiteten an der bereits bei Neukofer erwähnten Straße. Das Lager enthielt etwa 400 Mann.

Die Behandlung spottete jeder Beschreibung. Der Wachoffizier — Oberlt. Burgroll, 138 J.-R. — war häufig betrunken und schlug die Gefangenen in rohester Weise mit Stock und Reitpeitsche. Er behauptete, 6 Monate in deutscher Gefangenschaft gewesen, ebenso schlecht behandelt worden zu sein und nun dafür Vergeltung üben zu wollen.

Ein anderer Offizier besaß einen schwarzen Schäferhund, den er mit „allez les boches“ auf die Gefangenen hetzte und sich besonders darüber freute, wenn den Gefangenen die Kleider zerrissen, sie gebissen aus den Baracken und von der Latrine getrieben wurden.

Die Unterkunft im Girouet-Fme. war besser als in den andern Lagern. Es waren Baracken vorhanden (Armeemodell des französischen Generalstabes, 100 Meter lang, 8 Meter breit, für je 100 Mann), jedoch ohne Öfen. Sie gehörten ursprünglich zur Unterbringung von Truppen, wurden Anfang Dezember von diesen auch bezogen.

Die Gefangenen erhielten dort zwar ihre Löhnung; das von zu Haus geschickte Geld wurde jedoch nicht ausbezahlt. Pakete kamen nach 3—4 Monaten mit völlig verdorbenem Inhalt an, wurden ihnen übergeben, jedoch Brot und Schokolade vorher entnommen.

Ihre Aussagen **während des Aufenthaltes im Lager Vadelaincourt** lassen sich in folgendem zusammenfassen:

Digitized by Google

Sie wurden zu Arbeiten in einem Steinbruch verwendet und erhielten weder Löhnung noch Bezahlung.

Nachdem die Bewachungsoffiziere von Grimaucourt mit umgezogen waren — auch der Hund — war die Behandlung in Vadelaincourt eine ähnliche wie dort. Der Grundsatz „Alle Gefangenen müssen kaput werden, damit sie der Kaiser nie mehr zu Soldaten gebrauchen kann" wurde nicht nur in die Tat umgesetzt, sondern von Offizieren noch öffentlich bekanntgegeben.

Ebenso war auch die Behandlung durch die Wachmannschaften (16. Chass., 18. Drag. und 283 Landst.-Reg.), die die Gefangenen noch obendrein bestahlen, soweit es überhaupt möglich war, und dafür deutsche Gefangene beschuldigten.

Die Aussagen über Verpflegung — schlecht gekocht, unzureichend, wenig Brot — decken sich mit denen ihrer Vorgänger. Zuschüsse wie Marmelade, die an einem Tage ausgegeben wurde, wurden von den Bewachungsmannschaften unterschlagen.

Beschwerden über Behandlung, Verpflegung und dgl. wurden stets mit längeren Arreststrafen ohne weitere Untersuchung beantwortet.

Polen, Elsässer und Schleswig-Holsteiner werden besser behandelt, kommen aus den Lagern weg und werden weiter im Innern in Fabriken beschäftigt. Jeder, der daher einen diesbezüglichen Dialekt beherrscht, meldet sich als Angehöriger einer dieser Nationen.

Besonders schmerzlich sei für die Gefangenen noch das öfter auftretende unkameradschaftliche Benehmen ihrer deutschen Aufsichtsorgane (Unteroffiziere), die gegen Vergünstigungen seitens der Franzosen womöglich ihre Kameraden noch mehr schikanierten als selbst die französischen Bewachungsmannschaften. Besonders genannt wurde Unteroffizier Goßler 92. R.-J.-R., der sich auch als Elsässer ausgegeben habe und nun aus Vadelaincourt weggekommen sei.

Die Unterkunftsverhältnisse — wasserdurchlässige Zelte, ohne Stroh, Baracken ohne Fenster, Öfen und Lagerstätten — sind ebenfalls schon bekannt. In Souilly sind von den am 15. 12. 16 gefangenen Leuten des bayer. Ers.-Regts. 1 in einer Nacht 13 Mann erfroren, da die Gefangenen zum größten Teil mehrere Nächte unter freiem Himmel zubringen mußten.

Besonders hoch soll gegenwärtig der Krankenstand sein. Selbst mit starkem Fieber stehen die Leute im Freien, um auf den behandelnden Arzt — anfangs hatte ein Veterinär die Krankenfürsorge — zu warten. Trotz hohem Fieber werden sie zu den härtesten Arbeiten, wenn nötig mit Stockhieben, getrieben und eingesperrt, wenn sie nicht krank genug befunden wurden, z. B. bei erfrorenen Zehen. Leute mit erfrorenen Füßen, nur mit zerlumptem Schuhwerk, mit aufgebundenen Brettsohlen versehen, müssen so lange im Steinbruch weiterarbeiten, bis sie umfallen. Ruhetage für die Arbeiten gibt es überhaupt nicht, da nur eine bestimmte Anzahl der Gefangenen zu Hause bleiben darf, und da diese mehr als hinreichend durch tatsächlich Kranke gedeckt wird, müssen die andern beständig arbeiten.

Wasser zum Waschen des Körpers oder gar der Wäsche ist nicht vorhanden. Jedem Gefangenen stehen täglich 600 Gramm Holz für Kochen seiner Mahlzeit zu.

Post und Weihnachtssachen sollen zwar im Lager eingetroffen sein, wurden jedoch bis jetzt den Gefangenen nicht ausgehändigt.

2. 1. 1917.

Am 1. 1. 17, 10 Uhr vormittags, trafen am rechten Flügel von A III aus französischer Gefangenschaft ein:

Vizefeldwebel Albert S.
Infanterist Anton G.
Infanterist Michael W.
Infanterist Anton P.

Digitized by Google

Sie waren sämtlich am 3. 8. 16 bei Fleury gefangen genommen worden und kamen zuerst nach Souilly, wo sie verhört wurden.

Zuerst wurden die Polen und Elsässer verhört, die hernach mithelfen mußten, um den übrigen deutschen Gefangenen ihre Papiere, Uhren, Geld usw. abzunehmen. Nach ihnen wurden die jungen Mannschaften und dann erst die Unteroffiziere verhört. Das Eiserne Kreuz 1. Klasse war S. zuerst abgenommen, jedoch von den verhörenden Offizieren auf einem Stock aufgespießt wieder zurückgegeben worden.

Keine oder ungenügende Aussagen werden damit bestraft, daß die Betreffenden einen Tag ohne Essen und im Freien zubringen müssen.

Während ihres Aufenthaltes in Souilly (etwa 14 Tage) wurden die Gefangenen (1400 Mann) zu Baracken- und Straßenbau, Herstellung von Stacheldraht und in Sägewerken verwendet.

Bewachungsmannschaften gehörten zum 16. Chass.-Reg.

Über Unterkunft, Verpflegung und Behandlung machten sie die gleichen Aussagen wie sämtliche bisher von dort gekommenen deutschen Soldaten.

Auch die Unteroffiziere lagen in schlechten Spitzzelten, 20—30 Mann zusammen, ohne Stroh, Decken und Mäntel. Waschgelegenheit für Körper und Wäsche war vorhanden.

P. sagte aus, daß er und andere Gefangene ohne jeglichen Grund nahezu täglich des öfteren geschlagen wurden. Dasselbe bestätigt W.

Vom 17. 8.—1. 10. 16 kamen die Gefangenen nach Recourt und waren hier teils mit dem Bau einer Straße von Recourt durch Bois de Villers nach Monthairons, teils mit Aufladen von Baumstämmen im Wald bei Benoitevaux beschäftigt.

Die Gefangenen waren hier in Städeln untergebracht (etwa 150 Mann), bewacht von Terr. Inf.-Reg. 45 und später Terr. Inf.-Reg. 108.

Am 1. 10. 16 wurde Vizefeldwebel Schmittbauer mit den Gefangenen und weiteren 20 Mann nach Benoitevaux verbracht, wo sie mit französischen Forstleuten im Wald mit Verladen von Baumstämmen auf Lastkraftwagen beschäftigt wurden.

In einem Lager nördlich Benoitevaux befanden sich außerdem etwa 250 Mann.

Die Verpflegung in Benoitevaux bestand ebenfalls aus ungezuckertem Frühkaffee, Reissuppe mit etwas eingekochtem Fleisch oder Speck für Mittag- und Abendkost. Das Essen wurde abends gekocht und für den Abend und nächsten Mittag ausgegeben. Die Gefangenen mußten es selbst aufwärmen. Es kam dabei vor, daß es durch das Stehen bis zum Mittag sauer geworden war.

Die unzureichende Verpflegung, schlechtes Trinkwasser und die Arbeit auf dem nassen schlammigen Waldboden verursachten zahlreiche Darmerkrankungen. Ein sehr gut deutschsprechender Arzt behandelte die Gefangenen wohlwollend. Da sie jedoch während ihres Krankseins nichts, hernach wieder die gleiche unzureichende Kost bekamen, trat im Gesamtgesundheitszustand keine Besserung ein.

Die Gefangenen lagen mit dem Vizefeldwebel in einer aus Strauchwerk mit einer zwischen den beiden Wänden befindlichen Erdhüllung hergestellten Hütte zusammen. Stroh war unzureichend, bereits von den früheren Truppen gebraucht und nie erneuert worden, enthielt es viel Ungeziefer. Pakete haben sie größtenteils nicht, Geldsendungen überhaupt nicht bekommen.

Über die Behandlung im allgemeinen hatten sie nicht zu klagen. Nur der Aufsichts-Forestier soll sie bisweilen schikaniert haben und vor allem kranke Leute böswillig in dem tiefsten Schmutz und Schlamm haben arbeiten lassen.

Digitized by Google

Blicke aus dem Stacheldraht.

Gedanken eines Kriegsgefangenen über Frankreich und Franzosen.

Es ist schon ziemlich bekannt, daß die deutschen Gefangenen in Frankreich keinen Schritt außerhalb der Umzäunung ihres Lagers tun konnten, ohne begleitet zu sein von einem bajonettragenden Franzosen. Während bei den Deutschen allerorts die Gefangenen frei im Bauerndorf herumliefen, am Sonntag nachmittag in der Wirtschaft saßen, mußte im Lande der culture der Gefangene selbst auf dem Bauernhof erst den Posten um Erlaubnis fragen, ob er hinter das Haus zum Waschtrog oder zum Kabinett gehen dürfe und wohl ihm, wenn er dann allein gehen durfte. Bei einem solchen Leben — von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen —, das ohne jeden Verkehr mit der Außenwelt sich innerhalb des Hauses oder Zaunes dahinschleppte, möchte man wohl meinen, daß die Kriegsgefangenen keine Urteile fällen könnten über Wesen und Art des französischen Landes und seiner Bewohner. Und doch haben die meisten Kriegsgefangenen richtigere Urteile sich gebildet, als manche, die in Friedenszeit dies Land bereist haben. Der Grund liegt einmal darin, daß der Gefangene äußerst scharf sieht. Er, dem ein Tag wie der andere in stumpfer Knechtschaft vergeht, er achtet mit besonderer Aufmerksamkeit auf jede Äußerung und jedes Geschehen in seiner Umgebung, faßt es eifrig auf und verarbeitet es, erfreut eine kleine Anregung zu geistiger Arbeit gefunden zu haben. Dazu kommt, daß der Gefangene viel mehr die unteren und untersten Schichten des Volkes zu beobachten Gelegenheit hat, als es sonst wohl der Fall ist. Und um die Seele eines Volkes kennenzulernen, darf man nicht die Erscheinungen der Oberfläche als Ausdruck der Volksseele ansehen, besonders nicht bei einem so oberflächlichen Volk wie das französische.

Gar mancher, der das Unglück hatte in Gefangenschaft zu geraten, dachte sich das Übel weniger groß, wenn er in die Hände von Franzosen fiel. War es doch in Deutschland von allen Schulmeistern und in allen Büchern gelehrt worden, daß die Franzosen ein ritterliches, höfliches Volk seien. Wie falsch diese Meinung ist, wußten die Gefangenen meist schon in den ersten Stunden ihrer Gefangenschaft. Ich will nicht schauerliche Grausamkeiten an dieser Stelle erzählen. Sie sind oft nur Explosionen überhitzter Kriegspsychose gewesen und können als solche nicht zur Beurteilung eines Volkscharakters herangezogen werden. Aber aus kleinen Momenten ist oft deutlicher das zu erkennen, was hier für uns bedeutsam ist. Solch ein Moment war gleich nach der Gefangennahme das Abschneiden der Hosenknöpfe. Diese Handlung — die doch gewiß keine Grausamkeit ist — zeigt klar den niedrigen Charakterzug der Franzosen, den besiegten Feind zu demütigen, sie ist ein deutlicher Beweis für die Unritterlichkeit des französischen Geistes. Und es ist bezeichnend, daß unter den Gefangenen diese Tat sich tiefer eingeprägt hat, als manche Stöße und Hiebe! Und wenn der Gefangene durchs Land transportiert wurde, und Schimpf und Spott, Hohn und Haß auf sich niederprasseln sah, dann war wohl nichts mehr in ihm da vom Glauben an eine ritterliche Behandlung. Mit der Höflichkeit ist's nicht anders gewesen. Wenn wohl auch kein Soldat so naiv ist und glaubt als Gefangener höflich behandelt zu werden, so quillt doch in ihm eine stille Freude auf, und er denkt, daß das Wort von französischer Höflichkeit kein leerer Wahn ist, wenn ein Zivilist sich liebenswürdig naht und anscheinend voll Interesse sich über das Ergehen des Gefangenen erkundigt. Wie wird er aber im

Digitized by Google

nächsten Augenblick grausam enttäuscht, wenn der Zivilist ihm eine unflätige, spöttische Roheit ins Gesicht schleudert und sich lachend ob des gelungenen Scherzes wegwendet. Da blutet dann das Gefangenenherz, daß es so mißbraucht wird und sich im guten Glauben so mißbrauchen ließ. Das ist nicht einem passiert, das mußten die meisten Gefangenen auskosten, denn diese heuchlerische, innerlich gemeine Art ist Franzosenart. Ich will nicht sprechen von den Weibern, die verwundeten Gefangenen ins Gesicht spuckten. Aber manchem brennt heute noch die Wange in Erinnerung an solche Schmähung, und unvergessen ist sie ein Baustein zu dem Bild, das er sich von französischem Wesen macht, und das so ganz anders aussieht, als er es früher gemeint hatte. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der Franzose eine ausgesuchte Höflichkeit an den Tag legt, daß sein Benehmen stets elegant und liebenswürdig ist, neben dem der Deutsche plump und hilflos dasteht. Aber das alles sind nur Äußerlichkeiten, hinter denen Brutalität steht. Die höfliche und zuvorkommende Art ändert sich in dem Augenblick, wo er des andern nicht mehr bedarf, und sie wird Brutalität, sobald er den andern in seiner Gewalt hat. Mancher Gefangene wurde anständig behandelt, solange er unentbehrliche Dienste leistete etwa als Dolmetscher oder Spezialhandwerker; brauchte man ihn aber nicht mehr, so wird er weggeworfen und alle Dienste sind vergessen. Und das ist nicht nur dem boche gegenüber so, der ja als Gefangener an sich nur Sache ist und nicht Mensch, sondern ich konnte dasselbe auf einem großen Gutshof sehen, wo ein tüchtiger französischer Arbeiter vom Hofverwalter in der freundlichsten Weise behandelt wurde, bis eines Tages seine Arbeit getan war — da wurde er ohne Dank davongejagt, obwohl er sich ein Recht erworben hatte, am Hof behalten zu werden.

All diese Erscheinungen sind nur Teile des wesentlichsten Merkmals des ganzen französischen Volkes: der tiefen Kluft zwischen Schein und Sein. Der Franzose ist auf der Oberfläche glänzend, leuchtend, elegant und geistreich — das zog die Liebe so vieler Völker an, auch unseres deutschen Volks, das sich so leicht blenden läßt. In den Tiefen aber ist er statt glänzend — schmutzig, statt elegant — brutal, statt geistreich — unwissend und leichtgläubig. Ich leugne nicht, daß er auch schöne und wertvolle Eigenschaften hat, von denen ich noch sprechen werde. Ich leugne natürlich nicht, daß das französische Volk hervorragende Geister hervorgebracht hat. Aber ich will sagen, daß seine ganze vielgepriesene culture Oberflächenkultur ist, ja, daß man versucht ist zu sagen, der Franzose habe keine Kultur mehr, nur noch Zivilisation. Denn Kultur muß doch etwas sein, was das ganze Volk erfaßt, was alle Schichten durchwirkt. In den obersten Schichten mag Kultur erscheinen; das war aber der Vorteil des Gefangenen, daß er tief ins Volksleben hineinsah. Wenn wir z. B. die berühmten französischen Toilettartikel der Weltstadt Paris als überlegen anerkennen, so suchen wir vergebens im französischen Volk ihre Anwendung. Dort sieht es mit der Toilette oder besser gesagt mit der Sauberkeit übel aus. Ich erwähne hierbei, daß meine Betrachtungen sich vor allem auf Südfrankreich erstrecken, Nordfrankreich mit seinem normannischen Einschlag trägt ja einen andern Charakter. In meinem Beobachtungskreis aber war es für einen deutschen Gefangenen eine wahre Lust, in dieser Hinsicht Vergleiche anzustellen zwischen den deutschen Gefangenen und den Einwohnern des Landes. Während von jenen jeder — auch der einfachste Taglöhner — etwas auf sich hielt, sich jeden Morgen wusch, nicht zur Mahlzeit ging, ohne die Hände gewaschen zu haben, blieben die französischen Arbeiter in ihrem Schmutz die ganze Woche hindurch, ja sie staunten uns Gefangene an wegen unserer Sauberkeit, und das Staunen ging bis zu der wohlgemeinten

Digitized by Google

Warnung, die ein französischer Soldat mir gab: das häufige Waschen sei ungesund und schädlich für die Haut. Und doch hätten sie es leichter gehabt, sich rein zu halten, als die Gefangenen, die oft üble Wasserverhältnisse in ihren Lagern und Hütten hatten. Aber um Wasser zu erhalten, standen die oft in langer Reihe vor dem einzigen Wasserhahn in einem Lager von 600 Mann! Für solche Sauberkeit war eben der Franzose nicht eingerichtet. Denn ihm genügte es, wenn er des Morgens ein Ende seines Handtuchs in den mit Wasser gefüllten Trinkbecher tauchte und damit über sein Gesicht fuhr. Mit Genugtuung stellten wir fest, daß wir auf manchem Bauernhof allmählich nachgeahmt wurden, besonders von den Frauen, die sahen, wie propres die Deutschen waren und dann allmählich selbst des Morgens zum gründlichen Waschen kamen. Denn auch die Frauen hatten das vorher nicht gekannt und wohl nur Sonntags Toilette gemacht. (Und dort vielfach nur Puder auf den Staub der Woche gestreut.) Nicht besser als mit der körperlichen Sauberkeit stand es mit der häuslichen. Ich übergehe den Schmutz, der in den Räumlichkeiten herrschte, die man uns als Unterkunft anbot. Das könnte Böswilligkeit gewesen sein. Nein, auch die Unterbringung der eigenen Landsleute auf den Landgütern und Betrieben war so schmutzig, daß ein deutscher Gefangener sich gescheut hätte, dort zu schlafen. Selbst die Wohnungen der reichen Gutsbesitzer, der Offiziere usw. waren nicht frei von Schmutz und selbst Ungeziefer. Wir Gefangenen hatten unsere Lagerstätten gereinigt, der reiche Gutsherr und seine Gattin schliefen ruhig in ihren Betten, die voller Wanzen waren. Dagegen wenn sie ausgingen oder ausfuhren, waren sie höchst elegant gekleidet und dufteten von Parfüm. Hierher gehört auch der äußerst niedrige Stand der hygienischen Einrichtungen. So waren Klosettanlagen im Süden recht selten und im Gefangenenlager oft primitivster Art, selbst in guten Häusern spotteten diese Verhältnisse jeder Beschreibung.

Dieselbe Oberflächlichkeit, wie in diesen äußeren Dingen, tritt auch im Geistigen zutage. Wenn man näher hineinsehen konnte, mußte man sich wundern über den Ruf, den Frankreich genoß als das Land der Religiosität. Gewiß, der Ausübung der Religion kommt der Franzose aufs genaueste nach, ja darin geht er oft bis zur Ekstase. Aber die Religion durchdringt sein Wesen nicht. Ihre Sätze gelten ihm für seine Lebensführung nichts. Unser Gutsherr versäumte mit seiner Familie keinen Sonn- und Feiertag die Kirche — unterdessen ließ er aber ruhig, ohne dringende Notwendigkeit, an den höchsten Feiertagen auf seinem Gut arbeiten. Wie sehr auch gerade in Frankreich die Kirchen Kriegshetze trieben, ist wohl bekannt, viel mehr als bei uns hetzten selbst die Priester vom trikolorgeschmückten Altar aus gegen das feindliche Deutschland. Diese Verirrung ging so weit, daß manche französischen Geistlichen es nicht unterlassen konnten, sogar in den Predigten an Gefangene häßlichste Politik zu treiben. Die Ausübung einer richtigen Seelsorge für die Gefangenen war überhaupt bei beiden Konfessionen sehr selten. Welcher Unterschied ist zwischen dem deutschen Priester, der sich um die Gefangenen mühte, die er als Angehörige seines Glaubens zu seinen Pfarrkindern zählte, und zwischen dem französischen Dorfpfarrer, der jahrelang die Gefangenen dicht neben seiner Kirche arbeiten sah, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ihnen nahezukommen oder sie zur Kirche zu rufen. Welcher französische Bischof hat für die Gefangenen eine Sorge gezeigt, wie der deutsche Bischof von Paderborn oder der Kardinal von Köln? Welche Wesensunterschiede zeigen sich, wenn man an den deutschen Pfarrer denkt, der in der Kirche weinte, weil er den anwesenden Gefangenen in ihrer

Digitized by Google

Sprache kein gutes Wort sagen konnte, und wenn man denkt, daß ohne Priestersegen unsre armen toten Kriegsgefangenen beerdigt werden mußten! Solche Gegenüberstellungen zeigen, daß nicht der Religion diese üblen Handlungsweisen ihrer Diener zuzuschreiben sind, sondern dem französischen Geist, dem auch die Religion nur ein Teil seiner Oberflächenkultur ist. Von dem hierher gehörigen Gebiet der Sittlichkeit zu sprechen, ist wohl kaum nötig. Französische Sittenlosigkeit ist ja sprichwörtlich geworden.

Ebenso sprichwörtlich ist das Wort von der gallischen Unbeständigkeit, das heute noch so wahr ist, wie vor zweitausend Jahren. Es sagt nichts anderes, als was ich bis dahin zu zeigen mich bemüht habe: daß der Grundzug französischen Wesens die Oberflächlichkeit ist. Unter uns Gefangenen galt allgemein der Satz: dem besten Franzosen ist nicht zu trauen! Und in der Tat, nichts war gefährlicher, als sich auf das Wort eines Franzosen zu verlassen. Was an einem Tag gestattet war, das wurde am andern bestraft. Von solcher Launenhaftigkeit ist natürlich kein weiter Schritt zur Falschheit und Treulosigkeit. Darin, daß die Franzosen auch von diesen Eigenschaften ihr gut Teil haben, liegt der Grund zu der leichten Bestechlichkeit, die in Frankreich gang und gäbe ist. Die Korruption ist im kleinen wie im großen anzutreffen, angefangen von dem Bauer, der dem Lageroffizier ein Fäßchen Wein schickt, damit er die Gefangenen nach seiner Willkür arbeiten lassen kann, ohne auf die Vorschriften Rücksicht zu nehmen bis hinauf zum Minister (man denke an die Hochverratsprozesse!). Mit der Unbeständigkeit des Geistes, die ja auch etwas Gutes an sich hat, da sie nach einem Streit schnell zur Versöhnung führen kann, steht in schroffem Widerspruch eine andere Eigenschaft, die der Franzose mit dem Wort rancune bezeichnet. Sie gestehen es auch offen ein, daß sie rachsüchtig sind. Dieser Charakterzug entspringt eben aus der anfangs ausgeführten inneren Brutalität. Und so leicht in sonstigen Streitigkeiten das südländische Blut sie vergessen läßt, das vergessen sie nie, wenn sie glauben, ihre Ehre sei verletzt. Das gilt ebenso für die nationale Ehre, wie für die persönliche. Vor allem ist der Franzose auf äußere Ehrung bedacht. Wer darin gefehlt hatte, war auf immer in Ungnade gefallen. Und anderseits wurde manchem eine sonst streng bestrafte Handlung milder angesehen, wenn der Übeltäter den Herrn Sergeant mit „mon adjutant“ anredete. Es ist ja bekannt, daß es in keinem Monarchenstaat so viele Orden und Bändchen gab, als im republikanischen Frankreich. Und Dünkel hat nur allzuoft eine enge Verbindung mit Dummheit. Nicht daß ich das französische Volk dumm nennen wollte, im Gegenteil, ich halte es für ein sehr intelligentes Volk, gerade infolge der Leichtigkeit seines Blutes, die eine Leichtigkeit der Auffassungskraft mit sich bringt. Aber diese Gabe ist im Volk so sehr vernachlässigt, daß sie auf dem besten Wege ist ganz zu schwinden.

Eine Unkenntnis auf allen Gebieten herrscht in den Kreisen des Volkes, die für einen Deutschen unfaßlich ist. Und dieser Punkt ist sehr zu beachten, wenn man über den Fanatismus der Franzosen gegen alles Deutsche spricht. Denn ohne diese Unkenntnis wäre die Verhetzung des Volkes in dem Maße, wie es geschehen ist, gar nicht möglich gewesen. Die weiten Kreise wußten von den Deutschen weniger, als die entsprechenden deutschen Kreise von den Negern. Über die politische Gestaltung Deutschlands konnte man die seltsamsten Meinungen treffen: Man wußte nur etwas von einem „kaiser“ der seine Untertanen „bedrückte und knechtete“, aber wie etwa die Verfassung aussah, wußte niemand und kümmerte auch niemanden. Dann spielte stets eine Rolle der Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschland, die sich angeblich tödlich haßten. Ein

Digitized by Google

Gefangener unterhielt sich mit einem französischen Offizier über die Kriegsführungsmethoden und erwähnte dabei die Verwendung der Schwarzen als Kampftruppe der Entente. Der Offizier sagte darauf: Er könne nicht verstehen, daß die Deutschen dies tadelten, sie verwendeten doch auch die — Bayern! Dies war kein Witz, sondern voller Ernst. In der Wertung der Menschen des fremden Landes wurde dort Ungeheuerliches geleistet. Wenn der Deutsche den Franzosen vielfach als einen besseren Menschen zu Unrecht ansah, so war sein Bild im französischen Volk ein barbarisches nicht nur in bezug auf die Geistesverfassung, sondern sogar auf das Aussehen. Man glaubte, die boches sähen ganz anders aus als die übrigen Menschen. Man muß es erlebt haben, um es für möglich zu halten, daß Leute aus der Stadt auf ein Landgut gingen, um sich dort die boches zeigen zu lassen, die sie nicht erkannten, weil diese sauber angezogen in Sonntagsstimmung aussahen wie andere Menschen. Und es bedurfte mehrfacher Erklärung, daß dies wirklich die gesuchten Deutschen seien. Nicht minder groß war das Erstaunen, daß diese ganz genau so wie sie selbst essen und trinken. Sie hatten geglaubt, sie fräßen wie Tiere. Nur in Frankreich konnte es möglich sein, daß eine ernsthafte Zeitung (Radical von Marseille) einmal einen Artikel brachte, und das im Jahr 1917 noch, worin die Deutschen beschrieben wurden: mit Riesenkinnbacken, unförmigen Händen und Füßen, ausgefransten Ohren usw. (Ich glaube mich richtig zu erinnern, daß der Verfasser ein gewisser Dr. Ernest Laffont war). Ich meine, auch das geringste deutsche Publikum hätte sich ähnliches nicht bieten lassen. Wie dies eine Beispiel, so kann jeder, der französische Zeitungen im Krieg verfolgt hat, unzählige anführen. Das schlimmste ist aber nicht, daß derartiges geschrieben, sondern, daß es geglaubt wurde. Nicht nur auf diesem Gebiet war es so schlecht bestellt, in allen andern Elementar-Kenntnissen sah es nicht besser aus. Ich frug einmal einen Franzosen, ob er wisse, wo die Dardanellen lägen. „Nun", meinte er, „so etwa zwischen Frankreich und England." Wie wenig selbst in besseren Kreisen ein Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich möglich ist, zeigt die geringe Anzahl von Offizieren, die auch nur die Anfangsgründe der deutschen Sprache kannten. Auch englischsprechende Offiziere waren selten. Es kam vor, daß ein deutscher Gefangener als Dolmetscher zwischen Franzosen und Engländer dienen mußte. All diese Unkenntnis erklärt sich einerseits aus der Schulbildung. Dann aber auch wieder aus dem Grundfehler der Rasse: der Oberflächlichkeit. Der Durchschnitt des Volkes nimmt sich keine Mühe auf irgend ein Wissensgebiet näher einzugehen. Deutlich zeigte sich das im Kriege bei der Lektüre der Zeitung, wo die große Masse nur die Überschriften — die so großsprecherisch wie möglich waren — beachtete, und sich daraus ein Urteil bildete, ohne mehr gelesen zu haben. Die Journalisten kannten ihre Leser. Was sich die Leitartikler an Übertreibungen, Schönfärbereien und Vertröstungen leisteten, hätte ein anderer Leserkreis nicht angenommen. Aber in faszinierender Sprache wußten jene wochenlang irgend eine Hoffnung in immer neuer Beleuchtung zu zeigen und damit das ganze Denken des Volkes einzunehmen, und mit Meisterschaft gingen sie über eine getäuschte Hoffnung hinweg, indem sie in dicken Lettern eine neue vormalten, so daß das Volk der trügerischen nicht mehr dachte. Daneben ist es auch eine gewisse Trägheit, die ihnen den Erwerb von Kenntnissen gar nicht begehrenswert erscheinen läßt. Diese Eigenschaft tritt auch in der Arbeit der Franzosen, besonders in der Bewirtschaftung des Landes zutage. Auf diesem Gebiet erläßt ihm ja ein gütiges Klima so manche Arbeit, die der deutsche Bauer leisten muß. Ohne allzu große Arbeit wachsen ja im Süden Wein und Getreide in einem regenlosen,

Digitized by Google

sonnendurchglühten Sommer. Und im allgemeinen baut der Bauer nicht mehr, als zu seinem Lebensunterhalt notwendig ist. Wieviel Land liegt im Süden brach, von dem mancher deutsche Gefangene sich ein Stückchen gewünscht hätte, um damit reich werden zu können. Aber allerdings auch nur mit deutschem Fleiß und deutscher Arbeitsweise. Denn mit der umständlichen und veralteten Methode der Franzosen, würden sie nie auf einen grünen Zweig kommen, erklärten alle unsere gefangenen Bauern. Und wie die Arbeitsteilung unvorteilhaft war, so war es erst recht das Handwerkszeug, das mangelhaft und unpraktisch war. Wo neuzeitliche Maschinen und Geräte vorhanden waren, entpuppten sie sich als deutsche Ware oder amerikanische. Auch von den Gefangenen haben die Bauern manches gelernt, wenn sie nicht zu träge dazu waren. Es war bezeichnend für die Arbeitsleistung ihrer Landsleute, daß die meisten Gutsherrn, wie auch die Arbeitgeber in Fabriken und in Häfen, die deutschen Gefangenen den französischen Arbeitern vorzogen, nicht nur wegen der Billigkeit, sondern auch, weil die Arbeit von den Deutschen zuverlässiger und besser geleistet wurde, wie viele Franzosen offen erklärten.

Es war auf einem großen Landgut in der Camargue unweit Arles, wo ich als Gefangener arbeitete. (Sein Name verdient genannt zu werden: Mas de la Trésorière); dort arbeiteten im kalten Winter 1916/17 auch eine große Anzahl Zivilisten als Rebenschneider. Untergebracht waren hier die Leute in gleicher Weise, wie auf allen Bauernhöfen, die ich gesehen habe. Sie hausten auf dem kalten und schmutzigen Heuboden, als Lager eine Holzpritsche mit einem Strohsack. Selbst der älteste Oberknecht hatte, wie überall, kein anderes Lager, als eins von Stroh in einer Ecke des Stalles mit roher Sackleinwand verhangen. Auf jenem Gut erkrankte einer der französischen Arbeiter und mußte auf seinem kalten Lager liegen bleiben. Niemand kümmerte sich um ihn. Ein einziges Mal hatte der Verwalter (ein Herr Pégoud) ihm in 8 Tagen eine Tasse Kaffee geschickt. Das war alles — bis er starb, auf dem kalten Speicher im Stroh ... Am andern Morgen überzeugte sich der Oberknecht grinsend von dem Tod des Mannes, steckte die Leiche in einen Sack, schnürte ihn zu und ließ ihn so an einem Strick in den Hof hinunter. Unten standen die lachenden Weiber des Hofes und die entrüsteten Gefangenen. Die Leiche wurde auf einen Wagen geworfen und 2 Tage in einer Remise eingeschlossen gehalten, bis sie fortgefahren wurde. So der Vorgang. Ich erkundigte mich nachher doch bei einem intelligenten Arbeiter, ob denn in Frankreich keine Gesetze zum Schutz der Arbeiter, Versicherungen usf. beständen. Er gab mir die klassische Antwort: Gewiß, es gäbe auch so etwas Ähnliches, aber in Frankreich sei das Gesetz ein großer Dreckhaufen! Derselbe Mann, der übrigens in sozialistischer Literatur gut bekannt war, gab mir auch stets zu, daß der französische Arbeiter, trotz der Devise liberté, égalité, fraternité, unvergleichlich viel schlechter sozial gestellt sei, als der deutsche im Reiche des „Tyrannen Guillaume"! Überhaupt ist ja in Frankreich der Unterschied der Klassen noch größer als bei uns. Die Grundbesitzer des Südens stehen den vielverschrieenen preußischen Junkern keineswegs nach in den schlechten Eigenschaften, wohl aber in manchen guten! Ebenso ist es auch mit dem Militär. Wohl trug das preußische System mehr Starrheit, mehr Kälte in sich, das französische war beweglicher, vielleicht auch freier. Aber keineswegs besser oder gerechter. So kann zum Beispiel in Frankreich jeder caporal (also Gefreiter!) bestrafen, was bei uns nur ein Offizier konnte. Und die französischen Strafen sind nicht gering. Die Behandlung der Soldaten ist keineswegs besser gewesen, als bei uns. Wenn auch vielleicht mancher Offizier liebenswürdiger

Digitized by Google

zum gemeinen Mann ist, als der Durchschnitt der Deutschen, auch das ist nur äußerer Schein. Ganz zu schweigen von den übelsten Blüten des französischen Militarismus, der Behandlung der Kolonialtruppen!

Und trotz alledem, trotz schlimmster sozialer Verhältnisse, trotz Militarismus und trotz strengsten Zwangs im Kriege, hat das französische Volk diesen ungeheuren Krieg durchgehalten. Wie war es möglich, daß bei allen Niederlagen die vier Jahre hindurch Frankreich keine Revolution, keine Kriegsmüdigkeit kennenlernte? In Beantwortung dieser Frage muß auch der unterlegene Gegner dem französischen Volk Bewunderung zollen. Zu erklären ist es aus einer Eigenschaft heraus, die seiner sonstigen Oberflächlichkeit ganz und gar entgegensteht: seinem glühenden Patriotismus, der sein ganzes Wesen in allen Tiefen erfaßt. Nur durch ihn ertrug Frankreich alle Leiden des Kriegs, nur aus der Vaterlandsliebe schöpfte es die Kraft des Heroentums. Es war eine falsche Lehre von der Dekadenz der Franzosen, die ihn schwächlich und feige mache! Wenn die Dekadenz auch in andern Dingen vorhanden ist, an diesem Wesensinhalt französischen Geistes hat sie nicht eingesetzt. Als es galt, das Vaterland zu verteidigen, bot das Land alle Kräfte auf, die noch in ihm ruhten und sie ließen nicht nach bis der Sieg, an den sie immer glaubten, errungen war! Hier ist ein Punkt, wo wir Deutschen hätten lernen können! Nicht die Auswüchse des Patriotismus, die bei den Franzosen so häufig zum Chauvinismus und Fanatismus führten, sondern den Kern davon, dieses Sich-Verbunden-Fühlen mit dem Vaterland. Ihnen war dieser Begriff nicht ein außer ihnen stehendes Gebilde, sondern das Wort la France hatte einen tieferen Klang für sie, das war die Gesamtheit aller Franzosen, von der jeder einzelne ein Teil ist. Dazu kommt, daß sie einen unerschütterlichen Glauben an das, was die Regierung sagte, hatten. Es stand bei allen unbedingt fest, daß sie die Angegriffenen waren, nie zweifelten sie daran, daß sie im Recht waren und am Ende siegen würden! All diese Gefühle wurden natürlich gewaltig bestärkt durch den Umstand, daß der Feind in ihrem Lande stand. Ihn daraus zu vertreiben war ein Ziel, das ihre verletzte Ehrsucht wie auch die Liebe zum Lande forderte. Ich habe mit Sozialisten, mit Antimilitaristen und allen möglichen Leuten der verschiedensten Richtungen gesprochen, sie mochten auf ihre Regierung, auf die Kapitalisten usw. schimpfen, wenn wir aber im Gespräch auf den Krieg kamen, dann standen sie alle entschlossen hinter ihrer Regierung. Als einmal im Lauf des Krieges dieser Kriegswille lahm wurde im Frühjahr 1917, wo Regimenter an der Front meuterten und im Lande deutschfreundliche Versammlungen stattfanden, da gelang es Clémenceau, der nicht lange darauf zur Macht kam, bald durch eiserne Gewalt und auch durch äußerstes Betonen der Gefahr, in der das Land stünde, diese Stimmung zu unterdrücken. Und von da an bis zum Ende war das ganze Volk wieder einig im Willen zum Sieg. Nur, wer dies Volk nicht kennt, kann von ihm erwarten, daß es sich auflehnt gegen die Gewaltpolitik seiner Machthaber. Nur wer nicht weiß, wie tief der Fanatismus gegen das Deutschtum eingefressen ist, glaubt an eine Volksbewegung zu unseren Gunsten. Es wäre eher eine Revolution in Frankreich zu erwarten gewesen, wenn der Friede für Deutschland zu milde gewesen wäre. Vielleicht, wenn das Volk merkt, daß das, was ihm alles versprochen wurde — L'Allemagne paiera tout! — nicht gehalten werden kann, lehnt es sich auf. Sonst nicht! Oder wo bleibt ein Protest aus französischen Volkskreisen gegen die dem Menschenrecht ins Gesicht schlagende Zurückhaltung der Kriegsgefangenen? Nur zaghaft, nachdem die Deutschen lange genug dazu gedrängt haben, erhob die französische Sozialistenpartei ihre Stimme,

Digitized by Google

aber mit so wenig Wärme, daß es deutlich war, daß sie es nur aus Gründen des Parteiprogramms tat, nicht aus Anteilnahme am Lose der Geknechteten. Es sind eben die verhaßten Deutschen, um deren Ergehen man sich nicht kümmert. Man mag alles vergessen, was Frankreich in diesem Krieg gegen Deutschland getan hat, die Zurückhaltung der Gefangenen noch ein volles Jahr nach dem Waffenstillstand kann und darf nicht vergessen werden. Denn sie wirft ein furchtbares Licht auf die Geistesverfassung derer, die diese moderne Sklaverei einführten, und derer, die sie schweigend duldeten!

Wenn ich in diesen Ausführungen versucht habe, ein Bild des französischen Charakters zu geben, und wenn dies Bild kein sonderlich schönes wurde, so will ich es am Ende nicht unterlassen, zu sagen, daß ich auch vortreffliche Franzosen antraf, allerdings in einer ganz geringen Zahl. Aber immerhin es gab solche, die gegen uns Gefangene menschlich waren, die sich fernhielten von unsinnigem Deutschenhaß, die auch im übrigen eine hohe Geisteskultur besaßen. Auch will ich nochmals hervorheben, daß das äußere Wesen dieses Volkes viel Anziehendes und Liebenswürdiges an sich hat. So will ich nicht vergessen den guten Eindruck zu erwähnen, den es uns Gefangenen machte, daß restlos alle Franzosen die Leiche eines (sonst im Leben so verhaßten) deutschen Kriegsgefangenen stets grüßten. Es ist das ein kleiner, aber doch recht vorteilhafter Zug. Auch über die Sprache wäre viel zu sagen. Sie ist so charakteristisch für die Art der Franzosen in ihrer faszinierenden Leuchtkraft, ihrer Leichtigkeit der Ausdrucksweise und ihrem hinreißenden Klang.

Am Schlusse sei mir nur noch gestattet, zu der Frage Stellung zu nehmen: Was ist denn bei einer solchen Wesensart des französischen Volkes in der Zukunft für uns Deutsche zu erwarten? Darauf kann ich nur antworten: Wenn eine Hoffnung besteht, mit Frankreich in ein menschlich besseres Verhältnis zu kommen, dann kann sie sich nur gründen auf die französische Jugend, die in diesem Krieg in Kampf oder Gefangenschaft die Deutschen kennengelernt hat. Sie hat einen anderen Geist mit nach Hause gebracht, als er im übrigen, noch vom Revanchegedanken von 1870 her erfaßten Frankreich herrschte. Sie haben den Unsinn, der über Deutschland gelehrt worden war, erkannt und haben im Deutschen Menschen wie sie kennengelernt, den sie auch achten und verstehen müssen. Auf ihnen kann vielleicht eine bessere Zukunft im Verhältnis von Frankreich zu Deutschland sich gründen, wenn nicht — was allerdings zu fürchten ist — der Siegestaumel das Gute, das sie im Krieg gelernt haben, vernichtet.

Auf der Kenntnis der Völker nur kann ein vernünftiges Zusammenleben erwachsen. Weil der Franzose den Deutschen nicht kannte, darum war die maßlose Hetze und der Haß gegen uns möglich. Und weil die Deutschen die Franzosen nicht kannten, darum war ein so falsches Urteil über sie möglich und die daraus entspringenden Fehler. Diese Kenntnis des französischen Wesens ausbreiten zu helfen, ist das Ziel dieses Beitrages. Nicht um neuen Haß zu säen, wurden seine schlechten Seiten gezeigt, sondern nur, um vor der Überschätzung dieses Volkes zu warnen. Denn Haß predigt kein Kriegsgefangener, der die Auswüchse eines solchen Hasses am eigenen Leib erfahren hat. Aber der Wahrheit zu dienen und damit der Zukunft, wurde hier in groben Linien gezeigt, was die Gefangenen in Frankreich gelernt haben.

Heidelberg. Rupert Gießler.

Digitized by Google

Im Repressalienlager hinter Verdun.

Ein feuchtkalter Dezembertag. Wir stehen auf einer Straße außerhalb Verdun. Seit zwei Stunden sind wir in der Gewalt des Feindes. Ein Kommandoruf — en avant — marche — und vorwärts geht es, einer trostlosen Zukunft entgegen. Wir marschieren durch die Stadt. Von rechts und links höhnische Zurufe, schadenfrohe Gesichter. Mancher von uns bekommt im Vorbeimarsch einen Faustschlag ins Gesicht. Außerhalb der Stadt werden wir von einer vorbeifahrenden Lastwagen-Kolonne auf die Seite gedrängt. Dasselbe Spiel, nur daß man uns noch anspuckt. Und weiter geht es, obwohl mancher zusammenbrechen möchte vor Erschöpfung. Vor mir schleppt sich einer dahin. Zwei Kameraden stützen ihn, er könnte sonst nicht mehr mit. Am Oberschenkel hat er einen Streifschuß. Doch er will nicht zurückbleiben, allein sein unter diesen Menschen, deren Haß man nur zu deutlich fühlt. Nach $3^1/_2$ Stunden sind wir am Ziel, in dem berüchtigten Straflager Sully. Am Tor gibt es noch eine kleine Stockung, wir werden gezählt zur Einteilung in die Zelte. Doch das wäre überflüssig. Ebensogut könnte man ein Zelt nach dem andern bis zum Ausgang vollstopfen und hätte dasselbe erreicht. Wir sind 200 Mann in einem Raum, der für 50 Mann berechnet ist. Gegen Morgen, es mag 3 Uhr gewesen sein, wurden noch 50 Mann dazu gepreßt. Mancher brach zusammen, die andern setzten sich auf ihn, er spürte es nicht mehr.

Wir hatten es noch gut erraten. Tausende von Kameraden verbrachten diese eiskalte Dezembernacht unter freiem Himmel, Schnee und Wind preisgegeben, ohne Mantel und viele ohne Kopfbedeckung. Gegen 6 Uhr morgens ungefähr wurden wir aus den Zelten getrieben und in viereckig angelegte Umzäunungen, Viehständen ähnlich. Hier ließ man uns stehen, ich weiß nicht mehr wie lang; doch dem schmerzenden Gefühl in der Magengegend nach zu urteilen, war Mittag längst vorüber. Uhren hatten wir ja nicht mehr. Die waren uns gleich bei der Gefangennahme abgenommen worden. Dann kam die Untersuchung, und wir mußten unsre letzten Habseligkeiten noch abgeben. In erster Linie die Verbandpäckchen, die wir so schwer vermißten. Als ich den Raum verließ, waren ein blutiges Taschentuch, ein Kamm und wenige Mark Papiergeld mein einziger Reichtum. Nun standen wir wieder in der Kälte, zwei Stunden vielleicht, bis die Reihe des Verhörs an uns kam. Einzeln betrat man ein Zimmer und ein hoher Offizier versuchte, durch eindringliche Fragen in tadellosem Deutsch, Aufschlüsse über die deutschen Stellungen, Reserven usw. zu erlangen. Auch das war überstanden. Nun wird man uns doch in Ruh lassen. Den ganzen Tag haben wir im Freien verbracht, ohne Nahrung. Noch eine Überraschung. Immer zehn Mann werden in einen überhitzten Raum geschoben, zur Desinfektion, wie es heißt. Man entkleidet sich, übergibt die Sachen, und muß sich dann mit Petroleum einreiben, wobei ein französischer Korporal genau aufpaßt, daß sich keiner vorbeidrückt. Durch einen langen, kalten Gang kommt man zur sogenannten Badeinrichtung: ein großer Kübel mit kaltem Wasser, das ist alles. 20 Mann hatten sich bereits abgewaschen, hunderte kamen noch nach, ich glaube, eine weitere Beschreibung erübrigt sich. Man eilt zurück, zitternd vor Kälte und will sich wieder ankleiden. Doch wo sind die Uniformen? Der Dampfkessel war mittlerweile geleert, die Sachen auf einen Haufen geworfen. Glücklich, der seine Uniform gefunden. Rasch zieht man sich an. Doch, was ist das? Meine Rocktasche ist ganz versengt, bei dem der Kragen, hier der Ärmel, dort die Hose. Langsam begreift

Digitized by Google

man: Mit Absicht werden wir so zugerichtet, um später den Zivilisten im Inland sagen zu können: Das sind die Soldaten des Kaisers, les Boches.

Es mag 11 Uhr Nachts sein. Wir kommen in eine große Baracke, in der durchlaufend Pritschen errichtet sind. Todmüd sinkt man hin und vergißt im Traum bald das ganze Elend. Würde man doch nicht mehr erwachen! Doch nur zu rasch vergehen die paar Stunden und mit dem Tag beginnen auch wieder die Leiden. Man läßt uns zwar in der Baracke, doch werden wir alle Augenblick durch irgendeine Verwarnung aufgeschreckt. Wer sich dem Drahtverhau zu sehr nähert, wird erschossen. Wer einen französischen Vorgesetzten nicht grüßt, wird eingesperrt usw. Man ist sehr freigebig mit Prison, 15 Tage, 30 Tage, für die geringsten Vergehen. Viele Kameraden sind schon in dem Käfig und wissen nicht wofür. Diesen Mittag bekommen wir endlich etwas zu essen, nach 48 Stunden die erste Nahrung. Immer vier Mann erhalten eine Fleischbüchse und jeder ein Stückchen Brot.

Am nächsten Morgen treibt man uns schon in aller Früh heraus; wir werden eingeteilt zu je 40 Mann mit einem Unteroffizier. Hemden, Brotbeutel, Kochgeschirre werden verteilt, je zwei Mann bekommen eine Fleischbüchse und wieder etwas Brot. Gott sei Dank! Wir kommen in das Inland, heraus aus diesem Dreck, dieser menschenunwürdigen Behandlung. Vierzig Mann gehen in einen Viehwagen, das ist die Einteilung für den Abtransport, ohne Zweifel. Die Stimmung wird ein wenig besser. Wir sind fertig, doch nun kommt wieder die übliche Wartezeit. Man steht und friert.

Vor mir taumelt ein Unteroffizier auf den Boden. Ein französischer Sergeant, ein kleiner, untersetzter Mensch mit rotem Gesicht, dem der Haß aus den giftigen Augen leuchtet, hat ihn mit dem Stock niedergeschlagen. Warum? Der arme Kerl, körperlich und seelisch gebrochen, wußte nicht, um was es sich handelte, wollte auch ein Hemd fassen und gehörte nicht zur Abteilung. Ein deutscher Offizier geht vorüber, ohne Achselstücke, ohne Ehrenabzeichen. Er geht von der Baracke zur Latrine, 10 Meter Entfernung, ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett begleitet ihn.

Ein Kamerad kratzt etwas sauberen Schnee unterm Drahtverhau herein. Der Posten ruft ihn an, er hört nicht sofort. Schon packen ihn drei Franzmänner, Schläge, Fußtritte und er liegt im Prison. Man lauert auf Opfer.

Endlich marschieren wir los, schlecht gehorchen die steifgefrorenen Füße, doch es muß gehen. Noch ein Händedruck den Freunden: kommt bald nach! Und vorwärts geht's. Es dunkelt bereits, als wir auf der Landstraße sind. Merkwürdig, wir müßten doch eigentlich in anderer Richtung marschieren! Nach einer Stunde ungefähr passieren wir ein Dorf. Ja, da sind wir doch vor drei Tagen durchgekommen! Dort, an dem Brunnen, bekam doch einer vom Posten einen Hieb mit dem Säbel, weil er nicht schnell genug getrunken hatte. In der Ferne dumpfes Grollen, bald wird es zum Kanonendonner, schon unterscheidet man einzelne Abschüsse und Einschläge. O schreckliche Erkenntnis: Man schafft uns wieder zurück an die Front, zur Strafarbeit. In derselben Nacht liegen wir auf dem kalten Steinboden des ehemaligen Schlachthauses von V. Und frühmorgens geht es richtig vor.

Wir arbeiten vor den französischen Artilleriestellungen, im Feuerbereich unserer eigenen Artillerie. Wegeausbessern, Balken-, Bretterschleppen usw., ununterbrochen geht es bis 1/24 Uhr nachmittags. Dann rücken wir wieder ein, beladen mit leeren Kartuschen, die an einer Straße aufgehäuft werden. Diese Nacht verbringen wir in einem tiefen, viele hundert Meter langen, feuchten

Digitized by Google

Stollen, außerhalb der Stadt. Drei Petroleumlampen bilden die ganze Beleuchtung. Von einer Sitz- oder Liegeeinrichtung keine Spur, auf dem Boden große Wasserlachen, die durch dauerndes Tropfen von der Decke immer umfangreicher werden. Wer eine einigermaßen trockene Stelle findet, schätzt sich glücklich. Die meisten sitzen auf den lehmigen Stufen, lehnen an den schmierigen Wänden, bis sie vor Übermüdung umsinken. Um 4 Uhr werden wir wieder herausgejagt und nun wiederholt sich Tag für Tag dasselbe Elend: 4 Uhr Appell, im Vorbeimarsch an der Küche Kaffeefassen, ein schwarzer Trank ohne Geschmack, je zwei Mann eine Büchse Fleisch und fortmarschieren wir zur Arbeit. 1/2 4 Uhr einrücken, im Vorbeigehen wieder Essenfassen, eine dünne Reissuppe, ungenügend gesalzen, doch mit vielen, kleinen, weißen Würmchen als Ersatz dafür. Je vier Mann bekommen noch ein Brot, Bekanntmachung verschiedener Befehle, Verwarnungen, dann werden wir wieder eingetrieben. So ging es vier Wochen lang, Sonntags wie Wochentags. Alle litten wir an einer ruhrähnlichen Krankheit. Viele wurden noch verwundet während der Arbeit, mancher verblutete für immer. Hätten wir jetzt unsre Verbandpäckchen noch gehabt! Ende Januar wurden wir abtransportiert, wir waren so weit, um uns im Inland vorzuführen. Für manchen von uns aber war es zu spät.

Fragte man nach dem Grund dieser Behandlung mit dem Hinweis, wir hätten doch nur unsere Pflicht als Soldaten getan, wurde geantwortet: „Ihr seid von der Armee des Kronprinzen[1]), bedankt euch bei dem!“ und „Unsere Gefangenen werden in Deutschland noch viel schlechter behandelt!“

Seit 6. September bin ich nach glücklicher Flucht wieder in der Heimat. Ich hab's überstanden. Doch Hunderttausende schmachten noch unter der Sklavenarbeit. Viele Monate schon arbeiten sie wieder an der ehemaligen Front. Seit dem Waffenstillstand warten sie tagtäglich voller Sehnsucht auf Befreiung.

München. Karl Bülow.

Die Behandlung deutscher Kriegsgefangener während des Waffenstillstandes.

Soeben erscheint in deutscher Übersetzung (bei Mittler, Berlin) die kleine Schrift des schwedischen Oberstleutnants Ludwig af Petersens „Nach dem Frieden“. Im Anhang ist einiges über die Behandlung deutscher Gefangener aus der schwedischen Zeitung „Aftonbladet“ vom 19. März d. Js. wiedergegeben. Danach werden von den Belgiern die Gefangenen in Koxyde fast täglich geprügelt, in Frankreich gepeitscht. „Ein von Paris zurückkehrender Holländer berichtet, daß er auf der Durchreise durch das frühere Kampfgebiet Gruppen von deutschen Kriegsgefangenen gesehen hat, die sich in einem furchtbar elenden Zustand befanden und deren Wächter mit Peitschen bewaffnet waren. Einige amerikanische Journalisten, die im selben Wagen saßen, waren bei derselben Gelegenheit Zeuge geworden, wie diese Peitschen zur Anwendung kamen, und gaben ihrem größten Schmerz Ausdruck über diese menschenunwürdige Art, wehrlose Gefangene zu behandeln.“

[1]) Wir hatten vier Tage zur Armee des preußischen Kronprinzen gehört, in dem die Franzosen den Zerstörer Verduns sahen.

Digitized by Google

Ein Sklave unter Sklaven.

Erlebnisse u. Gedanken eines Kriegsgefangenen in engl. Gefangenschaft in Frankreich.

Es ist eine gnädige Einrichtung der Mutter Natur, daß sie auch den Leiden des Menschen Grenzen gesetzt hat, und zwar einfach dadurch, daß die Aufnahmefähigkeit des menschlichen Körpers und Geistes für die Wonne sowohl wie für den Schmerz beschränkt ist. In den Augenblicken der höchsten Freude wie des qualvollsten Unglücks pflegt sich das Bewußtsein meist in die Nebelschleier einer traumartigen Betäubung zu hüllen, in der man zwar empfindet, was um einen vorgeht, die uns aber allem Wirklichkeit entrückt. Wenn man mich daher gefragt hat: „Welches waren eigentlich Ihre Eindrücke und Empfindungen bei Ihrer Gefangennahme?“ — so kann ich nur antworten: „Zunächst hatte ich gar keine.“ Als mir meine Lage klar wurde, da befand ich mich weit hinter der Kampflinie, vor einer Hauptverbandstelle des englischen Sanitätsdienstes.

Es war am 1. September 1918. Schon mehrere Wochen waren wir in den verhängnisvollen deutschen Rückzug hineingerissen, es hatte Tag und Nacht kaum Ruhe noch Schlaf gegeben. Am frühen Vormittag war es uns noch einmal gelungen, den Feind zum Stehen zu bringen. Als er aber mittags nach heftiger Artillerievorbereitung wieder angriff, wurden auch die Truppen unseres Abschnitts von jener unbegreiflichen Panik ergriffen, die als ein Ergebnis der Einsicht in die Aussichtslosigkeit des Kampfes, der immer wieder enttäuschten Versprechungen von Sieg oder wenigstens Frieden und als Rückwirkung der Zustände im Innern Deutschlands so überraschend schnell den Zusammenbruch herbeiführte. Zunächst pflegte der jüngste Jahrgang, der, mangelhaft ausgebildet und zum Teil schlecht ernährt, soeben als Ersatz in die klaffenden Lücken der Kampffront geworfen war, von der allgemeinen Kopflosigkeit ergriffen zu werden, wohl weil die Jugend am leichtesten allen Massensuggestionen erliegt, d. h. von allgemeinen Stimmungen und Erregungen am ehesten angesteckt wird; dann aber wurden fast alle, auch die alten erprobten Krieger, von diesem oft so unklugen Drang nach rückwärts gepackt, und nur wenige starke Geister hielten stand, die ihre Widerstandskraft meist mit dem Leben bezahlen mußten, oder aber in Gefangenschaft gerieten, wo sie sich dann gerade mit den Allerschwächsten trafen, die sich in ihrer Angst in Stollen und Löcher verkrochen hatten und dann von dem eindringenden Gegner hervorgezogen worden waren. — Ich hatte an jenem Tage noch die Aussichtslosigkeit des Widerstandes eingesehen, die Strapazen der letzten Zeit und der Blutverlust einer leichten Verwundung hatten mich aber gehindert, den Zurückflutenden zu folgen. Ich sah die Engländer kommen, fühlte, wie mir der erste die Taschenuhr aus der Tasche riß, mich aber im übrigen nicht weiter beachtete, schloß mich dann einer Abteilung englischer und deutscher Verwundeter an, die sich einen Weg durch das recht spärliche Sperrfeuer der deutschen Artillerie nach dem englischen Verbandplatz suchte.

Erst als wir hier angekommen waren, wo reichlich Verbandstoff und ärztliche Hilfe vorhanden war, begriff ich ganz, was geschehen war. Ich war gefangen. „Gefangen!“ Man hatte wohl mit allem gerechnet, Tod, Verwundung, aber kaum an Gefangenschaft gedacht. Was bedeutete das nun für mich selbst, für meine Angehörigen, für das Vaterland? Zunächst doch wenigstens Rettung vom Tode, der fast unentrinnbar erschienen war, aber auch lange, unbekannte Nöte, Abreißen der Verbindung mit Familie und Freunden, denen nun auch das entsetzliche „Vermißt“ nicht erspart bleiben würde, und dann,

Digitized by Google

an dem Ausgang des Krieges, an dem Ringen um das Schicksal Deutschlands, würde ich von nun an nur noch untätiger Zuschauer sein können.

Doch diese widerstreitenden Gefühle wurden plötzlich durch eine klare Erkenntnis zurückgedrängt: Das Schicksal Deutschlands war bereits entschieden. Wir lagen an einem Abhang, mit dem Blick über die hügelige Sommelandschaft, die sich bis weit in die englische Etappe hinein überschauen ließ. Und da sahen wir dicht geballt die feindlichen Verstärkungen in großen Lastautomobilen herankommen, da war eine Artillerie aufgefahren, daß das ganze Gelände mit Kanonen übersät war, eine unendliche Fülle von Transportmitteln jeglicher Art überwimmelten die Landschaft, in der sich die klotzigen Massen der Tanks drohend am Horizonte abzeichneten. Alles gab ein solch überwältigendes Bild von der Übermacht des Feindes an Menschen und Material, jener Übermacht, die man uns oft in amtlichen Heeresberichten und Belehrungen hinwegzudisputieren gesucht hatte, daß man die Ereignisse der folgenden beiden Monate klar voraussah.

Doch auch aus diesen Betrachtungen und Gefühlen wurde man schnell herausgerissen; die nächste Umgebung drängte sich mit roher Gewalt wieder dem Bewußtsein auf. Um uns hatte sich eine Gruppe von einigen hundert Engländern gebildet. Alle sahen freundlich und wohlwollend aus, von Haß und Wut war weder in ihren Mienen noch in ihren Worten irgend etwas zu bemerken. Um so überraschender war ihr Tun. War schon jeder Gefangene, Verwundete und Tote seiner Uhr, Ringe und aller Kostbarkeiten beraubt, die er sichtbar bei sich getragen hatte, ja schien für die meisten Tommis das Erobern von Uhren der Hauptzweck des Kampfes zu sein, — gab es doch einige, die in Sandsäcken bis gegen hundert Stück Taschenuhren bei sich trugen, eine Zahl, die sich daraus erklärt, daß auch der Vorrat des eignen Kameraden, falls er fiel oder schwer verwundet wurde, der eigenen Beute beigefügt wurde, so ging es nun an ein systematisches Ausplündern der Gefangenen. Da war so ziemlich alles willkommen, von Brieftaschen, Geldscheinen und Münzen bis zu Achselklappen, Soldbüchern und Gefreitenknöpfen, besonders beliebt war alles, was ein deutliches Zeichen seiner deutschen Herkunft an sich trug. An diesem Raubgeschäft beteiligten sich die Wachtmannschaften, Sanitäter, englische Leichtverwundete, zufällig vorbei kommende Truppen, Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere ohne Unterschied. Auch ein Major war anwesend. Er nahm allerdings nur Achselklappen. Übrigens ging es bei dieser Räuberei ganz gemütlich zu. Man bot, gewissermaßen als eine Art Gegenleistung, Zigaretten und Lebensmittel an, und ein alter, schon etwas grauhaariger Polizeisoldat ließ gar seine Whiskyflasche kreisen. Wenn sich jemand der Ausplünderung widersetzte, er etwa die Photographie seiner Braut behalten wollte, so hatte er keine Mißhandlungen zu befürchten; mit List und Gewalt, meist unter großem Gelächter wurde ihm der strittige Gegenstand dann doch abgenommen.

„Daß die Engländer solche Hallunken sind," meinte einer der Mitgefangenen, „hätte ich nie gedacht. Ich war immer der Ansicht, sie seien ebenso gebildete Leute wie wir."

Ein zweiter bedauerte, daß die deutschen Soldaten bei der Frühjahrsoffensive von diesem englischen Brauch nichts gewußt hatten und den feindlichen Gefangenen alles gelassen hatten, was sie bei sich trugen, ihnen höchstens einmal eine Zigarette abgefordert hatten.

„Laß sie mit diesem Dreck selig werden!" stöhnte ein dritter — er war schwerer verwundet, und hatte sich mühsam bis zu diesem Platze geschleppt,

Digitized by Google

jetzt hatte man ihn auf eine Tragbahre gelegt und wartete auf die Ankunft der Krankenautomobile — „doch warum haben sie so viele unserer armen Kameraden so viehisch ermordet? Weiß ich doch selbst kaum, wie ich ihnen entgangen bin." Und dann erzählte er die Geschichte, die man ähnlich noch manches Mal zu hören bekam. An einer Stelle, wo eine Anzahl von Gefangenen gesammelt waren, hatte man die Deutschen, die man für Maschinengewehr-Schützen hielt, ausgesondert und diese plötzlich ohne Gnade sämtlich über den Haufen geschossen, um ihnen mit Bajonettstichen den Rest zu geben. Da damit aber der Mordlust noch nicht Genüge getan war, hatte man auch noch verwundete Deutsche und was sonst wehrlos war und nicht fortlaufen konnte, auf bestialische Weise niedergemetzelt.

„Vielleicht waren die Leute ja betrunken," schloß der Erzähler.

Waren das Engländer, die man sich doch ganz anders vorgestellt hatte? Ja, wenn es sich um Franzosen gehandelt hätte! War ich nicht selbst in England gewesen und meinte zu wissen, daß kein Volk auf der Erde uns Deutschen so nahe stehe wie das englische.

Unterdes hatte sich das Verhältnis zwischen den Gefangenen und den Engländern immer kameradschaftlicher gestaltet. Ein Krankenträger brachte einen gewaltigen Kübel süßen Tees, in den er eine Flasche Rum leerte und reichte jedem zu trinken. Und als bald darauf die Sanitätsautos kamen, erklärte der den Abtransport leitende Sergeant: „Bei Verwundeten machen wir keinen Unterschied zwischen Freund und Feind. Es geht ganz der Reihe nach."

Welches war nun eigentlich der wahre Engländer, jener tierische Räuber und Mörder oder dieser gutmütige Bursche, der auch im Feinde noch den Kameraden sah?

In der Nacht fiel mir ein Satz ein, den ich vor Jahren einmal gelesen hatte, ohne ihn zu verstehen, der aber, wie mir meine Beobachtungen während meiner Gefangenschaft beweisen sollten, die Lösung des Widerspruchs enthielt.

In seinem Kajütenbuche läßt Charles Sealsfield (Postl) den alten Alkalden folgendes sagen:

„.... diese verdammten Briten, hasse sie, weil sie immer nur darauf aus sind, die Volksfreiheit, sie mag sich zeigen, wo sie will, im Keime zu ersticken. Ist ein fluchwürdiges Volk, dieses britische, mit seinem unter aller Kritik knechtischen Pöbel, — und alles ist da Pöbel, was nicht Gentry ist — und seiner über alle Begriffe anmaßenden, hab- und herrschsüchtigen Gentry. Hält diese Gentry das Volk wie Sklaven und möchte die ganze Welt zu Sklaven haben, um sie desto besser ausbeuten und tyrannisieren zu können. Könnt in der britischen Nation die beiden Rassen, die normannische sowohl als angelsächsische, noch immer haarscharf in ihrer Gentry und ihrem Volke erkennen. Ist diese Gentry die übermütigste, aber auch unabhängigste, freieste, erste, — sowie das Volk das brutalste, dümmste, knechtischste der Welt."

Diese vor ungefähr 80 Jahren geschriebene Charakteristik ist vielleicht auch heute noch nicht ganz veraltet. Wenn uns der Engländer als Kaufmann, als Diplomat, Weltbeherrscher entgegentritt, sind wir geneigt, die Nation zu überschätzen. Gewiß ist es berechtigt, ein Volk nach seinen Leistungen zu beurteilen, auch wenn diese mehr in dem Wirken einzelner als des Volksganzen gründen. Heute aber, wo die demokratische Welle als Folge des Weltkrieges auch über England hinweggeht, wo in der ganzen Welt der Arbeiterstand zum Bewußtsein seiner Macht erwacht, wird auch der bisher mehr im Dunkel lebende Mann des Volkes ein des Studiums werter Gegenstand geworden sein. In den

Digitized by Google

13 Monaten zwischen meiner Gefangennahme und Auslieferung bin ich mit Soldaten aus fast allen Teilen Englands und seiner Kolonien, alten Landsturmleuten und jungem Ersatz, Fabrikarbeitern der Großstadt und Einwohnern ländlicher Gegenden in Berührung gekommen. Die an ihnen auffallenden Züge paßten fast alle in die Psychologie des Unterdrückten, des Sklaven, mit dessen schlechten und guten Eigenschaften: Dummheit, Unselbständigkeit und Roheit auf der einen, kindlich heitere Sorglosigkeit, biedere Gutmütigkeit und Mitleid mit dem Geknechteten auf der anderen Seite.

Es war in Deutschland schon immer bekannt, daß mit der Schulbildung des Durchschnittsengländers meist kein Rühmens zu machen ist, daß ihm sportliche Fertigkeiten höher stehen als wissenschaftliche Kenntnisse. Was man aber auf diesem Gebiete erlebt, wenn man täglich mit Engländern zusammen ist, überrascht doch immer wieder. Bekanntlich müssen die Gefangenen eines Lagers täglich mehrere Male gezählt werden, um Fluchtversuche zu erschweren. Dabei traten die Gefangenen in Rotten zu vieren an; es brauchten dann also nur die Rotten gezählt und die so gewonnene Zahl mit vier multipliziert zu werden. Die mit der Zählung Betrauten mußten da jedoch meist mehrmals nachzählen, ehe die richtige Zahl gefunden wurde, und ohne Hilfe von Papier und Bleistift kam auch der geschickteste englische Sergeant oder Feldwebel nicht zustande. Am liebsten schielte man auf den Schreibblock des mitzählenden deutschen Feldwebels, um sich von dort das Ergebnis vertrauensvoll abzuschreiben. Ja manchen war das Geheimnis der Multiplikation offenbar gänzlich verschlossen. Sie konnten sich nicht anders helfen, als daß sie einzeln durchzählten, von Nummer 1 bis zur Schlußzahl, wobei sie dann natürlich jede Störung nötigte, wieder ganz von vorn zu beginnen.

Auch in bezug auf Lesen und Schreiben waren die meisten englischen Soldaten offenbar weit hinter unseren zurück. (Die oft unglaublich mißhandelte Rechtschreibung darf man nicht ohne weiteres zum Vergleich heranziehen, da diese infolge ihres veralteten Zustandes ja an sich ungewöhnliche Schwierigkeiten bietet.) Es war kein vereinzelter Fall, als mir ein englischer Soldat eines Tages einige Ansichtspostkarten, — Blumen und Mädchenköpfe darstellend, von Liebessprüchen umgeben — die er sich in einem französischen Estaminet erstanden hatte, mit der Bitte brachte, ihm die französischen Inschriften ins Englische zu übersetzen. Doch die französische Industrie hatte diese Karten eigens für die Tommis hergestellt. Die Sprüche waren englisch, nur konnte der Mann überhaupt nicht lesen.

Daß der Engländer sich um nichtenglische Verhältnisse grundsätzlich nicht kümmert, ist stets, oft auch rühmend, hervorgehoben worden. So herrschten bei den in Frankreich befindlichen Soldaten z. B. über den Rhein und seine Lage ganz nebelhafte Vorstellungen, selbst als er infolge der Besetzung schon monatelang im Mittelpunkte des Interesses stand. Immer wieder äußerten die Tommis, die mit der Besatzungsarmee nach Deutschland gekommen waren, ihr Erstaunen darüber, es dort „wie bei uns“ gefunden zu haben, denn sie hatten natürlich erwartet, nach einem wilden Sibirien verschlagen zu werden. Aber auch über englische Zustände und Ereignisse der englischen Geschichte waren die Deutschen oft besser unterrichtet als die Engländer. Erfuhren sie z. B., daß jemand aus Hannover stammte, so erregte das wohl ihr Mitgefühl, da sie sich erinnerten, von einem Haus Hannover bei den englischen Königen gehört zu haben. Die näheren Verhältnisse anzugeben, oder auch nur im allgemeinen sich über die Regierungszeit dieses Hauses klar zu werden, vermochte kaum jemals einer. So

Digitized by Google

wollte eines Tages ein sonst ganz aufgeweckter Mann durchaus die berühmte Königin Elisabeth in dem Hause Hannover unterbringen, wobei er sie allerdings offenbar mit Viktoria verwechselte, denn sie sollte den Burenkrieg gewonnen haben. Meine Ungläubigkeit nahm er übrigens hin, ohne irgendwie beleidigt zu sein. Besonderer Sympathien erfreuten sich stets die Sachsen, weil man sie für die Nachkommen jener Angelsachsen hielt, von denen man in dunkler Erinnerung hatte, daß sie zum ersten Male England erobert haben.

Einen guten Maßstab für den Bildungsstand des Durchschnittsengländers bietet die Beschaffenheit der englischen Durchschnittspresse. Solch eine Auswahl faustdicker Lügen und offenbarer Unwahrscheinlichkeiten wie sie beispielsweise die in Paris gedruckte Feldausgabe der Londoner Daily Mail ihren Lesern täglich bot, wird sich kaum ein anderes Mal so mühelos finden lassen, so niedrig die Wahrheit auch während des Krieges im Kurs stand. Dabei schadet es gar nichts, wenn sich Nachrichten von heute auf morgen oder gar noch innerhalb derselben Nummer völlig widersprechen. So waren die täglichen Greuelgeschichten aus Deutschland vor der Revolution des 9. November derart abgefaßt, daß sie hauptsächlich den Kaiser und seine Ratgeber trafen, dabei aber immer noch Raum ließen für Mitleidsgefühle mit dem armen, geknechteten deutschen Volk, das man ja zugleich mit aller Welt befreien wollte. Nach dem Rücktritt Wilhelms mußte dann bewiesen werden, daß das ganze Volk der „Hunnen" um keinen Deut besser sei als sein gestürzter Herrscher. Besonders beliebt waren zu diesem Zwecke die Schauerberichte von den Leiden der englischen Gefangenen in Deutschland, die man alle Qualen durchmachen ließ, die eine robuste kindliche Phantasie nur zu erdenken vermag. Sie wurden gevierteilt, bei lebendigem Leibe geschunden, auf glühenden Eisenplatten geröstet und gekreuzigt. Wo das Wort nicht wirksam genug war, mußte das Bild nachhelfen. Dies ist überhaupt für die meisten englischen Leser das Wichtigste an der Zeitung. Wer unfähig oder zu bequem ist, eine Zeitung zu lesen, kann sich immerhin die Bilder ansehen. Sie haben noch eindringlichere Beweiskraft für das naive Gemüt. Auch hier kümmert man sich nicht um die Wahrheit oder auch nur Wahrscheinlichkeit des Dargestellten. Der gute Leser glaubt eben alles. So war einmal zu sehen (wenigstens besagte das die Unterschrift), wie ein englischer Kriegsgefangener in Deutschland erschossen wird, „weil er sich über das schlechte Essen beschwerte". Die ganze Szene war nach berühmtem Muster arrangiert: Im Hintergrunde der Held mit verbundenen Augen in heroischer Haltung, vorn die Gruppe der Henker mit angelegtem Gewehr. Die Aufnahme sollte ein schottischer Mitgefangener heimlich angefertigt haben. Dabei waren aber die schießenden angeblich deutschen Soldaten so mangelhaft uniformiert, daß auch der harmloseste Beschauer den Schwindel hätte merken müssen, und so etwas bot man den Soldaten, die doch Sachverständige auf diesem Gebiete hätten sein müssen. Machte man auf dergleichen Unmöglichkeiten und Widersprüche aufmerksam, so gaben die Engländer wohl zu, daß ihre Zeitungen viel lügen, legten im übrigen der Sache aber kein großes Gewicht bei. Überhaupt war der Eindruck der Zeitungslektüre auf den Tommi nicht allzu tief. So war während der Zeit der großen Berichte über die Gefangenenmißhandlungen in Deutschland die Wirkung dieser Berichte auf das Verhalten der Bewachungsposten uns gegenüber nur selten zu verspüren. Diese Zeitungsmeldungen hörten dann plötzlich auf, als infolge der Waffenstillstandsbedingungen die Gefangenen aus Deutschland zurückkehrten. Von da an mußten die Zeitungen andere Themen für ihre Schauergeschichten aus Deutschland suchen. Auf die Dauer rufen solche tendenziösen Darstellungen bei vielen

Digitized by Google

Lesern doch den gewünschten Eindruck hervor. Welche Vorstellung von Deutschland der Zeitungsleser bekommt, davon zeugen die Stimmen aus dem Leserkreise an den Herausgeber der Zeitung. Da weist z. B. eine Lady Primrose auf die große Gefahr hin, die England aus etwaigen Mischehen zwischen Deutschen und Engländern drohen würde, da damit die herrliche englische Rasse durch die verruchte deutsche verseucht werden könnte. Ein anderer Einsender fragt in letzter Stunde vor der Unterzeichnung des Friedensvertrages durch einen besorgten Aufschrei die französische Regierung, ob sie auch daran gedacht habe, den Herren Müller und Dr. Bell vor dem Betreten des Spiegelsaales die Taschen zu untersuchen, offenbar damit diese nicht etwa Handgranaten mit in den Sitzungssaal bringen und sie Herrn Clemenceau oder gar Herrn Lloyd George unter den Stuhl legen. Ein Arzt, also ein akademisch gebildeter Mann, fragte mich einmal allen Ernstes, ob man in Deutschland das aus den menschlichen Leichen gewonnene Fett nur zu technischen oder auch zu Genußzwecken verwende.

Im ganzen spielt die Zeitung im Leben des Tommi keine allzu hervorragende Rolle. Er liest sie, wenn sie ihm angeboten wird, vermißt sie aber nicht sehr, wenn sie fehlt. Seine Teilnahme erregt weniger der politische Teil, als die Berichte über Morde und Sensationsprozesse, die dann auch immer in gebührender Breite behandelt werden. Ganz besonders wichtig ist ihm aber der Sportteil. Das ist *seine* Zeitung. Wenn der Bericht über einen berühmten Fußballwettkampf oder gar das Ausfechten einer Meisterschaft im Boxen zu erwarten war, dann konnte der französische Zeitungsverkäufer sicher sein, daß er ausverkaufte. Die Sportliebhaberei des Engländers ist oft genug gerühmt, gelegentlich auch getadelt worden. Gewiß, wenn sich der mangelhaft ausgebildete englische Soldat im Felde bewährt hat, so hat daran die sportliche Durchbildung des ganzen Volkes den Hauptanteil. Doch wenn so ziemlich der ganze Lebensinhalt im Sport aufgeht, die Wettkämpfe, noch dazu meist durch bezahlte Berufskämpfer ausgefochten, als die größten Ereignisse im Leben des einzelnen wie der Nation angesehen werden, wobei die Erregung noch durch große Geldwetten gesteigert wird, so ist das eine Verflachung, die für den geistigen Tiefstand der angelsächsischen Rasse spricht. Die Beispiele für diese Sportversimpelung treten einem im Verkehr mit Engländern immer wieder entgegen. Die intelligentesten englischen Soldaten fand man meist unter den technischen Truppen und Kraftfahrern. Mit einem der letzteren unterhielt ich mich oft über politische Fragen. Er war Sozialist und hatte sogar Karl Marx gelesen. Der Anblick arbeitender Chinesen, die während des Krieges als Hilfsvölker herübergeholt worden sind, brachte uns auf die Rassefrage und die gelbe Gefahr. „Die größte Schmach für die weiße Rasse ist es jedoch," so schloß der Engländer seine Ausführungen, „daß sie im Boxen der schwarzen hat unterliegen müssen: ein Neger ist und bleibt der unübertroffene Weltmeister im Boxen. Ich weiß, was Sie einwenden wollen, daß Johnson besiegt worden ist, aber ich sage Ihnen, daß das Schwindel war, daß man ihn durch Geld und Drohungen, ihn totschlagen zu wollen, bestochen hatte, er hat sich einfach besiegen lassen, und auch das nicht einmal, er spielte durch viele Runden hindurch mit seinem Gegner wie die Katze mit der Maus, dann plötzlich gab er sich besiegt. Nein, das kann uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß die weiße Rasse hier eine traurige Niederlage erlitten hat."

Ein andermal fluchte ein älterer Sergeant fürchterlich auf das Gewaltsystem Lloyd Georges, das ihn immer noch in Frankreich festhalte, während er nach allen Plänen und Versprechungen längst hätte entlassen sein müssen. „Es kommt mir ja sonst auf ein paar Wochen und Monate nicht an, aber daß ich heute

Digitized by Google

nicht zu Hause sein kann, das werde ich Lloyd George nie vergessen." Auf meine Frage, ob ihm vielleicht ein Familienereignis diesen Wunsch nahelege, gab er folgende Aufklärung: „Heute findet der berühmte Fußballwettkampf zwischen meiner und der Nachbarstadt statt, und solange ich denken kann, habe ich den noch nicht versäumt."

Bei dieser Geistesverfassung versteht es sich von selbst, daß der gewöhnliche Engländer den ganzen Krieg als eine Art sportliches Ereignis auffaßt.

Von hier aus fällt zunächst ein etwas günstigeres Licht auf die oben erwähnte Gewohnheit des englischen Soldaten, Gefangene, Verwundete und Tote auszurauben. Es ist weniger die Raublust oder die Sucht sich zu bereichern, die ihn zu seinem uns so schamlos anmutenden Tun antreibt, als der sportliche Sammeleifer. Jedermann will nämlich so viele Kriegsandenken wie möglich mit nach Hause nehmen. Diese bezeichnet der Engländer mit dem ursprünglich französischen Worte „Souvenir". Einen möglichst gewaltigen Vorrat solcher Souvenirs zu besitzen, ist offenbar der größte Stolz eines jeden Engländers. Alles ist ihm da recht und willkommen, vom einfachen deutschen Uniformknopf bis zum Stahlhelm, von der Gewehrpatrone bis zur ganzen Waffe, vom Uniformstück bis zum Schädel des Gefallenen. Ja ich habe es mehr als einmal erlebt, daß man sich ganze Maschinengewehre sorgfältig einpackte, um sie nach Hause zu schicken und dort auf der Kommode als Kriegstrophäe aufzubauen. Es spielte keine Rolle, woher solche Souvenirs stammten. Der Laden eines Händlers war da eben so recht wie das Schlachtfeld. Besonders ergiebig für die Ausbeute an Souvenirs waren nach dem Waffenstillstande die verlassenen Stellungen und Kampfgebiete. Wir kamen als Gefangenen-Arbeitskompanie dorthin, um mit Sammel- und Aufräumungsarbeiten beschäftigt zu werden. Da sahen wir die Souvenirjäger, unter die sich auch besonders gern die Amerikaner mischten, in hellen Haufen über die alten Schlachtfelder ziehen, und ihre Beute suchen. Besonders deutlich steht mir noch ein Bild vor Augen: Eines Tages bewegte sich ein Mann in englischer Offiziersuniform, unter einer schweren Last keuchend, durch das Gelände fort, das durch die vielen Granattrichter und Schützengräben unwegsam geworden war. Als er näher kam, erkannten wir einen Feldgeistlichen in Hauptmannsrang, einen alten, weißhaarigen Herrn. Er erzählte, daß er in den nächsten Tagen demobilisiert werden würde und daher ausgezogen sei, sich einige Souvenirs zu sammeln. Diese Souvenirs bestanden in einer Zentnerlast von allerlei Helmen, Koppeln, Gewehr- und Geschoßteilen, und dabei hatte der Mann noch einen Weg von 5 Kilometern bis zu seinem Standort. Diese englische Souvenirsucht nutzten die geschäftstüchtigen gefangenen Deutschen bald zu einer einträglichen Industrie aus. Bei der schlimmen Vernachlässigung der Gefangenen durch die englische Regierung war die Sehnsucht der Gefangenen nach Lebensmitteln und Rauchwaren immer sehr groß. Da dienten die Souvenirs als dankbarer Handelsgegenstand zum Beschaffen des notwendigen Bedarfs. Aus dem Messing der Geschoßkartuschen, den Granatführungsringen und anderen Kriegsrückständen wurden Streichhölzerschachteln, Aschenbecher, Blumenvasen, kleine Tankmodelle und tausenderlei andere mögliche und unmögliche Gegenstände hergestellt und an die englischen Posten, noch lieber an Amerikaner oder Australier als zahlungsfähigere Käufer, verschachert gegen Brot, Büchsenfleisch und besonders Zigaretten. Wurden die Gegenstände mit irgend einer Gravierung versehen, z. B. „Weltkrieg 1914—1919", so stiegen sie noch gewaltig im Preise, je geschmack- und sinnloser sie ausfielen, je höher stand ihre Beliebtheit. Ich habe Kartuschen gesehen, die — mit gräß-

Digitized by Google

lichen Verzierungen versehen — nun Blumenvasen vorstellen sollten, die alle Gesetze des guten Geschmacks ins Gesicht schlugen, und die für den englischen Erwerber einen Gegenstand höchsten Stolzes bildeten, für die er hundert Zigaretten, sein letztes Stück Brot und Fleisch hingab, die er sauber verpackte und nach England abschickte, nach dem Lande, von wo aus Ruskin dem neuen Kunstgewerbe die Wege wies und Morris ihm die ersten Beispiele gab. Das Hauptstück für den Souvenirjäger, sozusagen den Skalp des Indianers, bildete aber immer die deutsche Taschenuhr, die nicht etwa nach ihrem Metall- oder technischen Wert eingeschätzt wurde, ja es war sogar ziemlich gleichgültig, ob sie überhaupt ging, sondern danach, ob sie ihren deutschen Ursprung deutlich an sich trug.

Die Auffassung des Krieges als Sport brachte den deutschen Gefangenen noch einen anderen, weit höher einzuschätzenden Vorteil. Der englische Soldat sah in dem Gefangenen weniger den Todfeind des Landes als den Gegner in einem allerdings ernsten Spiel. So kamen die Ausbrüche des Hasses und des Fanatismus, unter denen die in französische und belgische Gefangenschaft geratenen Kameraden oft so entsetzlich zu leiden hatten, beim Engländer nur ganz vereinzelt vor. Zwischen den Gefangenen und ihren militärischen Wärtern bildete sich bald eine Art kameradschaftlichen Gemeinschaftsgefühls heraus, bei dem auch Vertraulichkeiten nicht übelgenommen wurden. Die Engländer spielten gern gegen die Gefangenen Fußball, wobei sie dann auf ihre in langer Übung erworbene Überlegenheit nicht wenig stolz waren. Scherzhafte Ringkämpfe, harmlose Neckereien und freundschaftliche Prügeleien waren an der Tagesordnung. Solange die Posten Geld hatten, boten sie auch den besitzlosen Gefangenen eine Zigarette an, und es gab genug gutherzige Leute, die ihr Frühstück zum Teil dazu verwandten, um es unter die hungrigen Gefangenen zu verteilen. Ein besonders guter Freund wurde gelegentlich auch einmal mit in das Estaminet genommen und dort mit dem schrecklichen französischen Landwein, dem Vin blanc, traktiert. Diese Gutmütigkeit und das kameradschaftliche Verhalten der Posten war es immer wieder, was einem die harte Gefangenschaft erträglich machte. War man erst aus dem mit dickem Drahtverhau umzäunten Lager heraus und an der Arbeitsstelle, so brauchte man sich nicht mehr so sehr als Gefangener zu fühlen. Natürlich gab es auch Ausnahmen unter den Bewachungsmannschaften, Leute, die sich in ihrer Rolle als Sklaventreiber gefielen. Aber sie waren doch selten. Im allgemeinen herrschte ein Gemeinschaftsgefühl zwischen den Tommis und den Gefangenen. Es war, als ob ein Empfinden für die gemeinsame Versklavung sie verbinde. Dies zeigte sich deutlich in dem Verhalten den englischen Offizieren gegenüber. Obwohl deren Einfluß und Stellung sich in keiner Weise mit denen der Offiziere in der alten deutschen Armee vergleichen läßt (sie bewahren bezeichnenderweise ihre Autorität hauptsächlich durch Verhängen von den in der englischen Armee üblichen Geldstrafen in Form von Löhnungsabzügen und den alltäglichen Degradierungen der Unteroffiziere und Sergeanten zu geringer gelöhnten gemeinen Soldaten), hatte der gewöhnliche Mann doch eine lächerliche Furcht vor ihnen, offenbar ein alter Sklaveninstinkt, die aber sofort in das Gegenteil umschlug, sobald der Vorgesetzte außer Sichtweite war. Auch hieraus erwuchsen den Gefangenen Vorteile. Hatte nämlich der Arbeitsoffizier allerlei Arbeit angeordnet, so war der Durchschnittsposten sofort für das Gegenteil, nämlich möglichst wenig Arbeit, sobald der Vorgesetzte den Rücken gekehrt hatte. Das Schimpfen auf die Offiziere war ein besonders beliebtes Gesprächsthema. Einmal wurden sogar in meinem Beisein einige Schüsse aus dem Hinterhalt auf einen Offizier abgegeben, einem Mann, der eigentlich niemanden etwas zu leide tat, sich aber durch sein schroffes und lärmendes Auftreten unbeliebt gemacht hatte.

Digitized by Google

Die gleiche Naivität eines ungebildeten aber harmlosen Volkes zeigte sich in dem Verhalten der Tommis dem Alkohol gegenüber. Für die meisten war die Löhnungszahlung die selbstverständliche Gelegenheit, sich gründlich zu betrinken, und voll Stolz pflegten sie am Montag zu erzählen, daß sie bereits am Sonnabend Abend dermaßen berauscht gewesen waren, daß sie den ganzen Sonntag verschlafen hatten. Die gleiche sorglose Unbefangenheit zeigten die englischen Soldaten auch in ihrem Verhältnis zum Weibe. Da in dieser Beziehung in England ja eine umständliche Heuchelei üblich ist, nahm man in dem schamlosen Frankreich die gebotene Gelegenheit, sich auszutoben, gründlich wahr. Für die bei den Franzosen beliebten Perversitäten hatten die Engländer im allgemeinen keinen Sinn. Die Französinnen waren ihnen meist verächtlich.

Überhaupt ist die Stimmung und Gesinnung des ungebildeten und natürlich empfindenden Engländers gegen die französische Bevölkerung und gegen Frankreich nicht die beste. Auch für die deutschen Soldaten, die während des Krieges Frankreich kennen lernten, ist ja der Tiefstand der Zivilisation der Franzosen immer wieder eine Überraschung gewesen. So kann auch der gesunde Reinlichkeitssinn des Engländers nur Verachtung empfinden für dieses Volk mit seinen unsauberen Wohnungen, das, wenn es nicht unter Zwang steht, den Unrat einfach vor die Haustür wirft, wo die Frauen und Mädchen des Morgens schlampig und schmutzig herumlaufen, um dann nachmittags lächerlich aufgedonnert, geschminkt und parfümiert wieder zu erscheinen, wo das Laster sich so schamlos breit macht, wo die Armut und das Gebrechen öffentlich zur Schau gestellt werden, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen, wo sich der Nationalstolz so gespreizt und kleinlich zeigt, z. B. in der Anpöbelung wehrloser Gefangener. Da die guten Eigenschaften der französischen Nation, der Geist ihrer Oberschicht und die temperamentvolle Herzensgüte namentlich vieler Frauen aus dem Volke, die wir Gefangenen besonders darin schätzen lernten, daß sie uns in der schlimmen Zeit immer wieder Nahrungsmittel zusteckten, obwohl sie ihnen selbst noch zugeteilt wurden, dem Engländer unbekannt bleiben, so verleiht er seiner Mißachtung oft deutlichen Ausdruck, wodurch es dann, besonders wenn Alkohol und Eifersucht noch mit im Spiel waren, oft zu heftigen Reibereien zwischen den Engländern und der männlichen französischen Bevölkerung kam. Als bei einer solchen Schlägerei eines Tages sogar einige Franzosen tot am Platze geblieben waren, wurde dies mit Stolz und Genugtuung berichtet. Da stand der deutsche Gefangene dem Gefühl des Engländers viel näher, und als die Posten den Gefangenen beim Abschied die Hand schüttelten, sagte mehr als einer von ihnen: „Im nächsten Kriege mit euch gegen die Froggies." (Mit diesem Spitznamen bezeichnen die englischen Soldaten die Franzosen, wie ja auch sonst in England der Franzose „frogeater", d. h. Froschesser genannt wird.)

Die Kameradschaftlichkeit ist der schönste Zug im Charakterbilde des englischen Soldaten. Sie besteht nicht nur innerhalb der Mannschaften, sondern auch zwischen den gewöhnlichen Soldaten und den Unteroffizieren und sogar vielen Offizieren. Besonders bei den Australiern verblüffte die vertrauliche Art und Weise des Verkehrs zwischen den Mannschaften und den Offizieren. Ein Unterschied war selbst in der Uniform nur schwer festzustellen. Vorgesetzte gibt es eben nur innerhalb des Dienstes. Auch in der deutschen Armee hatte ja während des Krieges jedermann soviel Gelegenheit, wahren Kameradschaftssinn kennenzulernen, daß die Erinnerung daran einen Ausgleich gegen so manches trübe Kriegserlebnis bildet. Störend wirkte aber häufig das Verhältnis zwischen Untergebenen und Vorgesetzten, wie es in der preußischen Armee nun einmal

Digitized by Google

geschichtlich überkommen war, und über dessen oft so unzeitgemäße Beschaffenheit sich nur starke Geister hinwegsetzen konnten. Besonders verhängnisvoll wirkte die Auffassung, daß bei der Beförderung eines Mannes zum Unteroffizier in erster Linie seine Energie, mit der er später seinen Untergebenen gegenüber aufzutreten haben würde, maßgebend war, und diese Energie dann oft mit Roheit und Brutalität verwechselt wurde. Eine besonders beschämende Nachwirkung des im preußischen Heere leider oft üblichen Verhältnisses zwischen Vorgesetzten und Mannschaften bildete das Verhalten einiger deutscher Feldwebel und Unteroffiziere in Gefangenschaft. Von den Engländern in ihren Funktionen belassen zwecks Aufrechterhaltung der Ordnung im Lager und bei der Arbeit, konnten diese Leute in ihren gemeinen Mitgefangenen stets nur Untergebene, nie aber Leidensgefährten und Volksgenossen sehen. Daraus entwickelten sich dann solch gereizte Stimmungen, daß es bei der Rückkehr zu beklagenswerten Ausschreitungen kam. Aus Entlassungslagern in Deutschland ist wiederholt gemeldet worden, daß Unteroffiziere und Feldwebel von den Mannschaften, mit denen sie zusammen in Gefangenschaft gewesen waren, schwer körperlich mißhandelt oder gar totgeschlagen worden sind.

Da ich hier nur Selbsterlebtes berichte, brauche ich die traurigen Geschichten deutscher Würdelosigkeit nicht zu vermehren. Auch bei uns waren kleine Reibereien zwischen den Gefangenen und ihren deutschen Vorgesetzten zwar an der Tagesordnung, ernstliche Zwischenfälle kamen aber glücklicherweise nicht vor. Nur eine kleine Geschichte kann ich, obwohl sie wenig appetitlich ist, nicht unterdrücken, da sie ein zu bezeichnendes Licht auf die Charakterbeschaffenheit und den Bildungsgrad der Leute wirft, die man in der alten deutschen Armee als des Beförderns würdig aussuchte. An einem langweiligen Sonntagnachmittag beschäftigten sich die Leute im Gefangenenlager mit allerlei Spielen und Späßen wie Ringkämpfen, Schinkenklopfen u. dgl. Da wollte der Feldwebel — übrigens im ganzen ein gutmütiger Mann mit den besten Absichten — seinen Teil zu der Unterhaltung beitragen. Zuerst brachte er eine kleine Abänderung des alten Neckspiels, wo die Aufmerksamkeit eines uneingeweihten harmlosen Menschen durch das Hindeuten auf einen entfernten Gegenstand von seiner Person abgelenkt und dieser Zustand dazu benutzt wird, ihm irgend einen kleinen Schabernack zu spielen, z. B. ihn mit Wasser zu bespritzen. An Stelle des Wassers bediente sich unser Feldwebel nun einer Flüssigkeit eigenster Fabrikation, d. h. er p — — — te dem betreffenden Mitspieler höchst eigenhändig in die Rocktasche. Ein zweiter Scherz bestand in einer kleinen Erweiterung des bekannten Topfschlagens. Er reichte dem mit verbundenen Augen Dastehenden einen Knüppel, dessen Griffende in einen gefüllten Latrinenkübel getaucht worden war, so daß der Mann sich in ekelhafter Weise Hände und Anzug beschmutzte.

Auch das sonstige Benehmen dieses Feldwebels stand oft auf einer gleichen Höhe. Besonders seine Ausdrucksweise in der Anrede der Leute machte viel böses Blut. Aber er vergaß sich nie so weit wie andere, daß sie ihre Zuflucht zu dem Engländer nahmen, um bei dem Feinde Hilfe zu suchen gegen ihre eigenen Volksgenossen, nur zur Wahrung ihrer Vorgesetztenwürde.

Wenn unter Gefangenen über dies Thema gesprochen wurde, was natürlich oft genug der Fall war, dann pflegte man zu dem Schlusse zu kommen: Unter Engländern und in der englischen Armee würde so etwas unmöglich sein.

Freilich hat nun alles auch seine Kehrseite. Zu dem in der englischen Armee herrschenden gemütlichen Ton besteht sie in einer unser Begriffsvermögen oft übersteigenden Unordnung. Wie sehr gerade die Gefangenen darunter zu leiden

Digitized by Google

hatten, ist ja in Deutschland allgemein bekannt geworden. Häufig wurden wir tage- und wochenlang, im Winter sogar monatelang, ganz mangelhaft ernährt und mußten Hunger leiden, weil auf den Proviantämtern ein heilloser Wirrwarr herrschte. Den regnerischen Herbst bis tief in den Winter hinein lagen wir in engen, mangelhaften Zelten auf der feuchten Erde ohne Fußboden, weil der Befehl zum Barackenbau noch nicht durch war, obwohl draußen im Gelände Material dazu in unbegrenzten Mengen vorhanden war und einfach verkam. Ganz unzureichend war lange Zeit die Versorgung mit Trink- und Waschwasser, obwohl die Wasserstelle nur eine halbe Stunde vom Lager entfernt war. Badegelegenheit wurde während der ersten fünf Monate der Gefangenschaft nur zweimal geboten, erst dann konnten sich die Gefangenen eine Badeanstalt bauen. Ein wirksames Entlausen gab es überhaupt nicht, nur durch immer wiederholtes Kochen seiner Wäsche konnte sich der einzelne Mann von der Ungezieferplage freimachen, vorausgesetzt, daß er Wasser und Wäsche zum Wechseln hatte. Wäsche kam zum erstenmal nach zwei Monaten an. Ganz traurig war es auch meist um das bei dem schlammigen Boden besonders wichtige Schuhwerk bestellt, die Schuster konnten nur zeitweilig arbeiten, weil es entweder an Nägeln oder an Leder oder am Faden oder aber an allen dreien fehlte. Lichter wurden zum erstenmal ausgegeben, als es Hochsommer war und der Sonnenstand jede künstliche Beleuchtung überflüssig machte. Ganz besonders schmerzlich wurde diese Bummelei in der Versorgung mit Schreibpapier empfunden. Nach einer Gefangenschaft von durchschnittlich sechs Wochen erst konnten wir den ersten Brief schreiben, und während nahezu voller drei Monate (vom 3. November 1918 bis zum 22. Januar 1919) konnten wir keinerlei Lebenszeichen an unsere Angehörigen von uns geben, lediglich aus dem Grunde, weil kein Papier vorhanden war. Natürlich kamen bei diesem Zustande viele Krankheits- und auch sogar Todesfälle vor. Erst mit dem Frühjahr trat eine Wandlung zum besseren ein. (Auf die ja auch bei den Neutralen häufig erörterte Frage, ob die deutschen Gefangenen bei den Feinden oder die feindlichen Gefangenen bei uns schlechter behandelt worden sind, kann die Statistik eine unwiderlegliche Antwort geben, an der kein Deuteln möglich ist. Es braucht nämlich nur bekanntgegeben zu werden, wieviel feindliche Gefangene in Deutschland und wieviel deutsche Gefangene im Ausland gestorben sind, und diese Zahl dann verhältnismäßig auf die Gesamtziffer der Gefangenen und die Zeit der Gefangenschaft verrechnet zu werden.)

Anfangs suchte man die Ursache aller dieser Leiden naturgemäß in der Bosheit der Engländer. Später aber sah man ein, daß die Hauptschuld der Mangel an Organisation in der englischen Armee trägt, denn diese zeigt sich auch sonst überall. Ein den Gefangenen besonders naheliegendes Beispiel bot die Art der Arbeit, mit der sie beschäftigt wurden. In einer der Sammelstellen für Kriegsaltmaterial (englisch Salvage Dumps) war eine Abteilung für Bekleidungsstoffe eingerichtet. Es wurden dort also alle im Kampfgelände aufgelesenen alten Uniformstücke und Fetzen sowie anderen Zeugreste durch Gefangene und auch mit Fuhrwerken zusammengetragen und in eigens dazu errichtete Baracken gepackt. Dann wurde nach Gegenständen geordnet, also Röcke, Hosen, Hemden, Strümpfe usw. für sich in Säcke gesteckt, zunächst ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit, erst später wurden die zerrissenen Stücke von den noch guten gesondert. Darauf kam ein neuer Befehl, demzufolge nicht nach Gegenständen, sondern nach dem Material geordnet werden sollte. Es wurde also die Wolle von der Baumwolle, dem Leinen usw. getrennt. Da aber das Zeug naß und schon stockig gewesen war, als es gesammelt worden war, pflegten die Säcke,

Digitized by Google

in die es verpackt war, von Zeit zu Zeit durchzufaulen, so daß dann jedesmal wieder alles neu geordnet und verpackt werden mußte. Darum kam nach reichlich sechs Monaten der Befehl, alle Lumpen zu trocknen. Es wurden daher zwei neue Baracken gebaut und mit Öfen versehen und zwei Mann zum Holzzerkleinern und vier Mann zum Heizen und Trocknen ständig kommandiert. Da aber dieser Betrieb nur langsam vor sich ging, sollte die Sonne mit zur Hilfe genommen werden. Es wurde also der ganze Rest des Zeuges zum Trocknen auf Stricke gehängt oder auf dem Rasen ausgebreitet. Dort ließ man es einige Wochen, bis Gewitterschauer alles wieder gründlich durchweicht hatten, dann kam der Befehl, es wieder in Säcke zu stecken. Endlich erschienen mehrere große Militärlastautos und sämtliches Zeug wurde verladen und nach einer anderen, etwa 6 Kilometer entfernten Hauptsammelstelle gebracht, womit mehrere Kraftwagen eine Anzahl Tage hindurch beschäftigt waren. Hier angekommen wurden die Lumpen auf eine neue Anordnung hin zum größten Teil als unbrauchbar verbrannt, womit dann wieder mehrere Gefangene einige Zeit hindurch Beschäftigung hatten. Unter den englischen Soldaten fand niemand ein solches Verfahren anstößig oder aufregend.

Ich kann meine Skizze vom Bilde des englischen Soldaten, wie es sich mir in der Gefangenschaft aufdrängte, nicht abschließen, ohne noch einen offenbar neuen und erst in der Bildung begriffenen Zug anzufügen, der sich weniger beobachten, sondern mehr ahnen ließ. Auch in England ist der gemeine Mann jetzt dabei, aus seiner geistigen Erstarrung zu dem Bewußtsein seiner knechtischen Unselbständigkeit, in der ihn die Oberschicht so lange gehalten hat, allmählich zu erwachen. Das zeigt sich besonders in der Ausbreitung der sozialistischen Gedanken auch in England, die einem freilich oft noch in ziemlich ungeklärter Form entgegen treten. Man darf die englische Sozialdemokratie und die englische Gewerkschaftsbewegung nicht mit den deutschen Verhältnissen vergleichen wollen, sonst kommt man zu solchen Trugschlüssen wie dem, der in Deutschland offenbar sogar bei maßgebenden Stellen vorhanden gewesen ist, die englische und gar die französische Arbeiterschaft werde gegen die Vergewaltigung Deutschlands durch den Frieden von Versailles protestieren und angehen. Zu einer vorurteilsfreien Auffassung politischer Dinge ist der englische Arbeiter noch nicht reif. Daß er aber auf dem Wege zur geistigen Freiheit ist, zeigt am deutlichsten die gewaltige Angst der englischen Machthaber vor der „bolschewistischen Gefahr", mit welcher Formel man jede unbequeme Regung zu treffen versucht.

Hildesheim. Karl Ewald.

In Rumänien[1]).

Ein als Invalide aus rumänischer Kriegsgefangenschaft Zurückgekehrter berichtet uns:

Es sind im Laufe des Winters 1916/17 in dem Lager Sipote 12000 Mann teils an Fleck- teils an Hungertyphus gestorben. Die Behandlung der Gefangenen, Mannschaftspersonal wie Offiziere, von seiten der rumänischen Regierung übertrifft alles, was bislang über Gefangenenbehandlung bekannt geworden ist. Die Mannschaften waren in Baracken untergebracht, liegen heute noch ohne Decken, zum Teil ohne Stroh, zum Teil auf Stroh, das, von Ungeziefer strotzend, als die Haupturſache der kolossalen Sterblichkeit anzusehen ist.

[1]) Die Veröffentlichung dieses Berichtes wurde uns am 30. April 1918 vom K. B. Kriegsministerium verboten.

Digitized by Google

Ein ganzes Jahr hindurch ist in dem Gefangenenlager Sipote überhaupt kein Wasser zu haben gewesen. Einige Liter wurden von einer mehrere Kilometer entfernten Ortschaft täglich hereingebracht und gingen in der Küche auf. Es war somit unmöglich, sich zu waschen oder die Wäsche rein zu halten. Im Laufe des Winters 16/17 starben täglich 200—400 Menschen. Die Toten lagen in den dicht belegten Baracken herum und wurden oft tagelang in denselben belassen. War der Boden gefroren, so lagen die Toten wochenlang vor den Toren der Baracken. Niemand kümmerte sich um das Los der Gefangenen. Rumänische Offiziere, denen beim Frührapport die Sterbeziffer des Tages gemeldet wurde, sagten mit höhnischem Lachen: „Was, nur 200? Das ist noch lange nicht genug." Als eine Baracke neu gebaut wurde und die Mannschaften darauf aufmerksam machten, daß sie zu klein sei, antwortete man ihnen, das mache nichts, da der größte Teil der Mannschaften ja ohnedies in den nächsten Wochen sterben würde. Die Rumänen pflegen diese Zustände mit der Tatsache zu entschuldigen, daß sie auch innerhalb ihrer Armee und ihrer Zivilbevölkerung Tausende von Leuten durch ansteckende Krankheiten verloren haben. Es besteht aber kein Zweifel, daß die außerordentliche Sterblichkeitsziffer in den verschiedenen Mannschaftslagern lediglich auf die Desorganisation, die Korruption und die zynische Grausamkeit der rumänischen Offiziere zurückzuführen ist. Die Mannschaft war und ist zum Teil heute noch vollkommen unterernährt. Eine kleine Schüssel mit Bohnen, eine Handvoll Maismehl, das nicht zubereitet werden konnte, da es an Wasser und Holz fehlte, war die tägliche Ration eines Gefangenen. Wie leicht bei gutem Willen diesen Zuständen hätte abgeholfen werden können, zeigt die Tatsache, daß die unter denselben Verhältnissen in diesem Lager liegenden österreichisch-ungarischen Fähnriche, welche durch ihre Löhnung im Besitz von etwas Geld waren, tatsächlich eine viel geringere Sterblichkeit aufzuweisen haben. Während von der Mannschaft 70 bis 80 Prozent starben, starben von 45 Fähnrichen nur 10. Von den 200 Freiwilligen, die von den Fähnrichen, so gut es ging, unterstützt wurden, 80. Von den 20 deutschen Vizefeldwebeln starben 9, von den 120 Einjährigen und Offiziersaspiranten sind heute noch sieben am Leben. Auch hier zeigte sich, daß, wer etwas Geld hatte und sich infolgedessen besser ernähren konnte, die Krankheit überstand. Im ganzen sind von den 4000 deutschen Mannschaften, welche bis zum Winter 16/17 gefangen waren, heute noch 400 am Leben.

Täglich wurden die Toten, welche vor den Baracken lagen und von den Hunden gefressen wurden, in großen Karren vor die Tore des Lagers gebracht, große Gruben wurden dort ausgehoben, in welche die Toten und auch oft Sterbende, die man in der Eile für tot gehalten hatte, geworfen wurden. Wenn man einen Offizier darauf aufmerksam machte, daß einer im Wagen oben ja noch lebe, lachte er und befahl einem rumänischen Soldaten, ihm mit einem Kolbenhieb das Leben abzukürzen. Die Mannschaften waren so verhungert, daß um die Weihnachtszeit des Winters 16/17 man sich um die Hunde stritt, welche sich von Menschenfleisch ernährten, und die als Weihnachtsbraten heißgierig verschlungen wurden. Das Bild dieser sterbenden, verhungernden Menschenmasse war so entsetzlich, daß ein rumänischer Arzt, der den Befehl erhielt, in den Baracken unter den Gefangenen ärztliche Hilfe zu leisten, als er diese Baracke einmal betrat, sich hinter das Haus begab und sich erschoß.

Im Feldlazarett 20, Elena Doamna, Bukarest, liegt gegenwärtig ein un-

Digitized by Google

garischer Feldwebel, Szepleker, dessen beide Beine amputiert sind. Er geriet unverwundet in Gefangenschaft, wurde aber wegen eines geringen Vergehens in einer Winternacht derart angebunden, daß ihm beide Beine erfroren. Ein wegen eines Fluchtversuches im Winter strafweise angebundener deutscher Vizefeldwebel wurde in diesem wehrlosen Zustande von einem rumänischen Offizier geohrfeigt und angespuckt.

In dem Mannschaftslager in Sadgout sind die Gefangenen nicht einmal in Baracken untergebracht, sondern liegen seit einem Jahre in Löchern, die sie sich selbst in die Erde gruben. Dort sterben heute noch 15—20 Mann täglich.

Im Offiziersgefangenenlager in Dobrovati liegt heute noch ein kranker deutscher Offizier, Leutnant Lindenborn, der an einem schweren Leberleiden erkrankt ist, eine Folge der rohen Behandlung seitens eines rumänischen Offiziers. Bei seiner Gefangennahme wurde er von diesem mit dem Stiefelabsatz mehreremale in den Bauch getreten.

Während des Winters 1916/17 hat keinerlei Kommission diese Lager besucht. Es ging das Gerücht, eine schwedische Kommission habe kommen wollen, sei aber von den Rumänen „wegen der Ansteckungsgefahr" zurückgehalten worden.

Zu der Grausamkeit und Gleichgültigkeit der rumänischen Offiziere gesellt sich eine unglaubliche Korruption. Bei den Stäben hielten sich Offiziere auf, welche daraus ein Geschäft machen, gefangenen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften teils durch Gewalt, teils durch Vorspiegelung von Vorschriften, das Geld abzunehmen. Quittungen werden einem versprochen und nicht gegeben. Ich selbst kenne 20 bis 30 Offiziere, denen größere Beträge auf diese Weise nicht etwa von der Mannschaft an der Front, sondern von Offizieren in der Etappe abgenommen worden sind. Im Gefangenenlager Sipote wurde der gesamten Mannschaft das Geld abverlangt unter dem Vorwand, es in rumänisches Geld umzuwechseln. Die Mannschaft hat von diesem Geld nie wieder etwas gesehen. Da über die Personalien der Gestorbenen keine Aufzeichnungen von den rumänischen Offizieren gemacht wurden, so ist es selbstverständlich, daß dieses Geld in ihren Taschen verschwunden ist.

Im Offizierslager von Dobrovati kommandierte während des Winters 16/17 ein gewisser Dan, Abgeordneter eines demokratischen Wahlkreises in Bukarest. Er erhielt bei Ausbruch des Krieges die Hauptmannscharge und wurde als Kommandant des Offiziersgefangenenlagers Dobrovati bestimmt. Er hat den gefangenen Offizieren sechs Monate hindurch unter Vorspiegelung von Vorschriften, Verhandlungen usw. die Gagen zurückbehalten. Das ganze Offizierskorps war ein halbes Jahr lang somit ohne einen Pfennig Geld. Trotzdem wurden monatlich die Quittungen unterschrieben, da die Offiziere bei jeder Unterschrift vor die Alternative gestellt wurden, entweder nichts mehr zu essen zu bekommen, oder zu unterschreiben. Erst nach sechs Monaten gelang es, durch Beschwerde bei einer Schweizer Kommission, diesem Zustande abzuhelfen. Kapitän Dan wurde abberufen und durch den Oberst Radovici ersetzt, zu dessen Ehre gesagt sein muß, daß er sich redlich bemüht hat, im Rahmen des in diesem Lande Möglichen die Lage der Offiziere erträglich zu gestalten.

Die Nahrung der Offiziere bestand ein Jahr hindurch Mittag und Abend aus einer kleinen Schüssel Bohnen, drei- bis viermal in der Woche ein Stück Brot (ungefähr $^3/_4$ eines deutschen Kommisbrotes). Auch dieses Brot blieb manchmal infolge der Nachlässigkeit des Lagerkommandos aus, so daß die Offiziere hungernd auf ihren Strohsäcken lagen und sich monatealte Brotrinden teilten.

Um den rumänischen Offizieren (Oberleutnant Georgescu) die Möglichkeit zu ge-

Digitized by Google

ben, im Dorfe Lebensmittel einzukaufen und sie zu phantastischen Preisen (ein Ei ein Leu) an die Offiziere zu verkaufen, wurden Spaziergänge im Dorfe ein- für allemal untersagt. Ein Jahr hindurch haben sich 200 Offiziere auf einer Terrasse von fünf Meter Breite und 12 Meter Länge bewegen müssen. Für die Kleidung der Offiziere geschah nichts. Für ein teueres Geld konnte man sich Vorhang- und Futterstoffe aus dem Dorfe kommen lassen, aus denen dann die phantastischsten Monturen hergestellt wurden. Während die gefangenen Mannschaften im ganzen Lande barfuß herumlaufen und die Füße in Säcke einbinden, die man von russischen Soldaten erhalten kann, sind die Offiziere insoweit besser daran als man ihnen ihre Schuhe gelassen hat. Diese sind aber derart gerissen, daß die meisten Offiziere in selbst geschnitzten Holzsandalen herumgehen. In der letzten Zeit meiner Gefangenschaft traf eine deutsche Liebesgabensendung ein, welche diesbezüglich große Erleichterungen verschaffte. Der anständigen Gesinnung des Obersten Radovici ist es zu verdanken, daß nunmehr auch Spaziergänge im Dorfe erlaubt sind, so daß den Offizieren die Beschaffung von Lebensmitteln möglich ist.

Schändlich war die Art, wie die rumänischen Offiziere die Gefangenen, gleichgültig welcher Charge, zwangen, Aussagen über die deutschen, bezw. österreich-ungarischen Stellungen zu machen. Ich selbst wurde in ein Grab gelegt, rumänische Mannschaften traten an, legten mir die Gewehrmündungen auf die Brust und sagten, wenn ich nicht aussagte, würden sie mich erschießen, wobei ein Offizier mir die Revolvermündung dicht an den Leib setzte und hinzufügte, er würde mich, wenn ich nicht sofort sprechen würde, erschießen. Nur durch den plötzlich einsetzenden Angriff einer bayerischen Kompagnie wurde die Aufmerksamkeit der Leute von mir abgezogen, und in einer entstehenden Panik gelang es mir, zu entkommen. Einige Tage darauf wurde ich beim Armeekommando 48 Stunden lang ohne Brot und Wasser gefangengesetzt und mir in Abständen von sechs Stunden mitgeteilt, daß ich erst dann etwas zu essen bekommen würde, wenn ich aussagte. Immer wieder wurde mir erklärt, daß, wenn ich nicht aussagte, ich erschossen würde.

Ähnliche Details wurden mir fast von allen deutschen, österreichischen und ungarischen Offizieren erzählt, fast allen wurde das Geld abgenommen, und zwar von Offizieren. Zahlreich gemachte Reklamationen hatten keinen Erfolg. In dem Feldlazarett 20 befinden sich eine Reihe von Mannschaften, welche erzählen können, wie sie von Offizieren geschlagen, zu Boden geworfen und mit den Füßen so lange auf den Bauch getreten wurden, bis sie bewußtlos waren, weil sie die Stellungen ihrer Kompagnien nicht angeben wollten.

Überall zeigte sich die Sucht der Rumänen, durch eine ostentativ schlechte Behandlung namentlich den überall anwesenden französischen Offizieren zu zeigen, daß die Rumänen, obwohl sie nur ein Balkanvolk sind, vollkommen auf der Höhe der französischen Zivilisation stehen und infolgedessen aus einem Boche sich nicht viel machen. Bessere Behandlung erfuhren die Gefangenen erst nach dem Zusammenbruch der russischen Armee. Hinzufügen möchte ich, daß seit diesem Augenblick, namentlich aber seit dem Sturz des Kabinetts Bratianu, die Stimmung in Rumänien in allen gebildeten Kreisen sowohl wie im Volke eine verzweifelte ist. Offiziere verschiedener Grade sagten mir: „Wir haben den Krieg verloren, wir sind das dümmste Volk der Erde, wir waren auf Seiten des Siegers und haben uns auf die Seite des Besiegten geschlagen.“ Im Volke sagt man, Rumänien sei verraten durch die Königin, die englische Politik triebe.

Graf Georg Preysing.

Digitized by Google

In der Hand der Tschechen.

Zu den vielen Auslandsdeutschen Bialystoks, die der Ausbruch des Krieges über Nacht heimatlos gemacht hatte, gehörte auch ich. Die dortige deutsche Kolonie bestand zum Teil aus alteingesessenen Familien, die redlich das ihrige zum Aufblühen der Industrie beigetragen, sich dort heimisch gefühlt hatten und nun als „lästige Ausländer", die all ihr Hab und Gut im Stiche lassen mußten, hinter die Wolga, in die Steppen Orenburgs, oder in die Wälder und Sümpfe Wjatkas abgeschoben wurden.

Ein gütiges Geschick hatte mich davor bewahrt den entsetzlichen russischen Etappenweg kennen zu lernen, — ich konnte ungehindert meinen Bestimmungsort, Orenburg, erreichen. Aber bereits dort kam es anders, als der Landrat in Bialystok den versammelten Deutschen in Aussicht gestellt hatte: unter „freiem Aufenthalt" verstanden die Orenburger Behörden das Einsperren in den berüchtigten „Tauschhof (Mjenowoj Dwor), wo nichts für die Unterbringung der Tausende vorbereitet war. Wer nicht unter freiem Himmel auf kalter Erde liegen wollte, baute sich aus Decke, Leinentuch und Mantel ein Zelt, oder richtete für eigene Kosten die verseuchten Räume der Kammern her, in denen einst Felle, Wolle und andere Handelsartikel aufbewahrt wurden, die aber auch Pest- und Choleralkranken als Aufenthalt gedient haben sollen. Wohlhabendere ließen sich von den listigen Kirgisen „Jurten" aufstellen, — aber seitens der Regierung geschah nichts.

Als der Tauschhof geräumt wurde, kam ich zunächst für ein Jahr in ein Russendorf, sodann 14 Monate zu deutschen Kolonisten — Mennoniten, darauf zur Abwechselung für 1 ½ Jahre zu Tataren, um zum Schluß wieder bei Russen zu landen, von wo aus ich die Heimreise antrat. Dieser letzte Domizilwechsel stand im Zusammenhange mit der Übernahme des Postens eines Bevollmächtigten der Orenburger Fürsorgekommission für den Bezirk Dimitrijewskoje-Tatschki. Die letzten acht Monate waren die schwersten meiner Gefangenschaft: sie fielen in die Zeit der Herrschaft der Tschechen, die im Verein mit den Kosaken zum zweiten Male die Bolschewiken aus Orenburg verdrängt hatten. Der Haß dieser österreichischen Fahnenflüchtigen — die Kosaken waren bei weitem nicht so schlimm — wandte sich in erster Linie gegen die wehrlosen deutschen und deutsch-österreichischen Zivilgefangenen. Ihre Maßnahmen stellten selbst die Verordnungen der einstigen zarischen Regierung in den Schatten, Verordnungen, — die meistens von den Provinz-Satrapen noch durch eigene willkürliche Auslegung verschärft wurden. Daß die Tschechen sich als Herren im Lande fühlten — der Kosaken-Ataman General Dutow war ohnmächtig und mußte sich ihrem übermütigen Willen fügen — darf nicht wundernehmen: stand doch die Entente hinter ihnen, von der sie Geld, Waffen, Munition, Ausrüstung erhielten und die ohne Zweifel bei der einsetzenden Deutschenhetze gleichfalls ihre Hand im Spiele hatte. Vielleicht ist es nicht bloßer Zufall, daß kurz vor der Verhaftung und Auflösung der Fürsorgekommission der französische Konsul aus Samara zur „Beratung" nach Orenburg gekommen war ... Aus dieser Periode stammen nachstehende Aufzeichnungen.

Inzwischen hatte sich eine neue Umwälzung vollzogen: österreichische Fahnenflüchtige — Tschechen und Südslawen — im Solde der Engländer und Franzosen stehend und von ihnen bewaffnet, hatten die Bolschewiken aus Ssamara und anderen Plätzen vertrieben und sich dort festgesetzt. Auch auf Orenburg griff die Bewegung über, und im Juni 1918 schüttelten die Kosaken zum zweiten Male das in letzter Zeit besonders drückende Joch der „Roten" ab. Eine der ersten Verfügungen der neuen Regierung war das Verbot der Abreise der Zivilgefangenen in die Heimat. Mittlerweile war ich nach Dimitrijewskoje (Tatschki) übergesiedelt. Die Verhältnisse drängten hier, wie auch in allen übrigen Bezirken zu einer schleunigen Evakuierung: die Leute, ermuntert durch die gelungene Heimreise eines großen Teiles der Zivilgefangenen des benachbarten Scharlyker-Rayons, hatten ihre Winter- und sonst entbehrlichen Sachen verkauft, um sich die Rückkehr in die Heimat zu ermöglichen.

Obgleich es galt zwischen Tschechen, Kosaken und räubernden Banden der

Digitized by Google

„Roten Armee" hindurchzuschlüpfen, obgleich man mit vielfachen Entbehrungen, beschwerlichen Wagenfahrten oder Fußwanderungen, mit Hunger und Gefängnis rechnen mußte — dableiben wollte keiner; man verkaufte das letzte ... nur fort, nur fort! In meinem ganzen Bezirk fanden sich nur sechs arme, kinderreiche Familien, die nichts zu Gelde machen konnten und auf Komiteekosten evakuiert werden sollten. Es kam aber anders. Der Pristaw (Polizeichef) teilte mir eines Tages mit, daß kein Zivilgefangener seinen Wohnort verlassen dürfe. Trotzdem machten sich einige Familien in der Nacht aus dem Staube; sie kamen auch glücklich bis zur Eisenbahnstation Abdulino, die sie aber bereits von Tschechen besetzt fanden, mit Genehmigung des dortigen Kommandanten sogar bis Ssamara, aber von dort trieb sie der Hunger und die unerträglichen, in dieser dritten russischen Residenz herrschenden Zustände wieder nach Tatschki zurück. Unser Traum von einem baldigen Wiedersehn mit all den Lieben daheim war — wiederum nur ein Traum gewesen, aus dem wir erbarmungslos in die rauhe Wirklichkeit zurückgestoßen wurden.

Unsere Nerven, von den tausend Widerwärtigkeiten einer vierjährigen Gefangenschaft zermürbt, sollten aber noch viel härtere Proben bestehen. „Der deutsche Gesandte in Moskau ermordet", „die an die deutsche Gesandtschaft nach Moskau geschickten Kuriere seit Wochen verschollen", „die Delegierten Schwedens und Dänemarks verhaftet," — so lauteten die sich überstürzenden Nachrichten, die uns in die größte Aufregung versetzten. Die Kosakenzeitungen berichteten bereits von einer Kriegserklärung an Deutschland und einer Einberufung aller waffenfähigen Männer. Den Zivilgefangenen gegenüber machte sich das neue Regime durch verschärfte Maßnahmen bemerkbar; man schien wieder zu der alten polizeilichen Bedrückung, wie zu Beginn des Krieges, greifen zu wollen.[1]) Die neuen Verfügungen ließen über die wahren Absichten der Regierung keinen Zweifel aufkommen: die Tschechen machten reine Arbeit! Das Orenburger Zentralkomitee wurde von ihnen aufgelöst, die Leiter desselben in das Lager von Totzkoje gebracht, die vorgefundenen Gelder, die großen Bestände an Wäsche, Kleider und Tabak (für die Kriegsgefangenen) beschlagnahmt, die Fürsorgekommission von Ssamara, wo man sie nicht mehr sicher genug wähnte, nach Tschelabinsk und von da nach Omsk, dem neuesten Regierungssitz, gebracht. Nachdem so alle Vorbereitungen getroffen waren, konnte man sich die nun schutzlosen Zivilgefangenen vom Halse schaffen, ohne von irgendeiner Seite Einspruch zu befürchten. Unter dem Vorwande, gegen die bestehende Regierung agitiert zu haben, wurden im September 1918 alle Deutschen, Österreicher, Türken und Bulgaren angewiesen, die Stadt, in einzelnen Fällen innerhalb drei Stunden, zu verlassen. Nicht nur die Ausländer, die durch geschickte Manipulationen einen Teil des Orenburger Handels an sich gebracht hatten, sondern auch Arbeiter, für die gar kein Ersatz vorhanden war, wurden fortgeschickt, ja selbst die Krankenhäuser wurden gewaltsam geräumt und noch lange nicht Genesene auf die Straße gesetzt. Auch die Insassen der Evakuationshäuser, meist kinderreiche, arme Familien aus dem Kreise Orsk, die auf Veranlassung des Komitees nach der Stadt gekommen waren, um von dort aus die Heimreise

[1]) So wurde August J. in T. auf die bloße Aussage eines ihm feindselig gesinnten Schreibers hin, ohne daß die für J. günstig aussagenden Bauern gehört wurden, verhaftet, zu 50 Knutenhieben verurteilt und nach Orenburg in den Tauschhof gebracht, um dort vor ein Kriegsgericht wegen angeblicher abfälliger Äußerungen über die bestehende Regierung gestellt zu werden. Nur dem Einschreiten des Pastors St..... u. a. einflußreicher Personen war es zu verdanken, daß J. nicht erschossen wurde.

Digitized by Google

anzutreten, aber von dem inzwischen eingetretenen Regierungswechsel überrascht wurden, mußten ihr Bündel schnüren, um einige hundert Kilometer weiter von neuem interniert zu werden. Nicht genug damit — die Familien wurden auch noch getrennt: junge und ledige Männer kamen in den berüchtigten Tauschhof, von wo sie sich die Kosaken zur Feldarbeit in ihre „Stanitzen" (Kosakenniederlassungen) holten. Statt des vereinbarten Lohnes erhielten diese zur Arbeit gezwungenen Zivilgefangenen Knutenhiebe. Viele sind ihren Wirten davongelaufen, aber manch einer ist verschollen, und seine Angehörigen haben vergebens auf seine Rückkehr gewartet.

Die aus der Stadt Verwiesenen kamen in Tatschki halb erfroren, hungrig und bloß an, um vom Pristaw auf die einzelnen Kolonien und Dörfer verteilt, oder in andere Bezirke weitergeleitet zu werden. Die Fuhren hatten die Gemeinden gestellt; das war aber auch alles — um die Verpflegung der Hunderte, die manchmal drei bis vier Tage auf ihren Weitertransport warten mußten, kümmerte sich niemand. Glücklicherweise ermöglichte mir mein Kassenbestand soviel zu zahlen, daß die Leute wenigstens bis zu ihrer Verteilung auf die verschiedenen Dörfer nicht zu hungern brauchten. Was aber weiter mit diesen Unglücklichen werden sollte, wagte ich nicht auszudenken: die Zentrale aufgelöst, die für Orenburg bestimmten Gelder beschlagnahmt und wir alle von Moskau und vom Auslande abgeschnitten; die Erntearbeiten so gut wie beendet, so daß höchstens Handwerker Beschäftigung finden konnten; der harte, lange Winter vor der Tür, und die meisten ohne warme Kleider; besonders unter den Neuangekommenen viele Kranke, und kein Arzt auf hundert Kilometer im Umkreise — wie soll das enden? Ein besseres Mittel, die Deutschen bis aufs Blut zu quälen, konnte man wahrlich nicht ersinnen.

Mein kleiner Bestand schmolz immer mehr zusammen, die aus der Stadt in Aussicht gestellte Hilfe blieb aus und täglich kamen neue Scharen. Notgedrungen mußte ich die Unterstützungsquote einschränken und schließlich ganz einstellen. Meinen Bezirk hatten inzwischen 1500 Personen passiert, die zur Hälfte in mir unterstellten Russendörfern, zur Hälfte in Mennoniten-Kolonien untergebracht waren. Die Leute hatten jetzt wohl ein Dach über dem Kopfe, wieder ein „Zuhause" und das oft erst nach langem Betteln, denn in einigen Dörfern (Kasanka und Uspjenka) wollten unter dem Einfluß ihrer Popen hartherzige Bauern — vielköpfige, arme Familien nicht aufnehmen; die Sorge um das tägliche Brot war damit aber nicht abgetan. Wer weder aus noch ein wußte, ging zum Vertrauensmann. So kam eines Tages eine Frau mit einem todkranken Kinde auf dem Arme aus dem 25 Kilometer entlegenen Dorfe Wassiljewka zu Fuß bei mir an, die buchstäblich der Hunger hinausgetrieben hatte. Zu Hause lag der Mann schwer krank zu Bett; er brauchte Pflege, vor allem kräftiges Essen und die Frau hatte nicht einmal soviel, um ein Brot oder einen Topf Milch kaufen zu können. Das Elend war unbeschreiblich. Meine Bemühungen bei Russen oder Tataren eine Anleihe zu machen, bis wieder mit Moskau eine Verbindung hergestellt war, hatten keinen Erfolg gehabt. Mit Schrecken sah ich dem nahenden Winter entgegen

Die Lage war schwer, gewiß; aber die Männer konnten dennoch in den größeren Ortschaften soviel verdienen, daß ihre Familien vor dem Hunger bewahrt blieben. Doch auch das sollte aufhören. Am 20. Oktober ließ mich der Pristaw in die Kanzlei rufen. „Ich habe eine unangenehme Nachricht für Sie; lesen Sie," sagte er, mir eine Depesche reichend. „Alle männlichen Zivilgefangenen über 18 Jahre sollen sofort nach Orenburg zur Verfügung des

Digitized by Google

Kommandanten des Tauschhofs gebracht werden", lautete der Befehl. Auch das noch! . . . dabei war die Stadt erst vor kurzem von den „lästigen" Ausländern geräumt worden. Bereits am 22. ging der erste Transport ab. Es war mir nicht einmal gelungen 70jährige Greise, sowie einige Krüppel loszubitten. Auch der Vorschlag, auf meine Kosten in Orenburg anzufragen, ob nicht diese wenigen auszuschließen seien, wurde abgelehnt. Ich sollte mit dem letzten Transport abgeschickt werden. Einige Tage darauf wurden auch die Kriegsgefangenen nach der Stadt beordert, diese Verfügung aber am 28. widerrufen.

Inzwischen waren meine beiden Greise, ein Krüppel und zwei junge gesunde Slawen zurückgekehrt, — Jakob Mühlbrot, ein Veteran von 1870/71, mit so erschüttertem Nervensystem, von der Aufregung und den Strapazen des Transportes, daß er die eigene Frau nicht erkannte und irre redete. Am 31. kam die Verfügung, das Abschicken der Zivilgefangenen einzustellen, dagegen wurden am 3. November in einer dringenden Depesche wiederum die Kriegsgefangenen nach der Stadt verlangt. Man hatte in Orenburg infolge des Vordringens der „Roten" offenbar vollständig den Kopf verloren. Vorläufig waren meine Kameraden und ich außer Gefahr, wenn . . . nicht morgen ein neuer Befehl uns doch noch abrief. Von den im Tauschhofe befindlichen Zivilgefangenen wurden nach und nach die über 50 Jahre alten, sowie Krüppel und alle Slawen zurückgeschickt; die übrigen — Deutsche und Deutschösterreicher — zu Erdarbeiten an der Front verwendet, wo mancher geschwächt durch mangelhafte Nahrung, der großen Kälte schutzlos preisgegeben, ohne Sang und Klang verscharrt worden ist. Im Laufe der Zeit wurden auch jüngere Familienväter freigelassen; den Rest befreiten die Bolschewiken bei der Einnahme Orenburgs. 800 Mann, die von den Kosaken nach Sibirien mitgeschleppt werden sollten, wurden ihnen abgejagt.

Das war nun die vierte Regierungsform während meiner Gefangenschaft, aber so brutal war noch keine vorgegangen wie diese, von „unsern lieben Vettern" und Vertretern der „grande nation" inspirierte tschechokosakische; mit so zynischer Offenheit hatte noch keine alles Völkerrecht mit Füßen getreten, wie sie, die im Verein mit ihren Bundesgenossen für „Recht und Kultur" zu kämpfen, nicht müde wurde zu betonen. Das zarische Regime, bei dem die Kriegspartei der Panslawisten ausschlaggebend war, sowohl wie die „Temporäre Regierung" mit dem Deutschenfresser Miljukow am Ministertische, hätten beide, ohne mit einer Wimper zu zucken, die Zivilgefangenen hinter der Wolga elend zugrunde gehen lassen, wenn unser Vaterland nicht in so hochherziger Weise für seine Angehörigen gesorgt haben würde. Als die „Maximalisten" ans Ruder kamen, wurde unsere Lage besser: nicht nur der unerhörten polizeilichen Bedrückung und Ausbeutung wurde ein Ende gemacht, sondern stellenweise erhielten die Zivilgefangenen Weizen oder Mehl zu denselben billigen Sätzen wie die einheimische arme Bevölkerung. Wenn diese Verfügung nicht überall durchgeführt wurde, so lag die Schuld an dem Starrsinn einzelner Bauern, die den „Germanzy" diese Vorzugspreise nicht gönnten und weil die Bolschewiken auf dem Lande nicht immer stark genug waren, ihren Befehlen und Anordnungen auch Gültigkeit zu verschaffen. Die Saiten wieder straffer zu spannen blieb den Kosaken vorbehalten, aber auch sie wären nicht auf den teuflischen Gedanken gekommen: erst die trefflich funktionierende Organisation des Unterstützungswerkes zu zertrümmern, sodann den Frauen und Kindern ihre Ernährer zu nehmen, um sie in der Kriegszone Trancheen graben zu lassen. Dies Meisterwerk der Gemeinheit konnte nur in den Köpfen der Tschechen

Digitized by Google

entspringen, die durch ihren Verrat, ihre Fahnenflucht und ihren Treubruch in der Heimat ihr Leben verwirkt hatten und nun, aufgestachelt von Engländern und Franzosen, die neben Schwarzen und Gelben sich auch noch feindlicher Kriegsgefangener für ihre Zwecke bedienten, in einem fremden Lande an wehrlosen deutschen Männern, schwachen Frauen und Kindern ihr Mütchen kühlten. Man vergesse nicht: unsere Zivilgefangenen wurden zur Kriegsarbeit gezwungen seitens einer Regierung, die während der vier Jahre unserer Gefangenschaft auch nicht einen Pfennig für den Unterhalt der Tausende verausgabt, somit nicht das geringste Anrecht auf irgendwelche Arbeitsleistung hatte. Wohl aber war diese Regierung, und die ihr voraufgegangenen, vom ersten Kriegstage an bis heute darauf bedacht, durch planloses Umhertreiben von einem Ort zum andern, wobei man in Rußland mit ganz anderen Entfernungen zu rechnen hat wie in Westeuropa, den Zivilgefangenen die letzten paar Rubel aus der Tasche zu ziehen. So hatten auch die in den Tauschhof nach Orenburg transportierten Kriegs- und Zivilgefangenen unterwegs (4 Tage) selbst für ihre Verpflegung zu sorgen, und wer weder Geld noch Lebensmittel hatte, wurde von mitleidigen Bauern, oder besser situierten Kameraden durchgefüttert.

In diese trüben Herbsttage fiel plötzlich ein neuer Hoffnungsstrahl. Der von einer Dienstreise in die Kolonien heimgekehrte Pristaw teilte mir eines Tages schmunzelnd mit, daß eines der dortigen Komiteemitglieder „durchgebrannt" sei. Busuluk, an der Strecke Orenburg-Ssamara, war bereits als von den „Roten" besetzt gemeldet worden, — also konnte nur das die Pforte sein, von wo uns die so oft vergebens erwartete Freiheit winkte. Um mir Gewißheit zu verschaffen, fuhr ich in die Kolonien-Zentrale Prätoria. Meine Erwartungen fanden sich bestätigt. Zu Fuß und wer sich das noch leisten konnte, zu Wagen, die Mittellosen von einzelnen Kolonien auch gegen Schuldscheine der Zentralstelle Prätoria gestellt wurden, strebte alles, trotz der vor einem halben Jahr gemachten trüben Erfahrungen in Ssoroki, und trotz der großen Gefahr, unterwegs den Kosaken in die Hände zu fallen, über die deutschen Kolonien im Ssamarschen (60—80 km) nach Busuluk (weitere 80 km), um von dort mit der Bahn über Ssamara-Moskau in die Heimat zu gelangen. Herr R. . . ., der im Auftrage des Komitees nach Ssamara geschickt worden, nicht „durchgebrannt" war, sollte soviel Geld mitbringen, als er bekommen konnte. Freudig bewegt fuhr ich wieder nach Tatschki zurück. Nun wird alle Not bald ein Ende haben! Mit dem Näherkommen der „Roten" werden unsere Peiniger verschwinden, das so sehnsüchtig erwartete Geld gibt mir die Möglichkeit alles heimzuschicken, und zu Weihnachten sind wir zu Hause. Zu Hause! . . . Es lag so fern, so unerreichbar dort im Westen, daß man fast an seine Wirklichkeit nicht mehr glaubte.

Auch diesmal sollte meine Freude vergebens gewesen sein: in Tatschki wurde ich mit der niederschmetternden Nachricht empfangen, ein neuer Befehl der Orenburger Kreispolizei fordere wiederum die Einlieferung sämtlicher männlicher Zivilgefangener von 18 bis 60 Jahren in den Tauschhof, selbst solcher, die die „Slawische Prüfungskommission" als unbrauchbar wieder zurückgeschickt hatte. Sollte dies grausame Spiel mit unseren Nerven nimmermehr aufhören? . . . .

Ich hatte mir vorgenommen bis zum letzten Moment auf meinem Posten zu bleiben, aber Trancheen zu graben, gehörte nicht in dies Programm!

Ob ich wohl wieder Aufschub bis zum letzten Transport bekommen würde? Ich sollte darüber nicht lange im Unklaren bleiben. Spät am Abend wurde ich in die Kanzlei gerufen. Der stellvertretende Pristaw befahl mir, die noch zurückgebliebenen Zivilgefangenen am andern Morgen zu sammeln und diese Opfer

Digitized by Google

der blindwütigen Orenburger Tschechen-Regierung persönlich zur Polizei behufs Abtransport nach der Stadt zu bringen. Diese unerhörte Zumutung trieb mir das Blut in die Wangen; ich mußte mich sehr zusammen nehmen, um ruhig zu bleiben und mich nicht zu verraten. Mein Entschluß war gefaßt: jetzt war es Zeit zum Gehen. Durch ein freiwilliges Teilen des Loses meiner Kameraden konnte ich der mir übertragenen Sache nichts nützen, wohl aber konnte ich für die armen Frauen und Kinder meines Bezirkes auch von einem andern Orte aus tätig sein — also fort! In der Nacht flüchtete ich nach Prätoria. Dort wollte ich das Resultat der Reise nach Sjamara abwarten: Kommt soviel Geld, daß auch für meinen Bezirk etwas abfällt, dann versuche ich auf irgendeine Weise meinen Leuten Hilfe zu bringen.

Prätoria konnte mir zwar nur die Hälfte dessen zur Verfügung stellen, was ich bei voller Unterstützung für meinen Bezirk brauchte, aber ich war auch dafür dankbar: wenigstens für einige Wochen konnte der allergrößten Not gesteuert werden. So zog ich denn, nach einer vorausgegangenen Erkundigungsfahrt, ob ich es wagen könne in T. aufzutauchen, wieder zurück an den Ort meiner bisherigen Tätigkeit. Die Rundreise in die mir unterstellten Dörfer führte mir soviel Elend vor Augen, daß ich es nicht bereut habe umgekehrt zu sein. In Bjeloserka, Kasanka, Uspjenka und Minajlowka gingen die Kinder und Frauen (die Männer gruben indes Trancheen!) tagaus tagein von Haus zu Haus, um sich ihr Brot — zusammen zu betteln. Es fanden sich wohl mitleidige Herzen, besonders unter dem weiblichen Teile der Bevölkerung, die gern und willig gaben, aber oft wurden die Bittenden, die immer wieder an dieselben Türen anklopfen mußten, grob angefahren und mit wüsten Schimpfworten vom Hofe gejagt. Fast alle hatten sie einst bessere Tage gekannt, und Tränen der Scham und des Zornes würzten das ohnedies bittere Brot der Fremde .. Die Kindersterblichkeit war erschreckend groß, — in jedem Dorfe hatte ich mehrere Totenscheine auszufertigen.

So vergingen Tage und Wochen in immer neuen Sorgen und Aufregungen. Vom Dezember angefangen trafen täglich große Scharen russischer Kriegsgefangener ein, anfangs nur aus Österreich, später auch aus Deutschland. Die meisten waren mangelhaft gekleidet, aber von den großen Entbehrungen, die sie angeblich dort zu erdulden hatten, war nicht viel zu merken: „Die Krokodile und Frösche", die ihren Erzählungen nach den Hauptbestandteil ihrer Nahrung in dem ausgehungerten Deutschland bildeten, müssen doch sehr bekömmlich gewesen sein ... Dies Zurückfluten der Russen gab unserer Hoffnung auf baldige Heimkehr wieder neue Nahrung. Oder sollte nur eine einseitige Auslieferung der Gefangenen stattgefunden haben? Vorläufig deutete wenigstens nichts auf einen Austausch hin. Im Gegenteil.

Tatschki war über Nacht zur Garnison geworden: Telephondrähte überspannten die Straße, Baschkiren auf kleinen, zottigen Pferden zogen, sonderbare Weisen singend, an die Front, Munition und Lebensmittel wurden in langen Kolonnen ebendahin gebracht, Verwundete kamen von dort zurück, aber nicht um verbunden und behandelt, sondern nur, um noch 90 Kilometer weiter, nach Orenburg, gebracht zu werden, — kurz in unser stilles Dorf war plötzlich auch der Kriegslärm gedrungen. Die Zeitungen fuhren fort Schauergeschichten über Deutschland zu bringen und von großen Siegen der „Blauen" zu berichten, die glatt erfunden waren, denn private Nachrichten meldeten ein langsames Vorrücken der „Roten". So kam Weihnachten heran. Während der Feiertage hörte man allgemein, die Bolschewiken hätten die Front durchbrochen und wären nur noch 40 Kilometer entfernt. In den Kanzleien und Stäben wurde man unruhig und begann abzurücken; auch die Kaufleute des Dorfes packten ihre Sachen und flüchteten mit Hab und

Digitized by Google

Gut zu den Kosaken. Die Behörden: die Polizei, der Friedensrichter, die Postbeamten hatten sich inzwischen gleichfalls aus dem Staub gemacht. Wir waren frei.... Auf der Heimreise erfuhr ich in Ssamara beim dänischen Konsul von der Ermordung der Herren Marstrand, des dänischen Delegierten für Orenburg und seines Bruders: Sie wurden beide als angebliche Spione von den Tschechen gehängt. Man kann hieraus ermessen, was Deutsche zu erdulden hatten, wenn selbst Delegierte, anerkannte Vertreter eines neutralen Staates ihres Lebens nicht sicher waren.

Zur Kennzeichnung dieser Henkersknechte der Entente diene auch folgendes. Die Fuhrleute, welche mich und meine Kameraden von Ssamara nach Ssysran gebracht hatten, führten uns zu Verwandten, Eisenbahnangestellten, die anfangs nicht sonderlich erbaut waren über die ungebetenen Gäste, uns aber doch nicht hinauswiesen und zwei Nächte bei sich behielten. Hier bekam ich von einem Kollegen unsres Wirtes folgende Schilderung persönlicher Erlebnisse zu hören, die das Bild von der Tschechenherrschaft in Rußland, das ich mir in Tatschki gemacht hatte, vervollständigt. Der Erzähler gehörte zu den 2000 Eisenbahnern, welche die Tschechen, als des Bolschewismus verdächtig, eingesperrt und, als sie gezwungen waren, Ssamara zu räumen, nach Sibirien geschickt hatten. Ein so großer Transport von Arrestanten scheint selbst in dem klassischen Lande der Deportation noch nie dagewesen zu sein, denn er wanderte von Stadt zu Stadt, ohne daß ein Gefängnis seine gastlichen Pforten dieser Schar geöffnet hätte. Die Leute blieben monatelang in den Waggons, die sie unter keinen Umständen verlassen durften, selbst nicht zur Verrichtung ihrer Notdurft. Die Ernährung war dermaßen mangelhaft, daß in kurzer Zeit fast der ganze Transport an Skorbut und Typhus erkrankte. Leichen blieben tagelang in den Wagen, und wenn die unglücklichen Insassen in ihrer Verzweiflung laut um Abhilfe dieser schreienden Mißstände baten, dann schoß die Bedeckungsmannschaft hinein. Viele machten Fluchtversuche, die von vornherein aussichtslos waren, aber wenn es keine Rettung mehr geben sollte, dann wollte man lieber vom Posten erschossen werden, als eines langsamen Todes im Wagen sterben. Auf diese Weise wurden die Leute durch den ganzen Kontinent bis an den Stillen Ozean geschleppt; aber auch in Wladiwostock fand sich kein Platz für die verhungerten und verseuchten Eisenbahner, und so ging die Fahrt wieder zurück bis nach Irkutsk, wo von 2000 Mann nur noch 600 ankamen. Hier setzte man sie auf freien Fuß, ohne ihnen jedoch die Möglichkeit zu geben nach Hause zu gelangen. Die meisten versuchten es, sich zu Fuß in die Heimat durchzuschlagen, was zwar ein neues Martyrium war, das jedoch jeder willig auf sich nahm, um nur so rasch wie möglich aus dem Bereich der Tschechen zu kommen. „Wenn ich bis zu meiner Verhaftung auch kein überzeugter Bolschewik war, die unmenschlichen Leiden, die ich und meine Kameraden zu erdulden hatten, haben mich dazu gemacht", schloß der Erzähler. Und diesen Haß gegen die Tschechokosaken kann man verstehen...

Ich verließ Tatschki am 1. Februar ds. Js. Bis zur Eisenbahnstation Ssoroki waren es 135 Kilometer, die in drei Tagereisen zurückgelegt wurden. Bis Ssamara konnte die Bahn benutzt werden. Dort förmliche Jagd des deutschen revolutionären Soldatenrates auf Kriegs- und Zivilgefangene, um sie zum Eintritt in die russische „Rote Armee" zu bewegen (es sollte ein Liebknecht-Regiment aus Deutschen gebildet werden), Flucht im Schlitten auf dem Eise der Wolga nach Ssysran (120 km). Mit der Bahn bis Moskau und weiter mit einem Transport Zivil- und Kriegsgefangener bis Wilna. Letzte große Wagenfahrt Wilna—Grodno (160 km). In Bialystock am 19. März. In meiner einstigen Heimat war aber meines Bleibens nicht. Die Deutschen hatten vorher die Stadt geräumt und die Polen schickten sich an, Reichsdeutsche in Gefangenenlager zu stecken. Also galt es wiederum Abschied zu nehmen, diesmal wohl für immer.

Wilhelmshaven. Fritz Süßmann.

Digitized by Google

Erinnerungen aus italienischer Gefangenschaft.

Mein Bruder, Dr. Bruno Studeny, kämpfte als Leutnant d. R. in der österreichischen Armee, und wurde als Bataillonsführer in der 8. Isonzoschlacht am 10. 10. 1916 schwer verwundet. Während er seinen Angehörigen drei Wochen lang als tot gemeldet war, zogen ihn die Italiener aus den Trümmern seiner Stellung. Nach seiner Rückkehr nach neunmonatlicher Gefangenschaft schrieb er nachfolgende, hier gekürzt wiedergegebene Erinnerungen. Herma Studeny.

Als ich das Bewußtsein wieder erlangte, war es Nacht, die Stellung leer, über mir ein paar Sterne, kalte Regentropfen fielen mir ins Gesicht. Ein Italiener hielt meinen linken Fuß fest und zerrte an der Gamasche — ein tüchtiger Tritt mit den Genagelten befreite mich von dem Räuber. Ein Soldat, der etwas deutsch sprach, kam zu mir; auf mein Zeichen, daß ich nichts höre, schrie er es mir ins linke Ohr: Die Offiziere möchten den gefangenen Capitano sehen.

Man brachte mich zur nahen Offiziersdeckung: Zwei italienische Leutnants befanden sich dort, nahmen mich menschenfreundlich auf und ließen mich nochmals sorgfältig verbinden, so daß ich Hoffnung fühlte, Menschen in die Hand gefallen zu sein, die mein Unglück nicht durch ihre Behandlung vergrößern würden. Man schickte mich zum Hilfsplatz und von da zur nahen Sanitätsanstalt. Dort wurden wir, da der Arzt gerade beschäftigt war, vorerst in einen entsetzlich nach Schwefel riechenden Keller gesperrt, vor dessen Tür sich ein Soldat in heldenhafter Pose aufpflanzte.

Niemals werde ich diese Minuten vergessen, die ich dort mit noch fünf Männern meiner Kompagnie zubrachte.

Zwei davon waren irrsinnig geworden. Der eine kauerte völlig apathisch am Boden, der zweite lag auf den Knien und schlug seinen Kopf gegen den nassen Lehm mit einem so lauten Geheule, daß ich es selbst vernehmen konnte. Glücklicherweise dauerte diese Haft nicht lange; wir wurden vorgeführt und nach ca. einem halben Tage in das erste Spital transportiert. Nach einem eintägigen Aufenthalt in Gradiska kam ich am 12. Oktober nach Visco.

Hier beginnt die schlimmste Zeit meiner Gefangenschaft, denn die Behandlung in den Spitälern war in jeder Beziehung nicht allein unzulänglich, sondern grenzte manchmal geradezu an psychische und physische Mißhandlung. Bezeichnenderweise wurden alle Umstände um so schlechter, je weiter wir ins Hinterland kamen, je hilfloser uns der Feind in seiner Hand wußte.

Zunächst ist es schon auffallend, daß in Italien der verwundete Gefangene schlechter als der gesunde Gefangene behandelt wird, ferner daß der verwundete Feind sogleich in den Feldspitälern streng von den eigenen Verwundeten separiert, schließlich in besondere Gefangenenspitäler gebracht wird, wo den Verwundeten, die ohnehin hilflos sind, zwar strenge Bewachung, aber keine ärztliche Behandlung zuteil wird.

War ein Transport von einem zum andern Spital fällig, dann wurden die Verwundeten in einem doppelt so starken Kordon italienischer Infanteristen eingeschlossen, mit möglichstem Gepränge durch die ganze Stadt geführt und das Publikum blieb nicht müßig! Schimpfworte schreiend, pfeifend, die Verwundeten anspeiend, verfolgten sie den Transport.

Angesichts dieser verschwenderischen Fürsorge des italienischen Staates für die Sicherheit seiner Gefangenen, war es nicht erstaunlich, daß seine Vorkehrungen für ärztliche Behandlung wesentlich magerer ausgefallen waren.

Im ersten Spital in Visco gelang es mir also noch nicht, ärztlich behandelt zu werden. Der Chefarzt, ein Österreicher, der in Italien naturalisiert war, nahm als leidenschaftlicher Musikdilettant etwas Interesse an mir, besah einmal mein Ohr, schrieb einen langen Spitalszettel und ließ mich dann ruhig liegen.

Übrigens gebärdete er sich notgedrungen als großer „Patriot" und konnte nicht verhindern, daß sein Unterarzt den neben mir liegenden Kameraden S., dessen rechter Arm anscheinend gebrochen war, geradezu roh behandelte. Zuerst

mußte er den Arm in der Schlinge tragen, bis ein anderer Arzt erklärte, er sei nicht gebrochen, und ihn frei behandelte. Dann wurde er wieder für gebrochen angesehen und so fort, bis er endlich schief anheilte. Ein anderer Kamerad, mit einem Beinschuß, lag hilflos da, bis Blutvergiftung eintrat. Dann erst entschloß man sich zur Operation, die natürlich zu spät war.

So lagen wir denn nebeneinander, bald frierend, bald bei klarem Bewußtsein, immer wie Verbrecher bewacht und mußten die Hilfe nur von der eigenen gesunden Natur erwarten. Meine Kopfverletzung mit vorhergegangener Gehirnerschütterung, schuf mir die fürchterlichsten Qualen.

Ende Oktober brachte uns ein Sanitätsauto nach San Michel am Tagliamento. Dort interessierte sich der Chefarzt nur für meine drei Jahre alte Blinddarmnarbe.

Die fortschreitende Genesung brachte uns bald einen schlimmen Feind: den Hunger, der sich mit der eintönigen Langeweile des Spitallebens zur Qual steigerte. Das Essen im Spital war geradezu unbeschreiblich: In phantastisch schmutzigen Gefäßen, völlig kalt, Tag für Tag das gleiche und ganz unzureichend!

Auch war es unmöglich sich selbst Nahrungsmittel zu verschaffen, denn erstens war es eigentlich streng verboten, und zweitens hatte man uns bis dahin noch keinen Gehalt ausbezahlt.

Nach dreiwöchentlichem zwecklosem Aufenthalt kamen wir von San Michele nach Chieti in den Abruzzen.

Hier am weitesten von der Front entfernt, waren die Schikanen am unerträglichsten. Mit größter Mühe gelang es uns, eine ausreichende Lüftung des Krankenzimmers durchzusetzen. Die Inspektionsoffiziere, die sich in individuellen Vorschriften gefielen, verboten uns bald das Sprechen bei ihrem Eintritt in das Zimmer, bald verlangten sie, daß wir vom Bette aufstehen und grüßen sollten, bald war sogar die Bewegung im Zimmer verboten.

Wir beklagten uns endlich in scharfem Protest beim Spitalskommando, trotzdem es sehr gefährlich war, gemeinsame Sache zu machen, da die Gefangenen in Italien rechtlos sind, und jedes eigenmächtige Vorgehen mit Festungsstrafe bedroht ist. Da wir während des Aufenthaltes in diesem Spital keinen Arzt zu sehen bekamen, fühlte ich mich mit mehreren Kameraden veranlaßt, um Verschickung nach einem Lager einzureichen, wo sicher nicht „weniger" ärztliche Behandlung zu erwarten war. In der Nacht vom 7. zum 8. Dezember 1916 holte man uns ab und begleitete uns, einen Oberleutnant und zwei Leutnants, durch einen Hauptmann, zwei Karabinieri und drei Soldaten. Wir hatten doch schon soviel italienisch gelernt, um zu verstehen, was der Herr Hauptmann erklärte, als uns der Bahnvorstand in Julmona in die zweite Klasse setzen wollte: „Solches Gesindel, wie österreichische Offiziere, fahren nur dritter Klasse." So kamen wir bei hermetisch geschlossenen und verhängten Fenstern nach Neapel.

Wir hatten zwölf Stunden Wartezeit bis zum Abgang des nächsten Zuges. So schleppte uns der Hauptmann den Bahnsteig entlang; ich sah den Bahnvorstand heftig mit ihm streiten, dann ging es weiter bis zu einem kleinen Käfig in der Nähe des Heizhauses.

Die Karabinieri stellten sich vor die Türe, der Hauptmann verschwand.

Wie wurde uns aber zumute, als bald darauf, ebenfalls von Karabinieri begleitet, in Ketten geschlossene Verbrecher daherkamen und sich frech, fast kordial uns anstarrend, zu uns auf die Bank drängten. Dieses Gesindel, das dem Publikum ein Gegenstand der Verachtung war, hält man also für die gleichwertige Gesellschaft kriegsgefangener Offiziere. Wir stellten uns in die offene Türe und erwarteten die Ankunft des Hauptmanns, dem wir durch einen Boten ersuchen ließen, uns einen angemessenen Aufenthalt anzuweisen. Nach langem Widerstreben wurden wir endlich in das Wachtlokal der Karabinieri gebracht, bis uns der Zug nach Sala Consilina, unserem endlichen Bestimmungsort, führte.

In Schlangenwindungen kroch das Bähnchen die öden Apeninnentäler hinauf. Wir wurden am Bahnhof von einem Lageroffizier empfangen, ängstlich in eine

Digitized by Google

Droschke geladen, worauf sich der Gaul mit größter Geschwindigkeit in Trab versetzen mußte, um uns nach ziemlich langer Fahrt zu dem am Ende des Dorfes gelegenen Kapuzinerkloster zu bringen. Auf unsere Frage, ob wir dort auch Erlaubnis erhalten würden, an die frische Luft zu gehen, antwortete uns der stolze Italiener: „Wir sperren unsere Gefangenen nicht ein wie die Österreicher!" Der arme Mann, der noch nie über die Grenze gekommen! Hätte er nur eine Ahnung davon gehabt, wie frei die italienischen Gefangenen im Priesterseminar in Linz umherspazierten!

. . . . . .

Die größte Freude aber dieser ganzen Zeit war mir unsere schöne große Bibliothek, die wir der Güte der Schweizer verdankten, deren Andenken für diese Tat gesegnet sein soll!

Wie viele qualvolle Stunden sind dadurch im süßen Dämmerzustand des Lesens in genußreiche verwandelt worden, wenn uns der Genius eines großen Geistes auf seine Flügeln über die Mauern unseres Gefängnisses trug!

Mein körperlicher Zustand hatte sich mittlerweile verschlechtert, da ja jegliche Behandlung fehlte. Deshalb wurde ich einer die Lager bereisenden Kommission vorgestellt und endlich zur Verschickung ins Spital bestimmt.

Mittlerweile hatten auch meine Angehörigen nicht geruht; anläßlich eines Konzertes in dem meine Schwester spielte, bot sich ihre Majestät die Königin von Bayern an, Schritte für meinen Austausch zu tun, und obwohl von keiner Seite etwas verlautete, spannen sich die unsichtbaren Fäden fort, die an meiner Befreiung arbeiteten.

Ganz unerwartet traf mich eines Tages der Befehl in drei Stunden zur Abfahrt bereit zu sein, um nach Pisa zu gehen.

Daß es sich um einen Austausch handeln könnte, ahnte ich nicht im mindesten, und erfuhr es erst, als der Kommandant von mir Abschied nahm.

Noch ein „Auf Wiedersehen in Österreich" an meine mir liebgewonnenen Leidensgenossen — das schwere Gittertor des Hofes tat sich auf und während sie alle durch die Stäbe des Hofes uns nachwinkten, ging es ganz rasch zum Bahnhof hinunter. Mit Vergnügen stellten wir fest, daß die Behandlung desto besser wurde, je weiter wir nach Norden kamen, ja es zeigte sich, daß selbst die Herren Carabinieri wieder zu Menschen wurden, die wünschten, daß wir einen guten Eindruck vom gastlichen Italien in die Heimat brächten.

Geradezu rührend war das Liebeswerben der Italiener in den letzten Tagen, bevor wir die Grenze überschritten. Am liebsten hätten sie Lobeserhebungen gehört, und man konnte ja anerkennen, daß in Calci di Pisa die Gefangenen ebenso behandelt werden wie bei uns. Aber wie hatten die andern Gefangenenspitäler ausgesehen!

Anfang Juli fuhren wir nach Como. Mit welchen Gefühlen sahen wir zum letzten Male Carabinieri unsern Zug besteigen — wozu begleiteten sie uns? Wir wären doch nicht entlaufen, es ging ja der Heimat zu.

Der Zug setzte sich in Bewegung, dann — kam der Tunnel — es wurde wieder licht, da schreit einer: Schweizer Soldaten — im nächsten Augenblick ein brausender Jubel, ein Regen von Blumen, ein Winken von Hüten und Tüchern, wir fuhren in Chiasso ein und sind auf Schweizer Boden! Befreit! Man überschüttete uns mit Blumen und Liebesgaben.

Wir standen wie im Traume, wußten nur ein paar Worte des Dankes zu stammeln, das Herz war zu übervoll und alles Schwere vergessen. Niemand der solches erlebte, wird je des Landes vergessen, in dem zu einer Zeit in der der Haß seine tyrannische Geisel über die ganze Welt schwang, so viel werktätige Liebe waltet.

Mein Bruder hat diese Erinnerungen seiner Leidenszeit kurz vor seinem Tode geschrieben, der als Folge seiner furchtbaren Verletzungen (Kopfschuß und Schädelbruch) mit Hirnhautentzündung und darauffolgender Blutvergiftung am 18. September in Erscheinung trat. Er hat diese Aufzeichnungen, wie er selbst sagt, seinem schmerzenden Schädel abgerungen, darum sind sie uns ein heiliges Vermächtnis.

Briefe über Bücher.

„Was ihm jedoch am meisten auffiel, war eine besondere kleine Büchersammlung, die auf einem Regal über dem Tische nah zur Hand und von der Besitzerin selbst gesammelt und hochgehalten war; denn in jedem Bande stand auf dem Titelblatte ihr Name und das Datum des Erwerbes geschrieben. Diese Bände enthielten durchweg die eigenen Lebensbeschreibungen oder Briefsammlungen vielerfahrener oder ausgezeichneter Leute. Obgleich die Bücherreihe nur ging soweit das Gestelle nach der Länge des Tisches reichte, umfaßte sie doch viele Jahrhunderte, überall kein anderes als das eigene Wort der zur Ruhe gegangenen Lebensmeister oder Leidensschüler enthaltend. Von den Blättern des heiligen Augustinus bis zu Rousseau und Goethe fehlte keine der wesentlichen Bekenntnisfibeln, und neben dem wilden und prahlerischen Benvenuto Cellini duckte sich das fromme Jugendbüchlein Jung-Stillings. Arm in Arm rauschten und knisterten die Frau von Sévigné und der jüngere Plinius einher, hinterdrein wanderten die armen Schweizerburschen Thomas Platter und Ulrich Bräker, der arme Mann in Toggenburg, der eiserne Götz schritt klirrend vorüber, mit stillem Geisterschritt kam Dante, sein Buch vom neuen Leben in der Hand."

Es ist die seltsame Arbeitsstube des Fräuleins Luzie in Gottfried Kellers „Sinngedicht", in der sich Herr Reinhard umschaut, neugierig anfangs, dann, wie er die Bücher entdeckt, überrascht, ja befremdet. Denn das Fräulein beweist nicht nur einen ungewöhnlichen Geschmack, sie ist offenbar selbst ein ungewöhnliches Menschenwesen: Zeige mir deine Büchersammlung, und ich will dir sagen, wer du bist! Aus diesen Lieblingsbüchern kennen wir sie, ehe sie den Mund auftut, und wissen im vorhinein: sie ist Herrn Reinhard im bevorstehenden novellistischen Schachspiel als Partnerin zum mindesten ebenbürtig. Weil sie eine Persönlichkeit ist, liebt sie Persönlichkeiten. Weil sie sich nichts vormacht, Tatsachenbücher. Für jeden, der gern liest, gibt es keine entscheidendere Frage, als die, ob er den Übergang findet von der Belletristik zur Literatur. Nicht, daß es nur einen einzigen gäbe, aber der über die Autobiographie ist der natürlichste. Wenn einer erst einmal so weit ist, daß ihm erlebte Lebensläufe besser gefallen als erfundene, kommt er von selber weiter. Auch in den wirklich lesenswürdigen Romanen der Weltliteratur gibt nicht die Erfindung den Ausschlag, sondern das Erlebnis; je mehr sie Selbstbekenntnis sind, um so bleibender ist ihr Wert. (Das, nebenbei, war der Grundirrtum Flauberts: daß er sich selbst ausschalten wollte. Stendhal steckt im Julien Sorel, — aber wo steckt Flaubert? In seinen Briefen. Darum ist der ganze französische Naturalismus so rasch veraltet. Und darum wird man die Anna Karenina und den Niels Lyhne länger lesen als die Frau Bovary und die Salambo.) Nur die Ich-Form rettet den Schelm Gil Blas in die Unsterblichkeit. Für den Lebenden gibt es nichts merkwürdigeres, nichts sinnbildlicheres als Leben. Gelebtes Leben, nicht nur beobachtetes. Keine literarische Form spricht so gebieterisch „Das bist du", wie die des Selbstbekenntnisses. Ob dies Selbstbekenntnis in die bürgerliche Genügsamkeit der Autobiographie gekleidet ist oder zur künstlerischen Höhe des autobiographischen Romans gesteigert, macht wenig aus, beweist vor allem wenig für einen größeren oder geringeren Gehalt an der einzigen Wahrheit, auf die es ankommt: der inneren. Jede künstlerische Gestaltung des eigenen Wesens ist Dichtung und Wahrheit zugleich. Das unterscheidet die getreueste Autobiographie vom reinen Memoirenwerk. Zwischen Autobiographie und autobiographischem Roman einen scharfen Strich zu ziehen,

Digitized by Google

ist unmöglich. Im Grund ist jede Dichtung ein Stück Autobiographie, jede Autobiographie ein Stück Dichtung. Die Form ist unter anderm eine Frage der seelischen Schamhaftigkeit. Gewiß kleidet man seine Erlebnisse in Romanform, um äußerlich nicht so aufrichtig sein zu müssen. Aber ebenso gewiß kleidet man sie in Romanform, um innerlich wahrer sein zu können.

Hätte das Fräulein Luzie nicht den Herrn Reinhard geheiratet, so hätte sie als gescheites Blaustrümpfchen sicher noch ungleich mehr der besagten Schriftgattung zusammengeheimst, ihm schließlich gar mit einem zierlichen Knix eine ironische Abhandlung über ihre Lieblinge vorgelegt. Die Anzahl lesenswerter eigener Lebensläufe, nicht nur der Weltliteratur, sondern unserer deutschen allein, ist nämlich so verwirrend groß, daß man schier den Wald nicht sieht vor lauter Bäumen. Ein gediegener Führer dazu ist übrigens unlängst wirklich erschienen: „Werner Marholz, Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus" (Berlin, Furche-Verlag, 8 Mark). Aber dem, der in den lockenden Bereich menschlicher Selbstzeugnisse erst eindringen will, schafft selbst dieses treffliche Buch noch die Qual der Wahl: eben weil es mit liebevoller Genauigkeit alles verzeichnet, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist, empfiehlt es sich mehr für den Leser, der schon einiges davon kennt, als für den, der bloß wissen will: Welche sind nun von diesen zahllosen eigenen Lebensläufen die allerbedeutendsten? — die, mit denen man am zweckmäßigsten anfängt? — die, von denen der Anfangende am meisten hat? Der Bildungsucher kann den Kreis der Werke auf jedem Gebiete anfangs nicht eng genug stecken. Er muß seinen festen Punkt und ruhenden Pol haben, von dem er ausgeht, zu dem er immer wieder zurückkehrt, von dem aus, um den herum sich alles wie von selbst anordnet, mühelos und organisch unvergeßbar. Für uns Deutsche ist dieser ruhende Pol zum Glück ein für allemal gegeben in der großartigsten Selbstbiographie aller Zeiten und Völker, Goethes „Dichtung und Wahrheit". Um diesen leuchtendsten Stern stehen nun sechs andere von unterschiedlicher Größe und Helligkeit, drei auf der einen Seite, drei auf der andern; und zwar gehören die drei jeweils auch innerlich zusammen. Sie bilden das klassische Siebengestirn der deutschen Autobiographie. Ich weiß, es ist kaum etwas so schwer auf eine Formel zu bringen, als was „klassisch" sei. Sainte Beuve hat ein paar Seiten über diesen Begriff geschrieben, deren Gehalt unausschöpfbar ist. „Klassisch", sagt er an einer Stelle, „das bedeutet Zusammenhang und Bestand, Einfügen in eine große Überlieferung und Weitergeben dieser Überlieferung, Fortleben durch Einordnung in ein Ganzes." Unerläßliche Vorbedingung ist eine bestimmte Höhe und Eigenart des Sprachlichen: das Sprachliche ist nie zufällige Form, es ist stets gemäßer Ausdruck. In diesem Sinne sind die sieben Selbstbiographien, auf die ich zu sprechen komme, klassisch; klassisch für uns Deutsche. Manches, das vor ihnen geschrieben worden ist, hat den Reiz des Kuriosen, wie man im siebzehnten Jahrhundert sagte; manches Gleichzeitige und Spätere den des Interessanten, um ein Modewort des neunzehnten zu gebrauchen. Manches wird auch klassisch geworden sein in hundert Jahren. Diese sieben aber schließen sich jetzt schon deutlich zusammen zu einem der strahlendsten Sternbilder unserer Literatur.

In der berühmten Stelle vom Schatz der deutschen Prosa nennt Nietzsche unter den paar Werken, die verdienen immer wieder gelesen zu werden, Jung-Stillings Lebensgeschichte. „Henrich Stillings Jugend" ist im Jahre 1777 ohne Vorwissen des Verfassers zum erstenmal veröffentlicht worden, von keinem Geringeren als Goethe, ohne den sie vielleicht gar nicht wäre geschrieben worden.

Digitized by Google

In „Dichtung und Wahrheit“ beschreibt er, wie er ihn 1770 in Straßburg beim Mittagstisch der Jungfern Lauth kennen lernt und lieb gewinnt: „Besonders erzählte er seine Lebensgeschichte auf das anmutigste und wußte dem Zuhörer alle Zustände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, solche aufzuschreiben und er versprach's ... Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannigfaltiger Tätigkeit ... In seiner Jugend, auf dem Wege, Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenher von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jedermann für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen.“ Wie er's dann doch zu etwas bringt, — er wird Arzt, hat große Erfolge als Starstecher, wird Professor und stirbt als Geheimer Hofrat — schildert Stilling selbst. Aber nicht diese ebenere Hälfte seines Lebenswegs ist so einzig anziehend, sondern seine wunderschöne, arme Jugend. Er ist einer, der ganz von unten sich in die Höhe arbeitet, aber was ihn dabei lenkt, ist nicht die Tatkraft des Kämpfers, sondern jene kindliche Frommheit, die wie Anzengrubers Steinklopferhans sagt: „Es kann dir nix g'schehn!“ Im großen Zusammenhang der Weltliteratur hat Stilling einen besonderen Vorzug: seine Jugendjahre sind vor Rousseaus „Bekenntnissen“ geschrieben und von dessen schielender Selbstbespiegelung gänzlich unbeeinflußt. Das verleiht ihnen eine epische Ruhe und Helligkeit, die wirkt wie ein klarer Wiesenbach, der das Bild einer friedlichen Landschaft, Bäume, Hügel, Himmel, Menschen, farbenfrisch zurückstrahlt. Der gottzutrauliche Erzähler ist ein herzlicher, lauterer Gesell, dem man gut sein muß, und alle Dinge, die er berichtet, heimeln uns an wie ein reinliches Stüblein, in das die Morgensonne scheint. Nicht nur die Gunst des Zeitpunkts, auch die Gnade eines glücklichen Wesenskerns bewahren Stilling vor der selbstquälerischen, seelenspürenden Neugier Rousseaus, die das Buch seines Nachfolgers Karl Philipp Moritz so ungemein lehrreich macht. Auch ihn hat Goethe gut gekannt, hat ihn sogar in Rom gepflegt. Ein Jahr, vor Goethe nach Italien reist, vier Jahre nach dem posthumen Erscheinen der ersten Bücher der Confessions kommt der Anfang des Anton Reiser heraus (1785). Moritz steht in mehrfacher Beziehung zwischen Stilling und Goethe. Seine Schicksale sind freudloser als die Stillings: er hat eine finstere Kindheit, soll schon mit zwölf Jahren Hutmacher werden, kommt aber, da seine Begabung erkannt wird, aufs Gymnasium, wird Schauspieler, studiert Theologie, möchte Bauer werden, geht zur Brüdergemeinde, wird Lehrer bei Basedow, Professor in Potsdam und Berlin, Redakteur der Vossischen Zeitung, und stirbt als Hofrat wie Stilling; dazwischen Reisen in England und Italien. Man könnte ihn einen durch wahlloses Lesen aus dem Gleichgewicht gebrachten Wilhelm Meister nennen. Im Guten und Schlimmen ist er moderner als Stilling; schon ein ausgesprochenes Literatendasein: ein scharfer Kopf, ein schonungsloser Beobachter, eine durchaus problematische Natur. Kein Dichter, aber ein Seelenkenner. Kein Wohlgeratener; reich an Gaben, reicher an Hemmungen; ein Grübler, Selbstpeiniger. Als Mensch nicht so anziehend wie Stilling, aber interessanter. Goethe schreibt aus Rom an Frau von Stein über ihn: „Moritz, der an seinem Armbruch noch im Bette liegt, erzählte mir, wenn ich bei ihm war, Stücke aus seinem Leben, und ich erstaunte über die Ähnlichkeit mit den meinigen. Er ist wie ein jüngerer Bruder von mir, von derselben Art, nur

Digitized by Google

da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin." Der Grundmangel des Anton Reiser ist zugleich sein Hauptreiz: daß ihn ein Neunundzwanzigjähriger geschrieben hat. Wenn ein Schriftsteller seine Jugendgeschichte gewaltsam abstößt in einem Alter, wo er noch mit ihr verwachsen ist, ist alles frischer, aber auch alle Wunden bluten. Moritz-Reiser ist so sehr ein vor unseren Augen Werdender, daß er wie ein Vorläufer von Senancours Obermann, von Benjamin Constants Adolphe, von Stendhals Julien Sorel erscheint. Es stehen geradezu erstaunliche Dinge in diesem kristallklar geschriebenen Buche, Selbstbeobachtungen von einer Genauigkeit, festgehalten mit einer Schärfe, wie man sie nicht bei einem Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts sucht, sondern eher bei einem Franzosen, Russen, Skandinavier des zwanzigsten. Deshalb gehört der „Anton Reiser" zu den Werken, mit denen sich auseinanderzusetzen jede neue Generation das Bedürfnis fühlt. Goethe, Schiller, Hebbel, Schopenhauer, Heine haben ihn gleich hoch geschätzt. Erst der „Grüne Heinrich" ist wieder eine ähnlich reiche Fundgrube für Kunde der Kindesseele.

Der dritte Stern scheint nicht groß, aber er blitzt so hell, daß, wer ihn einmal entdeckt hat, ihn immer wieder sucht. Der Arme Mann im Toggenburg ist zugleich Titel und Verfassername eines der eigenartigsten Bücher. Ulrich Bräker hieß er eigentlich. Aufgewachsen wie ein Baum im Wald, wo sich Füchse und Hasen gute Nacht sagen, ist er als Kind Geißbub, wird Bedienter eines preußischen Werbeoffiziers, kommt in den Siebenjährigen Krieg wie der Pontius ins Credo, brennt mitten in der Schlacht bei Lowositz durch, läuft zurück in die Heimat, wo er ein Weib nimmt, Baumwolle webt und zeitlebens ein armer Teufel bleibt. Eifriger Leser wie Anton Reiser, ausgesprochener Autodidakt wie Moritz und Stilling, mit einem wahrhaften Bildungshunger, bringt er es fertig, so unliterarisch wie möglich zu bleiben. Seine Lebensgeschichte ist nicht nur stofflich, sondern vor allem sprachlich eines der urwüchsigsten Werke unserer Literatur; seine Kindheit in Wald und Berg erinnert geradezu an Grimmelshausen. Andrerseits schlägt er, soviel ich sehe, als erster jenen ureigenen Ton der Schweizer Erzähler an, der gegenüber dem papierblassen Hochdeutsch der meisten Schriftsteller so herzerquickend wirkt, wie ihn etwa Huggenberger, Federer, Kurz, Ilg, Lienert haben, und selbst sie nur in ihren besten Sachen. Noch einer ist da, an den er erinnert, den er aber ebensowenig gekannt hat wie den Dichter des Simplizissimus: sein Schweizer Landsmann Thomas Platter, der Humanist, der auch genau wie er, die Freuden und Leiden eines Geißhirten durchgekostet hat. So ist dies kleine Buch das verbindende Glied einer doppelten Ahnenreihe: es gehört zu den Klassikern der Schweizer Prosa und zu den der deutschen Autobiographie.

Der Schritt von Stilling-Moritz-Bräker zu „Dichtung und Wahrheit" scheint ungeheuer, auf den ersten Blick unbegreiflich, und doch ist Goethe nur deshalb so groß geworden, weil in ihm auch etwas vom Besten dieser Drei steckt. Was ihn zu Moritz und Stilling zog, war geheime Wesensverwandtschaft. Er ist derselbe lautere, schicksalsfromme Mensch wie Stilling, noch in Rom ist eins seiner Lieblingswörter „Demut". Er ist der nämliche Bohrer und Selbstschürfer wie Moritz, nur daß sein Selbst ein unendlich reicheres Bergwerk war mit unendlich mehr Schächten und Stollen. Und er ist bis ins Sprachliche hinein das unbändige Naturkind wie Bräker: nichts steht dem Armen Mann im Toggenburg sprachlich so nah, wie der junge Goethe. Erst wenn man „Dichtung und Wahrheit" liest, wird einem klar, wie Goethe das Eigentümliche aller großen Individuen, mit denen er in Berührung kommt,

Digitized by Google

sozusagen magnetisch in sich hinüberlockt und in ein Neues, Höheres umschmilzt: Herder, Merck, Stilling, die Klettenberg. Wie der Jüngling des germanischen Märchens erhält er die Kraft aller Männer, mit denen er gerungen, aller Stammeskönige, unter deren Methalle er eine Nacht verweilt hat. Leben und sich bilden ist bei ihm eins. Das macht aus „Dichtung und Wahrheit" ein sanft, aber unwiderstehlich ergreifendes und verwandelndes Buch: was wir miterleben, ist das Bildungserlebnis eines unvergleichlichen Arbeiters an sich selbst, eines unersättlichen Lerners. In diesen Zusammenhang gehört unbedingt auch Goethes „Italienische Reise", unbedingt vor allem auch ihre Urgestalt, das Tagebuch aus Italien: Ur-Faust, Ur-Meister, Ur-Reise sind nicht nur für den Literarhistoriker anziehend, nein, sie sind Quellen der Erkenntnis und des Genusses für jeden Leser, dem es mit seiner Bildung ernst ist.

Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", längst eines der Lieblingsbücher unseres Volks, stehen von den sieben vielleicht der Memoirenliteratur am nächsten und bieten am wenigsten das, was die Franzosen le roman philosophique de la vie nennen, die innere Biographie, das schmerzlich köstliche Werden. Dafür entschädigt die wahrhaft kaleidoskopische Buntheit der Erlebisse und Gestalten, und die weltmännische Liebenswürdigkeit des Erzählers. Wie das Leben des anhalt-bernburgischen Kammerherrn Kügelgen den Gegenpol der drei vorgoetheschen Autobiographien darstellt, ist er auch als Charakter der Gegensatz alles Problematischen. Es gibt nicht viele Bücher in deutscher Sprache, die so von innen heraus harmonisch sind. Die Anmut der Darstellung läßt die Krisen nur ahnen, die auch diesem Liebling der Götter schwerlich erspart geblieben sind. Das Gemälde seines Lebens ist mit altmeisterlicher Sorgfalt lasiert: nichts Grelles ist stehengeblieben, kein harter Übergang stört. Jene innere Ausgeglichenheit, um die selbst Goethe sein ganzes Leben lang ringt, scheint Kügelgen von einer allzu gütigen Fee bereits in die Wiege gelegt. Es ist eine durchaus natürliche Entwicklung, die ihn mit fünfzig Jahren ruhig den Pinsel weglegen läßt, um Kammerherr im täglichen persönlichen Dienste seines herzoglichen Freundes zu werden. Den zehn Jahren seines Hoflebens verdanken die „Jugenderinnerungen" die reife Abgeklärtheit des Vortrags, jene zugleich witzige und gemütvolle Art zu erzählen, die am besten in der Luft deutscher Duodezhöfe gedieh. Kügelgen hat uns den Ton der um so vieles feineren und gebildeteren Geselligkeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gerettet: Das macht diese köstlichen Denkwürdigkeiten zugleich zu einem Denkmal einer fast versunkenen Kultur. Dem Leser, der von Stilling, Moritz, gar von Goethe herkommt, entgeht nicht, daß die frühe Harmonie Kügelgens um den Preis einer Entwicklung in die Tiefe erkauft ist. Wieviel es ihn gekostet hat, dem Künstlerberufe zu entsagen, verrät uns der sonst so gesprächige alte Herr mit keiner Silbe. Der griechische Spruch vor „Dichtung und Wahrheit", der Mensch müsse sichs sauer werden lassen, um Bildung zu gewinnen, wird ergänzt durch jenen anderen, wonach einer nur werden kann, was schon in ihm steckt. Aber der Anblick des pflanzenhaft friedlichen Entfaltens einer glücklichen Natur erweckt Sehnsucht nach dem Vollkommenen, gleich dem eines schöngewachsenen Baumes. Deshalb spricht auch dies sonntägliche Buch eines Sonntagskindes aufmerksamen Ohren mit leiser Stimme vernehmlich sein erziehendes Wort.

Kügelgens „Jugenderinnerungen" haben Ludwig Richter angeregt zu seinen „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers". Die zwei Bücher stehen sich so nahe, wie die beiden Freunde im Leben: auch sie sagen Du zuein-

Digitized by Google

ander. Es ist mehr als ein hübscher Zufall, daß die klassischen Selbstbiographien nach Goethe alle drei von Männern geschrieben wurden, die die Palette weglegten, um ihren eigentlichen Beruf zu finden: Kügelgen als Freund eines deutschen Fürsten, Ludwig Richter als Zeichner des deutschen Hauses, Gottfried Keller als Dichter des deutschen Wesens. Alle drei müssen sie, gleich Goethe in Italien, dem Malertraum entsagen, um zu ihrem Selbst zu reifen. Keiner wäre ohne dies Opfer, als Maler das geworden, was er sich und uns geworden ist. Auch Ludwig Richters stilles Leben gipfelt, wie das Goethes, im italienischen Aufenthalt; und auch für ihn bedeutet der endgültige Verzicht auf Italien endgültigen Gewinn. Seine Erinnerungen sind gleich denen Kügelgens von zauberhafter Anmut: Gestalten und Begebenheiten, Menschen und Landschaften stehen im reinsten Licht, dank der wunderbaren Klarheit des Auges, das sie sieht, und der Seele, die sie festhält. Zu fragen, wem von den beiden der Preis gebühre, ist müßig. Wir können, um mit Goethe zu sprechen, bloß froh sein, daß wir „zwei solche Kerle haben". Ein ehrwürdig Stück deutschen Wesens ist in diesen stillen Blättern beschlossen, das ganze alte, unverwüstbare Deutschland lebt darin, so treu, daß uns die Gegenwart fratzen- und gespensterhaft unwirklich daneben vorkommt. Es ist dieselbe holde Welt wie in des Knaben Wunderhorn und den Märchen der Brüder Grimm, den alten Bilderbogen von Schwind und Pocci, die Welt des Freischützen und Lortzings, Eichendorffs und Mörikes, ein altväterlich kleinbürgerliches Gewimmel mit sehnsüchtig südlichem Himmel in blauer Ferne, und ringsherum deutscher Wald mit Reh und Hasen und den sieben Zwergen.

Wenn Richter manchmal anmutet wie ein in zarten Holzschnitt übersetzter Stilling, so scheint der „Grüne Heinrich" ein glücklicherer, südwärts verschlagener Anton Reiser. Er ist der letzte deutsche autobiographische Roman großen Stils. Wer Gottfried Keller kennt, weiß, daß seine Selbstbekenntnisse damit nicht abgeschlossen sind: sie gehen weiter im Pankraz dem Schmoller und der Frau Regel Amrain, im Landvogt von Greifensee und Martin Salander, und auch das Sinngedicht ist nur ein hineingeheimnistes Kapitel dieser „großen Konfession". Im „Grünen Heinrich" aber ist Kleinwelt halbbäuerlichen Bürgertums wie im Jung-Stilling, und Kleinwelt eines erwachenden Herzens wie im Anton Reiser. Er ist naturnah wie der Arme Mann im Toggenburg; seine Käuze und Figuren, unvergeßbar wie Kügelgens Gestalten, schreiten durch die alten Städte und Frühlingslandschaften Ludwig Richters.

Ausgaben: Jung-Stilling in der Inselbücherei, in der Hamburgischen Hausbibliothek, in der Deutschen Bibliothek (2 Bände), die erste bringt nur die „Jugend", den besten Teil; die beiden andern bieten auch noch „Jünglingsjahre" und „Wanderschaft". Die „Jugend" gibt den schönsten Begriff, aber auch die Fortsetzungen sind zum Teil ungemein anziehend. Anton Reiser von K. Ph. Moritz: schönste Ausgabe in der Bibliothek der Romane (Inselverlag); auch bei Reclam. Der Arme Mann im Toggenburg: Deutsche Bibliothek und Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur (letztere unter Stichwort „Zürn"). Kügelgen: sehr schön, auch illustriert, bei Langewiesche-Brandt (Bücher der Rose); sonst Deutsche Bibliothek, Hesse & Becker, Cotta, Reclam. Richter: Hesse & Becker (Volksausgabe des Dürerbundes) und Einhorn-Verlag Dachau (letztere mit Bildern Ludwig Richters). Der Grüne Heinrich: Cotta. — Goethe: Briefe an Frau von Stein, 4. Band (einzeln käuflich) enthält das Tagebuch aus Italien. Cotta'sche Handbibliothek.

Digitized by Google

Prophetische Briefe von F. X. Kraus.

Am 28. Dezember 1901 starb in San Remo, wo er Heilung gesucht hatte, Franz Xaver Kraus, der angesehene Theologe und Professor der Kirchengeschichte in Freiburg i. B. Mit seinem Tode schloß sich ein Mund für immer, der nicht müde geworden war, vor der Bahn zu warnen, die die katholische Kirche unter der Herrschaft des Jesuitenordens seit 1890 eingeschlagen hatte, indem sie mit Republik und Demokratie ein immer engeres Bündnis schloß. Sein Warnen war vergeblich gewesen: persönlich wurde er nicht mehr gehört oder nicht beachtet, und als er in den aufsehenerregenden „Kirchenpolitischen Briefen" als „Spectator" in der „Allgemeinen Zeitung" öffentlich seine Stimme erhob, da brachte man ihn durch Drohungen und geistlichen Druck zum Schweigen. Nun ist es gekommen wie er vorausgesagt hatte: der politische Katholizismus, den er sein Leben lang als Versündigung gegen Christentum und Kirche bekämpft hatte, hat sich die Kirche völlig unterworfen, im Bunde mit der Demokratie und den Massen das Deutsche Reich zerstört und die Fortdauer einer deutschen Kultur in Frage gestellt. Für die prophetische Klarheit, mit der Kraus die Dinge kommen sah, legen die nachfolgenden Briefe in erschütternder Weise Zeugnis ab. Sie stammen aus dem Besitz eines in Süddeutschland lebenden Politikers und sind zu ihrer Zeit auch zur Kenntnis maßgebender Stellen gelangt. Aber auch dort blieb die Warnung ohne nachhaltigen Erfolg. Die Männer, von denen Deutschlands Schicksal seit 1890 abhing, waren Hörer des Wortes, aber keine Täter. Wir veröffentlichen die Briefe, nicht ohne die Hoffnung, daß diese Stimme aus dem Grabe vielleicht doch manchem irregeleiteten Wohlgesinnten die Augen darüber öffnen werde, wer an Deutschlands furchtbarem Schicksal eine Hauptschuld trägt.

Freiburg i. B., 21. Februar 1892.

Exzellenz,

..... Die Predigt des P. Maumus, die seither bekannt gewordene Erklärung Leos XIII. wird Ihnen in der unerfreulichsten Weise bestätigt haben, was ich in unserer letzten Unterhaltung auf der Mainau als eine der bedenklichsten Gefahren der Gegenwart bezeichnet habe. Das ist ein öffentliches Angebot der Allianz an die französische Republik! Und zwar an eine Republik, welche essentiell radikal ist, wenn auch ihr Präsident Carnot heißt. Mich überrascht das garnicht. Seit Jahren haben die Jesuiten den Bund der Kirche mit dem vierten Stand als das Programm der Zukunft festgestellt. Leo XIII. hat ihnen anfangs widerstanden, zuletzt in der Enzyklika „Immortalis Dei" vom Jahre 1885, bei deren Übersendung mir der Papst ausdrücklich auftrug, meinem Großherzog und dem Kaiser (Kronprinzen) zu sagen: er habe mit diesem Rundschreiben die verderblichen Theorien von der Volkssouveränität bekämpfen wollen. Seit Leo eingesehen hat, daß er von den Fürsten keine Restitution seiner Temporalia zu erwarten hat, hat er sein Ohr den Einflüsterungen der von dem eben verstorbenen Kardinal Simeoni, von Rampolla, Lavigerie geführten Partei geöffnet, welche dem Papst bewiesen, wie erfolglos seine Politik von 1878—85 war, und wie notwendig es sei, daß er sich den Jesuiten und den Franzosen in die Arme werfe: nur von ihnen sei zu erwarten, daß sie dem Königreich Italien den Todesstoß geben, und nur auf dessen Trümmern sei die Wiederherstellung des Kirchenstaats zu erhoffen. Der beabsichtigte Weg führt also durch die Republik an der Seine zu der an der Tiber. Geblendet durch den Ausblick auf das, was nachher kommen soll, kümmert man sich nicht mehr

Digitized by Google

um das Schicksal der Dynastien: seien Sie überzeugt, daß diesen Herren ganz gleich ist, wer an der Spree regiert.

Diese Tendenzen haben viel stärkere Bundesgenossen, als man in unsern Regierungskreisen glaubt. Ich verkehre viel mit amerikanischen und englischen Geistlichen, ich sehe überall das rapide Überhandnehmen der demokratischen Gesinnung und der Hinneigung zur Republik. In Deutschland kann man kühn sagen, daß, zum guten Teil infolge des Kulturkampfes, die Hälfte der Zentrumsleute innerlich Demokraten und Republikaner sind. Das Laster der fortgesetzten politischen Agitation auf Versammlungen, in der Presse, auf der Kanzel hat den monarchischen Sinn bei Millionen einfach aufgehoben: mit dem suffrage universel gedenkt man gelinde in das Fahrwasser der Republik einzulenken.

Es wäre unendlich wichtig, daß man sich von dieser Sachlage genau Rechenschaft gäbe. Gelingt es im nächsten Konklave, einen Mann des partito serio — der besonnenen und gebildeten Partei — zum Papst zu machen, so kann ein großes Unglück vielleicht noch beschworen werden. Die Chancen dafür sind in den letzten zwei Monaten namhaft gewachsen, indem die Influenza ein halbes Dutzend der enragiertesten Intransigenten mitgenommen hat. So ist es möglich, daß Capecelatro, Battaglini oder Sanfelice die Oberhand gewinnen. Würde ein unternehmender Intrigant wie Parocchi Papst, so läge die Kirche in den Händen Frankreichs. Aber selbst mit einem verständigen Papst ist wenig gewonnen, solange der extreme Ultramontanismus fast alle Bischofssitze innehat. Kopp ist der einzige Bischof (neben Osnabrück), auf den der Kaiser zählen kann, und Gott weiß, wie die Stellung des Fürstbischofs angegriffen ist. Fritzen ist auch brav, aber schwach und krank; die elsässische Protestpartei im Klerus ist jetzt dreister als je. In Süddeutschland, Baden, Baiern und Württemberg, haben die demagogischen Elemente im Klerus das ausgesprochene Übergewicht; die Bischöfe — den guten alten, aber nun fertigen Hefele ausgenommen — ermutigen sie oder verhalten sich apathisch, weil sie wissen, daß die kirchliche Demagogie einen sicheren Rückhalt in Rom hat.

Von all dem scheint man in den maßgebenden Kreisen in Berlin wenig zu wissen oder wissen zu wollen. Man hat ganz Recht, auf die Erhaltung der Religion in der Schule hinzuarbeiten, und ich bekenne mich ebenfalls rückhaltlos zu der Lehre, daß eine religiöse Erziehung ohne Konfession nicht denkbar ist. Aber man übersieht vielleicht nur zu sehr, daß eine große, die Kirche jetzt dominierende Partei im Namen der Religion Politik treibt, und daß diese Politik die Monarchie zerstört, so gut wie sie im Fortgang der Entwicklung auch die monarchisch-aristokratische Konstitution des Katholizismus völlig untergraben muß. Ich habe das anno 1885 dem Papst offen gesagt, und damals hat er mir geantwortet, er sei von der Richtigkeit meiner Beurteilung der Lage vollkommen überzeugt.

An all dem ist nur schwer etwas zu ändern. Die preußische Kirchenpolitik hat die meisten Bischofssitze, Kanonikate, Professuren, die ganze Erziehung des Klerus dem extremen Ultramontanismus überlassen, — sie darf sich nicht beklagen, wenn der Weizen desselben blüht: es ist die jammervollste Illusion, von dieser Partei eine Stütze für den Thron — insbesondere den eines Hohenzollern — zu erwarten. — Dabei besteht vollkommen, daß die Masse des katholischen Volkes, auf dem Lande wie in der besseren Bürgerschaft, monarchisch und treu gesinnt ist: nichts wäre ungerechter, als das anzufechten. Aber dies gute Volk wird jetzt seit Jahren in der unverantwortlichsten Weise beunruhigt, verführt, fanatisiert . . .

Digitized by Google

Die Personalien haben eine leider nur zu oft unterschätzte Bedeutung. Es kommt auf die Menschen viel mehr als auf Gesetzesparagraphen an. Hätten wir 1870 nicht einen so unfähigen Mann wie Melchers als Führer des preußischen Episkopats gehabt, wir hätten weder Altkatholizismus noch Kulturkampf erlebt, und diese ganze demokratische Verrohung des jungen Geschlechts wäre uns erspart oder wenigstens den kirchlichen Kreisen fremd geblieben. Vergreift sich die Regierung wieder in der Wahl des Nachfolgers von Krementz, so wird sie sich vielleicht selber den Sarg gezimmert haben. Man sieht, welches Unheil hier in Freiburg angerichtet ist . . .

Genehmigen Sie den Ausdruck aufrichtiger Verehrung, mit der ich verharre
Ew. Exzellenz ergebenster Prof. F. X. Kraus, Geh. Hofrat.

In Hinblick auf den bevorstehenden Besuch des Deutschen Kaisers bei Papst Leo XIII., der am 9. April 1893 stattfand, übersandte Kraus seinem Korrespondenten die nachstehende Denkschrift:

Eine Aussprache zwischen Sr. Majestät dem Kaiser und dem Oberhaupte der katholischen Kirche bleibt immer ein geschichtliches Ereignis: sie kann unter den obwaltenden Umständen ganz außerordentliche Bedeutung gewinnen.

Die bevorstehende Zusammenkunft unseres Kaisers mit Leo XIII. wäre ein solches Ereignis ersten Ranges und von größtem Segen begleitet, wenn es gelänge, den Papst über die wirkliche Lage der Dinge aufzuklären und die Leitung der Kirche von einer Bahn zurückzuführen, welche von allen verständigen Katholiken als verhängnisvoll erachtet wird. Man muß zugeben, daß Charakter und Temperament Sr. Heiligkeit ebenso wie das hohe Alter Leos wenig Hoffnung lassen, daß das Pontifikat noch andere Wege beschreiten werde. Aber das Wort eines Kaisers ist nicht das Wort eines gewöhnlichen Sterblichen. Aus ihm und durch ihn spricht das Gewissen des deutschen Volkes und in gewissem Sinne die gesamte bürgerliche Ordnung: es kann nicht fehlen, daß Allerhöchstdessen Meinungsäußerung einen tiefen Eindruck machen und auch über das gegenwärtige Pontifikat hinaus wirken wird.

Gewiß ist denkbar, daß Leo XIII. wie bei dem ersten Austausch mit Kaiser Wilhelm II. seine eigene Lage und die sogenannte „römische Frage" berühren werde. Es ist immer peinlich, vor einem gestürzten Souverän die Ursachen seines Falles zu erörtern. Geschehenes ist nicht mehr zu ändern, aber was hier zu wünschen wäre, ist, daß die Kurie endlich sich der Einsicht erschließen wolle, daß die nationale Erhebung und die Einigung Italiens nicht das Werk geheimer Gesellschaften und kirchenfeindlicher Sekten war, sondern aus der Tiefe der Volksseele geboren wurde, den Wünschen der Besten entsprach, und daß darum eine Verständigung der beiden Gewalten in Italien unmöglich ist, so lange diese Tatsache von dem Hl. Stuhle nicht anerkannt und gewürdigt wird. Sie kann das freilich nicht, solange die Kurie selbst ganz unter dem Einfluß der von den Jesuiten zum System ausgebildeten ultramontanen Anschauung steht. Bessere Tage können für das Papsttum erst dann eintreten, wenn es von dieser Bevormundung sich frei macht. Erst dann kann die öffentliche Meinung Europas für eine Kombination gewonnen werden, welche an Stelle des gegenwärtigen, allerdings prekären und von den Velleitäten einer italienischen Kammer abhängigen Garantiegesetzes eine internationale Vereinbarung setzte, durch welche dem Papste nicht zwar der für immer verlorene Kirchenstaat, wohl aber eine würdigere Stellung zurückgegeben würde. Die „Römische Frage" als eine territoriale kann heute von den Mächten nicht mehr anerkannt werden, sie kann nur den Sinn

Digitized by Google

einer von ganz Europa zu übernehmenden Wahrung der Würde und Unabhängigkeit des Papstes haben. Es wäre ein großer Segen für die Kirche wie für unsern italienischen Bundesgenossen, wollte sich die Kurie dieser Überzeugung hingeben.

Viel schwerer wiegt, was etwa in diesem Augenblick Se. Majestät der Deutsche Kaiser dem Papste gegenüber zu beklagen hätte.

Die Erhaltung eines starken Königtums in Preußen, die Bewahrung des deutschen Reichsgedankens und der Einheit des Deutschen Reiches bilden den wichtigsten Inhalt unseres Programms. Ich habe stets die Überzeugung vertreten, daß das Gros unserer deutschen Katholiken, so wie es vor 1870 dachte, eher als treueste Stütze denn als Gegner eines starken Königtums zu betrachten war. Die Ereignisse, welche sich zwischen 1870 und 1880 abspielten, haben daran freilich manches geändert. Nicht als ob die Masse der katholischen Bevölkerung in ihrer Loyalität wesentlich erschüttert worden wäre. Aber nachdem im Innern der Kirche unter dem Pontifikate Pius IX. die jesuitische Richtung allmächtig geworden, nachdem der unselige Kulturkampf auch die gemäßigten Elemente der deutschen Kirche dem Ultramontanismus in die Arme getrieben, hat sich als Fazit dieser Entwicklung die Umwandlung des Katholizismus in eine politische Partei herausgestellt.

Leo XIII. hat, vielleicht ohne es zu ahnen, das Programm Lamennais' von 1832 vollzogen, und wir stehen vor der Organisation des Katholizismus als einer politischen Partei wie vor einer vollendeten Tatsache. Vor dieser Organisation mußten die besonnenen, edleren und geistig hochstehenden Elemente der Kirche das Feld vollkommen räumen. Nicht bloß unter stillschweigender Connivenz, sondern unter direktester Förderung seitens der kirchlichen Autoritäten sind die schlechtesten Elemente in diesem Umwandlungsprozeß verwendet worden und zu unbestrittener Herrschaft gelangt. Die mit allem Raffinement des Parteilebens organisierte, frivole, völlig gewissenlose Agitation, welche unter den Augen der kirchlichen Autoritäten ganz Deutschland mit ihren Netzen überzogen hat, ist eine öffentliche Calamität geworden, welche für die Ruhe und den Bestand des Reiches und des preußischen Staates auch dann gefährlich wäre, wenn die letzten Absichten der Partei auch nicht auf die Zerstörung der preußischen Spitze und die Beseitigung der Herrschaft der gebildeten Klassen gingen. Denn diese mit den ausgesprochenen Feinden der gesellschaftlichen Ordnung nur zu oft und zu deutlich in ihren Mitteln und ihrer Kriegsführung sich verbindende Agitation raubt dem Volk die Achtung vor der Obrigkeit, erschüttert das Vertrauen zu den angestammten Fürsten, und erfüllt die Massen mit jener Unruhe und chronischen Unzufriedenheit, aus der die Staatsumwälzungen hervorzugehen pflegen; während jeder ehrliche Deutsche sich heute sagt, daß alle die Parteien trennenden Differenzpunkte garnichts bedeuten gegenüber der Notwendigkeit, die bestehende Gesellschaftsordnung zu erhalten und ihrem Bestande alle anderen Interessen unterzuordnen.

Dem gegenüber sage ich, Se. Majestät der König von Preußen und der deutsche Kaiser habe das Recht, bittere Klage darüber zu führen, daß diese Dinge sich also unter Zustimmung und Mitwirkung der Curie vollziehen konnten. Und umsomehr hat der Kaiser das Recht, den Papst auf die aus dieser Lage sich ergebenden Gefahren hinzuweisen, als die Curie selbst seit den letzten Jahren den Übergang zur Allianz mit der Demokratie zu vollziehen begonnen hat und alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der in Deutschland organisierte Agitationsapparat in kurzer Zeit in den Dienst der „katholischen" Demokratie

Digitized by Google

gestellt werden wird. Kein König von Preußen kann diese Situation annehmen. Sie schließt in ihren Consequenzen nicht bloß die Zerstörung des Reiches unter der Führung der Hohenzollern, sondern die Aufhebung der Monarchie in sich.

Wollte das Papsttum auf der in den letzten Jahren betretenen Bahn beharren, und die proklamierte Allianz mit der Demokratie endgültig ratifizieren, so wäre dies das folgenschwerste kirchenpolitische Ereignis der Neuzeit. Die alten monarchischen Staatswesen müßten dieser ungeheuren Wendung der Dinge gegenüber eine ganz neue Stellung zur Kirche annehmen. Die Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse des Staates und der Kirche wäre aufs Ernstlichste in Frage gestellt, die völlige Trennung und, meiner Überzeugung zufolge, die tötliche Schädigung beider Gewalten wäre die natürliche Consequenz. Ich zweifle, ob Leo XIII. sich dies alles vergegenwärtigt hat. Gelänge es unserm Kaiser, vor den Augen des Papstes diese Perspektive in ihrem ganzen Ernste aufzurollen, so wären nicht bloß Staat und Reich, auch die Kirche selbst Sr. Majestät Wilhelm II. zu unendlichem Danke verpflichtet. F. X. Kraus.

Freiburg i. B., 16. Oktober 1894.

Exzellenz,

... Die Dinge innerhalb unserer Kirche liegen sehr, sehr schlimm, und nur eine starke, bewußte Politik kann da für den Staat retten, was noch zu retten ist. Hätten wir an maßgebender Stelle nur Einen Mann in der Kirche, der Geist und Mut hätte, um ein Banner zu entfalten und es aufrecht zu halten, so stünde es besser. Aber Sie glauben nicht, bis auf welchen Grad auch unter den Gutgesinnten Zerfahrenheit, Unsicherheit und Ratlosigkeit herrscht. Dies Pontifikat hat fast noch mehr als das vorige ein Chaos geschaffen .... In Rom ist alles in eine große Ungewißheit gehüllt. Der Papst ist ganz isoliert, von einem großen Teil der Kardinäle selbst mit Mißtrauen betrachtet; was das künftige Konklave bringen wird, ist nicht abzusehen. Ich glaube, daß die vornehmste Rolle darin nicht römischen Kardinälen zufallen dürfte [1]) .... Von den Deutschen und Österreichern kommen nur Kopp und der Primas von Ungarn als Freunde gemäßigter Auffassung und Männer von Geist in Betracht ... Ein sehr wichtiges Kapitel sind die Amerikaner, und bei einem Konklave würden sie ohne Zweifel Bedeutung haben. Kardinal Gibbons und seine Freunde sind freilich Republikaner, was man ihnen als U.-S.-'s-Bürgern nicht verdenken kann. Schlimmer ist, daß manche dieser Herren, wie besonders der energische und geistvolle Monsignore Ireland in S. Paul (Minnesota), in einer für die deutschen Katholiken Nordamerikas höchst peinlichen Weise die Irländer bevorzugen. Indes folgt aus all dem nicht unbedingt, daß die amerikanischen Bischöfe und Kardinäle dem Deutschen Reich feindlich sind. Die sehr genauen Erkundigungen, welche mir ein hochangesehener Freund, Professor an der katholischen Universität in Washington, von Zeit zu Zeit gibt, lassen mich erkennen, daß der eigentliche Ultramontanismus diesen Amerikanern fremd ist. Die weltliche Papstherrschaft ist etwas, was sie garnicht interessiert, und es haben, was nicht bekannt wurde, vor nicht langer Zeit die Bischöfe der Vereinigten Staaten trotz aller Anstrengungen Roms es abgelehnt, die Notwendigkeit des Temporale zu erklären. Am gefährlichsten sind uns die französischen und englischen Kardinäle, die jetzt ziemlich extrem sind. Wie schade, daß Newman auch tot ist!

Ich meine, man müsse alles tun, um die eventuell maßgebenden Personen

[1]) Es folgen Personalien über einige italienische Kardinäle jener Zeit, die heute nur noch geschichtliches Interesse haben.

Digitized by Google

de longue main auf die Schwere und den Ernst der Lage, besonders in Deutschland aufmerksam zu machen. Es ist gewiß, daß die italienischen Prälaten darüber wenig aufgeklärt sind, und es ist ebenso gewiß, daß seitens der Jesuiten alles geschieht, um ihnen Sand in die Augen zu streuen. Ich will Ihnen ein von der gesamten deutschen Presse übersehenes und wohl auch in Berlin unbemerkt gebliebenes Beispiel anführen. Wie Exzellenz bekannt ist, haben gelegentlich der Militärvorlage die Sozialisten hier im Lande an mehreren Punkten, dann in Mülhausen i. E. und in Straßburg mit Hülfe der Ultramontanen bei den Wahlen gesiegt, in Freiburg die letzteren mit Hülfe der Sozialisten. Über dieses Faktum berichtet die Civiltà Cattolica 1893, XLIV, 360 (Quaderno 1035) dahin, es hätten die Konservativen und Liberalen sich mit den Sozialisten verbunden, um die Katholiken zu besiegen. Wörtlich — man traut nicht seinen Augen: „Per odio del cattolicismo i conservatori e liberali d'ogni specie hanno sostenuto i candidati socialisti, ripeto socialisti, a Monaco, Würzburgo, Friburgo di Brisgovia, Mulhouse (!), Strasburgo e certamente anche altrove. Sta loro maggiormente a cuore la distruzione del Centro che la legge militare e la lotta contro i socialisti." Eine so unerhörte Verdrehung der Wahrheit wie diese betreffend der Wahlen vom 19. Juni 1893 ist in der Civ. catt. nichts Ungewöhnliches. Es liegt auf der Hand, daß die Jesuiten solche Dinge in ihrer Zeitschrift debitieren, um die höchsten kirchlichen Kreise irre zu führen und eine „öffentliche" Meinung am päpstlichen Hof zu schaffen, gegen die man mit allen Aufklärungen nicht aufkommt.

.... Wir haben jetzt hier in Freiburg einen christlich-sozialen Kongreß. Natürlich ist er nur von Ultramontanen reinsten Wassers besucht. Ich beobachte das Ding und behalte mir vor, Ihnen darüber mehr zu sagen. Vor einigen Wochen besuchte mich ein früherer Schüler, der Dr. Decurtins, gegenwärtig als Nationalrat der Führer der Schweizerischen katholischen Sozialdemokratie. Seine Sprache unterschied sich kaum von derjenigen Bebels und Liebknechts. Ich habe ihm keinen Zweifel daran gelassen, daß ich sein Treiben für nichtswürdig und verabscheuenswert erachte. Drei Wochen später hat S. H. Leo XIII. diesem Herrn ein neues höchst anerkennendes Breve und den Segen für seine Bemühungen gesandt. Was sagen Sie dazu? Die braven Katholiken und die Konservativen in der Schweiz sehen in diesem Herrn D. einen Teufel und der Papst belobt ihn! .... In alter Verehrung verharre ich Ew. Exzellenz ergebenster,

Prof. F. X. Kraus, Geh. Hofrat.

Tagebuch.

Mein Friseur, mehrere Jahre in Frankreich gefangen, obwohl im Norden natürlich doch schlecht behandelt, meint: es wird überall gleich gewesen sein, wie ich höre, haben es die Gefangenen bei uns auch nicht besser gehabt. Ich frage ihn, ob seine Bekannten während des Krieges niemals aufs Land gekommen sind, wo in jedem Dorf die Gefangenen frei herumliefen und Sonntags im Wirtshaus saßen, während er nicht ohne Bewachung seine Notdurft verrichten durfte? Er bleibt dabei, sie hätten es bei uns auch nicht besser gehabt, nur in Rußland sei es besser gewesen. Übrigens habe er französische Soldaten gesprochen, die dächten gerade so wie wir, — auf meinen Einwurf, daß der Haß der Franzosen gegen uns größer denn je sei: „Einzelne Chau-

Digitized by Google

vinisten gibt es überall." Was er über die französischen Wahlen sagt, soweit ich sehe die größte Niederlage der Sozialdemokratie seit ihrer Gründung, weiß ich nicht, weil ich mir inzwischen nicht habe den Bart schneiden lassen.

Im „Vorwärts" vom 2. 12. berichtet Vliegen-Amsterdam, ein Führer der holländischen Sozialdemokratie, der während der Wahlen in Frankreich war: „Die Angriffe gegen den Friedensvertrag fanden gar keinen Widerhall. Die sozialistischen Kandidaten, welche ihre ablehnende Haltung zu verteidigen hatten, taten es nicht aus dem Grunde, daß die Friedensbedingungen zu hart seien, **sondern in der Hauptsache, weil der Vertrag nicht die vollständige Abrüstung Deutschlands vorschreibt.**"

In der Eisenbahn. Eine Frau erzählt von ihrem Mann, der noch immer nicht aus sibirischer Kriegsgefangenschaft herauskommt und offenbar jetzt, November 1919, auch noch nicht schreiben darf, wie es ihm geht. Pakete usw. hat er fast nie bekommen. Man schimpft auf unser Rotes Kreuz, das die Sachen nicht richtig befördert. Merkwürdigerweise äußert einer (vielleicht ein Ausländer) den Gedanken, daß in Rußland manchmal etwas gestohlen wird. Einer erzählt, daß von den 600 seines Regiments, die in rumänische Gefangenschaft geraten waren, nur 3 lebend herausgekommen sind. Ich bin gespannt, wie es möglich sein wird, diese Tatsache gegen Deutschland zu verwenden. Es gelingt: „Und da haben's uns immer vorgelogen", fügt der Erzähler hinzu, „wir hätten keine Verluste." Lieblingsgespräch in der Eisenbahn ist das Schimpfen auf die deutsche Armee, wobei der immerhin bemerkenswerte Umstand übersehen wird, daß ihre Leistung im vorigen Krieg wohl die größte militärische Leistung der Weltgeschichte ist.

In dem Organ der Mehrheitssozialisten, der „Münchner Post", findet sich am 6. 12. 1919 ein Absätzchen

Chauvinismus in der Einwohnerwehr.

Der Erscheinungstag ist wichtig, weil ein paar Tage zuvor die Entente, um den Bürgerkrieg in Deutschland besser in Gang zu bringen, die Auflösung der Einwohnerwehren verlangt hatte und ihr solches Material wie dieses Absätzchen sehr willkommen sein muß; damit soll nicht behauptet werden, daß der Verfasser an diese Wirkung gedacht hätte: wenn der Deutsche einem Deutschen etwas am Zeug flicken kann, denkt er nicht an die Wirkung nach außen. Einer Münchner Einwohnerwehr wird also vorgeworfen, daß bei der Preisverteilung des Preisschießens „knalldeutsche Reden" gehalten und ein Gedicht vorgetragen worden sei, das „noch" heiße Kriegspsychose atmet. Es wird unsere Leser und die einer späteren Zeit interessieren, was in der Zeit des Versailler Friedens in Deutschland als chauvinistisch, knalldeutsch und „noch" Kriegspsychose gegolten hat. Außerdem ist es ein Gedicht, das „noch" leben wird, wenn der Verfasser jenes Absätzchens und dieses Tagebuchs längst tot und vergessen sein werden. Es ist am 3. 12. 1919 in der „Münchner Zeitung" erschienen und heißt:

Geduld!

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
Von helden lobebaeren, von grôzer arebeit..
So hebt es an, das Lied der Nibelungen —
Wem hätte es noch nicht ins Herz gebrannt?
Ein Unbekannter, heißt es, hat's gesungen;
Ich sage nein, er ist nicht unbekannt.
Wie Donner rollt es schon seit tausend Jahren

Von Meer zu Meer, mit ewig neuer Glut,
Um immer wieder neu zu offenbaren,
Was deutsche Kraft vermag und deutscher Mut;
Um immer wieder, immerfort aufs neue
Der Welt zu künden, bis sie untergeht,
Daß unter Trümmern noch die deutsche Treue,
Daß noch in Flammen sie den Kampf besteht.

Digitized by Google

Ein solches Lied, jahrtausendlang erklungen
Und Echo noch die fernsten Zeiten hin,
Kein Einzelner hat dieses Lied gesungen,
Das ganze Volk verklärte sich darin;
Des deutschen Volkes Seele hat's geschaffen,
Von ihrer eignen Größe übermannt,
Und „wunders vil geseit" von Waffen,
Waffen . . .
Und diese Seele wäre unbekannt?

Glaubt man denn wirklich, was so kühn
begonnen,
Verginge jemals unter schmutz'ger Not?
Die deutsche Seele, wie das Licht der Sonnen,
Besiegt die Nacht mit neuem Morgenrot!
Wohl kauert noch in all dem schweren Dunkel
An Tür und Tor der Heunen Lügenbrut,
Und ihrer Augen stechendes Gefunkel
Verrät die Gier nach Gold, die Gier nach Blut;
Doch hält die Wacht, die treue Wacht, ein Großer,
Der Tronjer nicht, ein andrer ist uns nah,
Vertraut und fremd zugleich, ein Namenloser,
Den jeder fühlt und doch noch keiner sah.
Wie ruhig gehen seine Atemzüge!
Er rührt sich nicht, er wartet stumm und still,
So langsam auch zum Kampfe mit der Lüge
Die Stunde der Vergeltung dämmern will.
Er wartet still, der Held, auf den wir bauen;
Nur manchmal klirrt das Schwert an seinem
Gurt,
Dann faucht und heult es ringsum voller Grauen,
Das Heunenvolk, der Hölle Ausgeburt.
Er wartet stumm, vor Augen nur das eine:
Die hundertfach an uns begang'ne Schuld —
Schon ist's, als käm's herauf mit hellem
Scheine . . .
Geduld! Geduld! Dietrich Eckart.

Daß unsere armen Arbeiter heute noch nicht wissen, daß es auch ihre Not, ihr Weh, ihr kommendes Leid ist, das in diesem wunderschönen Gedicht Ausdruck gefunden hat, das liegt nicht nur an ihren bisherigen Führern, die sie gelehrt haben, Nationalgefühl sei so viel wie Kapitalismus, Reaktion, Militarismus, es liegt auch an den Vertretern des nationalen Gedankens, die alles getan haben, um diesen Irrtum zu nähren. Ist schon Deutschland zugrunde gegangen, weil das Nationalgefühl an ein untaugliches Symbol, den Entlasser Bismarcks, gebunden war, so wird jetzt in der Zeit der Not, der einzigen, die geeignet ist, dem deutschen Volk sein Volkstum zum Bewußtsein zu bringen, dieses Bewußtwerden gestört dadurch, daß jene Irrlehre, Nationalgefühl sei so viel wie Herrschaft irgend einer Menschenklasse täglich neue Nahrung erhält. Wir wollen uns der ertrinkenden deutschen Matrosen von Scapa Flow erinnern, auf die von englischen Zivilisten sportshalber geschossen wurde. Aber nicht Wilhelms II., der ohne Widerspruch seiner servilen Umgebung Schimpfworte in die Akten des Auswärtigen Amtes schreiben durfte, jenes Auswärtigen Amtes, in dem Bismarck den offiziösen Journalisten jedes scharfe Wort aus ihren Artikeln strich und zu sagen pflegte: „Sie müssen sich stets erinnern, daß Sie für das vornehmste Auswärtige Amt der Welt arbeiten." Dadurch, daß junge Leute „Heil dir im Siegerkranz" singen, wird nichts erreicht, als eine gewisse Befriedigung und Erleichterung der Singenden. Solche Kundgebungen sind um so kindischer, als gar kein aussichtsreicher Kandidat für einen deutschen Kaiserthron vorhanden ist, es wird also für ein Prinzip demonstriert, und mit einem Prinzip ist noch nie eine Volksbewegung gemacht worden. Wir haben, so lange Hunderttausende von Deutschen in feindlicher Gefangenschaft schmachten, so lange Tausende von Elsässern und Balten wegen ihrer Treue zum Deutschtum als heimatlose Flüchtlinge umherirren, die Deutschösterreicher verhungern, so lange Millionen von Deutschen in Fremdherrschaft leben, so lange Millionen von Kindern an den Folgen der Hungerblockade bis in die Knochen dahinsiechen, andere Sorgen als die der Staatsform und wollen zu allen übrigen Zerklüftungen nicht noch die der Monarchisten und Republikaner hinzubringen. Die Frage der Staatsform kann wie alles in der Welt nur von Fall zu Fall und nicht prinzipiell entschieden werden. Wenn wir einen Kaiser wüßten, der geeignet wäre, uns aus dem Dreck zu bringen, so würden wir ihn nennen, wobei es uns einigermaßen gleichgültig wäre, ob er ein Fabrikarbeiter oder ein Hohenzoller wäre, aber wir

Digitized by Google

wissen keinen. Der Flügeladjutant eines deutschen Bundesfürsten schrieb uns kürzlich: „Eine veredelte Räterepublik ist besser als ein verlottertes Kaiserreich."

Auf einen Grund der Zerklüftung hat, soweit wir sehen zum erstenmal, Dr. Emmy Voigtländer hingewiesen. Sie verfolgt in der Zeitung „Sachsenstimme" vom 25. 9. 19 den folgenden Gedankengang: Während des Krieges standen sich in Deutschland der Rechts- und der Macht-Gedanken gegenüber; weiten Kreisen erschien der Machtgedanke als veraltet, der Rechtsgedanke als das Neue, das Zukünftige. „Soll man nun wirklich in der Unbeirrbarkeit, mit der das deutsche Volk dem neuen Gedanken folgte, nur völkischen Selbstmordbrang sehen? Ist vielleicht doch etwas von Zukunftswert darin? Wenn man die ehrliche Überzeugung vom sittlichen Wert dieser neuen Rechtsordnung bei so vielen Deutschen beobachtet, wird man stutzig, in ihr nur den Ausdruck niederziehender Parteileidenschaft zu sehen. — Es gibt eine einfache Probe, um einwandfrei festzustellen, was etwa an Lebens- und Zukunftswert darin steckt. Daß diese Politik der Versöhnung und Verständigung das deutsche Volk geradenwegs in sein heutiges Unglück, in die Vernichtung seines irdischen, selbständigen Daseins geführt hat, daran kann kein Zweifel bestehen. Es wird nun ja von den Vertretern dieser Politik immer gesagt, im Vertrauen auf den Sieg des Rechtes habe das deutsche Volk die Waffen niedergelegt, nur den nächsten Schritt im Denken machen sie nicht, daß es angesichts ihres furchtbaren Mißerfolges besser gewesen wäre, dieser Politik nicht zu folgen. Nein, immer noch wird unbeirrbar der Machtgedanke als sittlich veraltet und wertlos hingestellt, und seine Vertreter mit der Schuld belastet. — Mit der Stunde jedoch, in der ein Deutscher oder Deutsche, die aus sittlicher Überzeugung der Rechts- und Verständigungs-Politik folgten und sie leiteten, nicht nur, wie vielleicht schon geschehen, im stillen Kämmerlein, sondern öffentlich erkennen und bekennen, daß mit dieser Politik die Daseinsgefährdung des deutschen Volkes ursächlich zusammenhängt, und trotzdem die Verantwortung dafür übernehmen, im Hinblick auf den höheren Rechtsgedanken; mit dieser Stunde wäre der Beweis erbracht, daß doch etwas daran ist. Diese müßten dann sagen: ‚Es war einmal eine geschichtliche Notwendigkeit, daß ein ganzes Volk das Beispiel gab mit dem Verzicht auf Gewalt, und Deutschland war vom Schicksal dafür ausersehen, gerade weil es schuldlos in den Krieg verstrickt wurde. Wir haben nichts als diesen Gedanken vor uns gesehen, und glaubten damit jede Art von Imperialismus, einerlei ob deutschen oder fremden, aus der Welt zu schaffen.' Wenn ein Deutscher an verantwortlicher Stelle so verantwortlich spräche, dann wäre mit einmal Sinn in dem Geschehenen, das nicht rückgängig zu machen ist, und ein Tor für die Zukunft aufgestoßen. Dann bekäme der Selbstmord des deutschen Volkes den Sinn eines ungeheuern Selbstopfers für diesen sittlichen Gedanken. Dieser Sinn könnte das kranke Volk wieder seelisch aufrichten, und ihm ein Leitbild sein in den dunklen Tagen, die ihm bevorstehen."

In der Tat, wenn die, die im Herbst 1918 auf Friede und Gerechtigkeit gehofft hatten, jetzt sagten: „Wir haben uns geirrt", so wäre damit einer der verbittertsten Gegensätze in sein Gegenteil gewandelt. Statt dessen sehen wir, wie jeder nur das Ziel verfolgt zu beweisen, daß er immer Recht gehabt habe und dadurch in einer solchen Zeit mit Notwendigkeit zum politischen Schieber wird, wie der Egoist im Wirtschaftsleben notwendig zum wirtschaftlichen. Wenn die Welt aus den Fugen ist, kann sie durch Suchen nach „Schuldigen" nicht wieder eingerichtet werden, sondern nur durch Selbsteinkehr. Diese fehlt auf allen Seiten. Wir erinnern daran, wie auf unserer, der nationalen Seite,

Digitized by Google

die militärische Bedeutung Amerikas unterschätzt wurde. Wir wollen alle übrigen Fragen — ob es überhaupt möglich gewesen wäre, Amerika aus dem Krieg zu halten, durch welche Mittel es möglich gewesen wäre, ob es dann anders gegangen wäre — alle diese Fragen wollen wir außer Betracht lassen und nur an die rein militärische uns halten. Da war man auf unserer Seite überzeugt, daß Amerika kein irgendwie in Betracht kommendes Heer werde aufstellen können und auch wir sind diesem Irrtume gefolgt. Hat man aber irgendwo gelesen, daß einer ihn jetzt eingestanden hätte?

Den zurückgekehrten Kriegsgefangenen, die einen tieferen, von allen Parteieinstellungen freien Einblick in die politischen Vorgänge der Kriegszeit sich verschaffen wollen, können wir sehr die eben erschienene kleine Schrift von Martin Spahn empfehlen: „Die päpstliche Friedensvermittlung" (Scherl, Berlin). Wir denken etwas anders als der Verfasser über die Vermittlertätigkeit des Papstes, aber in der Fülle der tiefen Einblicke in die deutsche Politik, in der strengen Objektivität ihrer Feststellungen steht die kleine Schrift vielleicht einzig da.

Daß neben den neuen Zerklüftungen die alten fortbestehen, zeigt die folgende Zuschrift, die wir von Reichsrat von Buhl aus Deidesheim erhalten:

„Mit Sorge sehen wir gerade hier im besetzten Gebiete den konfessionellen Zank wieder erwachen, selbst unter den Augen der Besatzungstruppen werden manche Fragen, die lediglich eine sachliche Behandlung verdienten, mit dem Bekenntnis verknüpft. Man spricht wieder — oft sogar mit einem Fragezeichen — von der nationalen Haltung der deutschen Katholiken. Da sehe ich an allen Ecken und Enden Schwierigkeiten und sogar Gefahren. Da ich mich seit Jahren mit der Frage beschäftige, darf ich mich ja wohl als Sachverständigen betrachten, selbst dann, wenn sie mir Herzenssache ist. Die große augenblickliche Gefahr ist natürlich Herr Erzberger. Der schadet unendlich jeder Sache, der er zu dienen vorgibt. Er ist, was man einen gerissenen Politiker nennt, mit allen Wassern gewaschen, mit allen Hunden gehetzt, nur fehlt ihm jede Eigenschaft, die zu einer wirklich führenden Persönlichkeit gehört. Er hat aber, — wie ich aus guter Quelle höre — gerade links des Rheines kaum einen Freund.

Viel schlimmer ist jedoch die indirekte Wirkung seines Treibens: Sehr weite Kreise der Protestanten werden durch sein Auftreten nur in der längst im geheimen gehegten Überzeugung bestärkt, daß eben auf Katholiken kein rechter Verlaß sei, da sie doch immer in erster Linie Glieder der übernationalen Papstkirche seien. Dazu kommt das nicht minder unausrottbare Vorurteil bei Freidenkenden, daß Katholiken innerlich immer unfreie Menschen blieben, die wohl eine gewisse formale Bildung haben möchten — in jener Augen fast ein Mangel — aber von voraussetzungsloser Geisteskultur als unmündig auszuschließen wären. Man sehe die Geschichtsauffassung unserer Gebildeten: Nicht nur das protestantische Preußen gegen die katholischen Bayern und Österreich, nein auch Elisabeth gegen Spanien, ja selbst Cromwell gegen Irland! Freisinnige Katholiken stehen ja selbst unter diesem Banne fälschenden Vorurteils und war nicht etwa der lange Kanzler — und mit ihm viele Herren und Damen — sogar mitten im Kriege von solchen Auffassungen durchaus nicht frei? Gerade die aber hinderten ebensogut eine ‚voraussetzungslose' Politik, wie die Abneigung der Linken gegen das zaristische Rußland! Wirkung: auf die geistig weniger Selbstbewußten der Katholiken das Gefühl der Zurücksetzung ein Ressentimentgefühl, bekanntlich der fruchtbarste Nährboden der Erbitterung, zum mindesten aber eines Mißtrauens, das jedes herzliche Hand- in Handgehen ausschließt. Völlig verkannt aber wurde in Deutschland die große katholische Renaissance, die von England

Digitized by Google

(Newmann, Manning) und Frankreich ausgehend, gerade gebildete Kreise der katholischen Welt mit hohem Selbstgefühl erfüllt und jene Umwertung einleitete, in der wir mittendrin stehen, die vor allem ein Gefühl der geistigen Überlegenheit erzeugte gegenüber dem ratlos werdenden Materialismus, mit starker Betonung einer formalen Kultur, der Notwendigkeit einer freiwilligen inneren Bindung gegenüber dem als Schlagwort schal gewordenen ‚Sichausleben' unserer grünen Jungen und Backfische. Hier führen nun Brücken zu anderen Völkern — und leider fast kaum eine zum deutschen Protestantismus! Dazu kommt bei vielen katholischen Politikern eine maßlose Enttäuschung über die Haltung und Widerstandskraft der protestantischen Kirche in der Revolutionszeit.

Schuld Erzbergers ist es dagegen, daß leider z. B. für einen nationalen Agitator die Versuchung recht nahe liegt, große Scharen zu sammeln unter dem Rufe: hie Deutschtum, hie die drei Internationalen, die schwarze, die rote, die goldene! — daß gerade die Farben Erzberger-Scheidemann-Mossescher Herrlichkeit die gleichen sind, ist ein Witz, auf den noch niemand zu kommen scheint. Aber wird erst einmal protestantisch und deutsch einander gleich gesetzt, wenn auch unter gnädiger Anerkennung der Ausnahmen und mit der Betonung, nichts läge ferner als der Kampf gegen religiöse Überzeugungen — dann ist der Riß da — und unsere Feinde triumphieren, weil dieser Riß unheilbar ist!"

Wir haben nicht den Eindruck, daß keine Brücken von der katholischen Renaissance zum deutschen Protestantismus führten; im Gegenteil den Eindruck, daß auch im Protestantismus ein tiefes Sehnen nach innerlicher Erneuerung der Religion zu spüren ist und ein tiefes Sehnen nach Überbordwerfung des Ballasts von alten Streitigkeiten. Auch finden wir nicht, daß die Katholiken ein Recht haben, der protestantischen Kirche ihre mangelnde Widerstandskraft in der Revolutionszeit vorzuwerfen. Der Erzbischof von München, der als die Oper Monalisa von Schillings am Münchner Hoftheater aufgeführt wurde, sich zum König begab und eine Bewegung veranlaßte, als ob durch die Aufführung jener Oper der Bestand des Christentums bedroht sei, hat u. W. keinen Finger gerührt, als beim Tode Eisners die Kirchenglocken geläutet wurden. In der Revolution ist auch der katholische Volksteil führerlos gewesen. Vielleicht aber kommt es doch noch einmal dazu, daß man all diese geschichtlichen Streitigkeiten auf sich beruhen läßt und das zusammenstellt, was allen Deutschen gemeinsam ist. Bis jetzt sind die Deutschen noch nicht so weit. Wir schlagen als passenden Zeitpunkt für eine solche Verbrüderung den Tag vor, an dem die erste Million verhungert ist, geben uns aber keiner Täuschung darüber hin, daß damit der Zeitpunkt wohl etwas zu früh anberaumt ist.

Die Vossische Zeitung vom 20. November ds. Js. enthält Auszüge aus dem eben bei Macmillan in London erschienenen Buch A Private in the Guards von Stephan Graham. Der Verfasser berichtet aus den Instruktionsstunden der englischen Garde: „Der zweite Bajonettmann bringt die Verwundeten um. Man darf sich nicht mit Verwundeten belasten, die einem zwischen den Beinen herumliegen. Seid nicht weichlich. Die Armee liefert euch ein gutes Paar Stiefel. Ihr wißt, welchen Gebrauch ihr davon zu machen habt." „Dann kommen die Deutschen aus dem Maschinengewehrnest heraus, ihre Hände hochhaltend, und der Mann an unserm Lewis-Maschinengewehr vergißt, den Finger vom Abzugbrücker zu nehmen."

Ein Schweizer sendet uns eine an ihn gelangte Rückpostkarte des Burgverlag, Nürnberg, Königstorgraben 3, und schreibt: „Beiliegenden Schmutz, womit zurzeit die Schweiz überschwemmt wird, schicke ich Ihnen als Monument von unserer Zeiten Schande."

Digitized by Google

Diese Rückpostkarte enthält neben der Anschrift in großem Druck die Worte

Das Tagesgespräch in der ganzen Schweiz,
ebenso wie in Deutschland, Österreich, Holland usw. ist das Buch
Die Frau und die Kriegsgefangenen
in dem manche Schweizer und manche Schweizerin ihre Photographie in Worten finden werden.

Auf der Rückseite heißt es u. a.:

Bitte nützen Sie sofort den günstigen Stand der Frankenwährung aus und bestellen Sie noch heute das interessanteste Buch der letzten Jahre.

Das Werk, herausgegeben von „Prof. Dr. Beck", 21. Tausend, 4 Bände kostet broschiert 25 Mark, „Luxusausgabe" 30 Mark.

Auf der Rückpostkarte ist außer französischen Ausgaben zweier Schriften von Sven Hedin angezeigt, das sechsbändige Werk

Das Liebesleben im Weltkrieg.

Aus dem Inhalt nennen wir:

Clemens Gerth-Göllnitz: Die erzwungene Enthaltsamkeit als Zerstörerin der Wehrkraft;

Alex von Frankenberg und Ludwigsdorff: Brüssel als Liebesetappe;

Hugo Piffl, Oberstl. a. D., Eisenstadt-Ungarn: Das Liebesleben an der österreichisch-ungarischen Front.

Der Schweizer schreibt dazu: „Wenn dieser Propaganda nicht das Handwerk gelegt wird, ist den Deutschen nicht zu helfen."

Gerade unpolitische Äußerungen, die ohne jede politische Absicht entstehen, sind ja für den Zustand eines Volkes besonders bezeichnend. In Stuttgart werden eine ganze Woche nur französische Opern gegeben, in Paris muß Chevillard, als lange nach Kriegsende zum erstenmal ein Wagnersches Stück in einem Konzert gespielt wird, eine entschuldigende Ansprache ans Publikum halten: „Die Sieger können sich die Musik der Besiegten vorspielen lassen." In der Vossischen Zeitung vom 11. X. spricht Robert Prechtl (Friedländer) den Wunsch aus, daß den feindlichen Offizieren in Wiesbaden Saint-Saëns, Débussy usw. vorgespielt werden und bedauert, daß ihnen eine „abgestandene Zauberoper" geboten wird. Diese „abgestandene Zauberoper" ist — Mozarts Zauberflöte.

Ein heilsames Erlebnis war folgendes. Der liebe Gott sprach zu mir: Da du ein so großer Moralist bist und deine Mitmenschen so vorzüglich zu beurteilen verstehst, so wollen wir dich zum Höllenrichter machen. Je nach den Urteilen, die du fällst, sollen die Strafen und Besserungsmittel verhängt werden. Wir wollen gleich mit deinem Kollegen anfangen, von dem du eben gedacht hast, daß er „das größte Schwein von allen" ist und ihn zu ewigen Höll.... „Nein," unterbrach ich, „lieber Gott, bitte tu das nicht, ich weiß doch nicht, ob ich reif für diesen Posten bin, und was den Kollegen anlangt, im Grund ein reizender Mensch, keineswegs Höll...." Wenn du nicht willst, sagte Gott, daß ich mich nach deinen Urteilen richte, dann red ein andermal nicht so dumm daher. E.

Redaktionell abgeschlossen am 19. Dezember 1919.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Sozialismus ohne Nationalgefühl?

Über unser nationales Interesse hinaus wird die Zeit nach dem Herbst 1918 dem betrachtenden Menschen stets besonders wichtig sein als erste Periode sozialdemokratischer Herrschaft in irgendeinem Lande, als erstes Experiment über die Durchführbarkeit der sozialdemokratischen Lehren.

Der übliche Einwand: Die Verhältnisse in Deutschland seien zur Durchführung eines solchen Experiments zu ungünstig, durch die vorhergegangene nichtsozialdemokratische Regierung zu verfahren gewesen, scheint mir nicht stichhaltig. Die Sozialdemokratie hatte nie anders als durch Katastrophen erwartet zur Herrschaft zu gelangen. Die Revisionisten hatten weder an Katastrophen noch an Herrschaft geglaubt, alle aber — von Marx angefangen —, die an den sozialdemokratischen Staat geglaubt hatten, erwarteten sein Eintreten vom Zusammenbruch des kapitalistischen Staats. Die deutsche Volkswirtschaft hat während des Kriegs eine solche Leistungsfähigkeit bewiesen, daß ihr Zustand im Herbst 1918, als sie in die unbedingte Gewalt der Sozialdemokratie kam, gewiß unvergleichlich günstiger war als sich Marx und seine Nachfolger das Ende der privatwirtschaftlichen Zeit gedacht hatten, die sie nach Verelendung der weit überwiegenden Mehrzahl der Volksgenossen herankommen sahen, wobei Katastrophen aller Art, auch Krieg und Revolution in Rechnung gesetzt waren.

Ernster scheinen uns andere Einwände gegen die experimentelle Bedeutung der deutschen Revolution: es wäre denkbar, daß eine andere als die deutsche Sozialdemokratie unter gleichen Verhältnissen ein anderes Ergebnis erzielt hätte, und es wird manchem denkbar scheinen, daß auch die deutschen Sozialdemokraten, wenn sie Führer gehabt hätten, ein anderes Ergebnis erzielt hätten. Die Unfähigkeit zum Regieren haftet nicht an der Partei, sondern an der Person. Es gibt nicht richtige und unrichtige Politik, sondern nur richtige und unrichtige Politiker.

Über das Ergebnis selbst sind ja wohl alle eingestandener- oder uneingestandenermaßen einig. Unsere ganze Generation war von den sozialdemokratischen Anschauungen soweit beeinflußt, daß auch der Nichtsozialdemokrat die sozialdemokratischen Führer für leistungsfähige Interessenvertreter der Fabrikarbeiter hielt, die, wenn sie zur Herrschaft kämen, vielleicht die auswärtige Politik und die Landwirtschaft nicht verstehen, aber in ihrem eigensten Gebiet, der Vertretung des Interesses der Fabrikarbeiter, Neues schaffen würden. Die Sozialdemokratie konnte nicht Rohstoffe aus der Luft schaffen, aber die Erzeugung und Verteilung der Güter je nach Bedarf — wohl die einleuchtendste der sozialdemokratischen Lehren — ist, soweit wir sehen, nirgends in die Praxis umgesetzt worden. Schiebertum und Wucher haben noch mehr um sich gegriffen als zuvor; die vor dem Krieg geleistete praktische soziale Arbeit hat einen Rückgang erfahren; das was neu eingeführt wurde, insbesondere die Arbeitslosenversicherung, scheint uns den Charakter von Bestechungsmaßnahmen zu haben. Wir haben uns vor dem Krieg durch Sozialpolitiker einreden lassen, daß durch kluge Berechnung die Lage des Proletariats verbessert werden könne auch ohne Steigerung des sozialen Gefühls. In den jetzigen Zuständen sehen wir nicht nur den Bankrott der sozialdemokratischen sondern auch der bürgerlichen Sozialpolitik. Der Zweifel, den wir als Studenten hatten, ob ein Mann, dessen Konfektionsfabrik unter den Arbeiterinnen die Knochenmühle hieß, Führer einer Arbeiterpartei sein könne, war doch berechtigt. Aber wir geben unumwunden zu, daß auch der Rückgang der sozialen Gesinnung in Deutschland nicht die Bedeutung eines Experiments gegen die sozialdemokratischen Lehren hat, sondern daß auch auf diesem Gebiet der Mangel an

Digitized by Google

Nationalgefühl die deutschen Verhältnisse von denen anderer Länder unterscheidet. Dadurch, daß die deutsche Sozialdemokratie wünscht, daß die Welt international werde, ist sie es nicht geworden. Sie hatte, als sie so rasch und unblutig wie wohl keiner ihrer Theoretiker für möglich gehalten hätte zur Herrschaft gelangte, ein Volk zu sozialisieren, für dessen Sozialisierung das was ein Volk sonst zusammenhält, Nationalgefühl und Nationalehre, nicht in Betracht kam. Es könnte also jemand an die Möglichkeit glauben, daß auch ohne Weltrevolution ein Volk, das nach außen durch Nationalgefühl zusammengehalten ist, nach innen die Sozialisierung durchführt.

Von den großen Preußen wurden die geistigen Kräfte unterschätzt. Vielleicht wäre Preußen unter dem Nachfolger Friedrichs des Großen nicht so herabgesunken, wenn Friedrich für die Bedeutung der deutschen Kultur das gleiche Verständnis gehabt hätte wie für Heer und Wirtschaft. Nur in Kriegszeiten und in der Vorbereitungszeit von Kriegen wurde die Begeisterung fur deutsche Art und Kunst gefördert. Man kann von Bismarck wirklich nicht mehr verlangen, als er geleistet hat, aber wenn er gewußt hätte, was das für Deutschland bedeutet hätte, wäre nach 1870 in Berlin ein deutsches Nationaltheater unter Richard Wagners Leitung gegründet worden, statt des Residenztheaters zur Pflege französischer Possen unter Sigmund Lautenburg. Mit guter Volksschule und der Instruktionsstunde glaubte man alles für die Bildung des Volkes getan zu haben. So ist es geblieben bis zu diesem Krieg. Auf diesem Gebiet arbeitete die Oberste Heeresleitung mit dem Grundbegriff der deutschen Politiker „bei der Stange halten" und verkannte, daß Geist schöpferisch ist oder überhaupt nicht. Die Mobilmachung war aufs bewunderungswürdigste vorbereitet, was aber ist geschehen, um die deutschen Arbeiter über die Wirklichkeiten der politischen Lage Deutschlands aufzuklären? Über die Schönheit des deutschen Landes und deutscher Kunst, die Tragik der deutschen Geschichte? Improvisationen während des Kriegs. Worte wie „Für Gott, König und Vaterland", die auch einmal schöpferisch waren, genügten als Ladenhüter nicht. Jetzt handelt es sich einzig noch darum, ob das Volk Führer finden wird, die ihm durch die Tat beweisen, daß Nationalgefühl so wenig wie Familiengefühl Politik oder Sache der Obrigkeit ist, sondern Erleben und Erkennen eines Zusammenhangs. Wir haben keinen Anhalt dafür, anzunehmen, daß ein solcher Führer sich eher unter Mehrheitssozialisten finden wird als unter Unabhängigen oder Kommunisten. Ohne ihn — wir wissen nicht, ob das auf die Dauer als Unglück angesehen wird — bricht Deutschland als Industrieland zusammen.

Man kann verschiedener Ansicht darüber sein, ob die Industrialisierung ein Glück für Deutschland war. Aber man kann nicht verschiedener Ansicht darüber sein, daß die fortschreitende Industrialisierung, die unsern Industriearbeitern erwünscht schien, nicht möglich war ohne Flotte, ohne Schutz des Exports und der Auslandsdeutschen. In den Jahren 1897—1909 stieg die Wasserverdrängung der deutschen Kriegsflotte von 232 000 auf 633 000 Tonnen, der Nettoraumgehalt der Handelsflotte um 62,6 Prozent, der Außenhandel von 8,8 Milliarden auf 14 Milliarden; in dieser Zeit stiegen die Spareinlagen des deutschen Volkes von 8,8 Milliarden auf 13,1 Milliarden. Wenn die deutschen Arbeiter erst einmal als Sklaven des Herrn Guggenheimer in südamerikanischen Gruben arbeiten, werden sie in ihrer Freizeit Bismarcks Reden lesen. Mir scheint, daß die größte Leistung praktischer Fürsorge für die Fabrikarbeiter, die in irgend einem Land stattgefunden hat, die von den Sozialdemokraten im Reichstag abgelehnte Bismarcksche Arbeiterschutzgesetzgebung gewesen ist, wegen deren er von der Demokratie als Sozialist bekämpft wurde. Von den Fabrikarbeitern

Digitized by Google

wird die Bedeutung der Kranken-, Unfall-, Alters-, Invalidenversicherung erst voll erkannt werden, wenn sie zusammenbrechen und gleichzeitig die kurzfristigen Bestechungsmaßnahmen — wie die Arbeitslosen-Versicherung — die seit der Revolution eingeführt wurden. Wir waren während des Kriegs stets überzeugt, daß die Bismarckschen Versicherungen nur bei siegreicher Beendigung des Kriegs fortzuführen sind. Die nationalen Parteien haben vor und während des Kriegs ihre Unfähigkeit bewiesen, die Arbeiter über die Bedeutung der auswärtigen Politik für die Sozialpolitik aufzuklären und beweisen diese Unfähigkeit jeden Tag. So wird nicht die geistige Aufklärung, deren Wesen es ist, die Zukunft anschaulich zu machen bevor sie eintritt, sondern die Belehrung durch Anschauung, nicht die Mechanik, sondern der Stein, der uns auf den Kopf fällt, das heißt feindliche Besetzung, die deutschen Arbeiter über die Wirklichkeit der nationalen Unterschiede aufklären. Ihre Führer sind sich großenteils über diese Unterschiede klar und empfinden sie als Deutsche, trauen sich aber nicht die Arbeiter darüber aufzuklären, da sie glauben, daß sie die Arbeiter nur dadurch „bei der Stange" halten können, daß sie ihnen nach dem Mund reden. Die Führer der alten Sozialdemokratie haben sich so wenig wie Bethmann getraut, die nationalen Wahrheiten einzusehen und zu verkünden und haben geglaubt, das Deutschtum als Kontrebande durch den Weltbrand hindurchschmuggeln zu können. Wir bilden uns nicht ein, mit diesem Heft ein Problem wie das der Sozialdemokratie zu erschöpfen. Wir wollen nur Material zum Nachdenken für selbstdenkende Menschen bieten. Wir urteilen nicht nach dem Erfolg und würden (im Gegensatz zur Mehrzahl seiner Bewunderer) Bismarck für einen ebenso großen Politiker halten, wenn in der Schlacht von Königgrätz den preußischen Truppen durch ein Naturereignis der Sieg entrissen worden wäre. Aber das eine läßt sich aus dem geschichtlich genommen so kurzen ersten Abschnitt des deutschen Zusammenbruchs schließen: Sozialismus ohne Nationalgefühl ist undurchführbar. Auch wenn eine Weltrevolution kommt, so kann sie unter Aufhebung des Nationalismus nur, wenn sie religiös ist, dauernde Ergebnisse erzielen; ist sie wirtschaftlich, so muß sie zusammenbrechen, wenn der Egoismus des einzelnen fortbesteht ohne Zusammenhalten der nächsten Gruppen, d. h. ohne Nationalgefühl. Eine Gesinnung, die das Herz für die Antipoden und den Ellenbogen für den Landsmann gebraucht, führt zu keiner möglichen Form des Zusammenlebens. Zu einem Volksstaat gehört vor allem ein Volk.

Wir glauben nicht an ein soziales Gefühl, das mit Haß gegen den Landsmann zusammengeht und glauben nicht, daß — selbst durch eine Weltrevolution — eine dauernde Besserung für die Notleidenden und Unterdrückten eintreten kann ohne Steigerung der Nächstenliebe. Wir glauben an die Prophezeiung des sterbenden Staretz in Dostojewskijs „Brüder Karamasoff": „Die Spötter sollte man fragen: .... wie werdet ihr euer Gebäude nur mit eurem Verstand und ohne Christus aufbauen? An ihre Versicherung, daß auch sie auf ihrem Wege schließlich zur Einigung der Menschheit gelangen werden, glauben in Wahrheit nur die Einfältigsten unter ihnen, und über diese Einfältigen kann man sich wirklich nur wundern, denn wahrlich ihre phantastischen Träume bauen sich auf keine einzige Tatsache auf. Sie denken alles ohne Christus gerecht aufzubauen, aber sie werden damit enden, daß sie die Welt mit Blut überschwemmen, denn Blut schreit nach Blut, und das Schwert wird nur durch das Schwert vergehen. Und wenn die Verheißung Christi nicht wäre, so würden sie sich auf Erden gegenseitig bis auf die zwei letzten Menschen vertilgen. Auch diese letzten zwei würden nicht verstehen, sich in ihrem Stolze zu bändigen, so daß der Letzte den Vorletzten vernichten würde und zuletzt sich selbst." P. N. Cossmann.

Digitized by Google

Die Parteien und ihre Gedanken.

Die Rechtssozialisten.

Für die Rechtssozialisten ist nach wie vor das Erfurter Programm von 1891 maßgebend. Gewiß war und ist in den Kreisen der Sozialdemokratie die Überzeugung weit verbreitet, es sei veraltet: die Anschauung der Männer um die „Glocke", die Kritik der Gegner des Sozialismus, die großen Fortschritte der Volkswirtschaftslehre seit Marx sind nicht ohne Einfluß geblieben. Aber der Druck der linksgerichteten sozialistischen Gruppen, welcher immer schärfer wurde und wird, hat die Sozialdemokratie gezwungen, revisionistische Bestrebungen abzuschütteln und sich — vielfach gegen ihren Willen — wieder auf das Erfurter Programm zu versteifen, zu versuchen nun durchzuführen, was jahrzehntelang verheißen wurde. Wer deshalb das Wesentliche der geltenden Anschauungen der Sozialdemokratie kennen lernen will, hat sich an das Erfurter Programm zu halten. Dasselbe wird erläutert durch die bekannte Schrift von Karl Kautsky, Das Erfurter Programm, Stuttgart, Dietz, 15. Auflage 1919. Auch diese Schrift hat gleichsam amtlichen Charakter. Abgefaßt im Zusammenhange mit den Erörterungen über den Entwurf des sozialdemokratischen Programms von 1891, bestrebt, lediglich die Anschauungen der Partei darzustellen (S. 140), gilt das Buch mit Recht als eine Art Katechismus der Sozialdemokratie. Es wird in den Parteischulen gebraucht, es dient als Leitfaden für den Agitator. Man muß es also zum Verständnis des Parteiprogramms mit heranziehen.

Auf dem Erfurter Programm und seiner Erläuterung durch Kautsky beruht die folgende Darstellung. Sie macht es sich zur Aufgabe, den Gedankengehalt der sozialdemokratischen Lehre darzustellen und zwar so, daß die Motive deutlich zutage treten, von denen sie bestimmt, die gedanklichen Bestandteile, aus denen sie erwachsen ist.

Zuerst in England, dann auch in Deutschland traten die Schäden der großkapitalistischen Produktionsweise hervor. Der Druck, den sie auf den Lohnarbeiter ausübte, bewirkte eine soziale Spannung, die bald zu Haß und Feindseligkeiten gegen die Kapitalistenklasse fortschritt. Sie bewirkte gleichzeitig auch eine theoretische, dann politisch-wirtschaftliche Gegenströmung: Sozialismus und Arbeiterbewegung. Beide vereinigten sich in der deutschen Sozialdemokratie.

Deren Ziel ist, den Einfluß der bürgerlichen Schichten zu zerstören, dem Arbeiter die ausschlaggebende Stellung im Staat, Wirtschaft und Gesellschaft zu verschaffen und vom Standpunkte des Lohnarbeiters aus, Staat, Wirtschaft, Gesellschaft neu zu gestalten.

Von Marx übernimmt die Sozialdemokratie den Gedanken, ihr letztes Ziel wissenschaftlich zu begründen. Marx hängt auf das engste mit der Volkswirtschaftslehre und Philosophie seiner Zeit — Mitte des 19. Jahrhunderts — zusammen. So finden sich in der Lehre der Sozialdemokratie viele jetzt überwundene wissenschaftliche Anschauungen jener Zeit erhalten und wirksam. Ihre Auswahl, ebenso aber auch ihre Beibehaltung, ja Dogmatisierung ist bedingt durch jenes letzte Ziel der Sozialdemokratie und durch die Stimmung des Hasses (Kautsky, S. 184), der sie beseelt.

Digitized by Google

Ihr Ziel vor Augen sucht die Sozialdemokratie zunächst zu beweisen, daß dem Lohnarbeiter wirklich jene ausschlaggebende Stelle zukomme.

I. Der Arbeiter.

Den Lohnarbeiter geht vor allem das Wirtschaftliche an. Man begreift darum, daß sich die Sozialdemokratie die sogenannte *materialistische Geschichtsauffassung* zu eigen macht. In ihrer Theorie liegen aber zwei Gedankenreihen neben- und durcheinander.

Erstens. Die Geschichte der Völker wird im letzten Grunde immer durch die wirtschaftliche Entwicklung bestimmt. Nicht rein politisches Streben, z. B. nach einer besonderen Grenze sich seinen Nachbarn gegenüber zu behaupten, nicht das Machtstreben eines selbstbewußten Volkes, z. B. auf Grund einer Idee, wie der des alten Kaisertums, nicht religiöse Umwälzungen bestimmen den Lauf der Geschichte: den letzten Antrieb bildet immer die wirtschaftliche Notwendigkeit. Sie veranlaßt die Menschen auf Abhilfe zu sinnen und die Schwierigkeiten zu beseitigen (S. 102) — so oder so, mit mehr oder weniger Erfolg, je nach der Einsicht und Kraft der führenden Persönlichkeiten, welche die richtigen Wege durch Ideen weisen. Also: die wirtschaftliche Entwicklung stellt die Probleme: der Mensch allein findet die Lösung, kämpft für sie, stellt Ideale auf, und schafft das Neue.

Zweitens. Die wirtschaftliche Entwicklung ist als ein Naturgeschehen zu betrachten. Sie vollzieht sich wie das Walten einer organischen Naturkraft. Sie „schafft" Formen der Gütererzeugung. Sie „erzeugt" Bedürfnisse. Sie „bringt hervor" die Gesellschaft, den Staat, die Familie. Oder geradezu physikalisch-anorganisch, d. h. materialistisch gedacht: die wirtschaftliche Entwicklung „schreitet vorwärts" nach bestimmten Gesetzen, sie nimmt eine unveränderliche Richtung, und bewirkt Zustände und Veränderungen, die naturnotwendig folgen aus dem Zusammen- und Aufeinanderwirken der Kräfte, die in der menschlichen Gesellschaft aufeinander prallen; sie vollzieht sich naturnotwendig, d. h. naturgesetzlich-mechanisch. Diese Entwicklung ist eine stete — hier spielt der Darwinismus herein. Der Mensch ist als Glied der Natur diesem Geschehen gegenüber machtlos: es geschieht schließlich immer nur das, was die Entwicklung als solche verlangt.

Die erste Lehre ist eine Einseitigkeit, welche die neuere Geschichtschreibung längst überwunden hat, die andere enthält einen Denkfehler, den die neuere Philosophie durch scharfe Scheidung des kulturwissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Denkens aufgezeigt und unschädlich gemacht hat. Beide Gedankenreihen widersprechen einander und gehören nicht zusammen: die erste entspringt eben kulturwissenschaftlichem, die andere naturwissenschaftlichem Denken. Aber trotzdem hält die Sozialdemokratie an ihnen fest, vermengt sie sogar miteinander und vergrößert dadurch die Unklarheit. Kautsky sagte Seite 134: „Die wirtschaftliche Entwicklung bestimmt naturnotwendig, naturgesetzlich die Richtung des gesellschaftlichen Fortschritts und erzeugt sich die neue Form, der Mensch kann nur die Richtung des Neuen erkennen und ihm durch Wegräumung von Hindernissen zum Durchbruch verhelfen, freilich es auch hemmen und lähmen, allerdings seine Richtung nicht verändern." Aber Seite 169: „Glücklich jeder, dem es beschieden, seine Kraft einzusetzen im Kampfe *für die Verwirklichung dieses herrlichen Ideals*", nämlich der sozialistischen Gesellschaft.

Je nach Bedürfnis wird nun von der Sozialdemokratie die eine oder andere Seite betont. Der Untergang des Kleinbetriebs vollzieht sich „naturnotwendig" (Erfurter Programm): Der kleine Handwerker und Bauer kann nichts dagegen

Digitized by Google

tun — naturwissenschaftliche Denkweise, denn an dem Nachweis dieser Notwendigkeit liegt der Sozialdemokratie sehr viel. Aber der Übergang zum Zukunftsstaat wird erreicht durch bewußten Kampf für dies Ideal und durch den Umsturz der bürgerlichen Eigentumsordnung: hier macht es der zielbewußte Wille, der Umsturz ist das Werk der Arbeiterklasse (Erfurter Programm) — kulturwissenschaftliches Denken, denn die naturnotwendige Entwicklung ist mit ihrem Ende nicht abzusehen, das Proletariat will nicht warten.

Im Rahmen dieser materialistischen Geschichtsauffassung hebt sich natürlich die Bedeutung des Lohnarbeiters. Leistet er doch ohne Zweifel einen erheblichen Teil der Arbeit, die die Wirtschaft eines Volkes verlangt. Die Sozialdemokratie begnügt sich aber nicht damit die Bedeutung des Arbeiters für den Wirtschaftsbetrieb hervorzuheben: sie weist ihm darin die Hauptrolle zu, indem sie die Werttheorie der älteren Volkswirtschaftslehre festhält. Diese erklärt: „Der Wert einer Ware wird bestimmt durch die im allgemeinen zu ihrer Herstellung erforderliche Arbeitsmenge." Schärfer ausgedrückt: „Eine Ware hat nur einen Wert, weil menschliche Arbeit überhaupt in ihr vergegenständlicht ist. Wie nun die Größe ihres Wertes messen? Durch die Menge des in ihr enthaltenen Wertbildners, der Arbeit. Die Menge der Arbeit hat wieder ihren Maßstab in der Zeit. Dabei handelt es sich um gesellschaftliche Arbeit" (Kautsky, Marx' ökonomische Lehren, Seite 16).

Aber auch diese der klassischen Nationalökonomie des 18. Jahrhunderts entnommene Lehre ist ein Irrtum. Arbeit hat mit dem Wert der Ware grundsätzlich nichts zu tun. Der Wert entspringt vielmehr aus der Spannung zwischen verhältnismäßiger Knappheit eines Gutes und dem Umfange nebst Stärke des Bedürfnisses, welches darnach besteht. Der Wert ist subjektiv, nicht objektiv begründet. Ein Gegenstand hat nicht deshalb Wert, weil Arbeit darin steckt, sondern man steckt Arbeit hinein, weil er sicher oder vermutlich wertvoll sein wird.

Die sozialdemokratische Theorie spitzt nun diese alte Werttheorie ausdrücklich auf den Lohnarbeiter zu, indem sie weiter — ebenfalls in Anlehnung an ältere Volkswirtschaftler — behauptet: Arbeit im wirtschaftlichen Sinne leistet nur der Lohnarbeiter, seine Arbeit allein bringt die Erzeugnisse des Großbetriebes hervor (S. 30). Der Unternehmer — Kapitalist, Großgrundbesitzer — arbeitet nicht (Erfurter Programm; Kautsky 9). Er nimmt an der Produktion nicht teil, er schafft keinen Wert. Seine geistigen Kräfte erschöpfen sich in Spekulationen auf Börsen und Märkten; nach dieser sogenannten Arbeit bleibt ihm nur noch Kraft und Interesse zu möglichst geistlosen Vergnügungen (S. 166). Er ist eine Drohne (S. 184). Alle Mühe des Unternehmers, seine Intelligenz, seine Kenntnisse, seine Fähigkeit zu leiten und zu organisieren, seine kaufmännische Leistung sind für den Sozialdemokraten nichts gegenüber der körperlichen Arbeit, die man nach Stunden berechnet. Das Erfurter Programm teilt die Gesellschaft in „Arbeiter" und „Nichtarbeiter". Kautsky stellt den besitzenden Klassen die „arbeitenden" gegenüber. Der Ausdruck „die arbeitenden Klassen" ist bereits in die Sprache übergegangen, ohne daß sich die Gesellschaft klar wird, welche Überhebung und welche Verachtung geistiger Arbeit darin liegt.

Das Verkehrte dieser Auffassung liegt zutage, ebenso wie das Falsche der Werttheorie. Aber diese Lehren haben dem Lohnarbeiter das Gefühl eingeflößt, er sei der eigentliche Mittelpunkt und Träger des gesamten Wirtschaftslebens, er sei darin die Hauptperson. „Vom Arbeiter hängt heute das ganze ökonomische Leben des Landes ab." (Kautsky, Einleitung zum kommunistischen Manifest, S. 6).

Digitized by Google

Es ergibt sich für den Sozialisten ohne weiteres die Frage: hat der Lohnarbeiter auch wirklich die Stellung in der Gesellschaft und im Staat, welche diese Lehre für ihn verlangt? Die Antwort lautet: Nein! Der Kapitalist beherrscht Staat und Gesellschaft, der Arbeiter befindet sich in der Lage des Unterdrückten und Ausgebeuteten (Erfurter Programm). Um dies zu beweisen zieht die Sozialdemokratie zwei andere Lehren heran, die auch der älteren Nationalökonomie entstammen: die Lehre vom Mehrwert und vom Recht auf den vollen Arbeitsertrag.

Wenn der industrielle Kapitalist mit seinem Kapital eine Fabrik gründet, so will er Profit machen. Das kann er nur auf Kosten des Lohnarbeiters. Denn der Wert einer jeden Ware beruht angeblich bloß auf der Arbeit des Lohnarbeiters. Der Wert, den der Kapitalist durch seine Unternehmung über den Wert seines Anlagekapitals erzielt, der Mehrwert, damit sein „Profit", kann deshalb auch nur aus der Arbeit des Lohnarbeiters stammen. Dieser Mehrwert fließt tatsächlich in die Tasche des Kapitalisten, also wird — folgert der Sozialist — der Arbeiter darum betrogen, er wird „ausgebeutet", denn der Arbeiter hat Anspruch auf den vollen Betrag seiner Arbeit (S. 31 f.) Der industrielle Kapitalist hat nichts zu tun als dafür zu sorgen, daß die Arbeiter für möglichst kleine Löhne möglichst viel Arbeit leisten, daß ihnen möglichst viel Mehrwert ausgepreßt wird. Seinen Arbeitern gegenüber ist er Antreiber und Ausbeuter. Je länger sie arbeiten, um so besser für ihn (S. 34).

Aber Warenwert beruht nicht auf Arbeit, also auch nicht der Mehrwert. Und wenn selbst der Mehrwert aus der Arbeit flösse, hätte der Arbeiter nicht ein Recht auf den vollen Arbeitsertrag, jedenfalls nicht in dem Sinne, wie es der Sozialismus auslegt: in dem Sinne, daß der Arbeiter den Anspruch erheben kann, den Wert des ganzen künftigen fertigen und verkauften Produktes, das er liefert, in seinem Lohne gleich ausgezahlt zu erhalten (S. 31, 36).

Die Lehre vom Mehrwert und die vom Recht auf den vollen Arbeitsertrag wird nun — das ist ein entscheidender Punkt — vom Sozialismus zu einer Verschärfung der Behauptung, der Lohnarbeiter werde ausgebeutet, benutzt. Beide Lehren werden zu einer förmlichen Ausbeutungstheorie verbunden, um die Stellung des Arbeiters noch unwürdiger und elender, ja unrettbar erscheinen zu lassen. Und zwar so: der Lohnarbeiter hat Anspruch auf den vollen Wert seines Arbeitsproduktes, damit also auch auf den Profit des Kapitalisten. Der Kapitalist kann ihm diesen Mehrwert nicht lassen, sonst wäre es ihm unmöglich, sein Geschäft weiterzuführen und davon zu leben, sonst müßte er sich damit begnügen, sein Kapital zu verzehren. Der Kapitalist muß also den Profit für sich behalten. Der Arbeitslohn kann darum in der kapitalistischen Gesellschaft nie so hoch steigen, daß die „Ausbeutung" des Arbeiters ein Ende nimmt. Mögen die Löhne noch so hoch, mögen sie glänzend werden, dem Unternehmer muß der Natur der Sache nach immer „erpreßte Arbeit", d. h. ein Gewinn bleiben, er muß unter allen Umständen, naturnotwendig, selbst wider Willen Ausbeuter sein. „Das kapitalistische Lohnsystem bedeutet unter allen Umständen die Ausbeutung des Lohnarbeiters. Es ist unmöglich, die Ausbeutung zu beseitigen, solange dasselbe besteht. Und auch bei den höchsten Löhnen muß die Ausbeutung des Arbeiters eine hochgradige sein (S. 37)."

„Ausbeutung" wird hier natürlich zum leeren Schlagwort. Außerdem hängt diese ganze Theorie in der Luft, da ihre Stützen versagen.

Mit dieser Ausbeutungstheorie greift die Lehre der Sozialdemokratie an die Wurzel der gegenwärtigen Produktionsweise. Sie leitet aus ihr, wie sie glaubt,

Digitized by Google

zwingend und mit wissenschaftlicher Folge ein schweres und nicht zu beseitigendes Unrecht der Gesellschaft am Lohnarbeiter ab. Wie kann man diese Produktionsweise dann noch rechtfertigen? Darf man sie beibehalten? Diese Fragen ergeben sich dem Sozialisten von selbst und veranlassen ihn zunächst die gegenwärtige Produktionsweise kritisch zu prüfen.

II. Die Produktionsweise der Gegenwart.

Was ist ihr Wesen? Es ist die kapitalistische Art der Warenerzeugung im Großbetrieb.

Man arbeitet nicht für den eigenen Bedarf, sondern erzeugt Waren für den Verkauf; man will erwerben. Man arbeitet nicht allein oder mit wenigen zusammen, wie der Bauer und Handwerker, sondern im arbeitsteiligen, mehr oder weniger verwickelten Großbetrieb. Und die Produktion ist kapitalistisch, d. h. sie trennt die Arbeiter von ihren Produktionsmitteln und beläßt diese als Privateigentum und Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Unternehmern und Großgrundbesitzern.

Die Entstehung und Entwicklung dieser modernen Produktionsweise wird folgendermaßen abgeleitet, begründet und geschildert.

Die Ausgangspunkte der bürgerlichen Gesellschaft sind die bäuerliche Landwirtschaft und das Handwerk, also Berufe, die auf körperlicher Arbeit beruhen. Sie erzeugten Güter, die der Mensch zum Leben braucht oder gerne hat. Die Bauernfamilie befriedigte ursprünglich ihre Bedürfnisse selbst: man baute den Acker, spann, webte und zimmerte sich seine Geräte. Aber mit der Zeit erzeugte sie mehr als sie brauchte und tauschte für den Überschuß ein, was ihr willkommen war: Schmuck, Waffen, Werkzeuge. Durch diesen Tausch wurde der Überschuß ihrer Erzeugnisse zu Waren. Denn Ware ist ein Erzeugnis, das nicht zum Gebrauch und Verbrauch innerhalb des Wirtschaftsbetriebes verwendet wird, der es erzeugt, sondern das dazu dient, gegen ein Erzeugnis anderer Betriebe ausgetauscht zu werden. Der Bauer wird so zum Warenerzeuger. Der Handwerker ist es von vornherein; bei ihm steht die Gütererzeugung zum Verkauf im Vordergrund.

Wesentlich ist bei diesen Betrieben, daß dem Bauern wie dem Handwerker ihre Erzeugnisse gehören. Sie können darüber frei verfügen, sie sind ihr Privateigentum. Ferner gehören dem Bauern und Handwerker auch die Mittel der Gütererzeugung. Jenem der Grund und Boden, die Pferde mit denen er ackert, der Pflug, den er lenkt, die Scheune, in der er das Getreide lagert, dem Handwerker Hammer und Ambos, Nadel und Schere und die Stoffe, aus denen er herstellt.

Die wirtschaftliche Entwicklung macht es, daß sich diese beiden Urbetriebe im Zustande der Warenerzeugung immer mehr teilen. Es entstehen Fachbetriebe. Vom Bauer zweigt sich ab der Gärtner, vom Schmied der Schlosser usw.

Schließlich geht auch das Kaufen und Verkaufen in die Hände einer besonderen Menschenklasse über: der Kaufleute. Sie leben davon, daß sie billig einkaufen und teuer verkaufen, daß sie Gewinn machen. Denn was der Kaufmann über seinen Einkaufspreis hinaus einnimmt, das verdient er, das ist sein Profit.

Mit den Kaufleuten hat die wirtschaftliche Entwicklung etwas Neues erzeugt: eine Klasse von Menschen, welche die Waren, die sie einkaufen nicht zum Gebrauch oder Verbrauch in ihrem Betriebe anwenden, sondern nur dazu Profit zu machen. Solche Waren, die sich der Händler hinlegt, das Geld, welches er braucht, um sie einzukaufen, ist sein Kapital. Diese Art des Kapitals ist das

Digitized by Google

Handelskapital, sein Zweck Gewinn. Daneben entsteht das Leihkapital. Wo irgendeine Bedürftigkeit vorhanden ist, ist der Geldverleiher zur Stelle. Er beutet die Notlage des Bedürftigen aus und vermehrt sie dadurch. Das Wesen dieses Kapitals ist der Wucher, darum nennt es Kautsky Wucherkapital. Gewinnsucht und wucherische Ausbeutung gilt als die Wurzel dieser beiden Kapitalsformen. Hier wird die Stimmung, aus der die sozialdemokratische Lehre erwachsen ist, deutlich erkennbar.

Bald kommt ein Neues dazu. Der Seeweg nach Indien, Amerika werden entdeckt, unerschöpfliche Gold- und Silberlager erschließen sich. Der Handel schnellt empor. Ungeheure Kapitalien häufen sich auf. Es entsteht eine mächtige skrupellose Klasse von Kapitalisten: die großen Handelsherren. Jetzt greift die kapitalistische Wirtschaftsform auf den Staat über. Zur Zeit der Entdeckungen bildete sich der moderne Staat, die absolute Monarchie, die ihre Kraft aus Geldeinnahmen zieht. Die Monarchie schützte darum die Kaufleute, weil sie Geld ins Land brachten und diese borgten den Monarchen wieder für ihre Zwecke. Damit macht das Kapital den Staat von sich abhängig (S. 11).

Die neuentdeckten Länder erweiterten den Absatzmarkt für die Kaufleute. Sie zwingen zur Massenerzeugung von Waren. Der Kleinbetrieb der Handwerker genügt nicht mehr. So nehmen die Handelsherren die Sache in die Hand. Sie hatten Geld: sie konnten Rohstoffe, Werkzeuge, Werkstätten kaufen. Aber Arbeitskräfte? Es mußten Arbeiter sein, die nichts als ihre Arbeitskraft besaßen, sonst hätten sie sich nicht zu solcher Ausbeutung hergegeben.

Die Kapitalisten der Zeit bekamen nun in der Tat die gewünschten Arbeitskräfte zur Ausbeutung: aus dem Bauernstande. Der Bauer war wohlhabend geworden. Das reizte die Habgier der Grundherren und Fürsten, seiner Ausbeuter. Die Bauern wurden immer mehr ausgeschunden, schließlich wirtschaftlich erdrückt. Ein anderes kam hinzu. Auch auf dem Lande regte sich das Bedürfnis landwirtschaftliche Güter in Masse zu erzeugen. Der Grundherr brauchte dazu mehr Land. Er erwarb es dadurch, daß er Bauern von ihren Wirtschaften vertrieb. Es begann das Bauernlegen.

So kam eine Masse besitzloser Landleute, die nichts hatten als ihre Arbeitskraft, zusammen. Es entstand das Proletariat. Ihm entnahm die neuentstehende Industrie ihre Kräfte.

Diese Arbeitermassen sind nicht mehr im Besitze der Mittel zur Warenerzeugung, sie haben weder Rohstoffe noch Werkzeuge. Diese liefert der Unternehmer. Es tritt jetzt der Zustand ein, der der kapitalistischen Wirtschaftsform das Gepräge gibt: Trennung größerer Arbeitermassen von ihren Produktionsmitteln. Diese Wirtschaftsform war notwendig, die Entwicklung drängte dazu. Sie entwickelt sich in Stufen: Hausindustrie, Manufaktur, Fabrik, letztere durch Einführung der Maschine gekennzeichnet.

Es ist eine rationalistische Konstruktion der Wirtschaftsentwicklung, aufgebaut, so wie es dem wissenschaftlichen Denken um die Mitte des 19. Jahrhunderts entsprach. Heute ist sie veraltet. Die wirtschaftsgeschichtliche Forschung der letzten Jahrzehnte hat über die Entstehung der modernen Wirtschaftsform neues Licht verbreitet. Die Wissenschaft zeigt auch, daß Zins und Profit als wirtschaftliche Einrichtungen ihren zureichenden Grund wesentlich in elementaren Tatsachen der menschlichen Natur und der Produktionstechnik haben, nicht unsittlichen Beweggründen oder ungerechten Besitzverhältnissen entspringen, aus denen sie die Sozialdemokratie noch immer herleitet. Und die Trennung von den Produktionsmitteln ist in der Gegenwart, soviel sie wirtschaftlich bedeutet, doch

Digitized by Google

nicht mehr das eigentliche Wesen der kapitalistischen Wirtschaft. Die Angriffe auf das Unternehmertum treffen nicht die Stelle, wo das Übel sitzt, das sie beseitigen möchten.

Die kritische Prüfung des Sozialisten enthüllt ihm aber nicht nur das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise, sondern auch die verhängnisvollen Folgen, die sie für den Lohnarbeiter hat. Sie werden in den grellsten Farben geschildert. Die Farben sind im Jahre 1919 dieselben wie 1892.

Dramatisch wird vor allem der Todeskampf und Untergang des Kleinbetriebes geschildert.

Die Einführung der Maschine bedeutete eine Umwälzung ersten Grades (S. 18). Die Maschine dringt in alle Zweige der Industrie ein. Der maschinelle Betrieb ist dem handwerksmäßigen Kleinbetrieb unendlich überlegen. Er muß ihn notwendig erdrücken. Die Maschine hat auch den Verkehr erfaßt und umgewälzt. Dadurch wird der Absatz von Waren ins Ausland ungeheuer gesteigert. Auch das geht auf Kosten des Handwerkers (S. 20).

Was vom Handwerk gilt, gilt auch vom bäuerlichen Kleinbetrieb. Auch die Landwirtschaft wird vom Kapitalismus erfaßt. Einer der wichtigsten Gründe ist der Militarismus. Dieser verlangt massenhafte Lieferungen von Nahrungsmitteln für Menschen und Pferde, die nur der Großgrundbesitz leisten kann. Von der gewaltigen Entwicklung der Großstädte mit ihren Arbeitermassen liest man an dieser Stelle nichts! Der Großbetrieb, dem bäuerlichen Kleinbetrieb in der Massenerzeugung überlegen, erdrückt ihn darum notwendigerweise (S. 21, 22).

So ist es klar: Die naturgesetzliche Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsform führt unbedingt zum Untergang des Kleinbetriebes. Dieser wird und muß völlig verschwinden, sein Untergang ist durch die naturnotwendige stete Entwicklung bedingt.

Aber das völlige Verschwinden des Kleinbetriebs ist nicht der erste, sondern der letzte Akt des Trauerspiels, das sich Untergang des Kleinbetriebs betitelt. Der Handwerker setzt zu, was sein und seiner Vorfahren Fleiß an Wohlstand aufgehäuft hat. Der kleine Mann verarmt. Er und seine Familie müssen bis spät in die Nacht hinein arbeiten. Und während die Arbeitszeit ausgedehnt und die Arbeitstätigkeit zu einer fieberhaften wird, ohne Rast, ohne Pause, sinkt die Ernährung, wurden die Ausgaben für Wohnung und Kleidung immer mehr eingeschränkt. „Es gibt keine jämmerlichere, elendere Existenz als die eines Kleingewerbetreibenden oder Kleinbauern, der den Kampf gegen das übermächtige Kapital führt." (S. 25, 26.)

So wirkt der Kapitalismus verheerend auf die Gesundheit des Volkes, er erzeugt nach Kautsky Krankheit und Dürftigkeit. „Was ist das Schlußergebnis dieses qualvollen Ringens gegen die übermächtige Konkurrenz des Großbetriebes? Was winkt dem Handwerker und Bauern als Lohn für seine ‚Sparsamkeit' und seinen ‚Fleiß', d. h. dafür, daß er sich samt Weib und Kind verknechtet, körperlich und geistig ruiniert? Der Lohn dafür ist der Bankerott, die völlige Enteignung, die Trennung von den Produktionsmitteln, der Sturz ins Proletariat. Das ist das unvermeidliche Schlußergebnis der ökonomischen Entwicklung in der heutigen Gesellschaft, ebenso unvermeidlich wie der Tod." (S. 28 f.)

Man bemerkt, daß diese dramatische Schilderung auf das stärkste mit der angeblichen Naturgesetzlichkeit des Wirtschaftsgeschehens arbeitet: der Kleinbetrieb verschwindet „mit Naturnotwendigkeit".

Die Betriebsstatistik, die Kautsky heranzieht, beweist für die Landwirtschaft genau das Gegenteil, namentlich, wenn man die Mittelbetriebe einbezieht. In

Digitized by Google

der Industrie ist die Abnahme des Kleinbetriebes, wenn die Zahlen richtig gedeutet werden, viel geringer als Kautsky darstellt. Und das Tempo des „naturnotwendigen Untergangs" verlangsamt sich seit 1895 sehr erheblich.

Es ist darum sehr bezeichnend, daß Kautsky in der neuesten 15. Auflage eine Stelle der ersten wegläßt. Sie lautet: „Wer Augen hat zu sehen bedarf keiner weiteren Beweise um zu erkennen wie richtig der Satz unseres Programms ist, der besagt, daß die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft mit Naturnotwendigkeit zum Untergange des Kleinbetriebes führt" (4. Aufl. 1902, S. 23). Kautsky gibt jetzt auch zu, daß in den Betrieben der Landwirtschaft eine durchgehende einheitliche Entwicklungsrichtung von 1882 bis 1907 nicht vorhanden sei, mit anderen Worten, daß es mit der naturnotwendigen, steten, auf Untergang abzielenden Entwicklung nichts ist. Und Seite 75 schiebt er in den Satz der älteren Auflage auf Seite 78 „immer mehr verschwinden die kleinen Betriebe" die Worte ein „in einzelnen Industriezweigen". Damit gibt er die ganze Untergangstheorie und mit ihr eine der wichtigsten Stützen des Sozialismus preis.

Sehr dramatisch wird auch, um den Kapitalismus zu diskreditieren, die Theorie von der industriellen Reservearmee entwickelt.

Die grausame und gewaltsame Enteignung von Bauern und Handwerkern, welche bei Beginn der Neuzeit eintrat, dauert noch heute fort. So wächst die Zahl der Proletarier unaufhörlich. Die Fortschritte der Arbeitsteilung und des Maschinenwesens machen besondere Kraft und Geschicklichkeit immer überflüssiger: die Industrie kann ungelernte Arbeiter, schließlich Frauen und Kinder einstellen. Infolgedessen kann der Lohn ganz auf den Betrag der Erhaltungskosten für die Person des Arbeiters herabgesetzt werden (Existenzminimum). Der Hungerlohn wird zu einer stehenden Einrichtung, ja zu einer Stütze der Gesellschaft. Fremde Arbeiter strömen ins Land, die Lehrzeit des Arbeiters wird verkürzt. Die Maschine spart Arbeitskräfte — all das bewirkt Arbeitslosigkeit, die ständige Begleiterscheinung der kapitalistischen Großindustrie. Die Arbeitslosen bilden eine ganze, immer zunehmende Armee, die industrielle Reservearmee. Es ist die Masse der Arbeitskräfte, die das Kapital stets bei Mehrbedarf heranziehen kann und die das Proletariat dauernd durch Überangebot in Abhängigkeit vom Kapital erhält. Krisen treten von Zeit zu Zeit regelmäßig infolge von Überproduktion „mit Naturnotwendigkeit" ein (Krisentheorie) und vermehren die Unsicherheit der Lebenslage des Proletariers. Es wächst die Not, Prostitution und Verbrechen, Tausende verhungern und erfrieren.

Zur Beurteilung dieser Behauptungen genügt es wohl, die Worte herzusetzen, die Kautsky 1918 in seiner Vorrede zum kommunistischen Manifest geschrieben hat. „In den Reihen der Lohnarbeiter selbst wächst die Zahl derjenigen, deren Lebens- und Arbeitsbedingungen sich über die der kleinen Handwerker, Händler und Bauern erheben. Die Lage vieler Schichten der besitzlosen Arbeiter erhebt sich heute über die weiter Kreise von Besitzenden, d. h. im Besitze ihrer Produktionsmittel befindlichen Arbeiter. Man kann daher heute nicht mehr mit dem kommunistischen Manifest sagen, der Arbeiter wird zum Pauper, er sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse, d. h. eben das Existenzminimum, herab." „Die enorme Zunahme der Produktivkräfte, die der Kapitalismus entfesselt hat, ist nicht spurlos am Proletariat vorübergegangen. Man kann von einer Hebung der Lage vieler proletarischer Schichten sprechen, wenn man sie vergleicht mit der Lage des Kleinbürgertums und der kleinen Bauernschaft", die, wie Seite 5 festgestellt wird, noch über dem Existenzminimum steht.

Digitized by Google

Diese Stellen lassen doch mindestens nicht auf eine naturnotwendig abwärtslaufende wirtschaftliche Bewegung in den Daseinsbedingungen des Proletariats schließen. Und Seite XIII der Vorrede zur neusten Auflage der Schrift über das Erfurter Programm bekämpft Kautsky die Anschauung, die ganze industrielle Reservearmee bestehe aus Arbeitslosen. Im Gegenteil, diese bildeten nur einen Bruchteil davon, nur ihre höchsten und tiefsten Schichten — hier Lumpenproletarier, Tagediebe, die die Arbeitslosigkeit nicht scheuen, dort organisierte Arbeiter-Aristokraten, deren Organisation stark genug ist, ihre Arbeitslosen eine Zeitlang über Wasser zu halten. Was bleibt dann von der Schilderung, die Kautsky Seite 91 von der Not der Arbeitslosigkeit entwirft, übrig? Was bleibt auch von der Verelendungstheorie, die Kautsky in der Vorrede S. VIII allerdings ausdrücklich ablehnt, die aber doch immer noch hinter Stellen steht, wie sie Seite 9, Absatz 2, Seite 26 Absatz 1, Seite 36 oben, Seite 54 unten aus früheren Auflagen in die neueste übernommen worden sind.

Die wirtschaftliche Entwicklung führt zur Ausdehnung des Proletariats, denn der proletarische Zustand greift nun über die Klasse der Industriearbeiter hinweg. Er wird bestimmend für die Lage der Lohnarbeiter in anderen Arbeitszweigen: Im Handwerk, im Kaufmannsgewerbe, unter den Gebildeten. Der proletarische Zustand durchdringt mehr und mehr die ganze Gesellschaft. Die Masse der Bevölkerung ist heute schon in allen Kulturländern auf die Stufe des Proletariats hinabgesunken. Das Proletariat bildet also heute schon in diesen Ländern an Zahl die stärkste Klasse.

So zerfällt schließlich die gesamte Bevölkerung in zwei scharf getrennte Schichten: die besitzlosen Proletarier, ausgebeutet und abhängig, und die Schar von besitzenden Kapitalisten und Großgrundbesitzern. Beide treten in immer schärferen Gegensatz: der arbeitende Proletarier haßt den Reichen und verachtet ihn. Sein anfänglich persönlicher Haß entwickelt sich weiter zur bewußten Gegnerschaft gegen die ganze Kapitalistenklasse, zum Klassenhaß (S. 184).

Das ist das — freilich, wie wir sahen, völlig unzureichend begründete — Ergebnis der sozialdemokratischen Darlegungen: die bürgerliche kapitalistische Wirtschaftsordnung hat dem Lohnarbeiter nicht die Stellung eingeräumt, die er beanspruchen kann. Der alleinige Träger der ökonomischen Entwicklung, der alleinige Erzeuger von Werten wird ausgebeutet, lebt in wirtschaftlicher Unsicherheit und Not, ohne Aussicht sich jemals emporarbeiten zu können (S. 54), im dumpfen Haß gegen die Klasse seiner Unterdrücker. Ein ungeheurer Widerspruch, der gelöst werden muß, auch zum Vorteil der Gesellschaft. Denn, bleiben die Verhältnisse wie sie sind, so „heißt das die Gesellschaft zum Stillstand, zur Verwesung verurteilen, aber zur Verwesung bei lebendigem Leibe, zu einer Verwesung, die von den qualvollsten krampfhaften Zuckungen begleitet ist“ (S. 100).

III. Der Kommunismus.

Der Proletarier fordert Erlösung. Welches ist das Mittel dazu? Wie kann man es finden? Auch hier nimmt der Sozialist seine Zuflucht zur Wissenschaft. Die Entwicklung der Wirtschaft ist „naturgesetzlich und stetig“. Es kann sich also nicht darum handeln, irgend ein Mittel willkürlich zu erfinden (S. 106). Die Vorbedingungen des Neuen müssen durch die bisherige wirtschaftliche Entwicklung angebeutet oder gegeben sein: Im Schoße des Alten schlummert bereits das Neue (S. 107). Es gilt also die bisherige Entwicklung wissenschaftlich zu betrachten, ihre Richtung festzustellen und daraus, soweit es möglich ist, das notwendig Kommende, das Neue zu erkennen (S. 137).

Digitized by Google

Dreierlei treibt nach der Überzeugung des Sozialismus die wirtschaftliche Entwicklung der Gegenwart: der arbeitsteilige Großbetrieb, die Monopolisierung der Produktionsmittel in Händen der Kapitalisten, die Gütererzeugung für den Verkauf. Welche Winke gibt dieses Wirtschaftsgetriebe?

Der Großbetrieb zerstört „naturnotwendig" den Kleinbetrieb des Bauern, Handwerkers und Kaufmanns. Er muß es, weil er die wirtschaftlich überlegenere, zweckmäßigere Form, der Kleinbetrieb rückständig und nicht mehr konkurrenzfähig ist. Es hat darum im Sinne der wirtschaftlichen Entwicklung keinen Zweck, den Kleinbetrieb zu erhalten. Im Gegenteil. Die Großbetriebe werden immer größer, sie werden immer vollkommener organisiert und planvoller geleitet. Aus Großbetrieben erstehen Riesenbetriebe, die Tausende von Arbeitern beschäftigen. Von einem gewissen Punkte an vermindert sich die Zahl der Großbetriebe, immer mehr vereinigen sich in einer Hand, sei es einer Person, sei es einer Genossenschaft. Kartelle, Ringe, Syndikate, Trusts entstehen, die ganze Betriebszweige zur Einheit zusammenfassen oder verschiedene Betriebe verschiedener Industrien vereinigen. Aktiengesellschaften machen die Person des Kapitalistenunternehmers ganz überflüssig. An seine Stelle tritt das unpersönliche Kapital. Die Betriebe werden voneinander immer abhängiger. Die Richtung des arbeitsteiligen Großbetriebes geht also offenbar mit „Naturnotwendigkeit" — man beachte hier die starke Hervorkehrung des naturgesetzlichen Standpunktes — dahin, möglichst viele, wenn möglich alle Betriebe einer Nation, ja der ganzen Weltwirtschaft zu einem einzigen ungeheuren Betriebe zusammenzufassen, in welchem Millionen einheitlich und planvoll arbeiten. Die kapitalistische Entwicklung drängt immer stärker und deutlicher zur einheitlichen, genossenschaftlichen, gesellschaftlichen Gütererzeugung (S. 108).

Diese Entwicklung zum Großbetriebe wird bedingt durch das Privateigentum des Kapitalisten an den Produktionsmitteln. Denn es gehört zum Wesen der gegenwärtigen Wirtschaftsweise, daß sie den Arbeiter ganz von seinen Produktionsmitteln trennt und diese zum Monopol der kleinen Klasse der Unternehmer macht. Je gewaltiger die Entwicklung zum Großbetriebe, um so mehr versinken die Mittelschichten, um so mehr Menschen werden von den Arbeitsmitteln getrennt und ins Proletariat, damit ins Elend hinabgestoßen: Bauern, Handwerker, Kaufleute, Gebildete. Das ganze Volk wird verwandelt in eine Masse besitzloser Lohnarbeiter oder Proletarier, denen eine verhältnismäßig kleine Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern gegenübersteht (Erfurter Progr.). Es offenbart sich hier die Richtung auf Vereinigung der Produktionsmittel in einer Hand.

Dieser Entwicklung gegenüber hat der Staat bereits eingesehen, daß er wirtschaftliche Aufgaben übernehmen muß. Er muß regelnd und ordnend eingreifen, er muß geradezu immer mehr Betriebe übernehmen und in seiner Hand vereinigen: Domänen, Bergwerke, Post, Eisenbahnen, Telegraph, Werften und Monopole. Die Entwicklung drängt mit Notwendigkeit auf die wirtschaftliche Allmacht des Staates hin, darauf hin, daß der Staat alle kapitalistischen Betriebe in seiner Hand vereinigt, daß er das gesamte Eigentum an den Produktionsmitteln übernimmt. Das bedeutet die Beseitigung des Privateigentums an den Arbeitsmitteln. Auch dies ist „naturnotwendig" geboten (106.S.).

Das dritte ist die Gütererzeugung für den Verkauf, überhaupt die Erwerbswirtschaft. Industrie, Landwirtschaft, Handel sind ihr in gleicher Weise verfallen. Alles wird zur Ware, alles kann man kaufen. Erzeugung der Güter für den eigenen Bedarf ist sehr gering. Die Erwerbswirtschaft hat insbesondere durch

Digitized by Google

die Arbeit für die Ausfuhr die schnelle und ungesunde Entwicklung des Kapitalismus verursacht. Sie ist die Quelle der peinigenden Konkurrenz, der die Betriebe durch die verschiedensten Mittel des Zusammenschlusses, aber immer vergeblich, zu entgehen suchen. Sie ist auch die Ursache der Krisen und Krachs. Wohin drängt nun die Warenerzeugung? Der Sozialist antwortet: zur Aufhebung der Erwerbswirtschaft, d. h. zur Beseitigung der Gütererzeugung für den Verkauf.

Drei Winke glaubt der Sozialist von der stetigen wirtschaftlichen Entwicklung zu empfangen. Indem er sie beachtet, kommt er zu seiner wichtigsten grundsätzlichen Forderung: Verwandlung des gesamten kapitalistischen Privateigentums an den Produktionsmitteln (Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel) in Gesellschaftseigentum und Umwandlung der Warenproduktion in eine, die allein für und durch die Gesellschaft betrieben wird (Erfurter Programm). D. h. Verwandlung des Staates in eine alles umfassende, große, im wesentlichen sich selbst genügende, nur mit Rücksicht auf ihren Bedarf produzierende, kommunistische Wirtschaftsgenossenschaft, in den industriellen Riesenbetrieb einer genossenschaftlichen Bedarfswirtschaft, in dem es nur Arbeiter und Angestellte, aber keinen Unternehmer, in dem es nur Gebrauchsvermögen, kein Erwerbsvermögen, in dem es nur Großbetrieb und keine Kleinbetriebe mehr gibt. Einfacher ausgedrückt heißt das: es sollen dem Industriellen sein Kapital an Geld, Maschinen, Fabrikgebäuden, dem Landwirt sein Grund und Boden nebst Inventar, dem Kaufmann sein Geld und seine Warenvorräte weggenommen und in den Besitz der Gesamtheit übergeführt werden, die alles lediglich für ihren Bedarf bewirtschaftet.

Der Mensch soll nicht mehr erwerben und vererben, sondern von der Hand in den Mund leben. Unser Volk ist sich weithin noch nicht klar darüber, was diese Forderung bedeutet: sie bedeutet den vollkommenen Umsturz der bürgerlichen Eigentumsordnung, die trotz aller — ihren Auswüchsen gegenüber natürlich berechtigten — Anklagen der Sozialdemokratie allein die Quelle der Ordnung und des Wohlstandes ist. Sie bedeutet den völligen Zusammenbruch unserer Kultur, den Sturz in die Barbarei. Denn sie ist nichts anderes als die alte bekannte Forderung des Kommunismus, nur daß sie sich nicht auf das Verbrauchsvermögen (Kleider, Wäsche, Möbel usw.), sondern bloß auf das Erwerbsvermögen, das kapitalistische Privateigentum, erstrecken soll. Denn Sozialismus und Kommunismus ist dasselbe (S. 111). Enteignung des privaten kapitalistischen Eigentums, Überführung in den Besitz der Gesellschaft, Beschränkung und Einstellung der Produktion auf den Bedarf heißt „Sozialisierung". Sie ist von Verstaatlichung streng zu unterscheiden. Dieser fehlt das letzte Merkmal.

Man fragt sogleich: Wird im sozialistischen Staat dem Kapitalisten, dem kleinen wie dem großen, sein Privateigentum einfach weggenommen oder, wird er dafür entschädigt? Wird alles konfisziert oder abgelöst? „Darüber sagt das sozialdemokratische Programm nichts, weil sich darüber mit Bestimmtheit nichts sagen läßt (!)" (S. 143). Freilich „es ist ganz selbstverständlich, daß die Sozialdemokraten wünschen, die unvermeidlich gewordene Enteignung der Großbetriebe (bloß dieser?) möge so schmerzlos als möglich vor sich gehen, friedlich und unter allseitiger Zustimmung. Aber die historische Entwicklung wird durch unsere Wünsche ebensowenig bestimmt wie durch unsere Gegner". „In der geschicht-

Digitized by Google

lichen Entwicklung spielt das Unerwartete die größte Rolle", d. h. man wird, wenn es so weit ist, tun was man kann und die Ablösung versuchen. Geht es nicht, dann wird man die Konfiskation nach gut naturwissenschaftlicher Denkart der streng naturnotwendig vorwärtsschreitenden Entwicklung aufbürden und achselzuckend jede Verantwortung ablehnen. —

Die Folgerungen der Sozialdemokratie scheinen sehr zwingend: sie legt auf ihre wissenschaftliche Ableitung selbst den größten Wert. Aber sie scheinen es nur. Grade bei der Herausarbeitung seines Wirtschaftsprogramms kehrt der Sozialismus seine falsche naturwissenschaftlich-mechanische, d. h. materialistische Auffassung des geschichtlichen Werdens hervor, um doch überall, wo es ihm paßt, in die kulturwissenschaftliche Denkart hinüber zu springen. Er verkennt vollkommen, daß es sich in der Wirtschaft um denkende und wollende Menschen handelt, die gesellschaftlich zusammen leben und aufeinander wirken, nicht um physikalische Molekeln oder chemische Atome, die einander anziehen und abstoßen. Die Zunahme der Großbetriebe verlangt keineswegs gradlinig den Untergang der Klein-(und Mittel-)betriebe. Denn diese wirtschaftliche Entwicklung ist doch kein selbständiges Wesen, keine Dampfwalze, die sich über Handwerk und bäuerliche Wirtschaft dahinschiebt und sie niederdrückt. Der Bestand und das Gedeihen eines Betriebes hängt davon ab, ob er ein wirtschaftliches Bedürfnis der Gesellschaft befriedigt. Solange und soweit und wo er es tut, bleibt und gedeiht er. Darum geht das Handwerk in der Stadt zurück, es hält sich auf dem Lande. Darum nimmt der Klein- und Mittelbetrieb in der Landwirtschaft zu, ganz gegen die von der Sozialdemokratie behauptete naturgesetzliche Bewegung, was Kautsky selbst zugibt. Und jetzt, wo Deutschland der Außenhandel abgeschnitten ist, wo seine überseeischen Beziehungen lahmgelegt sind, wird sich bald zeigen, wie weit der Großbetrieb abbauen muß: das Gebiet der Bedürfnisbefriedigung hat sich sehr verkleinert.

Genau dasselbe gilt von der Behauptung, die wirtschaftliche Entwicklung dränge auf Vereinigung aller Produktionsmittel in einer Hand. Auch dies ist eine kulturgeschichtliche, nicht naturgeschichtliche Behauptung. Auch hier steht Zweckmäßigkeit und Bedürfnisbefriedigung wirtschaftender Menschen dahinter, nicht eine geheimnisvolle Naturgesetzlichkeit.

Würde dem wirtschaftlichen Bedürfnis besser in anderer Weise abgeholfen, so würde die wirtschaftliche Entwicklung sofort nach dieser Richtung gehen, möge sie anfangs eine eingeschlagen haben, welche sie wolle.

Vollends ist es keine Naturnotwendigkeit, daß der Staat in die Wirtschaft eingreife. Die gradlinige stete Entwicklung würde zur vollkommenen Vertrustung oder zur wechselseitigen Vernichtung der konkurrierenden Betriebe führen, nicht zur Staatsallmacht: das Eingreifen des Staates wird bewirkt durch einsichtige Denker und willensstarke Staatsmänner, die einer einseitigen wirtschaftlichen Entwicklung einen Damm entgegensetzen. Dasselbe gilt von der Aufhebung der Erwerbswirtschaft. Sie wäre — von dem Utopischen dieses Gedankens ganz abgesehen — nicht ein naturgesetzliches Ergebnis der wirtschaftlichen Entwicklung, sondern ein Willensakt, der ihr gerade entgegengesetzt gerichtet wäre. Denn nirgends führt die stetige Linie der wirtschaftlichen Entwicklung aus dem Privateigentum hinaus.

Der Kommunismus, die Sozialisierung ist also nicht entfernt zwingendes Ergebnis der kapitalistischen Entwicklung, sondern nichts als der Lösungsversuch des Sozialismus, mit dem dieser an die in der Tat schwierigen und drängenden Probleme der kapitalistischen Wirtschafts-

Digitized by Google

weise und ihrer zweifellosen Schäden herantritt. Man kann darüber wissenschaftlich verhandeln, aber die Lösung der Sozialdemokratie ist in ihrer Berechtigung erst volkswirtschaftlich zu beweisen. Die scheinwissenschaftliche Ableitung, die man gibt, ist nicht entfernt ein Ersatz für den sachlichen Beweis der Richtigkeit und Möglichkeit.

Wie glaubt man denn den kommunistischen Riesenbetrieb organisieren und leiten zu können? Als die Kehrseite des sozialistischen Staates muß sich zeigen ein Bureaukratismus, eine Schwerfälligkeit des Betriebes, ein Durcheinander der Verwaltung und Regierung, weiterhin eine Faulheit, eine Korruption und Durchstecherei, schließlich eine Zwangswirtschaft, die unausdenkbar sind. Es wird gerade das entstehen, was der Sozialismus nicht will, der Zwangsstaat. Eine kurze Zeit reiner Sozialismus und wir haben Unzufriedenheit, Begehrlichkeit, Widersetzlichkeit, Aufruhr, Mord und Totschlag. Und am Ende eine Gewaltherrschaft, einen sozialistischen Zuchthausstaat, dem gegenüber der alte Beamten- und Militärstaat eine reine Idylle war, — oder der Absolutismus.

Die Lösung des Sozialismus ist voreingenommen, nicht voraussetzungslos und rein sachlich. Sie versteht sich aus dem Ziel des Sozialismus, dem Arbeiter die ausschlaggebende Stellung in der wirtschaftlichen Gesellschaft zu geben und von seinem Standpunkte, zu seinem Vorteil die ganze Wirtschaftsordnung neu zu gestalten. Der Kommunismus soll den Druck des Unternehmers beseitigen und den Arbeiter mittelbar selbst zum Unternehmer und Besitzer machen, er soll ihm ein behagliches, sicheres, risikoloses Dasein schaffen und ihn von der langen Arbeitszeit befreien, um ihm Muße zu geben, seinen Geist von der mechanischen Arbeit auszuruhen und zu bilden. Man kann nur wünschen, daß es gelingen möge, eine Lösung der Schwierigkeit zu finden, die die Wünsche des Arbeiters erfüllt. Die Lösung des Sozialismus aber ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln, weil sie das Wesen der wirtschaftlichen Vorgänge völlig verkennt. Wirtschaftliche Vorgänge vollziehen sich an Menschen, sie sind psychologisch, nicht materialistisch begründet. Die sozialistische Lösung ist im wesentlichen nichts anderes als die uralte, längst bekannte kommunistische Phantasie von einem goldenen Zeitalter, für die Gegenwart mit ihrem Großbetrieb hergerichtet und wissenschaftlich drapiert.

IV. Die Herrschaft des Proletariats.

Kommunismus heißt das Zauberwort, mit dem der Sozialist das schwere Problem lösen will, das die kapitalistische Wirtschaftsordnung aufgibt. „Kommunisierung", „Sozialisierung", d. h. Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln und Einführung reiner Bedarfswirtschaft im Großbetriebe, bedeutet natürlich einen vollkommenen Bruch mit der bürgerlichen Wirtschaftsweise, deren Grundpfeiler das Privateigentum und die Erwerbswirtschaft sind. Zwischen bürgerlicher und sozialistischer Auffassung liegt ein Abgrund. Kautsky sagt sehr richtig: „die herrschende Klasse kann den Sozialismus nicht anerkennen, ohne moralischen Selbstmord zu begehen" (S. 222), ein beherzigenswertes Wort für bürgerliche Amateursozialisten.

Wie wird der Sozialismus Wirklichkeit? Die sozialistische Theorie lehrt: die neue Gesellschaft hat sich schon in der kapitalistischen gebildet, sie ist ein notwendiges Produkt der wirtschaftlichen Entwicklung, im Schoße des Alten schlummert bereits das neue Eigentum. Aber wie weit ist es herangereift? — das ist die Frage. Wann und wie wird es in die Wirklichkeit treten? In

Digitized by Google

diesem Punkte zeigen die Anschauungen der Rechtssozialisten eine gewisse Unsicherheit, die in ihrer wirtschaftlichen Grundauffassung wurzelt. Je nachdem sie die naturgesetzliche, entwicklungsmäßig-stetige oder die kulturwissenschaftliche, willensmäßig-menschliche Seite ihrer Geschichtsanschauung hervorkehren, fällt die Antwort verschieden aus. Wo beide Betrachtungsweisen sich verbinden, gibt es einen innerlichen Widerspruch. Die naturwissenschaftliche Denkweise überläßt der Entwicklung die Hauptsache. Diese muß die wirtschaftlichen Zustände so weit führen, daß sie deutlich für den Sozialismus reif werden. Dessen Einführung wird dann leicht und ohne große Erschütterungen vor sich gehen. Er ist ja im Wesentlichen schon da. Die andere Denkrichtung verlangt entschiedenes Eingreifen des Proletariats: Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft, sobald sich eine Möglichkeit zeigt. Beide Anschauungen lassen sich bei Kautsky nachweisen.

„Der Untergang des Privateigentums an den Produktionsmitteln ist nur noch eine Frage der Zeit. Er kommt sicher, wenn auch niemand mit Bestimmtheit sagen kann, wann und in welcher Weise er eintreten wird." „Die Frage ist nicht mehr, ob und wie das Privateigentum an den Produktionsmitteln zu erhalten sei, sondern das, was an seine Stelle treten soll oder vielmehr müsse, denn es handelt sich hier nicht um etwas willkürlich zu Erfindendes, sondern um etwas naturnotwendig Gebotenes. Es liegt ebensowenig in unserem freien Ermessen, welche Eigentumsordnung wir an Stelle der bestehenden setzen, als es uns frei steht, ob wir diese beibehalten oder über Bord werfen wollen." Das ist naturwissenschaftlich gedacht. Demgegenüber: „Wir wollen nicht sagen, daß die soziale Revolution die Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln sich von selbst mache, daß die unwiderstehliche naturnotwendige Entwicklung das ohne menschliches Zutun besorgen werde." „Wie mannigfaltig auch die Formen sind, die eine Revolution annehmen kann, unmerklich und ohne tatkräftiges Eintreten der von den herrschenden Zuständen am meisten Bedrückten ist nie eine soziale Revolution vor sich gegangen." Das ist kulturwissenschaftliche Denkweise. Schließlich findet sich auch die widerspruchsvolle Vermittlung: „wir halten den Zusammenbruch der heutigen Gesellschaft für unvermeidlich, weil wir wissen, daß die ökonomische Entwicklung mit Naturnotwendigkeit Zustände erzeugt, welche die Ausgebeuteten zwingen, gegen das Privateigentum anzukämpfen, da sie zu unerträglichen Zuständen für die Masse der Bevölkerung führt, welche dieser nur die Wahl läßt zwischen tatenlosem Verkommen oder tatkräftigem Umsturz der bestehenden Eigentumsordnung."

Auch hier bleibt die Frage: Wann ist es so weit?

Die Neigung Kautskys und mit ihm der Mehrheitssozialisten liegt nach der Seite, welche einen gewaltsamen Umsturz vermeiden möchte. Das sieht man aus den vorsichtig umschreibenden Worten, Seite 102: „ein solcher Umsturz kann die mannigfaltigsten Formen annehmen. Er muß keineswegs notwendig mit Gewalttätigkeiten und Blutvergießen verknüpft sein. Eine soziale Revolution braucht auch nicht mit einem Schlage entschieden zu werden. Es dürfte das sogar kaum je der Fall sein. Revolutionen bereiten sich in jahre- und jahrzehntelangem politischen und wirtschaftlichen Kämpfen vor und vollziehen sich unter stetem Wechseln und Schwanken der Machtverhältnisse der einzelnen Klassen und Parteien, oft von lange dauernden Rückschlägen (Reaktionszeiten) unterbrochen." Marx, der stets gepriesene, fordert dagegen im kommunistischen Manifest offen Revolution, gewalttätigen Sturz der Bourgeoisie und Diktatur des Proletariats als Übergang zur klassenfreien sozialistischen Gesellschaft, in der es weder Bürger noch Proletarier mehr gibt.

Digitized by Google

Ihrer vermittelnden Anschauung entsprechen die Kampfmittel der mehrheitssozialistischen Partei: Boykott, Streik und besonders Parlamentarismus. „Die Arbeiterklasse hat alle Ursache überall für die Kräftigung des Parlaments gegenüber der Staatsverwaltung und für die Kräftigung ihrer Vertretung im Parlament durch eine selbständige sozialistische Arbeiterpartei aufs entschiedenste tätig zu sein." Der parlamentarische Kampf — das ist also das Hauptmittel, mit dem die Mehrheitssozialdemokratie ihre Ziele durchsetzen will. Anderswo sagt das Kautsky auch rund heraus, indem er sich zu der friedlichen demokratisch-proletarischen Methode des Klassenkampfes bekennt. (Kautsky, Demokratie oder Diktatur 1919, S. 26 f.) In der Tat, diese kann der vorausgesetzten Entwicklung parallel gehen, ohne ihr untätig zuzuschauen.

Im Einklange mit dieser Anschauung sagt das Erfurter Programm: „Der Kampf der Arbeiterklasse gegen die kapitalistische Ausbeutung ist notwendigerweise ein politischer Kampf. Die Arbeiterklasse kann den Übergang der Produktionsmittel in den Besitz der Gesamtheit nicht bewirken, ohne in den Besitz der politischen Macht gekommen zu sein."

Die Sozialdemokratie glaubte den größten Teil des Volkes hinter sich zu haben oder doch im Laufe der Zeit zu bekommen. Darum stellt das Erfurter Programm als nächstes zu erstrebendes Ziel nicht den Sozialismus, sondern die Republik hin, den freien Volksstaat, in welchem Bürgerliche und Sozialisten parlamentarisch zusammenwirken, aber — wie stillschweigend vorausgesetzt wird — unter dem beherrschenden Einfluß der Sozialdemokratie (siehe Kautsky, Demokratie oder Diktatur S. 38). Die Form dieses freien Volksstaates ist durchaus auf die Wünsche der Sozialdemokratie und die Begründung ihrer Vorherrschaft zugeschnitten.

Das Erfurter Programm fordert als Grundlage für ihn das allgemeine gleiche direkte Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe aller über 20 Jahre alter Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts für alle Wahlen und Abstimmungen, dies Stimmrecht, weil es „eine Lebensbedingung für die gedeihliche Entwicklung des Proletariats ist." Soll es doch der Sozialdemokratie die Masse aller Wähler aus dem Proletariat aller Stände, insbesondere die leicht zu beeinflussende, urteilslose Jugend und die Menge der Unverheirateten zuführen.

Auf diesem Unterbau erhebt sich die Forderung: direkte Gesetzgebung durch das Volk mittels des Vorschlags- und Verwerfungsrechts, Selbstbestimmung und Selbstverwaltung des Volkes in Reich, Staat, Provinz, Gemeinde. So gewinnt die Masse unmittelbar Einfluß auf die Gestaltung des ganzen Staatslebens. Wahl der Behörden durch das Volk, Verantwortlichkeit und Haftbarkeit derselben: Damit wird Regierung und Verwaltung ganz von der Masse abhängig und kann sich ihr nie entgegenstemmen, wenn verkehrte Maßnahmen drohen. Volkswehr an Stelle der stehenden Heere, damit sich das Militär nicht zu einer selbständigen Macht der Masse gegenüber entwickeln kann. Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung: Diese wird und kann sich schwerlich jemals den Wünschen der Masse widersetzen, auch dann nicht, wenn es die politische Notwendigkeit forderte. Wahl der Richter durchs Volk, damit Beseitigung der Unabhängigkeit des Richterstandes und Auslieferung der Rechtspflege an die Masse.

Aber freilich: das Verhältniswahlrecht soll die Meinung der Minderheit schützen. „Die Demokratie bedeutet Herrschaft der Majorität. Sie bedeutet aber nicht minder Schutz der Minderheit" (Kautsky, Demokratie oder Diktatur 1919, S. 22). Diesen Schutz kann auch die Sozialdemokratie nicht entbehren, denn

Digitized by Google

„keine Partei ist sicher, am Ruder zu bleiben, jede muß mit der Möglichkeit rechnen, zur Minderheit zu werden. Aber keine ist von vornherein durch die Natur des Staates — wenn er eine wirkliche Demokratie ist — verurteilt, es dauernd zu bleiben."

Das Verhältniswahlrecht ist eine Beschränkung der reinen Mehrheitsherrschaft: die Minderheiten bleiben nicht ohne Einfluß und können jedenfalls ihre abweichenden Ansichten im Parlament an die Öffentlichkeit bringen. In der Forderung des Verhältniswahlrechts liegt die gesunde Absicht, an die Stelle des reinen Mehrheitswillens den Volkswillen zu setzen.

In den politischen Forderungen des Erfurter Programms tritt der Gedanke hervor: Regierung, Verwaltung, Politik müssen Ausdruck des „Volkswillens" werden. Von unten nach oben, aus der Masse des Volkes in die gewählten Vertretungen hinein geht die politische Willensrichtung. Widerstand gegen den objektiv durch die Abstimmung festgestellten „Willen des Volkes" kann und darf es nicht geben. Das Volk ist der Souverän. Das Volk? Es ist im Grunde immer die Masse, vielmehr deren Führer oder die, welche ihr demagogisch schmeicheln, die in der sozialistischen Republik herrschen werden. Rousseau hat seine Unterscheidung von volonté de tous und volonté générale für die sonst so westlich eingestellte Sozialdemokratie vergebens gemacht.

Hat die Sozialdemokratie erst die parlamentarische Herrschaft im Staat, dann wird sie die bürgerliche Gesellschaft in die sozialistische umwandeln. Denn diese Umwandlung „kann nur das Werk der arbeitenden Klassen sein, weil alle anderen Klassen auf dem Boden des Privateigentums an Produktionsmitteln stehen und die Erhaltung der heutigen Gesellschaft zum gemeinsamen Ziele haben" (Erfurter Programm).

Sie wird es offenbar auf friedlich parlamentarischem Wege unternehmen: von einer gewalttätigen Diktatur des Proletariats, auch nur als Übergang zum sozialistischen Staate spricht weder das Erfurter Programm noch Kautsky. In seiner Schrift „Demokratie oder Diktatur", S. 30 f., lehnt sie der letztere unumwunden ab. Er sagt vielmehr geradezu: „Wir können unter Diktatur des Proletariats nichts anderes verstehen als seine Herrschaft auf der Grundlage der Demokratie" (ebenda S. 38).

Erst recht wird Herrschaft des Proletariats als Dauerzustand abgelehnt. „Die sozialdemokratische Partei Deutschlands kämpft nicht für neue Klassenprivilegien und Vorrechte, sondern für die Abschaffung der Klassenherrschaft und der Klassen selbst und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten aller ohne Unterschied des Geschlechts und der Abstammung. Sie bekämpft jede Art der Unterdrückung und Ausbeutung, richte sie sich gegen eine Klasse, eine Partei, ein Geschlecht oder eine Rasse" (Erfurter Programm; Kautsky, S. 220).

In die Hand des ganzen Volkes selbst legt die Sozialdemokratie das Geschick der Nation, in Wirklichkeit in die Hände der Masse. Ein Wille, der sich, bei allen Vorzügen des Verhältniswahlrechtes, doch durch Massen- und Mehrheitsentscheidungen kundgibt, soll gelten. Sie geht damit auf den „Willen aller", nicht auf den „Gesamtwillen" aus und sucht ihn durch fortwährende Abstimmungen zu ermitteln.

Hier stoßen wir auf dieselbe Grundanschauung, die unausgesprochen auch dem kommunistischen Gedanken der Sozialdemokratie zugrunde liegt: Die optimistische, naturrechtliche Anschauung vom Wesen des Menschen. Nur wer dem Menschen von Natur politische Einsicht und Selbstbeherrschung, wirtschaftlichen Fleiß und Genügsamkeit, nur wer ihm natürliche Selbsttätig-

Digitized by Google

keit, angebornes Pflichtbewußtsein, Arbeitslust, Gemeinsinn, Sittlichkeit und die anderen sozialen Tugenden zutraut, kann ihm so weitgehende politische Rechte geben, kann ihm zutrauen, in einer kommunistischen Gesellschaft zu leben und sie aufrecht zu halten. Nur ein solcher kann glauben, daß von unten nach oben regiert, verwaltet, gewirtschaftet werden könne, daß eine starke objektive Bindung und Gewalt, die auch gegen den Willen des Volkes einmal verfügen und handeln kann, fehlen dürfe, daß eine Menge Verantwortung tragen könne und werde. Es ist im Grunde die Lehre von der angebornen Güte der Menschennatur, jene Lehre, die schon der Rationalismus des 18. Jahrhunderts vortrug und die durch Rousseaus Émile allgemein bekannt ist. Die Sozialdemokratie hat sie aus der älteren Wissenschaft und Philosophie mit übernommen. So offenbart sich die Sozialdemokratie auch in ihrer eigentlichsten Grundlage als Kind einer vergangenen Zeit und dazu einer fremden, englisch-französischen Denkweise, die von der deutschen Wissenschaft und Philosophie längst überwunden ist.

Die neue Entwicklungspsychologie hat mit dieser naturrechtlichen Konstruktion einer früheren Zeit aufgeräumt. Der primitive Mensch als solcher steht jenseits von Gut und Böse. Was die Aufklärung der Natur des Menschen als angeborene Tugenden beilegt, sind Fähigkeiten, die erst durch langes, gesellschaftliches und staatliches Zusammenleben, durch Erziehung erworben oder ausgebildet worden sind. Sie schwächen sich leicht ab, verschwinden wohl auch, wenn die feste wohlorganisierte zwangübende Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftsform fehlt oder zerfällt.

Diese optimistische, rationalistische Anschauung erklärt auch letzten Endes neben dem Materialismus die feindselige Stellung der Sozialdemokratie zur christlichen Religion, nicht nur zur christlichen Kirche: ihr Antichristentum.

Das Christentum hat eine pessimistische Anschauung vom Menschen, die seine ganze Lehre, Kultus und Denkart durchzieht: der Mensch ist von Natur verderbt. Die Erbsünde hat das göttliche Ebenbild in ihm verdunkelt, er kann aus seiner Natur, aus sich selbst heraus nichts Gutes schaffen. Das Christentum wird sich darum mit der Welt des Sozialismus nie vertragen und dieser nicht mit der des Christentums. Der Sozialist muß seinen Grundüberzeugungen nach antichristlich sein. Das Erfurter Programm offenbart das auch. Es erklärt die Religion zur Privatsache, als etwas, was den Staat nichts angeht. Darum wird verlangt: Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken; die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen. Die Schule soll weltlich sein[1]). Der Sinn dieser Forderung ist: die christliche Religion soll aus dem sozialistischen Staate entfernt werden, weil sie dort allerdings mit ihrer Auffassung vom Menschen und ihrem Idealismus nichts zu suchen hat. Sie kann mit diesen Anschauungen die Grundlage des Zukunftsstaates nicht sein, wie sie es sehr wohl sein konnte im alten Staat.

An die Stelle der Religion wird im sozialistischen Staate vermutlich treten das neue Evangelium des Sozialismus, „die frohe Botschaft, aus der das Proletariat neues Leben, neue Kraft, Begeisterung und Hoffnungsfreudigkeit schöpft" (S. 222). Es wird auch an ihre Stelle treten künstlerische und wissenschaftliche Betätigung, das Studium der Philosophie, der Metaphysik, Wissen und Bildung, der edelste Genuß (S. 168 ff.).

[1]) Die Simultanschule ist christlich, nicht weltlich. Ihre Einführung soll natürlich nur ein Schritt auf dem Wege zur weltlichen Schule sein.

Digitized by Google

Ob diese schönen Dinge das religiöse Bedürfnis des Menschen, das sich in der Gegenwart bereits wieder mächtig regt, befriedigen werden, wird die Zukunft lehren.

Den Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft will der Sozialismus nicht bloß in einem Lande durchführen: in allen Kulturländern will er ihn bewirken. Denn die Interessen der Arbeiterklasse sind in allen Ländern mit kapitalistischer Produktionsweise die gleichen (Erf. Progr.). Der moderne Proletarier ist ein wahrer Weltbürger, die ganze Welt ist seine Heimat (S. 238). Darum will der Sozialismus das ganze Menschengeschlecht befreien, das unter den heutigen Zuständen leidet. Darum fühlt sich die sozialdemokratische Partei Deutschlands eins mit den klassenbewußten Arbeitern aller übrigen Länder. „Die enge Abhängigkeit, in der der Klassenkampf des Proletariats eines Landes von den Klassenkämpfen der andern Ländern steht, führt mit Naturnotwendigkeit zum engen Zusammenschluß der kämpfenden Proletarierschichten der verschiedenen Länder."

So erscheint zuletzt vor den Augen des Sozialisten die Weltrevolution und die Weltrepublik: „Daß die einzelnen sozialistischen Nationen schließlich zu einem einzigen Gemeinwesen verschmelzen werden, daß das ganze Menschengeschlecht eine einzige Gesellschaft bilden wird, ist unsere feste Überzeugung" (S. 118). So kommt der Sozialismus zur Internationalität.

Die Unabhängige Sozialdemokratische Partei.

Der Standpunkt der Mehrheitssozialisten: Herrschaft des Proletariats auf Grundlage der Demokratie schließt ein starkes Vertrauen auf die überzeugende Kraft der sozialistischen Lehren in sich. Wie, wenn in der wirklich erlangten Republik, wo Bürgerliche und Sozialisten zusammenarbeiten, die letzteren die Mehrheit nicht erlangen oder behalten? Dann hat der Kommunismus offenbar keine Aussicht und das eigentliche Ziel des Sozialismus wird nicht erreicht. Muß dann nicht doch zur Gewalt geschritten werden?

Die Abschwächung oder gar Aufgabe des revolutionären Gedankens des kommunistischen Manifests mußte vielen Mitgliedern der Partei als Fehler, als Abfall von dem eigentlichen Wesen des Sozialismus, den Marx lehrte, erscheinen.

Der Weltkrieg begann. Die Sozialdemokratie mußte unter dem Druck der nationalen Begeisterung die Kriegskredite bewilligen und auch weiterhin zunächst der Kriegspolitik der Regierung Folge leisten. Die Zahl ihrer Mitglieder wäre sonst ganz zusammengeschmolzen: echt vaterländisches Gefühl beseelte auch die Herzen vieler Arbeiter. Von einer Minderheit der Partei wurde dies Verhalten als Verrat an der Sache der Internationale gebrandmarkt, als Verrat an den Interessen der klassenbewußten Arbeiter der feindlichen Länder, mit denen sich die sozialdemokratische Partei nach dem Erfurter Programm in der Tat als eins fühlt und erklärt.

Nach vielfachen Kämpfen innerhalb der Partei kam es Ostern 1917 zum Austritt der oppositionellen Minderheit und zur Gründung der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei Deutschlands (U. S. P. D.). Es ist bekannt, daß die Mehrheitssozialisten im November 1918 nichts von einer Revolution wissen wollten. Am 9. November morgens ließen sie in Berlin noch Flugblätter verteilen, in denen vor Streik und Revolution gewarnt wurde (Marchionini, Was trennt uns Unabhängige von den Rechtssozialisten? Leipzig 1919, S. 23), in München veranstalteten sie sogar eine Kundgebung gegen Eisner —

Digitized by Google

für die U. S. P. erneute Beweise ihrer Feindschaft gegen eine revolutionäre Bewegung des Proletariats, ihres Abfalls von der sozialistischen Idee, ihrer Annäherung ans Bürgerliche.

Nach der Revolution, die von der noch kleinen U. S. P. gemacht worden ist, nahmen die Mehrheitssozialisten die Macht an sich und suchten nun ganz die erstrebte Demokratie, den freien Volksstaat, einzurichten, entsprechend den Forderungen des Erfurter Programms auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts, zusammen mit den Bürgerlichen. Für die U. S. P. galt dies ganz im Sinne des Erfurter Programms gelegene Verhalten lediglich als Paktieren mit den bürgerlichen Parteien (March. S. 4), als faules Kompromiß mit den Todfeinden des Sozialismus, als Grundlegung einer Bourgeois- und Geldsackrepublik (ebenda S. 26). Man fühlte sich enttäuscht. Man betonte die in der sozialdemokratischen Minderheit nicht vergessene, im Erfurter Programm nicht berührte, Marxische Lehre von der Diktatur des Proletariats. Diese verlangt, daß das Proletariat, wenn es zur Macht gelangt ist, diese sofort zur Unterdrückung der Bourgeoisie benutze und dann allein die Einführung des Sozialismus (Kommunismus) betreibe.

Durch die Spaltung der sozialdemokratischen Partei blieb das organisierte Proletariat nicht mehr einheitlich: es gab eigentlich nun zwei Proletariate. Das oppositionelle, revolutionäre der U. S. P. schuf sich in Anlehnung an die bolschewistischen russischen Sowjets seine eigene Organisation: das Rätesystem. Und wie einst die sozialdemokratische Partei den Kampf gegen das Bürgertum eröffnete und in einer zusammen mit diesem zu errichtenden Republik nach der Herrschaft trachtete, so sagte nun die U. S. P. den Mehrheitssozialisten den Kampf an und strebt darnach, mittels ihrer Räteorganisation den freien Volksstaat, der nach der Revolution errichtet worden ist, zu beherrschen: sie verlangt „Verankerung der Macht der Arbeiterklasse", d. h. Aufnahme ihres Rätesystems in die neue Verfassung (March. S. 26).

Es ist kein Zweifel, die Stellung, die die M. S. P. unter dem Druck der Verhältnisse im Krieg und nach dem Umsturz eingenommen hat, bedeutet eine gewisse Abweichung von dem Geiste des Erfurter Programms. Aber wenn sie auch auf dem sozialistischen Parteitag vom Juni 1919 der U. S. P. dies Programm als Boden der Verständigung anbot, so zeigte sich doch eins deutlich: die eigentliche Triebkraft des deutschen Sozialismus ist der Marxismus. Er enthält aber nicht nur die kommunistische und antichristliche Tendenz, ihm eignet ebenso sehr auch die revolutionäre. Die Sozialdemokratie hatte den Schwerpunkt ganz in jene ersten gelegt und die letztere zurücktreten lassen, ja verschleiert. Nun aber, wo das Proletariat die Macht hat, tritt diese sofort immer stärker hervor und bestimmt den Geist der radikalen Gruppen, die sich neu bilden.

Welches sind die Unterschiede vom Standpunkt der M. S. P.?

Im Kern der Sache, im Kommunismus, und allem, was damit zusammenhängt, d. h. im Wirtschaftlichen, sind die Unabhängigen mit den Rechtssozialisten vollkommen einig. Denn auch diese sind keineswegs, wie manche Leute zu glauben scheinen, zu einer bürgerlich demokratischen Gruppe geworden, sie sind Kommunisten geblieben. Nur fordert die U. S. P. ohne jede Rücksicht auf die außenpolitische Lage und ohne Beachtung der technischen Unmöglichkeit, daß die Sozialisierung (Enteignung und Vergesellschaftung der kapitalistischen Unternehmungen) sofort beginne, sie betont das Hauptziel des deutschen Sozialismus, sie drängt darauf, weil sie glaubt, daß sich die M. S. P. in dieser

Digitized by Google

Beziehung lässig zeige. Sie verlangt, daß die Sozialisierung unverzüglich durchgeführt werde auf dem Gebiete des Bergbaues und der Energieerzeugung, der konzentrierten Eisen- und Stahlerzeugung, des Bank- und Versicherungswesens. Großgrundbesitz und große Forsten sind sofort in gesellschaftliches Eigentum überzuführen. In den Städten ist das Privateigentum an Grund und Boden in Gemeindeeigentum zu verwandeln.

Der andere Unterschied vom Standpunkt der M. S. P. liegt im Politischen. Die U. S. P. erklärt, daß nicht durch den Parlamentarismus, sondern grundsätzlich nur durch gewaltsames revolutionäres Handeln des Arbeiterproletariats die sozialistische Wirtschaftsordnung eingeführt werden könne. Sie verlangt deshalb in Anlehnung an Marx als Übergangszustand zum wahren Sozialismus, der für sie in Kommunismus gipfelt, die Diktatur des Proletariats, das bedeutet: die Unterdrückung der bürgerlichen Opposition und ihren Ausschluß aus dem Staatsleben.

Sie lehnt daher die Republik der Mehrheitssozialisten ab, weil sie nicht rein sozialistischen Charakter trage. Sie hat für ihr Proletariat eine eigene Form, das Rätesystem nach russischem Muster gefunden. Um die Herrschaft ihres Proletariats zu erreichen, verlangt sie: Einordnung dieses Rätesystems in die Verfassung, entscheidende Mitwirkung dieser Räte bei der Gesetzgebung, Staats- und Gemeindeverwaltung und in den Betrieben. Sie verlangt eine Regierung in der Regierung, um die gegenwärtige der Bürgerlichen und Rechtssozialisten lahmzulegen.

Die U. S. P. steigert noch den Einfluß der Masse über das hinaus, was schon das Erfurter Programm fordert: Im Heere verlangt sie Wahl der Führer durch die Mannschaft, d. h. Abschaffung der Kommandogewalt.

Sie fordert ferner Herstellung der Arbeiterinternationale und freundschaftlicher Beziehungen zu allen (!) Nationen. Jeder Funke von nationalem Gefühl und Verständnis, der etwa noch glüht, soll ausgetreten werden. „Die nationalen Rechte, die politischen Grenzen müssen verschwinden, weil sie das Zusammenwirken der Völker hemmen und stören. Darum ist die Forderung im Grunde reaktionär, die die bestehenden Nationen befestigen und immer neue selbständige Nationen haben will, bald nach Gebräuchen und Sitten, bald nach Abstammung und Sprachen zusammengefaßt" (Crispien, Eine Abrechnung mit den Rechtssozialisten [29. Juni 1919], Verlag Freiheit, Berlin NW 6, S. 13). „Die Völker haben keine gegensätzlichen Interessen mehr. Interessengegensätze bestehen nur zwischen den Klassen, zwischen den Kapitalisten und den Proletariern in jedem modernen Staat" (ebenda S. 5). Von dem gewaltigen Unterschied in geistiger Beschaffenheit und Kultur der Nationen, von den Erfordernissen und unendlichen Schwierigkeiten der äußeren Politik hat diese Naivetät auch nicht die leiseste Vorstellung.

Der Spartakusbund.

Durch die Revolution sieht sich der Sozialismus vor die Aufgabe gestellt durchzuführen, was er seit langem gefordert und verheißen hat. Aus dem Bereich der theoretischen Erörterung und der schwärmenden Einbildungskraft sollen seine Gedanken in die harte Wirklichkeit hinüber. Sie müssen nun klar und nüchtern ins Auge gefaßt und auf ihre Brauchbarkeit untersucht werden.

Nun, wo sich die Idee des Sozialismus im Leben auswirken soll, treten die Schwierigkeiten eine nach der andern hervor und türmen sich auf. Schon

Digitized by Google

aus dem vorläufigen Bericht der Sozialisierungskommission für den Kohlenbergbau (Februar 1919, Berlin, Decker 1919) kann man das erkennen. Und die Rede Dr. August Müllers vom 28. Dezember 1918 (siehe Bücher, Sozialisierung, Tübingen, Laupp, S. 98) die eine großzügige Innenkolonisation, also Klein- und Mittelbetriebe unter Erhaltung des Großgrundbesitzes verlangt und von fragwürdigen Sozialisierungsexperimenten spricht, zeigt ebenso deutlich, daß sozialistisches Programm und Wirklichkeit nicht zusammengehen wollen.

Jahrzehntelang hat man dem Proletariat eingehämmert, daß die Forderungen des Sozialismus durch Marx streng wissenschaftlich bewiesen seien, daß sie keine Phantasien, sondern „naturnotwendige" Ergebnisse der wirtschaftlichen Entwicklung wären. Kein Wunder, daß die urteilslose Menge nun den Grund der Schwierigkeiten nicht da sucht, wo ihn Männer, wie Dr. Müller, Calwer und andere gewiß sehen und wo er auch liegt: in der Verkehrtheit der sozialistischen Theorie, in der Unmöglichkeit einen wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Neubau auf sie zu begründen. Getäuscht in ihrer Erwartung, mit der Revolution werde nun gleich das sozialistische Zeitalter beginnen, kann sich die Menge des Proletariats natürlich nicht entschließen, die ihr liebgewordene Theorie, den Traum ihres Lebens fallen zu lassen und das Erfurter Programm mit allem was dazu gehört, aufzugeben. Vielmehr findet man nun den Grund dafür, daß die paradiesische Zeit nicht kommen will, darin, daß die reine sozialistische Idee abgeschwächt, umgebogen, mit bürgerlichen Zutaten beladen, ja verraten worden sei; man findet ihn in dem Mangel an Willen und Kraft, diese Idee rücksichtslos in ihrer Reinheit durchzuführen. So wendet sich die leidenschaftlich erregte und gespannte Menge verständlicherweise zum sozialistischen Radikalismus, je mehr und je stärker, je langsamer die sozialistische Neubildung vorwärts geht, je größer die Verwirrung auf allen Gebieten wird.

Die Grundlagen des Sozialismus sind, wie ich oben gezeigt habe, zwei rein utopische Vorstellungen, die zuzeiten in der Geschichte der Menschheit immer wiederkehren. Es sind Gebilde der schwärmenden Einbildungskraft, die sich täuschend unter dem Mantel der Wissenschaft verbergen: Die Vorstellung von der angebornen Vortrefflichkeit der Menschennatur und der Kommunismus. Die Triebkraft des Sozialismus ist der Haß gegen den Besitz, der Neid, die revolutionäre Stimmung. Je länger, je schärfer treten nun diese wesentlichen Bestandteile der sozialistischen Strömung hervor und drohen alles, was die Rechtssozialisten in besserer Erkenntnis der Wirklichkeit stehen gelassen haben, zu vernichten.

Nun aber steht die Autorität von Marx fest. Sein „Kapital" ist die Bibel, das kommunistische Manifest der Katechismus des deutschen Sozialismus. Marx aber ist, was zu wenig beachtet wird, nicht nur Utopist, sondern auch Revolutionär: Die Forderung der gewaltsamen Revolution hat er unter Benutzung der Hegelschen Gedanken von Thesis, Antithesis, Synthesis seiner Theorie als einen logisch notwendigen Bestandteil einzufügen gewußt (Katastrophentheorie des kommunistischen Manifests). So kann die radikale Bewegung den Rechtssozialisten gegenüber mit Recht den Trumpf ausspielen, sie kehre zum echten Marx zurück. Der sozialistische Radikalismus wird zu einer Erneuerung des echten Marxismus. Das zeigte sich schon in dem Programm der U. S. P., wo die Marxischen Gedanken von der gewaltsamen Revolution, von der Diktatur des Proletariats und der Unterdrückung des Bürgertums wieder auftauchen. Noch viel deutlicher offenbart es sich in dem Programm der Kommunistischen Partei Deutschlands (K. P. D.), des Sparta-

Digitized by Google

kusbundes, der sich am 30. Dezember 1918 als selbständige Partei aufgetan hat.

Schon der Name dieser Partei erinnert bewußt an den „Bund der Kommunisten", für den 1848 Marx und Engels das kommunistische Manifest ausarbeiteten. Das Spartakusprogramm zieht emphatisch Worte desselben heran: „Über den zusammensinkenden Mauern der kapitalistischen Gesellschaft lodern wie ein feuriges Menetekel die Worte des kommunistischen Manifests: Sozialismus oder Untergang in die Barbarei", Worte, welche ich — beiläufig gesagt — im kommunistischen Manifest nicht finde[1]).

Dem Spartakusbund sind die Regierungssozialisten „Handlanger der Bourgeoisie", die Unabhängigen sind durch das Zusammenarbeiten mit der M. S. P. „in eine Sackgasse" geraten. Der Spartakusbund lehnt es darum ab, mit den Rechtssozialisten zu arbeiten, weil er darin einen Verrat an den Grundsätzen des Sozialismus erblickt.

Was will er selbst?

Sein Programm ist in Gedanken und Stimmung dem der U. S. P. sehr verwandt. Wie dieses, predigt es revolutionäre, nicht parlamentarische Einführung des Sozialismus (Kommunismus) — offenbar aus taktischen Gründen verschont es die Kleinbetriebe der Landwirtschaft, Industrie und Handel mit der Sozialisierung! —, lediglich Rücksicht auf das Klasseninteresse der proletarischen Masse, Diktatur des Proletariats. Gegen das Bürgertum äußert es sich wesentlich schärfer: es will rücksichtslose, brutale Unterdrückung und Zerschmetterung der „stumpfsinnigen, egoistischen, korrupten" kapitalistischen Gesellschaft, des Bürger- und Junkertums. K. P. D. betont mit der U. S. P. den Internationalismus — auch hierin zu Marx zurückkehrend.

Was ist aber das Neue?

Es liegt im Politischen. Zunächst darin, daß die politischen Maßnahmen als die dringlichsten, als „sofortig" bezeichnet werden; die Sozialisierung steht erst bei den „nächsten" Forderungen. Die U. S. P. legt gerade auf das „sofort" der Sozialisierung den größten Wert, der Kommunismus ist ihr die Hauptsache. Gegenüber der U. S. P. verschiebt sich also bei der K. P. D. der Schwerpunkt von der Betonung des Wirtschaftlichen zur Betonung des reinen, proletarischen Machtwillens.

Das Neue liegt weiter in der Art, wie sich die K. P. D. den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft denkt. Die Gedanken, die sie hier ausspricht, entstammen dem russischen Bolschewismus. Sie hängen mit der Stimmung des Hasses zusammen, die dieser gegen den Absolutismus des Staates hegt. In Deutschland haben sie keine Berechtigung: hier haftet das Interesse des Sozialismus durchaus an der antikapitalistischen Stimmung. Wieder holt sich eine deutsche Partei ihre Anschauungen aus der Fremde, die deutsche Philosophie und Wissenschaft überhaupt nicht beachtend. Was die K. P. D. an Politischem Neues bringt, ist das Bekenntnis zum Anarchismus.

Anarchismus in staatswissenschaftlichem Sinne — nur um diesen handelt es sich hier, freilich wird er immer zur Anarchie und zum Chaos führen — Anarchismus ist die Lehre, welche dem Staate die Daseinsberechtigung abspricht. Er will den Staat gänzlich aus der Welt schaffen. Was nach anderen Staatslehren dem Staate obliegt, kann nach anarchistischer Lehre viel besser durch das freie Zusammenwirken völlig unbeschränkter Einzelner erreicht werden. Anarchismus ist ein auf die Spitze getriebener Liberalismus.

[1]) Sie stammen aus Kautsky, Erfurter Programm, Seite 132.

Digitized by Google

Der anarchistische Grundgedanke wird im spartakistischen Programm vollkommen deutlich ausgesprochen: „Das Wesen der sozialistischen Gemeinschaft besteht darin, daß die große arbeitende Masse aufhört, eine regierte Masse zu sein, vielmehr das ganze politische und wirtschaftliche Leben selbst lebt und in bewußter freier Selbstbestimmung lenkt." Dasselbe auf wirtschaftlichem Gebiet: „Die Proletariermassen müssen lernen aus toten Maschinen, die der Kapitalist an den Produktionsprozeß stellt, zu denkenden freien selbsttätigen Lenkern dieses Prozesses zu werden. Sie müssen das Verantwortlichkeitsgefühl wirkender Glieder der Allgemeinheit erwerben, sie müssen Fleiß ohne Unternehmerpeitsche, höchste Leistung ohne kapitalistische Antriebe, Disziplin ohne Joch und Ordnung ohne Herrschaft (!) entfalten. Höchster Idealismus im Interesse der Allgemeinheit, straffste Selbstdisziplin, wahrer Bürgersinn der Masse sind für die sozialistische Gesellschaft die Grundlage." „Freie Arbeitsgenossen" an Stelle der Arbeitgeber und ihrer Lohnsklaven. „Ersetzung des militärischen Kadavergehorsams durch freiwillige Disziplin (!) der Soldaten." Frei und rein aus seiner Natur heraus soll sich der Sozialist betätigen, ohne jeden äußeren politischen oder gesellschaftlichen Zwang. Dann wird eine Menschengesellschaft entstehen, in der Völkerhaß und Knechtschaft entwurzelt sind, die keinen Krieg mehr kennt. Der Pazifismus fügt sich dem kommunistisch-anarchistischem Bilde leicht ein.

Freilich, irgendeine Form muß die proletarische Masse haben, mindestens bis sie die vollkommene Herrschaft über die Bürgerlichen erlangt und damit die Vorbedingung für den Eintritt des wahren Sozialismus geschaffen hat. Sie kann nur eine sein, die an sich schon ein Minimum der Staatlichkeit darstellt. Hier wird die Linie weiter gezogen, die das Erfurter Programm angesetzt und die U. S. P. fortgesetzt hat, eine Linie, die auf völlige Beseitigung einer starken Staatsgewalt und auf vollkommene Herrschaft der proletarischen Masse hinzielt. Der Rest von demokratischem Staat, dem die U. S. P. ihr Rätesystem entgegensetzt, verschwindet bei der K. P. D. sofort. Es bleibt jetzt nichts übrig als die proletarische Masse selbst. Diese wird Trägerin des gesamten politischen Lebens, in schroffster Weise und ausschließlich Subjekt des politischen Willens, eine Masse bestehend gedacht aus möglichst frei und ungebunden miteinander lebenden Einzelmenschen, die sich ihre Geschäfte besorgen lassen durch Beauftragte, durch ganz von ihnen abhängige Organe, nämlich durch die Arbeiter- und Soldatenräte, sowie deren Ausschüsse und Abgeordnete. Gegen Eigenmächtigkeiten derselben glaubt man sich zu sichern durch das Recht, diese Vertreter jederzeit zurückzuberufen.

Die Arbeiter- und Soldatenräte entsenden Abgeordnete in den Zentralrat. Auch diese können jederzeit zurückberufen und ersetzt werden, falls sie nicht im Sinne ihrer Auftraggeber handeln. Überdies müssen diese Abgeordneten zum Zentralrat mindestens alle drei Monate neu gewählt werden. Dadurch wird Machtgelüsten, wie man meint, ein Riegel vorgeschoben. Der Zentralrat wählt einen Vollzugsrat. Aber er beaufsichtigt ihn auf das Schärfste, indem er mindestens alle drei Monate zusammentritt. Der Vollzugsrat ist das oberste Organ: er ist Träger der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, die also nicht getrennt sind. — Von dieser Räteversammlung ist der Weg zu voller Staatlosigkeit allerdings nicht mehr weit.

Demokratismus, Mehrheitssozialismus, U. S. P. und Spartakismus bilden einen Entwicklungsfaden: aus der gemeinsamen Grundanschauung von der angeborenen Güte der menschlichen Natur spinnt er sich folgerichtig heraus.

Digitized by Google

Mit diesem Anarchismus bleibt — das möge man nicht übersehen — der Spartakismus auch im Gefolge von Marx, wenn auch auf dem Umwege über den Bolschewismus. Denn auch Marx ist im letzten Grunde Anarchist. Dafür hat Lenin in seiner Schrift „Staat und Revolution" Beweisstoff genug beigebracht. Man lese nur das kommunistische Manifest aufmerksam. Dort heißt es: „An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation (!), worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist." „Ist alle Produktion in den Händen assoziierter Individuen (!) konzentriert, so verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter (!). Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen." Das heißt: Der Staat ist seinem Wesen nach organisierte Gewalt und Unterdrückung; er muß beseitigt und durch eine „Assoziation" „freier Individuen", d. h. eben durch Staatlosigkeit, Anarchie, ersetzt werden.

Fassen wir kurz das Wesentliche über die drei sozialistischen Parteien zusammen, so ergibt sich:

Der Ausgangspunkt der deutschen sozialistischen Bewegung ist die antikapitalistische Stimmung, der Haß gegen das Unternehmertum. Ihr Hauptpunkt ist darum und bleibt es unerschüttert, bei Rechtssozialisten wie Unabhängigen, der Kommunismus, d. h. die Aufhebung des Privateigentums am Erwerbsvermögen. Auch der Spartakismus hat den Kommunismus im Programm. Im Kommunismus sind sich also alle drei sozialistischen Parteien vollkommen einig. Dazu kommt bei allen drei Gruppen ihre Feindschaft gegen das Christentum.

Sie unterscheiden sich nur in der Schnelligkeit, mit der sie die Sozialisierung, d. h. den Kommunismus, durchzuführen wünschen und in den Mitteln, mit denen sie dieselbe erstreben. Die M. S. P. empfiehlt den friedlichen parlamentarischen Weg, der das Bürgertum schont. Die U. S. P. und K. P. D. fordern ungestüm den revolutionären, die Diktatur des Proletariats, K. P. D. außerdem die rücksichtslose Unterdrückung und völlige Beseitigung der Bourgeoisie.

Bei der K. P. D. verschiebt sich unter russischem Einfluß der Schwerpunkt des Programms etwas weg vom Wirtschaftlichen, mehr nach dem Politischen hin, d. h. in der Richtung auf das Macht- und Freiheitsstreben des Proletariats. Der reine Machtinstinkt des Proletariats und seine Zügellosigkeit bricht hervor.

In zunehmendem Maße verlegen die drei Parteien die Gewalt in die Masse und nähern sich dabei mehr und mehr dem Anarchismus, den die K. P. D. offen ins Programm aufnimmt.

Die Utopie des Kommunismus, die Phantasie von der angeborenen Vortrefflichkeit des Menschen und die veralteten, wissenschaftlich jetzt überwundenen Theorien von Karl Marx liegen allen drei sozialistischen Richtungen zugrunde. Der deutsche Sozialismus ist seinem Inhalt und Wesen nach Utopie, dargeboten in der Hülle veralteter Wissenschaft.

Erlangen. Franz Saran.

Digitized by Google

Die sogenannte Sozialisierung.

Die nachstehenden Ausführungen sind als zwanglose Aufsätze für die „Neckarzeitung" (Heilbronn) entstanden und erscheinen auf Wunsch des Herausgebers in etwas abgekürzter und daher an einigen Stellen etwas abgehackter Form in der vorliegenden Sammlung.

Die Aufsätze wollen nüchtern und unpolitisch sein; „unpolitisch" im Sinne des Dienstes für irgendeine der bestehenden politischen deutschen Parteien. Wenn der Inhalt aus diesem Grunde bei allen Parteien keinen Beifall finden sollte, so würde mich das weder befremden noch ärgern.

Das Sozialisierungsgesetz.

Das „Sozialisierungsgesetz" vom 23. März 1919 ist ein Reichsgesetz, welches im Reichsgesetzblatt verkündigt worden ist, nicht etwa ein Gedanke eines Sozialisten oder des Sozialismusses [1]), auch nicht ein Parteisatz der Sozialdemokratie oder der sogenannten „Unabhängigen"; wir müssen uns daher den grundlegenden § 1 dieses zurzeit geltenden Reichsgesetzes etwas genauer ansehen, um in den schwierigen Gegenstand tiefer einzudringen.

Der § 1 lautet:

„Der Deutsche hat, unbeschadet seiner persönlichen Freiheit, die sittliche Pflicht, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamtheit erfordert. Die Arbeitskraft als höchstes wirtschaftliches Gut steht unter dem besonderen Schutze des Reichs. Jedem Deutschen soll die Möglichkeit gegeben werden, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben. Soweit ihm Arbeitsgelegenheit nicht nachgewiesen werden kann, wird für seinen notwendigen Unterhalt gesorgt. Das Nähere wird durch besondere Reichsgesetze bestimmt."

Ehe wir die verschiedenen Fragen stellen und beantworten, welche sich dem aufmerksamen Leser dieses Paragraphen aufdrängen, sei bemerkt, daß das Gesetz selbst „Sozialisierungsgesetz" heißt; in § 2 ist aber von „Vergesellschaftung" die Rede, in § 2 und 3 von „Gemeinwirtschaft", in § 4 von „Energiewirtschaft"; darüber später.

1. Bisher war es Regel, in Gesetzen nicht von „sittlicher Pflicht" zu sprechen, auch in „Rahmengesetzen" nicht. Das kann man und muß man in den Begründungen zu Entwürfen. Die Gesetze haben möglichst genau umschriebene Gebote und Verbote, oder beides zu enthalten.

Die sogenannten Pflichtenlehren sind Sache der religiösen, pädagogischen und philosophischen Moral. Es liegt immer und überall in der Natur der Sache, daß sich aus dem weiten Felde der Sitte und der Sittlichkeit das von dem Volke, von seinen Vertretern, von den Gesetzgebern jeweils als „Recht" wie als „Unrecht" Angesehene ab- und heraushebt und dann als „Recht" beschlossen, festgestellt und genau formuliert wird. Das kann man in jeder Rechtsgeschichte so oder so lesen.

Das Sozialisierungsgesetz weicht davon ab. Es verkündet eine Art von Sittenlehre.

2. Diese Sittenlehre wird gleichzeitig auf Deutsche beschränkt. Unzweideutig ist allerdings nicht ausgesprochen, daß unter den „Deutschen" des Sozialisie-

[1]) Die Worte „Sozialismus" und „Kapitalismus" sind keine lateinischen Wörter. Nicht einmal Mönchslatein. Wer den Versuch macht, diese Worte in ehrliches Deutsch zu übersetzen, der ist auf dem Wege, als vernünftiger Mensch über die wirtschaftlichen Beziehungen nachzudenken.

Digitized by Google

rungsgesetzes deutsche Staats- bzw. Reichsangehörige und nur solche zu verstehen seien. Im Sozialisierungsgesetz gibt es offenbar keine sogenannten „lästigen" Ausländer. Obschon diese im staatsrechtlichen Sinn keine „Deutschen" sind noch sein können, wird offenbar als selbstverständlich angenommen, daß sie sich so betätigt haben und betätigen werden, wie es das „Wohl der Gesamtheit" erfordert. Nur verstehen sie höchst wahrscheinlich unter „Gesamtheit" nicht die Deutschen und unter „Wohl" auch ein anderes „Wohl" als das der Deutschen.

Was die Wanderungsfreiheit des Deutschen anlangt, so ist sie schon nach innen hin begrenzt, nach außen hin ebenfalls. Vielleicht kommt es bald soweit, daß die Deutschen künftighin nicht mehr „einwandern" dürfen, die Nichtdeutschen aber, welche nicht unter das Sozialisierungsgesetz fallen, noch ungehinderter einwandern dürfen, als vor dem Kriege und vor dem Sozialisierungsgesetz.

3. Das Sozialisierungsgesetz geht von der optimistischen Ansicht aus, daß jeder Deutsche, einerlei welchen Alters oder Geschlechtes, imstande sei, das genau zu erkennen und ins Auge zu fassen, was das „Wohl der Gesamtheit" erfordert. Soll diese Ansicht richtig sein, so müßte sie verhältnismäßig leicht lehrbar sein. Es müßte demnach möglich sein, sofort, jedenfalls aber möglichst bald, irgend etwas zu schaffen und zusammenzustellen, was man in den verschiedenen Religionsgemeinschaften bisher mit einem Fremdwort als Katechismus bezeichnet hat, sei es als „kleinen" oder „großen" oder beides.

Aber wir müssen den Mut der Wahrhaftigkeit haben und der Wahrheit die Ehre geben.

Diese Wahrheit sieht leider, wenigstens nach meinem persönlichen Dafürhalten, etwa so aus: Was der Sinn und Zweck des menschlichen Lebens überhaupt, wie des Einzellebens sei, nicht etwa nur der Arbeit, damit beschäftigten sich Religionsstifter und Religionsgemeinschaftsvertreter, Weltweise und Afterweise seit Jahrtausenden. Was insonderheit das materielle „Wohl der Gesamtheit" sein könnte, damit beschäftigen sich die sogenannten „Nationalökonomen" wie die „Internationalökonomen" ebenfalls schon seit Jahrhunderten. Sie sind einig weder darüber, was nun dieses „Wohl" eigentlich sei, noch darüber wer die „Gesamtheit" sei, um welche es sich dabei handle. Aus der biblischen Geschichte wissen die Schulkinder, daß Joseph, so merkwürdig uns das auch anmuten mag, in der Ernährungsfrage nur an die Ägypter gedacht hat; er hat das auch seinen Stiefbrüdern gesagt, als sie zu ihm kamen, um aus seinen Speichern Getreide zu fassen. Wilson von Washington hat sich ganz ähnlich verhalten wie Joseph in Ägypten. Er hat auch über Getreidespeicher, welche man heute Silos nennt, verfügt. Er hat aber in allererster Linie nach seinem echten Bruder gefragt. Der echte Bruder von Joseph hieß Benjamin, der echte Bruder von Wilson John Bull. Das übrige kann man in Bibel oder Friedensvertrag nachlesen.

Männer wie J. G. Fichte, Friedrich List, Ferdinand Lassalle haben bei der „Gesamtheit" vor allem anderen an die deutsche Nation gedacht. Sie haben das tun zu müssen geglaubt in der begründeten Annahme, daß andere Nationalökonomen gleichzeitig ebenfalls in allererster Linie an ihre Nationen denken werden. Karl Marx und Friedrich Engels haben dabei in erster Linie an das internationale Proletariat gedacht, wobei es unklar geblieben ist, ob an das der ganzen Erde oder nur an das der nach ihrer Ansicht kapitalistisch mehr oder minder „reifen" Gebiete der Erde.

4. Die Arbeitskraft wird im Sozialisierungsgesetz als höchstes wirtschaftliches Gut bezeichnet. Damit wird nicht geleugnet, daß es auch andere hohe Güter,

Digitized by Google

ja vielleicht höhere gibt. Es gab einen Dichter, der das kühne Wort geprägt hat: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht." Wie wahr dieses Wort Schillers ist, empfindet man zurzeit am stärksten, wenn man Neutrale das Leben der deutschen Kriegsgefangenen in Nordfrankreich schildern hört. Man sollte annehmen, daß die dort von Schwarzen bis zum Tod gepeinigten deutschen „Arbeitskräfte" in erster Linie Anspruch auf den besonderen Schutz des Reichs gehabt hätten und haben müßten. „Schutz" ist aber etwas anderes als Wehklage. Ob das Sozialisierungsgesetz unter Arbeitskraft auch die geistige Leistung mit versteht, ist schwer zu sagen, da nur die „wirtschaftliche" Seite der menschlichen Arbeitskraft ins Auge gefaßt ist.

Nun ist aber die „Arbeitskraft" gar nicht einmal das höchste „wirtschaftliche" Gut.

Die physische Arbeitskraft wird in PS und KW gemessen. Es kann unmöglich die Absicht eines Reichsgesetzes sein, Athleten, Boxer, Preisturner, Steinträger, Holzknechte usw. unter den „besonderen Schutz des Reiches" zu stellen. Darauf wird erwidert werden: es handle sich nicht um die „physische" Arbeitskraft im Sinne der mechanischen Energie, sondern um die Arbeitskraft überhaupt, als solche. Es scheint also die physische und die geistige Arbeitskraft gemeint zu sein. Alle Säuglinge, Kinder, Greise, körperlich wie geistig „Arbeitsunfähigen" wären also als ausgeschlossen zu denken von dem „besonderen Schutze des Reichs"?

Es ist schon so: Das Reichsgesetz verwechselt menschliche Arbeitskraft und Mensch als Träger irgendeines Maßes von Arbeitskraft. Es erblickt zwar im Menschen, ganz wie Karl Marx, den Träger der „Ware" Arbeitskraft, beachtet aber leider nicht, daß diese Art von Arbeitskraft nur dann funktioniert, wenn sie von dem Willen des Trägers eingestellt wird, oder wenn in Ermangelung dieser Selbsteinstellung dieser Wille zur Selbsteinstellung sich gezwungen sieht. Bisher war die Not, die gegenwärtig oder die unmittelbar drohende, die Antriebskraft des Willens und der Wille die Weiterleitung der Arbeitskraft zur Einsetzung durch ihren Träger. Fällt diese Not oder die Gefahr unmittelbarer Not weg, dann ist es höchst zweifelhaft, ob der Wille die Antriebskraft hat, um die Arbeitskraft einzu„setzen"; er kann die Arbeit auch ein„stellen". Welche Tragweite diesem Unterschied zukommt, geht aus dem Folgenden hervor.

5. Es wird in dem § 1 ohne weiteres angenommen, daß Arbeitsgelegenheit nicht immer nachgewiesen werden könne, sowie daß jeder Deutsche von der Möglichkeit, durch wirtschaftliche Arbeit seinen Unterhalt zu erwerben, Gebrauch machen wolle. Beides ist zu verneinen. Daß ein Baßgeiger im Orchester eines Theaters nicht gern zugreift, wenn ihm eine Arbeitsgelegenheit als Ausläufer in einem Zeitungsgeschäft nachgewiesen werden kann, ist begreiflich. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika würde er es jedenfalls tun müssen. Arbeitsgelegenheit ist vorläufig immer vorhanden, nur nicht immer an dem Orte, wo die Arbeitsuchenden sich gerade befinden und nicht immer in derjenigen Arbeit, welche die Suchenden wünschen oder ausüben zu können glauben. Das schüchterne Wort „soll die Möglichkeit gegeben werden", hätte durch das Wort „muß" ersetzt werden müssen; nimmt er die Arbeit nicht an — hätte fortgefahren werden müssen — dann erlischt die öffentliche Verantwortlichkeit.

6. Besonders unklar ist die Bemerkung, daß dem Deutschen, dem eine Arbeitsgelegenheit nicht nachgewiesen werden kann, „für seinen notwendigen Unterhalt gesorgt wird". Dies ist deshalb auffällig, weil sich dieser Satz aufs engste mit dem Unterstützungswohnsitzgesetz berührt; letzteres hat es mit dem „hilfs-

Digitized by Google

bedürftigen" Deutschen zu tun, was ganz in Ordnung ist. Daß es Arbeitsscheue gibt, davon weiß das Sozialisierungsgesetz nichts. Ebensowenig ist natürlich irgendeine Andeutung gegeben, was zum „notwendigen Unterhalt" gehört; hier taucht die altbekannte Frage des sogenannten Existenzminimums auf, ohne beantwortet zu werden.

Während so im ersten allgemeinen Teil der einzelne Deutsche nicht rechtlich, sondern nur sittlich zur Arbeit verpflichtet wird, spricht sich das Reich im zweiten Teil die Befugnis zu, einzelne Wirtschaftsunternehmungen in „Gemeinwirtschaft zu überführen", „gemeinwirtschaftlich zu regeln". Hier behält sich dann das Reich gegenüber den zu Zwingenden eine „Entschädigung" zu bieten vor. Eine Entschädigung des Reichs selbst durch entzogene, pflichtwidrige Nichtarbeit hat sich das Reich nicht vorbehalten; auch über die nichtwirtschaftliche und über die wirtschaftsschädigende Arbeit ist nichts gesagt. Es hat den Anschein, als ob man an diese Dinge nicht gedacht hat. Sie werden aber bei der Reform des Strafgesetzbuches in unangenehmer Weise sich bemerklich machen, ähnlich wie die Amnestie für Wucherer und Schieber aller Arten durch die Umwälzung seit 9. November 1918 sich schon jetzt in furchtbarem Umfang gerächt hat.

Man scheidet von dem Sozialisierungsgesetz mit den größten Zweifeln. Diese Zweifel lassen sich in die Worte fassen: der Sozialismus kann unmöglich nur eine Frage der Erhöhung des Lebensgenusses für Träger von „Arbeitskraft" sein, er müßte doch vor allem zuvor oder mindestens gleichzeitig die Erhöhung der Lebensleistung für die Gesamtheit durch diese Träger herbeiführen. Wenn man es recht grob ausdrücken wollte, so könnte man sagen, daß das Sozialisierungsgesetz im ersten Teil eine Verminderung der Arbeitsanspannung der Arbeitspersonen, im zweiten Teil eine Erhöhung des Arbeitsertrags einzelner Betriebe bezw. Gewerbe anstrebt, wobei vorerst die Rohstoffe Steinkohle, Braunkohle, Preßkohle, Koks, Wasserkräfte und sonstigen natürlichen Energiequellen und die aus ihnen stammende „Energie" aufgeführt sind und ein Gesetz über die Regelung der Kohlenwirtschaft sogleich mitgegeben wird. Ohne gleichzeitige Erhöhung der Arbeitsfreudigkeit lassen sich diese beiden Ziele nun und nimmer gleichzeitig miteinander erreichen; ganz abgesehen davon, daß das Experiment mit der Kohle sehr gefährlich ausfallen kann.

Was ist Verstaatlichung?

Einer Unkenntnis der wirklichen Volkswirtschaft entstammt auch die besondere Beliebtheit des Worts „Sozialisierung ist Verstaatlichung".

Die staatliche Beamtenschaft, welche so lange als lederne wie scheulederne Bürokratie in Presse und Parlament verrufen war, könnte am Ende stolz sein auf das grenzenlose Vertrauen, welches ihr dieser Ruf entgegenbringt. Sie ist es aber nicht, weil sie weiß, daß die Aufgaben des Staates bestimmte Grenzen haben.

Wenn das Wort richtig wäre, müßten alle Kommunal- und alle Reichsbetriebe aufgehoben werden. Besser würde es also schon sein, zu sagen, Sozialisierung sei Vergemeindlichung, Vergemeindeverbandlichung, Verstaatlichung, Verstaatenverbandlichung, Verreichlichung — je nachdem. Das Sozialisierungsgesetz spricht in § 3 aus, daß die Aufgaben der durch Reichsgesetz geregelten Gemeinwirtschaft von dem Reich den Gliedstaaten, Gemeinden und Gemeindeverbänden oder wirtschaftlichen Selbstverwaltungskörpern übertragen werden kön-

Digitized by Google

nen. Damit ist aber nur in Form eines in einem Gesetze stehenden Satzes ausgesprochen, daß es sehr verschiedene Arten von Vergesellschaftung, Verteilnehmerung, Vergenossung, Vergemeinschaftlichung, Verbundesbrüderung gibt, je nach der bestimmten gesetzlichen Umgrenzung der Befugnisse, der Sachen, des örtlichen Bereichs.

Damit ist also das Wort „Sozialisierung" einfach verflüchtigt.

Irgendeine neue erhebliche, bestimmte Kenntnis haben wir also durch den Ruf nach „Verstaatlichung" nicht gewonnen.

Wir in Württemberg haben den „Gemeindebetrieb" als solchen längst vor der Revolution des 9. November 1918 gehabt, von der Farrenhaltung an bis zum Elektrizitäts-, Gas-, Wasserwerk; wir haben den Kommunalverbandsbetrieb gehabt in Bezirkskrankenhäusern, den Staatsbetrieb in Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, Telephonen usw. Im Forstbetrieb hat der Staat stets den Gemeinde- und Genossenschafts-, wie Privatbetrieb neben sich gehabt, im Postbetrieb eine Zeit lang, im Staatseisenbahnbetrieb hat er die Privatbahnen neuerdings in zunehmender Weise neben sich nicht nur aufkommen lassen, sondern sogar gezüchtet.

Im Eisenbahnbetrieb wird keine irgendwie geartete Revolution oder Sozialisierung ändern können, daß kontinentale Linien durch internationale Verträge, nationale Schnellzugs- und ähnliche Verbindungen durch nationale Vereinbarungen nach Bedarf geschaffen, verändert, erhalten, betrieben werden, territoriale je nach den Verhältnissen durch staatliche Verkehrsverwaltungen oder Beiräte, lokale durch Abmachungen zwischen Staat, Lokalverwaltung und Lokalinteressenten.

Ebenso ist es mit den übrigen wirtschaftlichen Kreisläufen, vorausgesetzt, daß man nicht gezwungen ist, für öffentliche Zwecke Erträge in Anspruch zu nehmen, welche das bisherige Maß in jeder Hinsicht überschreiten.

In diesem Falle ist auf Monopole, monopolartige Eigenbetriebe einzugehen, soweit solche der Natur der Gegenstände entsprechend nicht nur leicht öffentlich betrieben werden können, die eigentliche Produktion wie den wirtschaftlichen Verkehr nicht allzusehr belasten und gleichzeitig auch wirklich erhebliche Erträge zu liefern imstande sind. Die Möglichkeiten dazu liegen vor, sind aber bei eigentlichen Produktionsbetrieben weit enger begrenzt, als unkundige Optimisten annehmen. Für alle einzelnen Fälle liegt ohne jede Ausnahme dieselbe Alternative vor, wie für den bereits sozialisierten, vergesellschafteten, vergemeinwirtschaftlichten, verplanwirtschaftlichen öffentlichen Verkehrsbetrieb.

Das Verkehrsinteresse fordert bei diesem Verbilligung der Tarife, der Leistungen; das öffentliche Interesse fordert gleichzeitig höchste Leistungen bei möglichst hohen Erträgen. Zwischen Erleichterung der Volkswirtschaft und Erleichterung der Finanzwirtschaft, der Staatswirtschaft findet ein Kampf, ein Abwägen, eine stete Auseinandersetzung statt. Zwischen Selbstkostenbetrieb und Fiskalismus schwankt das Zünglein der Wage hin und her, beim gemeindlichen Gaswerk wie bei der gemeindlichen Straßenbahn, beim Staatsforstbetrieb wie beim staatlichen Industriebetrieb, bei der Reichspost wie bei allen irgendwie denkbaren gemeinwirtschaftlichen Betrieben. Ehe wir auf Einzelheiten eingehen, wollen wir etwas zurückblicken.

Allgemeinergebnis.

Setzen wir unser bisheriges Ergebnis ganz nackt und unmißverständlich hin.

1. Sozialisierung fordert und erfordert, wenn auch vorerst nur partiell, wirtschaftliche und finanzielle Ordnung irgendeines Wirtschaftszweigs oder Wirtschaftsgebiets.

Digitized by Google

2. Wirtschaftsordnung bedeutet Planwirtschaft, d. h. Organisation des Ganzen eines solchen Gebiets nach bestimmtem, vorher entworfenem Plan.

3. Ziel solcher Planwirtschaft kann nur Gemeinwirtschaft sein, das heißt Regelung aller einschlägigen Funktionen im Gemeininteresse.

4. Gemeinwirtschaft in diesem Sinn ist ohne Wirtschaftszwang nicht denkbar.

5. Wirtschaftszwang fordert für alle an diesem Stück der Volkswirtschaft unmittelbar Beteiligten — Arbeitszwang.

6. Höhere Wirtschaftsordnung kann sich nur ausweisen durch höhere wirtschaftliche Leistung.

7. Höhere wirtschaftliche Leistung läßt sich nur erzielen durch höhere Arbeitsleistung bei gleichzeitigem Arbeitszwang.

8. Sozialisierung könnte also nur sein der Übergang von einer bisher schon ausnahmsweise nicht freien Wirtschaft zu einer, sagen wir einmal, nur ausnahmsweise freien Wirtschaft.

Unter „freier Wirtschaft" wird hier die bisher durch Arbeiterschutzgesetze, Sozialversicherung, Strafgesetze usw. eingeschränkte freie, auf Erwerb gerichtete Arbeit des Unternehmertums unter Ausschluß der öffentlichen Betriebsunternehmungen verstanden.

Jeder Mann und jede Frau von 20 und mehr Jahren ist dringend eingeladen, diese Reihe von Sätzen mit allen Hilfsmitteln der Vernunft, des Verstandes, der Urteilskraft und der Logik zu prüfen. Man sei nicht im mindesten schüchtern, etwaige Widersprüche aufzuspüren und nachzuweisen. Das Ergebnis ist und bleibt: die Durchführung des Gedankens, der dem Sozialismus vorschwebt, ist nur durch eine Erweiterung von Zwangsvolkswirtschaft möglich. Man kann das auch so ausdrücken: Wer die Sozialisierung will, muß die Zwangswirtschaft wollen, andernfalls weiß er überhaupt nicht, was er will.

Man kann dieselbe Sache auch etwas freundlicher in Worte fassen.

Es sind zweierlei Arten von Arbeitszwang möglich.

Der Mensch zwingt sich entweder selbst zur Arbeit, dann ist er frei, denn die Freiheit ist immer ein inneres Bewußtsein, oder aber der Mensch wird von seinem Nebenmenschen, mag dieser nun „Arbeitgeber" oder „Beamter der Gemeinwirtschaft" sein, zur Arbeit gezwungen; im letzteren Falle ist der arbeiten müssende Mensch je nach seiner inneren Stellung zu der ihm aufgetragenen Arbeit ein Sklave, ein Knecht, ein Handlanger, ein an die Arbeit hingestellter gelernter Diener. Die Beamtengesetze sprechen von Staatsdienern und mit vollem Recht. Wer dem „Staat" dient, ist ebensowenig ein Diener des Ministers, wie der Arbeiter, welcher in einem Betriebe arbeitet, ein Diener des Betriebseigentümers oder Inhabers ist. Wohl aber trägt der Minister die amtliche Verantwortung für das, was die ihm unterstellten „Staatsdiener" als solche tun oder nicht tun, wie der Betriebsleiter verantwortlich ist für das wirtschaftliche Gedeihen des Betriebs als solchen, d. h. für das, was die Arbeitskräfte am Betrieb leisten oder nicht leisten. Die Willkür des Ministers ist eingeschränkt eben durch das Beamtengesetz und durch die Begrenzungen der Funktionen und Verantwortlichkeiten von unten nach oben hin. Die Willkür des Betriebsinhabers ist ebenfalls eingeschränkt und kann weiterhin eingeschränkt werden durch Schutzgesetze, ganz ebenso aber ist die Willkür des Angestellten, des Arbeiters einzuschränken, damit der — Betrieb nicht geschädigt noch gehemmt wird. Ebenso ist der finanzielle Erfolg des Betriebs, wie aller Wirtschafts- und Erwerbspersonen einschränkbar durch Steuergesetze. Es ist eine Täuschung,

Digitized by Google

zu glauben und namentlich politisch so zu reden und zu handeln, als ob die Ungleichheit der Menschen in der Hauptsache eine solche des materiellen Besitzes sei, als ob die Menschen alle mehr oder minder gleich „gut" oder gleich „schlecht" wären, wenn ihre materiellen Verhältnisse gleich wären.

Diese Auffassung kann allerdings nicht an dem Entwurf zu der „Sozialisierung" widerlegt werden, sondern lediglich an dem Entwurf eines neuen Strafgesetzbuchs. Der Auftakt dazu ist bereits gegeben. Es wird von Bedeutung sein, zu erfahren, in welcher Weise die „Gesamtheit" für die durch Mord und Totschlag, schwere Körperverletzungen usw. entzogenen Arbeitskräfte „entschädigt" werden soll, ganz abgesehen von den jeweiligen Angehörigen. Der Hinweis auf den Krieg als organisierten Menschenmord wird dabei nichts nützen. Wer für sein angegriffenes Volk in den Tod geht, ist so wenig ein Raubmörder, wie ein Mensch, der in Friedenszeiten einen Raubmörder in Notwehr erschlägt.

Die Kohlensozialisierung.

Begeben wir uns von den Höhen der Begriffe herab auf den Boden der Wirklichkeiten. Wir nehmen als Musterbeispiel das Wichtigste, die Kohle.

1. Am 8. April 1917 wurde vom Reich das Kohlensteuergesetz erlassen, welches eine Steuer von 20 Prozent der gelieferten oder sonst abgegebenen, im eigenen Betrieb und Verbrauch verwendeten, sowie der eingeführten Kohle vorschreibt. Neben Stein- fällt auch Braun- und Braunpreßkohle darunter; es handelt sich also um grundlegende Rohstoffe im Werte von über zwei Milliarden Mark nach — Friedenspreisen des Jahres 1914. Nachdem Reichsregierung und Reichstag es versäumt hatten, schon vor Einführung der volkssolidarisch gedachten und gemeinten Zwangsversorgungsregelungen im Jahre 1915 eine erhebliche und progressive Kriegsgewinn- und Vermögenssteuer zu schaffen, um die Gefahren der inneren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verschiebungen, man darf kecklich sagen, Umwälzungen abzuwenden, verfielen sie auf dieses Gesetz, als ob es keine Lehre von der sogenannten Steuerüberwälzung gäbe. Man pries die Leichtigkeit der Erhebung, die Größe des Ertrags und glaubte, auch so nebenbei in manchen Kreisen, der „Schwerindustrie" eins ans Bein zu versetzen. Hier ist nicht der Ort, von wirklich sozialer Steuerpolitik zu sprechen; daß die englische es großenteils war, darüber ist mir kein Zweifel.

2. Dieses Gesetz ist nunmehr durch das Reichsgesetz über die Regelung der Kohlenwirtschaft vom 23. März 1919 überholt. Es schuf zunächst zur Entwerfung des Planes einen Sachverständigenbeirat von 50 Mitgliedern, dessen verwickelte Zusammensetzung in § 3 des Gesetzes nachzulesen ist.

Wenn die Sache spruchreif ist, wird wohl für die ganze Leitung der Brennstoffwirtschaft im Reich (ohne Holz) nach gemeinwirtschaftlichen Grundsätzen unter Oberaufsicht des Reichs ein „Reichskohlenrat" geschaffen, der aus jenen 50 Sachverständigen vielleicht in etwas anderer Gruppierung bestehen wird. Zum Kohlenvertrieb werden etwa zwölf nach territorialen Gebieten begrenzte Kohlensyndikate gebildet, welche je nachdem mit einem Gaskohlensyndikat und den als Kohlenbergwerkbesitzern in Betracht kommenden, mehreren Kohlensyndikaten angehörenden deutschen Freistaaten zwangsweise zu einem Reichskohlenverbande zusammengeschlossen werden.

Dieser Verband hat das vom Reichskohlenrat Angeordnete auszuführen, die den Syndikaten obliegende Regelung der Förderung des Selbstverbrauches (Hüttenzechen!) und des Absatzes der Kohlenbrennstoffe zu beaufsichtigen. Er

Digitized by Google

ist also das Obersyndikat und scheint der neue Trust werden zu sollen. Er bestimmt und veröffentlicht auch die Verkaufspreise. Das Oberaufsichtsrecht des Reichs wird durch den Reichswirtschaftsminister bezw. durch seine Bevollmächtigten wahrgenommen, welche an allen Beratungen des Reichskohlenrats, seiner Sachverständigenausschüsse, des Reichskohlenverbands, der Syndikate, der Organe der Syndikate teilnehmen und je nachdem Einspruch erheben können. Vor allem kann der Wirtschaftsminister je nachdem die vom Reichskohlenverband festgesetzten Preise herabsetzen. Das Reich bezw. der Reichswirtschaftsminister kann auch zulassen, daß die Kohlenverbraucher ihre Wünsche einheitlich geltend machen. Die Kommunalverbände bezw. Gemeinden mit 10000 und mehr Einwohnern sind befugt, die örtlichen Kleinhandelspreise zu regeln.

Dies dürfte das Wesentliche des neuen gemeinwirtschaftlichen Gebildes sein. Was wir hier vor uns haben, zunächst in der Idee, oder auf dem Papier, ist ein Etwas, welches man gleichzeitig als Kohlenparlament, Kohlenregierung und Kohlentrust bezeichnen könnte. Ob und wie diese schon konstruierte Riesenmaschine lebensfähig, leistungsfähig sein wird, kann sich nur durch den Erfolg erweisen und das Schlimme ist, daß dieser Erfolg sofort nötig ist. Die Konstruktion dieser Maschine hat jedenfalls schon bisher eine große Menge von mehr oder minder sachverständigen Personen in Bewegung und in Arbeit gesetzt und von vielen Seiten werden auf ihre Leistung die ausschweifendsten Hoffnungen gesetzt.

3. Inzwischen ist es eine bittere Pflicht, kurz anzudeuten, was herauskommen muß, wenn diese Kohlenplanwirtschaft wirklich den Namen einer Gemeinwirtschaft sich verdienen soll.

Nach den neuesten „Mitteilungen der volkswirtschaftlichen Abteilung des Reichsernährungsministeriums" (IV, 11/12) sind im rheinisch-westfälischen Kohlengebiet die Tonnenpreise für Steinkohlen vom Frühjahr 1914 bis April 1919 von etwa 13,50 auf etwa 45 Mark gestiegen — seit August 1917 ist die Kohlensteuer von 20 Prozent des Werts eingeschlossen —; im Mai 1919 standen sie auf etwa 69 Mark. Ähnlich im Oberschlesischen Gebiet. Das bedeutet eine Erhöhung im Verhältnis von 100 zu rund 500. Die Preise sind also vom Jahre 1911 vor Kriegsbeginn bis zum Eintritt der Revolution im Deutschen Reich im Verhältnis von 100 über 200 gestiegen, von Beginn 1919 bis Mai 1919 aber von etwa 200/220 zu 500. Seitdem hat sich die Steigerung fortgesetzt.

Was diese Zahlen volkswirtschaftlich zu bedeuten haben, davon macht sich der durchschnittliche deutsche Wähler oder gar die durchschnittliche deutsche Wählerin keine zutreffende Vorstellung. Sie klagen, ja wüten unter Umständen gegen die Verteuerung und nicht rechtzeitiger Lieferung ihres Hausbrands an Kohlen, Koks, Briketts, die örtlichen Preisstellen und Stadtverwaltungen, sehen auch dem lokalen Kohlenhandel etwas mehr auf die Finger als früher, aber weder dieser noch jene können an den sogenannten „Gestehungskosten" der Kohle rütteln.

Am deutlichsten läßt sich die Wirkung dieser Preissteigerungen darlegen an Staaten, welche keine eigenen Kohlen haben und doch wirtschaftlich auf sie angewiesen sind.

Zu diesen gehört beispielsweise der politische — wohlgemerkt nicht volkswirtschaftliche — Freistaat Württemberg.

4. Der Kohlenverbrauch Württembergs betrug vor dem Krieg jährlich etwa 2,5 Millionen Tonnen, wovon etwa 500,000 auf dem Bereich der Verkehrsanstalten, vor allem auf die Eisenbahnen entfielen. In der überschläglichen Annahme, daß die Beschaffungskosten nur von 20 auf 80 Mark (einschl. Steuer), also im Verhältnis 100 : 400 gestiegen sind, und daß sie sich auf dieser Höhe

Digitized by Google

halten würden, ergäbe die künftige Beschaffung statt 50 Millionen Mark Kosten 200, für die staatlichen Verkehrsanstalten statt 10 Millionen Mark deren 40. Die Zahlen sind abgerundet.

Sind sie ungefähr richtig, so wird dadurch der ganze Reinertrag, welchen die württembergischen Staatseisenbahnen vor dem Kriege erzielt haben, mehr als aufgefressen. Die Eisenbahnschulden, aus welchen die württembergischen Staatsschulden in der Hauptsache bestehen, verbleiben natürlich mit ihrem unentrinnbaren jährlichen Zinsenbedarf. In den fünf Kriegsjahren sind dazu Kriegsanleihen gekommen, deren Anteil für den Freistaat Württemberg etwa das Zehnfache der württembergischen Staatsschuld betragen wird. Die fürchterlichen Rätsel, vor welche durch diese Tatsachen in unmittelbarer Zukunft etwa die Hälfte der Bevölkerung des stark industriellen Württemberg gestellt wird, sind zwar leicht zu verstehen, aber — zu lösen?

Die Kohle stellt zurzeit den wichtigsten Rohstoff für Transport, Heizung, Kraft, Hausbrand. Die ganze übrige Volkswirtschaft hing und hängt von diesem Rohstoff mehr oder minder unmittelbar ab. Ist er zu teuer, so verteuert sich nicht etwa nur die Exportware, sondern die ganze Volkswirtschaft verteuert sich mit. Ist er aber zu billig, so können die Arbeitslöhne der Grubenarbeiter nicht — Grubenarbeiter im weitesten Sinne, nicht etwa im „Hauersinne" genommen — über eine gewisse Höhe kommen, weil sie früher etwa zweidrittel, heute vielleicht über vierfünftel, der gesamten Gestehungskosten bilden. Zwischen die Zwickmühle dieser zwei Möglichkeiten ist die Kohlensozialisierungs-Kommission bereits gekommen; sie wird ihr nicht entrinnen, vielmehr wird sie durch diese zwei Mahlsteine mehr oder minder zermalmt werden.

Die Erfordernisse des Gesamtbaus der Volkswirtschaft, der in seinen Grundlagen bereits bedenklich zittert, werden unter allen Umständen stärker sein als die etwaigen Wünsche, auch Forderungen der Berg- und Verkehrsarbeiter, denn wenn die deutschen Industrieschlote nicht mehr rauchen können, brauchen sie keine Kohlen mehr. Der rasche Aufstieg der deutschen Volkswirtschaft von etwa 1895 bis 1914 gehört dann der Geschichte an und ihr Absturz in dunkle Tiefen bildet dann eines der fürchterlichsten Kapitel der Wirtschaftsgeschichte überhaupt.

5. Ganz hoffnungslos soll man nie werden. Einige kleine Hoffnungsstrahlen:

a) Der Wegfall der durch die Bergwerksbesitzer bisher bezogenen Dividenden usw. kommt gegenüber den Kosten der neuen Organisation zur „Verbilligung" weit weniger in Betracht, als viele wähnen. Weit mehr die sozialpsychologische Wirkung insofern, als die Kohlenindustrie von der bisher mit so großer Leidenschaft bekämpften „Schwerindustrie" teilweise ausscheiden würde.

b) Wie die neue Trustbildung auf die technische Gestaltung der Förderungskosten in den einzelnen Bergwerken einwirken wird, ist eine Frage. Erhebliche Verbilligungen können dadurch nicht bald erzielt werden.

c) Die Zuweisung von Lebensmitteln und die erwartete Senkung der Lebensmittelpreise kann nur einen nennenswerten Erfolg haben, wenn die Arbeitsleistung durchschnittlich auf den Mann erheblich steigt und dann gleichzeitig damit die Löhne entsprechend festgelegt werden. Dies wird entsprechende Kämpfe im neuen Kohlenparlament geben.

d) Inwieweit die Technik der Entgasung der Kohle (Koks) und die der vollständigen Vergasung (Totalvergasung) eine vom Reichskohlenrat unmittelbar in Angriff zu nehmende und jetzt schon gewisse Erfolge versprechende Sache darstellt, ist zum mindesten zweifelhaft. Von den wissenschaftlichen Versuchen bis zu wirtschaftlichen Verwirklichungen war immer ein schwerer Gang.

Digitized by Google

e) Im Süden denken viele, fast möchte man sagen, viel zu viele, an den verbilligenden Wasserweg der angestrebten Kanäle. Wenn man sie nur in absehbarer Zeit hätte oder bauen könnte. Daran ist entfernt nicht zu denken. Vielleicht werden die Schweizer mit den Franzosen schon früher den Rhein bis zum Bodensee schiffbar machen und die Engländer die Donau bis Passau aufwärts beherrschen. Der Kanalbau ist nicht etwa nur zurzeit utopisch wegen der auf das Dreifache gestiegenen Löhne und damit der Verdreifachung aller Kostenvoranschläge, sondern auch, weil man darauf gar nicht warten kann und weil die Verbilligung der Transportkosten gegenüber der Preissteigerung schon der Grubenpreise gar keine so große Rolle mehr spielt, wie früher.

f) Bleibt die Ausnützung der noch unbenützt vorhandenen Wasserkräfte. Ihre bessere Ausnützung würde „schwarze" Kohle ersparen; man nennt sie ja die „weiße" Kohle. An der Zusammenfassung und besseren Ausnützung wie Ausdehnung der Elektrizitätswerke wird fieberhaft gearbeitet. Was wollen aber die vielleicht 80000 PS besagen, welche in Württemberg gewonnen werden können, auch die sehr viel größeren von Bayern gegenüber den noch viel größeren der Schweiz? Es wird sich wohl eine Verschiebung in der geographischen Lage der europäischen Industrien anbahnen, verbunden mit einer Minderbenützung der nicht verkokten Kohle.

Auch die Wasserkräfte stellen vorläufig nur einen Strohhalm dar, nach dem ein Ertrinkender greift, vielleicht auch ein Stück Holz, an das er sich klammert.

g) In Wirklichkeit bleibt nur eine Hoffnung. Der scheinbar trockene Posidonienschiefer des Lias enthält Oel. Schon vor zwei Generationen haben Dorn, Hauff und andere versucht, ihn bei Reutlingen auf Oel zu bearbeiten. Die Versuche wurden durch das billige Erdöl Pennsylvaniens erstickt; schon damals ist die neue Welt der alten in den Arm gefallen. Heute ist das etwas anders geworden. Der deutsche Süden könnte auf die Dauer weder das amerikanische Erdöl, noch die deutsche Steinkohle mehr bezahlen. Wenn es aber gelänge, die im Stadium der Vorversuche befindliche Ausziehung der Öle aus den fast frei anstehenden Schiefermassen zu verwirklichen, und gleichzeitig die Frage der Abraumentfernung und womöglich nützlichen Verwendung zu lösen, dann würde, wie es so manchmal im Leben geht, aus der Not eine neue Saat sprießen. Das gewonnene Öl würde den ganzen Süden des Reichs von der Kohle unabhängig machen. Es würde nicht etwa nur eine neue Bergbauindustrie erstehen, es würde auch eine weitere Veränderung mancher anderen Industrien sich daran anschließen.

Gelänge diese Tat, so würde sich das Wort bestätigen, welches oben angeführt wurde, daß Sozialismus weit weniger eine Frage der Verteilung als der steigenden Gütergewinnung durch geistige Arbeit sei.

Eine weitere Folge wäre dann auch die, daß der Reichskohlenrat seiner zweifellos schwierigen Aufgabe großenteils enthoben wäre; er müßte sich sofort umorganisieren zu einem „Schieferölrat" oder müßte sich mit ihm „vertrusten".

Leider ist man aber noch gar nicht so weit. Auch diese Hoffnung ist vorläufig nur eine Hoffnung, eine gewisse Wahrscheinlichkeit, keine Sicherheit.

Das Beispiel zeigt jedoch ganz deutlich, wo denn nun eigentlich die Hauptkraft irgend eines Fortschritts auf dem materiellen Gebiete liegt. Nirgends als in der geistigen Arbeit. Wenn das nicht der Fall wäre, hätten die Rothäute längst vor Entdeckung der Kohlenfelder Pennsylvaniens durch den Schwaben Friedrich List sie entdeckt und benützt. Die „physischen Arbeitskräfte" hatten sie ja dazu.

Digitized by Google

6. Damit kehren wir in die so überaus nüchterne und kalte Wirklichkeit der volks- und gesellschaftswirtschaftlichen Gegenwart zurück.

Wenn es der gemeinwirtschaftlichen Kohlenbewirtschaftung nicht sehr bald gelingt, die erforderlichen Brennstoffmengen — von der Bedeutung der Kohle als Ausfuhrgut noch ganz zu schweigen — zu möglichst niederen Preisen zu liefern, dann hat sie, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus beurteilt, ihren Hauptzweck verfehlt. Der Roh- und Hilfsstoffgrundpreis pflanzt sich dann, wie in den letzten Zeiten, durch alle auf ihm ruhenden, auf ihn als Mitunterlage mit aufgebauten Herstellungspreisen weiter und durchdringt einen großen, ja den größten Teil der deutschen Volkswirtschaft, zumal ja auch die Frachtkosten und Frachtnöte für den Brennstoff selbst entsprechend gestiegen sind. Die Prozentsätze, welche dieser Rohstoff in den einzelnen Waren bildet, sind allerdings verschieden. Sie können bei hochwertigen Fertigwaren sogar in einzelnen Fällen klein sein, was hier nicht im einzelnen auszuführen ist.

Das ändert aber nichts daran, daß die industrielle Schwindsucht zunächst diejenigen Gewerbe ergreifen muß, bei welchen diese Verhältniskosten mehr oder weniger erheblich sind.

Damit haben wir nur einen, allerdings wohl den wichtigsten Gegenstand flüchtig überblickt, welcher für „Gemeinwirtschaft" in Betracht kommt.

Die Lehre, welche daraus vorläufig zu ziehen wäre, ist die, daß in einer Volkswirtschaft zwar große, ja größte Kämpfe und Gegensätze zwischen Arbeitern und Kapitalisten bestehen können, daß jedoch weder die Existenz von Kapital und Arbeit, noch der Unterschied zwischen beiden, noch die Notwendigkeit ihrer verschiedenartigen Funktionen irgendwie aufgehoben wird, noch aufgehoben werden kann.

Andere Sozialisierungen.

Was man bei den kohlenartigen Brennstoffen zur Plan- und Gemeinbewirtschaftung gesetzlich anordnen kann und angeordnet hat, läßt sich auch bei anderen, lokal bzw. selten vorkommenden naturschätzartigen Rohstoffen anordnen, also bei Kali, Erzen, Salzen, Torfen, Mineralquellen; ebenso lassen sich Wasserkräfte, Elektrizitätswerke vergemeinwirtschaften. Nur würde jeder einzelne Rohstoff, jede einzelne Energiequelle ein besonderes Reichsgesetz und einen besonderen Gemeinwirtschaftsrat dazu, wie bei Kohle, erfordern. Außerdem wäre immer die Frage, ob die unmittelbare Erzielung von Reinertrag, von Überschüssen für die Staats- und Gemeindebedarfe, oder aber die Befruchtung, Beflügelung der diese Stoffe, Energien benützenden weiteren Zweige der Volkswirtschaft das Gemeinwirtschaftlichere sei.

Nicht minder kann man natürlich z. B. den Luftverkehr „verstaatsverkehrswirtschaften", aber nicht so ohne weiteres etwa den Luftfahrzeugebau „vergemeinwirtschaften".

Das würde aber weit nicht genügen. Der volkswirtschaftliche Horizont ist groß. Blicken wir also auch auf das andere Ende.

Die „indirekten" Steuern sind nichts Neues. Sie kommen von der Verbrauchs- und Verbraucherseite her und belasten die Haushaltsausgaben der Verbraucher, um Einnahmen des Reichs-, Staats- und Gemeindehaushalts, der „Gemeinwirtschaft" in diesem Sinne zu werden. Man kommt bei ihnen von rückwärts her über die bloße Preiserhöhung (Preisauflage) zum Alleinvertrieb (Monopol) und, wenn man noch einen Schritt weiter zurückgeht, zum Alleinherstellungsbetrieb (Regiewirtschaft). Man kann nicht nur eine Zucker-,

Digitized by Google

Salz-, Bier-, Branntwein-, Tabak- und Tabakwaren-, Spielkartensteuer machen und sie alle mehr oder minder hoch ausgestalten; man kann auch entsprechende Monopole und Regiebetriebe machen; man kann dasselbe tun mit Zündhölzchen, Filmen, Photographieapparaten, ja sogar mit „Vergnügungen", mit Zeitungsanzeigen und Zeitungen selbst. Das kann man alles. Nur muß ehrlich gesagt werden, daß beispielsweise allein Tabaksteuer, Tabakmonopol, Tabakregiebetrieb eine lange Geschichte und breite „Literatur" hinter sich haben, auch im Deutschen Reiche, wobei der Name Bismarck eine Sozialisierungsrolle, der Name Demokratie eine Antisozialisierungsrolle spielt.

Bei jedem einzelnen dieser Artikel taucht ferner die Frage auf, wie Aus- und Einfuhren am besten zu vergemeinwirtschaften sind. Die Beantwortungen dieser Fragen durch praktische Lösungen machen besondere Schwierigkeiten. Diese lagen bisher meist in der Höhe der Zollsätze.

Während nun beispielsweise Tabak, Weintraube auch im Inlande in gewissem Maße und in gewissen Arten erzeugbar sind, ist dies bei chinesischem Tee, bei Kaffee, Reis, Kakaobohnen, Orangen, Bananen, Kokosnüssen, bei den Faserstoffen, Baumwolle, Rohseide, Jute usw. nicht der Fall. Hier lauern auf die Vertreter der Gemeinwirtschaft nicht nur die Zollfragen, sondern auch die Möglichkeiten des Einfuhrmonopols im Sinne der Zentraleinfuhrgesellschaft, des Binnenabsatzmonopols, der Aus- und Einfuhrkontingentierungen im ganzen wie nach und aus den verschiedenen Gebieten.

Die entscheidende Frage würde am Ende immer die sein, in welcher Weise man das im Einzelfall entstehende Ergebnis der planmäßigen Gemeindebewirtschaftung der „Gemeinheit", d. h. der Gesamtheit am „gerechtesten" zukommen lassen will. Bei der Kohle als Rohstoff dürfte das durch einen möglichst billigen Preis besser geschehen als durch etwas anderes. Bei anderen Gegenständen, z. B. Tabak, ist das anders; bei Mineralien ist es wieder anders. Man denke an die Salzsteuer und an das Speise-, Vieh- und Gewerbesalz als Verbrauchsware, Hilfsstoff, Grundstoff, an die grundsätzliche Gegnerschaft der sozialdemokratischen Partei gegen „indirekte" Steuern, speziell gegen die Salzsteuer. Das Kilogramm Speisesalz könnte leicht um 10 Pfennig geliefert werden, wenn die 64 Millionen Mark Steuer wegfielen. Nichts ist sicherer, als daß die 64 Millionen Mark, welche für Reichsgemeinwirtschaftszwecke verfügbar sind, bei solchem Wegfall jährlich auf andere Weise aus der Volkswirtschaft herausgezogen werden müßten; welches die beste, „gemeinwirtschaftliche" Art und Weise wäre, das ist immer die Frage.

Was aus diesen kurzen Andeutungen schon erkennbar ist, kann kurz zusammengefaßt werden. Die sogenannte Gemeinwirtschaft kann gar nicht nur Gemeinwirtschaft sein, sie muß gleichzeitig als Gemeinfinanzwirtschaft auftreten. Dabei ist dann fraglich, was sie an Überschüssen für die Finanzwirtschaft des Reichs, je nachdem auch der Bundesstaaten und Gemeinden abliefern will oder kann.

In den sogenannten Erwerbseinkünften der öffentlichen Wirtschaften von Reich, Staat, Gemeinden, in den Beitrags- und Steuerarten wie in den Ausgabearten und -höhen hat man längst vor dem Auftauchen des Wortes „Planwirtschaft" oder „Gemeinwirtschaft" ein Etwas gehabt, was man sowohl als Planwirtschaft wie als Gemeinwirtschaft nicht etwa nur bezeichnen kann, sondern muß. Die wirklich Sachverständigen sprachen bisher allerdings in der Regel rein sachlich und bescheiden, ohne hochtrabende Redewendungen von einem Steuersystem und verstanden darunter eine Vielheit von Aufbringungen und

Digitized by Google

Lastenauflegungen, wobei das Bestreben zu beobachten war, sowohl dem Verbrauch, als der Nutzung, als der Erzeugung der Güter möglichst gleichzeitig gerecht zu werden. Es handelte sich dabei auch nicht nur um die einzelnen Klassen, Schichten, Gewerbe innerhalb des Volkes, sondern auch um die verschiedenen, das Ganze der Volkswirtschaft ausmachenden Funktionen und Kreislaufvorgänge. Daß dieses Ziel nie leicht zu erreichen war, daß es nicht immer in vollkommener Weise angestrebt und erreicht worden ist, mag bei einem Rückblick auf die Steuergeschichte mit Grund behauptet werden. Wenn eine Schuld der Unterlassung dabei herauskäme, so würde diese Schuld nicht etwa die Regierung allein, sondern vor allem die Parlamente mit ihren Parteien und damit natürlich auch das ganze Volk treffen. Man erinnere sich an die Grundsätze Leistung nach Gegenleistung, Leistung nach Leistungsfähigkeit. Sowohl die Theoretiker als die politischen Parteien verlangen und verlangten bald das eine bald das andere ausschließlich, die Praxis jedoch kam und kommt ohne beide nicht aus. Das wird auch nie anders sein. Ein einziges Beispiel genügt, um das zu beweisen. Soll der Güterverkehr der Eisenbahnen, auf welchem in der Hauptsache der Ertrag und damit die Gehälter wie Löhne der Verkehrsbeamten ruhen, erfolgen zu den Selbstkosten, unter den Selbstkosten oder über den Selbstkosten? Ist das entschieden, so muß weiterhin gefragt werden, wie diese Selbstkosten in schlechthin unangreifbarer Weise festgestellt und berechnet werden sollen unter Abgrenzung vom Personenverkehr? Sollen und müssen Güter- und Personenverkehr zusammengenommen werden und demgemäß auch das Personal?

Es ist nicht erforderlich, auf weitere derartige Beispiele einzugehen.

Nichtsozialisierbares.

Als unbestreitbar heben sich bei der Prüfung, welche Gegenstände und Gebiete einer Planwirtschaft und Gemeinwirtschaft unterworfen werden können, zwei grundlegende Gesichtspunkte heraus.

1. Innerhalb der in Betracht kommenden Gegenstände oder Wirtschaftszweige ist für jede einzelne Gemeinbewirtschaftung eine besondere und zwar sowohl rechtliche, als wirtschaftliche und persönliche Begrenzung unausweichliche Vorbedingung.

2. Außerhalb dieser Grenzen werden sich stets befinden müssen fast vollständig die Landwirtschaft, das eigentliche Handwerk einschließlich des Kunsthandwerkes, die ganze Wissenschaft und die geistige Arbeit, soweit sie als die produktive Arbeit vorbereitend usw. angesehen werden kann.

Nach beiden Richtungen hin sehen wir in der Zeit nach der Revolution des 9. November 1918 die bisherige deutsche sozialdemokratische Partei aus den Fugen gehen.

Das Alte ward gestürzt. Nun soll neues Leben aus den Ruinen sprießen. Der Turm des Kapitalismus ward durch Gewalt gesprengt; nun muß der Turm des Sozialismus in Angriff genommen werden. Von Sallust, dem Geschichtsschreiber der Verschwörung des Catilina, welche durch einen der zwei Konsuln der damaligen römischen Republik, den etwa als nationalliberal zu bezeichnenden Rechtsanwalt und Redner Cicero unterdrückt worden ist, wird Catilina das Wort in den Mund gelegt: „Gleiches Wollen, gleiches Nichtwollen, das erst ist feste Freundschaft!“ Übersetzen wir Freund in Parteifreund, so müssen wir dem Sozialdemokraten Catilina vollständig beistimmen. Zum „Nichtwollen“, zur Ablehnung des alten Systems, hat die Parteifreundschaft gereicht, zum „Wollen“, zum Aufbau des neuen scheint sie nicht stark genug zu sein.

Digitized by Google

Das ist das Ergebnis, zu welchem ein so unbefangen als nur immer möglich sein wollender Betrachter der Gesamtvorgänge im ersten Jahre nach der politischen Umwälzung nicht etwa nur im Deutschen Reich, sondern auch in seinen Nachbargebieten kommen muß.

Verfolgt man die soeben aufgestellten zwei Gesichtspunkte weiter, so findet man, daß es sich, kurz gesagt, um die Fragen der Volldiktatur einerseits, der Vollsozialisierung andrerseits dreht.

Das sind zwei ganz verschiedene Dinge, welche je eine kurze Sonderbetrachtung erfordern.

Volldiktatur.

Früher tobte innerhalb der sozialdemokratischen Partei der Kampf der Meinungen um die Frage, ob das „Ziel" oder die „Bewegung" alles, d. h. die Hauptsache sei; „Taktik" oder Grundsätze bzw. Programmtreue usw. Heute ist das nicht anders. Was anders geworden ist, das ist nur, wenn man es mathematisch ausdrücken wollte, das Vorzeichen. Früher standen die Genossen im Minus, in der Minderheit, in der Opposition, im Neinsagen, im „Nichtwollen", heute stehen sie im Plus, in der Mehrheit, in der Regierung, im Jasagen, im „Wollen". Nein sagen kann man, politisch betrachtet, nur, wenn ein anderer, — sagen wir die Regierung, — irgend etwas sagt, das heißt irgendein Programm, einen Gesetzesentwurf, einen Regierungsentwurf vorlegt.

„Etwas" muß jede Regierung „sagen". Im vorliegenden Falle über die Sozialisierung. Sie „sagte" zunächst das Sozialisierungsgesetz als ein Rahmengesetz. Auf Grund dieses Rahmengesetzes begann sie, wie wir gesehen haben, mit der Kohle. Der „Reichskohlenrat" ist aber paritätisch hinsichtlich der Mitglieder nach Gesellschaftsklassen zusammengesetzt. Es entspricht jedoch dem Programm der Partei, daß bei derlei Dingen die Arbeiterklasse als solche ausschlaggebend sei und zwar allein ausschlaggebend, nennen wir es ruhig volldiktatorisch. Der Herr Reichswirtschaftsminister und seine etwaigen Bevollmächtigten werden daher sehr bald erleben müssen, daß bei dieser Zusammensetzung zwar vielleicht viele Sachverständige beteiligt sind — und das wird gut sein — daß aber vom wirklich programmatischen Standpunkt aus beurteilt, lediglich das vorliegen wird, was auch in den übrigen Parlamenten vorliegt — eine zu irgendwelchen Kompromissen geneigte oder ungeneigte Mehrheit. Wir würden also, wenn es je zu dieser schrittweisen Sozialisierung von Fall zu Fall, zur Vergemeinwirtschaftung der dafür „reifen" nicht nur „Betriebe" sondern auch ganzer Industriezweige, oder Versicherungsarten usw. käme, dasselbe Schauspiel von Kämpfen wie bisher zu erwarten haben; diese würden sich nur etwas anders und vor anderen „Behörden" abspielen. Ein Hilfsmittel, um in dem jeweiligen „Rat" zu siegen, wäre in „Streiks" nicht mehr gegeben, weil nach dem neuen Arbeiterrechte für die vergesellschafteten, „befriedeten" Betriebe die Arbeitsniederlegung als Verbrechen anzusehen sein müßte, welches von dem Volke eben in Rücksicht auf die neue Gemeinvolkswirtschaft mit irgend etwas zu bestrafen wäre.

Der „Staat", d. h. die Gemeinbehörde wird nämlich in allen diesen Einzelfällen als Wirtschaftsträger und -anordner gleichzeitig Steuerträger und verantwortlicher Ertragsüberschußablieferer. Er wird dadurch nicht nur mächtiger, sondern auch verantwortlicher und noch wichtiger als bisher. Würde jedoch in dieser Hinsicht nicht durchgegriffen, so könnte man von einer „Regierung" überhaupt nicht mehr reden. Dann wäre die Nichtregierung, was man griechisch Anarchie nennt, die eigentliche Planwirtschaft.

Digitized by Google

In den letzten Monaten hat es öfter so ausgesehen, als ob man im Deutschen Reich schon auf dieser schiefen Ebene sich bewege. Das Streikfieber hat sogar den empfindlichsten Teil des ganzen schon vor der Revolution bestehenden Teils der Planwirtschaft, den Eisenbahngroßbetrieb des preußischen Staates, betroffen.

Vollsozialisierung.

Mit der sogenannten „Vollsozialisierung" haben sich neben Kaffeehauswelt-verbesserern, Literaten usw. auch etliche strebsame Privatdozenten und Professoren befaßt, meist in schwer verstehbaren und in der Regel kaum greifbaren Formen.

Zu dem wenigen, was dabei herauskam, ist ein, übrigens meines Wissens schon von A. Thun u. a. erörterter Vorschlag zu rechnen, die allgemeine Wehrpflicht in eine allgemeine Arbeitspflicht von ebenfalls begrenzter Dauer zu verwandeln. Das Neue wäre allenfalls die Heranziehung beider Geschlechter, wofür von weiblicher Seite Wünsche auch schon verschiedenfach geäußert worden sind. (Weibliches Dienstjahr.)

Nimmt man dazu noch den weiteren Gedanken, daß die Erträge bzw. die Mehrerträge dieser allgemeinen Arbeitspflicht der öffentlichen Verwendung überlassen werden müßten, so hätten wir, allgemein verständlich ausgedrückt, eine ganz neue Steuerform, nämlich die unmittelbare Beisteuer von Arbeitsleistung für das Ganze. Würde diese „Arbeitssteuer" unmittelbar eingezogen, so wäre sie, wie die „Einziehung" zum Militär, eine mehr oder minder „direkte Steuer"; würde sie, wie bei schrittweiser Sozialisierung, von Fall zu Fall auferlegt, so wäre sie eine Sondersteuer. Alle Hüllen würden hierbei fallen müssen und die Arbeit als letzter Steuerträger würde plötzlich gewissermaßen nackt und ohne jede Verhüllung aufzutreten haben.

Der Gedanke ist schön und bestechend. Wie aber könnte seine Verwirklichung etwa vor sich gehen? Bei nationalen Arbeitserziehungswerkstätten wären mit einem Selbstkostendeckungsverfahren wohl die Einberufenen vielleicht zufrieden, der Gemeinwirtschaft als solcher aber wäre damit nicht gedient. Wir hätten dann „Landerziehungsheime" mit eigener Wirtschaft, sagen wir wenigstens eigener Landwirtschaft, neue Formen von Klöstern und ähnliches. Schon nationale Produktionswerkstätten — übrigens auch nichts Neues — müßten über die Selbsterhaltung ihres Personals hinaus Ertrag abliefern müssen, wenn es sich um Verwirklichung von Derartigem handeln sollte.

Fragwürdig, ja gefährlich erscheint der obige Gedanke der Verwandlung der Wehrpflicht unter einem anderen Gesichtspunkt. Von England und Amerika wird neuerdings, auch von Rußland unter viel Geldaufwand, unter den Deutschen die Entdeckung verbreitet, daß für sie eine Wehrmacht weder zu Lande noch zur See, weder zu Luft noch Untersee künftig nötig sein werde. Die innere Polizeigewalt usw. könne im Notfalle von ihnen selbst oder von den umliegenden Staaten gestellt werden. Von England aus wird speziell mit Vorliebe ausgerechnet, wie unproduktiv eine Wehrmacht zu Lande für die Deutschen sei. Die Kosten der englischen oder gar der amerikanischen Marine, Landheere, Luftflotten usw. heute mit den Kosten der Deutschen zu vergleichen, wage ich gar nicht. Es gibt jedoch sehr schöne und sehr wahre deutsche Tierfabeln, welche dabei auch den weiterblickenden Vertretern der Arbeiterklasse im deutschen Volke einfallen werden. Der Wolf, der Fuchs und das Schaf kommen darin vor. Was endlich die Durchführung der allgemeinen Arbeitspflicht für unmittelbare Bei-

Digitized by Google

tragsleistung zum Ganzen beim Wegfall der allgemeinen Wehrpflicht ermöglichen soll oder sollte, ist mir, offen gestanden, völlig schleierhaft. Wenn die Selbstdisziplin aller einzelnen Staatsbürger Tatsache oder unmittelbare Folge der Revolution gewesen wäre, könnte man darüber reden. Das ist aber nicht der Fall. Die Kriminalstatistik gibt darüber Aufschluß. Sachverständige schätzen die Zahl der Gewohnheitsverbrecher im Reiche auf etwa 200000. Wie viele darunter aus eigener persönlicher Schuld Verbrecher im Sinn der geltenden Strafgesetze geworden sind, wie viele aus Schuld des „Milieus" wage ich nicht zu vermuten. Es genügt hier die Tatsache, daß sie vorhanden sind und zwar vor allem in den größeren Städten, wo man sie persönlich nicht genau kennt, ihnen also nicht nachweisen kann, auf welche Weise sie Verbrecher geworden sind.

Keine irgendwie geartete Wirtschaftsordnung, am allerwenigsten natürlich eine Gemeinwirtschaftsordnung nach Plänen ist ohne die Grundvoraussetzung der Sicherheit der Person und des persönlichen wie des öffentlichen Eigentums denkbar. Gesetze, welche nicht durchgeführt werden können, sind praktisch wertlos. Wo die einfachsten Grundlagen der Sicherheit des Verkehrs, Verkehr in jedem Sinn genommen, fehlen oder wanken, hört das, was man Volkswirtschaft im höheren Sinne nennen darf, sofort auf. Wenn diese einfache Wahrheit durch die Mehrheit der Arbeiterklasse selbst gewissen Elementen, sagen wir des fünften Standes, in Berlin, Hamburg, München, Düsseldorf usw. nicht klar gemacht werden kann, dann muß in allernächster Zeit nicht nur jeder weitere Fortschritt zugunsten der Arbeiterklasse zusammenbrechen, sondern alles bisher Erreichte.

Wirtschaftsordnung ist Rechtsordnung.

Das Ergebnis unserer kurzen Überschau ist dieses:

Die „Vollsozialisierung" nach einem Plan ist möglich, aber nur bei ganz derselben Unterordnung wie im Militärischen; sie scheidet aber als rasche Möglichkeit schon aus wirtschaftstechnischen Gründen aus. Bei der „schrittweisen" Sozialisierung bleibt der Erfolg in jedem einzelnen Falle abzuwarten. Dieses Ergebnis ist zwar nicht begeisternd, aber es scheint mir nüchtern und dem Sachverhalte angemessen.

Das viele Gerede und Geschreibe über „Sozialisierung" kommt daher, daß man vor der Revolution über die kapitalistische „Gesellschaftsordnung", ohne die tatsächliche Volkswirtschaft zu kennen, ebensoviel geredet und geschrieben hat und nun meint, man müsse von der Unvernunft, Ungerechtigkeit und Leistungsunfähigkeit dieser sogenannten „Gesellschaftsordnung" sich in die Vernunft, Gerechtigkeit und Leistungsfähigkeit der sozialisierten Gesellschaftsordnung mit einer Art von Kopfsprung hineinstürzen.

Eine „Gesellschaftsordnung", wie sie sich viele vorstellen, gibt es gar nicht. Die Gesellschaft besteht aus den Menschen und Familien der verschiedenen Schichten jeden Volkes. Diese gliedern sich lokal teils nach Abstammung und Verwandtschaft, teils nach Alter und Berufen, teils nach Beschaffenheit der geistigen Bildung und des Charakters, nach Religion nnd anderen geselligen Vereinen und Bedürfnissen, nach den verschiedenen Einkommens-, Vermögensarten und -höhen und diese Schichten sind beständig im Flusse nach Geschlechtern im Sinne von Generationen.

Wohl aber gibt es eine Rechtsordnung, welche gleichzeitig auch Wirtschaftsordnung ist, weil sie die so wichtigen täglichen Beziehungen

Digitized by Google

der wirtschaftenden Einzelnen untereinander, zu juristischen Personen, öffentlichen Gemeinwesen usw. zwar nicht inhaltlich „regelt", sondern in ihrer Bewegungsfreiheit möglichst genau begrenzt, umgrenzt, zum Teil gruppenweise. Dadurch entsteht ein jeweiliges Maß, eine jeweilige Mischung von Freiheit und Gebundenheit des Handelns. Die Rechtsentwicklung gerade in wirtschaftsrechtlichen Dingen hat das letzte Menschenalter sehr stark und einseitig beschäftigt, so daß andere Rechtsmaterien, man denke an das gänzlich veraltete Strafgesetz, förmlich vernachlässigt worden sind.

Schon der Gedanke, daß statt eines bürgerlichen Gesetzbuches etwa ein proletarisches geschaffen werden könnte, ist widersinnig.

Boden, geschaffene bewegliche und unbewegliche Güter, nennen wir sie kurzerhand Kapital oder wirtschaftlich ausnutzbares Sachvermögen und Arbeit sind als sachliche Bestandteile des Wirtschaftens und somit auch der Volkswirtschaft von jeder Rechtsordnung unabhängig nötig. Insofern sie durch irgendwelche Rechtsordnung in Teile zerlegt und durch Menschen miteinander so oder so in Verbindung gebracht werden, wird Ertrag erzielt, welcher ebenfalls wieder nach Maßgabe der Rechtsordnung verteilt und je nachdem durch das Erbrecht auf kommende Geschlechter übertragen wird. Die Ungleichheiten der einzelnen Menschen und Familien hinsichtlich des Eigentums an Boden, an Kapital und an Arbeitskraft sind groß, nicht minder die hinsichtlich dessen, was man Rente, Zins, Lohn nennt. Diese Ungleichheiten können sich steigern, sehr groß werden, so daß die einzelnen Schichten der ökonomisch betrachteten „Gesellschaft", wie bei den alten Römern, in mehr oder minder starke Gegensätze zueinander kommen. Dann müssen diese Gegensätze, sollen sie nicht zu Bürgerkriegen und damit zur Auflösung, je nachdem Vernichtung der Volkswirtschaft als solcher führen, auf dem Wege der Gesetzgebung gemildert werden. Diese Aufgaben sind während des Krieges nicht nur nicht gelöst worden, die ökonomischen Gegensätze haben sich vielmehr während eines Krieges nach außen auf Leben und Tod lawinenhaft verschärft, ohne daß rechtzeitig eingegriffen wurde, was vor allem auch durch eine andere Steuerpolitik möglich gewesen wäre. Wen die Verantwortung dafür trifft, den Kaiser, den Reichskanzler, die Bundesfürsten, den Bundesrat, den Reichstag, die Landtage, die Fachwissenschaften, das ist schwer zu sagen.

Politisch betrachtet, läßt sich die Sache so zuspitzen, daß schließlich das Vertrauen zur Gnade des Präsidenten der Vereinigten Staaten Wilson nicht nur bei der Zivilbevölkerung, sondern auch bei dem an der Front stehenden Teile des deutschen Volkes größer wurde, als zu dem eigenen Staatsoberhaupte, Wilhelm II. von Hohenzollern und seinen Organen.

In diesem Augenblick erfolgten Revolution im Innern und Aufgeben des militärischen Widerstandes nach außen hin gleichzeitig. Der Sieg der Revolution war von einer ausgesprochenen Arbeiterpartei ausgegangen. Ihre Führer haben vermutlich die Revolution in diesem kritischsten aller Zeitpunkte großenteils nicht gewollt noch gewünscht. Aber ihre Partei hatte, darüber ist kein Zweifel möglich, diese Revolution seit mehr als einem Menschenalter seelisch und geistig vorbereitet. So mußte also die Partei die ihr zugeworfenen Zügel der Regierung ergreifen und gleichzeitig den Frieden nach außen wie nach innen herzustellen suchen.

Das ging über ihre Kraft. Sie war und ist dazu nicht imstande. Sie hat die Schuld an dem großen Wirtschaftskrieg in Europa sicher nicht. Sie hat diese Schuld aber ausschließlich der sogenannten herrschenden Klasse ihres

Digitized by Google

Volkes zugewälzt und die Schuld an der Revolution dazu. Die feindlichen Regierungen, Völker und vor allem Zeitungen haben die erste Beschuldigung schmunzelnd registriert, sie als Beweis genommen und ohne weiteres auf das ganze Volk ausgedehnt. Es ist nicht genügend klar geworden, daß die Ungleichheiten des Besitzes, Vermögens durch Gewalt wie durch Rechtsbildungen veränderbar sind, nicht aber die Ungleichheiten der einzelnen Personen an Geist und Charakter, an materieller wie sittlicher Lebensleistung.

Die erste Art von Ungleichheit beruht zum Teil auf der Rechtsordnung, d. h. auf menschlichen Gesetzen, die zweite beruht auf Naturgesetz und läßt sich weder abschaffen noch anschaffen. Man kann Goethe und Bismarck nicht „produzieren" wie Fabrikware, oder ihres Geistes für verlustig erklären, etwa „enteignen." Man kann aber dem Geheimen Kommerzienrat Maier verschiedene von seinen Millionen wegsteuern und dem Kriegsgewinnler und Schieber hinsichtlich seiner Gewinne usw. nähertreten, vorausgesetzt, daß man eine klar blickende, einheitlich wollende und rasch zugreifende „Rechtsfabrikation" und Verwaltung in die Wege leitet und durchführt.

Einzelne weiter blickende Männer und Frauen haben das wohl eingesehen, aber nicht das Volk als Ganzes und nicht seine Vertretung als Ganzes.

Die Revolution hat gesiegt, nicht die Evolution; der Umsturz hat gesiegt, nicht die Umstellung und Neueinstellung, die Katastrophe, nicht die Entwicklung, die Früh- und Notgeburt, nicht die Reifegeburt usw. Man mag das als ein Unglück ansehen so oder so, vom sozialistischen, sozialdemokratischen, demokratischen oder irgendeinem Standpunkt aus. Gründe und Anklagen sind heute billig wie Brombeeren, ja noch billiger. Aber die Folgen traten ein und Folgerungen wurden und werden gezogen, hier und dort, hüben (Europa) und drüben (außerhalb Europas). Überall krochen und kriechen diese Folgerungen der schrankenlosen, hemmungslosen Gleichmacherei hervor. Jeder Regenwurm hielt und hält sich für eine Riesenschlange, jeder Hase für einen Löwen, jeder Deserteur für einen Helden, jeder Schieber für einen ehrlichen Staatsbürger, jeder Etappenmensch für einen Kriegsteilnehmer usw. Nun wird uns allen vor uns selbst angst und bange. Man rief nach dem geistigen Arbeiter, weil man von einem gewissen Karl Marx gehört hatte, die Arbeiterklasse sei der Unterbau, die geistigen Arbeiter „nur der Überbau", der sich auf ihm erhebe, mit dem Unterbau verändere. Aber es kamen zunächst vielfach nur die geistigen Proletarier an die Oberfläche, nicht die geistigen Kapitalisten. Man rief nach den Klassengenossen des Unterbaus des „Kapitalismusses" in England, Frankreich, Italien usw., aber diese Klassen entdeckten, daß sie zu einer Volkswirtschaft gehören, mit der sie verwachsen sind und taten nichts. Dagegen traten russische Klassengenossen auf, welche für die Gleichmacherei von dunkler Seite bezahlt waren und wurden.

Die Übernahme der Konkursmasse des „alten Systems" des „kapitalistischen" Zeitalters war und ist schwierig. Ferne sei es, die einzelnen Liquidatoren irgendwie persönlich anzutasten. Aber die Lage ist furchtbar. Die neue Zeit hat überall als leitende Instanzen „energische", zielbewußte Männer nötig, hat aber gleichzeitig für ein etwaiges Eingreifen unübersteigbare nicht „Schranken", sondern „Freiheiten" eingeführt. Was soll ein General, über dessen Feldzugsplan die Soldaten abstimmen wollen? Das ist gar kein General mehr, sondern eine Unmöglichkeit. Was soll ein Planwirtschaftsgeneral in einer Regierung, der über seinen Plan nicht etwa dem Reichsoberhaupt, sondern einem Parteitag Rechenschaft und Vortrag halten muß?

Digitized by Google

Das sind so ernsthafte Dinge, daß hierüber öffentlich mit allem Nachdruck gesprochen werden muß.

Kein Mann, keine Frau, welche auf irgendeinem Gebiete etwas Tüchtiges können und wissen, werden sich darin der Abstimmung der Masse oder gar der Straße unterwerfen dürfen. Ich sage ausdrücklich „dürfen", nicht „können". Der Mensch kann ja auch wider besseres Wissen und Gewissen. Tut er das, so nennen wir ihn einen Lumpen, einerlei ob er ein Proletarier, ein kleiner oder großer Bourgeois oder sonst etwas ist. Kein Mensch kann aus seiner Haut fahren. Kein Mann irgendeiner wirklichen Wissenschaft kann sich einer beliebig zusammengesetzten Versammlungsmasse ohne weiteres unterwerfen. Was sind 1000 oder 2000 zusammengewürfelte Menschen in einem Saale gegen die 65 Millionen eines Volkes? Sie können je nachdem einen rednerisch unbeholfenen Mann oder eine ebensolche Frau niederschreien oder einem gewandten Redner zujubeln. Das weiß man aus der alten Geschichte genau und zur Genüge. Menschen mit Geist und Charakter werden sich von blinden, wie Aprilwetter wechselnden, dunklen Instinkten der Straße nicht gängeln lassen, sondern ihrer in schwerer geistiger Arbeit und in schwerem Kampfe der Seele errungenen Überzeugung treu bleiben. Auch der Tod ist kein Übel für den, welcher um seiner Überzeugung willen stirbt, wohl aber ist er oft ein Übel für die Überlebenden. Die Wahrheit wird nicht tot, wenn Herr Maier oder Herr Müller sie leugnen oder Herr Schulze und Frau Schmidt totgeschlagen werden. Hier ist der Punkt, wo auf die Helden der Geschichte aller Völker und Wissenschaftlichen hinzuweisen ist.

Die deutsche Sozialdemokratie hat zu Beginn des großen Kriegs in ihrer überwältigenden Mehrzahl den Eindruck, sagen wir, die Überzeugung gehabt, daß das Deutsche Reich eingekreist war und als Weltvolk vernichtet werden solle. Die vier- bis fünfjährige Dauer des Krieges und eine Reihe von Dingen, welche hier nicht geschildert werden können, hat diese Überzeugung eine Spanne Zeit lang erschüttert, ja in das Gegenteil verwandelt. Der auf die Folterbank gesetzte Angeklagte hat sich, um den Qualen der Tortur zu entgehen, selbst schuldig erklärt. Damit war der Krieg verloren; die militärische Organisation fiel zusammen, die Begeisterung, das gute Gewissen, die Disziplin waren vernichtet. Die Vernichtung der Disziplin, d. h. der Ordnung, welche immer Unter- und Oberordnung zugleich zu einem großen Gesamtzweck und Ziel war, ist und sein wird, ist aber nicht etwa nur von militärischer Wirkung gewesen. Hier setzt der große Selbstbetrug ein: Das Heer war nicht ein Söldnerheer, nicht eine militärische „Kaste", sondern das Heer war das ganze männliche Volk in Waffen oder in Waffenschmieden. Nun kam die Probe auf das Exempel. Sie ist einfach genug: Der selbst geständige Angeklagte wurde eben auf Grund seines Zeitungs- und Parteigeständnisses durch das Urteil des Friedensrichterkollegiums zum Tode verurteilt. Es half dem angeklagten Volke nichts, daß es sein Geständnis als unwahr widerrufen wollte. Man verwies und verweist es auf die Akten dieser Geständnisse und führte es in die Knechtschaft über. Die neue Regierung hat diese Lage der Dinge beim Beginn des Waffenstillstandes noch nicht erkannt, vielleicht nicht erkennen können, vielleicht auch nicht anerkennen wollen, weil die Anerkennung zu zerschmetternd war. Man glaubte und hoffte, wie nur je ein frommgläubiges Kind auf Wunder gehofft hat. So nach außen hin. Nach innen? Man will und zwar mit allem Ernste, daran ist nicht zu zweifeln, wieder Ordnung schaffen. Aber die Massen wollen nicht mittun. In einem Zeitpunkt, wo die Autorität einer neuen, eben durch

Digitized by Google

die Versammlungsmassen ermöglichten und eingesetzten Regierung größer sein müßte als je, ist sie kleiner geworden. Zur Gemein- und Planwirtschaft in neuzeitlichem Sinn gehört noch mehr Anordnung und mehr Folgeleistung als früher, wenn sie gelingen soll. Fehlt das letztere, dann wird das eintreten, was geschichtlich immer eingetreten ist: Ordnung durch fremde Kräfte.

Damit gelangen wir zu der letzten und bittersten Feststellung im Rahmen unser kurzen Betrachtungen: der wirtschaftlichen Wirklichkeit.

Sieg Nordamerikas über Europa — Wirklichkeit.

Das Rätsel des Weltkriegs von 1914 bis 1919 ist ein doppeltes. Es war ein Krieg zwischen der „Alten" Welt und der „Neuen" in zweifachem Sinne.

Die deutsche Sozialdemokratie als Partei und was an sogenannten „Intellektuellen", geistigen und seelischen Mitläufern um sie herum sich gebildet hatte, sah nur die eine Seite. Sie sah die Alte, nach ihrer Auffassung morsche, überlebte Welt des kapitalistischen Zeitalters, dazu noch verkörpert in einer Militärmonarchie, und stellte ihr die Neue Welt des proletarischen, des arbeiterklassenhaften, sozialistischen, zu sozialisierenden Zeitalters gegenüber. Sie war so beschäftigt mit dieser Auffassung, mit der aus ihr erfließenden Kritik, mit der Verbreitung derselben innerhalb der Massen des Volkes, daß sie gar nicht oder kaum beachtete, aus was denn nun die „Welt" bei rechtem Lichte betrachtet, besteht. Sie besteht, soweit unser „Planet" als „Welt" gelten kann, geographisch, wirtschaftlich, ethnographisch und politisch aus Erdteilen. Europa ist als Erdteil ebenfalls die oder eine „Alte" Welt. Wenn man will, ohne oder mit den vorgelagerten Inseln, welche man Großbritannien nennt. Die Neue Welt aber ist vor allem Nordamerika, dessen United States einen halben Erdteil und damit eine neue „Welt" für sich bilden. Es ist nicht nötig, das mit Zahlen zu beweisen; der Bundesstaat Texas, einer von den 48, ist allein für sich geographisch größer als das ganze Deutsche Reich. England hat, wie ich es schon bei Beginn des Krieges einmal ausgedrückt habe, gegen das kontinentale alte Europa optiert, hat es verraten, und zwar an Amerika und an Japan gleichzeitig. Dieses Vorgehen hat außerordentlich schmerzliche Folgen gehabt. Nicht etwa England, noch weniger Frankreich, Italien oder gar Rußland haben Mitteleuropa, voran das deutsche Volk, besiegt, sondern die „Vereinigten" Staaten von Nordamerika. Den Krieg hat Deutschland verloren, in Wahrheit aber ist das kontinentale Europa als solches besiegt worden, nämlich, was die Hauptsache ist, volks- und weltwirtschaftlich. Militärisch, politisch, wirtschaftlich hat Deutschland den Krieg verloren. Die europäischen Gegner Deutschlands aber haben nicht für sich und für ihren Weltteil, sondern für die Ausbreitung der Volkswirtschaft der United States gekämpft und gesiegt. Die Neutralen sind nicht für sich neutral geblieben, sondern für die United States, ohne daß sie das bemerkt hätten. Sie alle haben den europäischen Zentralstaat in die wirtschaftliche Knechtung gebracht und damit den einzig möglichen Widerstand gegen ihre eigene wirtschaftliche Knechtung gebrochen.

Das deutsche Volk kann und muß stolz darauf sein, daß es ein über vierjähriges, in der Geschichte kaum je dagewesenes Heldentum entwickelt hat, um seine Arbeitermassen vor dem wirtschaftlichen Ruin zu retten, welchen vor allem England im Auge hatte und behielt. Die Herren Lloyd George und Clemenceau erscheinen als Schergen eines Gerichtsverfahrens unter dem Sieger

Digitized by Google

und Richter Wilson. Wilson sollte nicht als Person, als Mensch, sondern als Vollstrecker des wirtschaftlichen Willens seiner Nation angesehen werden.

Nation! gewiß; die Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, mehr als 100 Millionen auf einem kompakten Gebiete, welches 400 zu fassen und im Notfall zu ernähren vermag und wird vermögen können, sind eine neue Nation. Nicht im alten kleineren Stil und Sinne europäischer Nationen und Nationchen, sondern im staatsrechtlichen und volkswirtschaftlich neuen Sinne und Ausmaß. Sie fühlen sich in ganz überwältigender Mehrzahl nicht als Proletarier, vor allem nicht als internationale Proletarier oder Enterbte, sie fühlen sich stolz als Bürger der United States und als Erben, nämlich als Erben des altersschwachen Europa.

Für den Blick dieser Leute erscheint Europa sozusagen als ein Völker- und Staatengemengsel, nicht erheblicher als ihre eigenen einzelnen Staaten; sie denken, wir haben 48, Europa nur 26; ob es 30 oder 35 werden, kommt ihnen gar nicht drauf an. Ob diese Bestandteile des alten Kontinents Europa Demokratien, konstitutionelle oder andere Monarchien sind, ist ihnen völlig einerlei. Sie wollen Geschäfte für sich machen. Wenn ein Engländer zu Beginn des Krieges sagte, business as usual — „die Geschäfte laufen weiter", so sagt der Nordamerikaner nach Beendigung des Krieges: a business inusual big — ein unerhört neues, großes Geschäft. Das ist nicht Vermutung, sondern Wirklichkeit.

„Unser Geschäftsleben muß sich weiter entwickeln. Wir wollen und werden Erzeugnisse absetzen. Unser größter Kunde ist Europa. Ganz Europa ist im Block zu finanzieren und zugleich zu beliefern. Die Lage ist unerhört. Unerhört muß auch die Lösung sein und zugleich einfach" und so weiter. So spricht einer ihrer „Promotores". Das ist dieselbe Sprache, welche römische Imperatoren in Griechenland, Kleinasien zu sprechen pflegten, nur beschränkt sie sich heute aufs Wirtschaftliche, auf den nervus rerum der neuen Zeit und Welt. Es gibt zurzeit kaum einen Staat in Europa, welcher nicht in Schulden des Staates oder Geschäftes von den United States abhängig wäre. Weil das so ist, deshalb suchen ja England, Frankreich, Italien, Belgien usw. alle ihre Schulden und Verluste auf das Deutsche Reich abzuwälzen. Das deutsche Volk ist zurzeit der Sündenbock für das alte Europa. Was in dem Worte „beliefern" enthalten ist, würde eine besondere Abhandlung beanspruchen. Meines Erachtens nichts anderes als das, was England zur Zeit der Zollvereinsbildung angestrebt hat und wogegen Friedrich List mit allen Mitteln der Wissenschaft und Praxis sein Vaterland zu schützen gesucht hat, zuletzt in seinem „Zollvereinsblatt", bis er zusammenbrach.

Wenn in der nächsten Zeit die „Käufer" im deutschen Volke mangels einer autonomen Zoll- und Handelspolitik keine richtige „Wirtschaftspolitik" befolgen, ist an ein Wiederaufkommen nicht zu denken.

Die Überlegenheit der United States beruht nicht auf den sittlichen Eigenschaften ihrer Bewohner, sondern auf der Breite und Größe ihrer Landbasis und ihres inneren Marktes. Je breiter eine Grundlage ist, um so höher kann der Bau einer Volkswirtschaft werden. Die Nordamerikaner haben zunächst ihre Landunterlage bis zum Stillen Ozean ausgedehnt, sie mit Transportlinien aneinandergeschweißt und durch überschüssige Nahrungsmittelproduktion materielles Kapital, durch Einwanderung Arbeitskräfte herangezogen. Boden, Kapital, Menschen vereinigten sich zu einer Volkswirtschaft, welche als solche die Dimensionen aller übrigen schon seit Jahren überschritt.

Digitized by Google

Ich habe seit 1892 unermüdlich auf diese Tatsachen hingewiesen. Zuerst geschah dies in meinem Buche über „Nationale Produktion und nationale Berufsgliederung", welches Herr Eduard Bernstein, damals meines Wissens in London, in der sozialistischen Zeitschrift „Die neue Zeit" unter der Spitzmarke „Ein Anwalt für nationale Trusts" ausführlich behandelt hat. Was heute die Kohlensozialisierungskommission unter den ungünstigsten äußeren Bedingungen anstrebt, ist gar nichts anderes als ein „nationaler Trust".

Man hat in Europa, auch in Deutschland aus Mangel an erdwirtschaftlichem Horizonte diese stille wirtschaftliche Entwicklung nicht richtig beurteilt noch gewürdigt. Man glaubte, — insonderheit auch ein Teil der Wissenschaft — von der Volkswirtschaft zur Weltwirtschaft übergegangen zu sein; aber zwischen beidem kam eine „Vorstufe", ein Neues, das man etwa als Erdteilswirtschaft bezeichnen kann, welche zurzeit schon über den neuen Erdteil hinaus wächst.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Lage des deutschen Volkes zu betrachten und zu würdigen.

Die Mitfriedensschließer um Wilson herum erscheinen als betrogene Europabetrüger. Um kleiner Gebietserweiterungen, gegenseitiger Schädigungen und Eifersüchteleien willen haben sie das weltwirtschaftliche Erstgeburtsrecht Europas verkauft. Das ist im Bilde gesprochen. aber diese Wahrheit liegt in der Sache. Sie wird sich um so klarer aus den dicken und giftigen Nebeln der Gegenwart herausheben, je klarer man sich die wirtschaftliche und finanzielle Gesamtwirkung des Krieges macht.

Das deutsche Volk ist für Europa unterlegen. Im ganzen genommen ehrenvoll. Es ist ein gewisser Trost, zu sagen, wenn Europa wieder aufgebaut werden soll, so kann es ohne das deutsche Volk nicht geschehen. Die kontinentalen Staaten Europas waren und sind sämtlich Kleinvolkswirtschaften, „Splitternationen" und werden das bleiben, einerlei, ob sie polnisch, tschechisch, ruthenisch, ungarisch oder auch italienisch, französisch sprechen, regieren, Währungen machen und so weiter.

Eine große Volkswirtschaft hatte im kontinentalen Europa nur das Deutsche Reich.

Sobald die deutsche Arbeiterschaft diese Sachlage annähernd überblickt, wird sie nationalökonomisch national werden. Hindernisse politischer Art liegen ja nicht mehr vor. Die Sozialisierungsgedanken und -versuche sind vorerst nur das instinktive Empfinden dafür, daß die gesamte Volkswirtschaft innerlich und nach außen hin auf eine höhere Stufe der Leistung, der Ertragserzielung gebracht werden muß und sollte. Was diesem einfach scheinenden Ziele wirklich dient, ist mit allen Mitteln von oben, mitten und unten zu unterstützen. Volkswirtschaftlich nützliche Arbeit muß also die Losung sein, und im Unterschied von nur erwerbswirtschaftlich nützlicher Arbeit. An dem, was das deutsche Volk nunmehr an die Erwerbswirtschaften der übrigen Völker abliefern muß, wird es zu lernen haben, daß die Steigerung der Produktivität der gesamten Arbeit des Volkes das grundlegende Ziel ist und daß die Verteilung von Ertrag an die große Masse von dieser ersten Voraussetzung in seiner Höhe, wie in seiner Sicherheit und Dauer begrenzt wird.

Vorläufig ist kaum zu sagen, ob das deutsche Volk weltwirtschaftlich betrachtet, schon im Sterben liegt oder nur in einer lebensgefährlichen Krisis nach tiefem Fall mit gleichzeitiger Körperverletzung und Gehirnerschütterung.

Die kommunistischen Putsche können chronisch werden, wenn sie auch nur lokal bleiben mögen. Dies würde für Deutschland etwas ganz anderes, weit Gefährlicheres bedeuten, als z. B. für Rußland, wo gut 75% der Bevölkerung

Digitized by Google

der zum Teil sehr primitiven Landwirtschaft angehören und wo Boden noch in Fülle vorhanden ist, während im Deutschen Reich nicht ganz, aber annähernd das Gegenteil das Kennzeichnende seiner Wirtschaftsstruktur vor und während des Krieges war. Man mache sich ferner klar, daß in Rußland gewisse Kreise ein lebhaftes Interesse an dem wirtschaftlichen Chaos im Deutschen Reiche haben. In Wahrheit sind gerade diese zwei Gebiete und Volkswirtschaften mehr als alle anderen aufeinander angewiesen.

Je nachdem kann, zumal große Teile des mobilen Handelskapitals, meist auf Schleichwegen, schon aus dem Reiche abgewandert sind, eine Auswanderung folgen, welche keine Massenauswanderung, sondern nur eine solche der Intelligenz und Tatkraft zu sein braucht, um die deutsche Arbeiterschaft vor Probleme zu stellen, die sie gar nicht selbst bewältigen kann.

Ferner kann auch ohne besondere Katastrophen, eine Art von Rückbildung, Einschrumpfung, Schwindsucht unserer Industrien und Stadtbildungen eintreten, wie in Kleinasien unter der Herrschaft der römischen Steuerpächter oder im deutschen Mittelalter im Zeitalter des Beginnes der überseeischen Entwicklung der europäischen Ozeanvölker.

Schließlich könnte auch, aber nicht von heute auf morgen, eine merklich national-ökonomische Höherlegung der Volkswirtschaft durch planmäßiges Zusammenwirken der verschiedenen führenden deutschen „Wirtschaftskapitäne" mit dem Arbeitertum kommen, die aber ohne eine gewisse Zwangwirtschaft nicht denkbar, noch weniger durchführbar ist.

Das sind — Möglichkeiten.

Wenn den tiefen Erschütterungen eine gewisse Ernüchterung, ein stärkerer guter Wille zur wirklichen Zusammenarbeit bei allen Schichten Platz machen könnte, dann wäre es vielleicht möglich, daß andere Völker in ähnliche Krisen, wie die jetzige im Deutschen Reiche, später eintreten, nachdem die deutsche glücklich überwunden ist. Dann würde Deutschland als das Volk der Mitte des europäischen Kontinents wieder aufsteigen unter dem Zeichen der wirklichen Volkswirtschaft, nicht einer Klassenherrschaft, sei es einer Klassenherrschaft von oben oder von unten her.

Stuttgart. Hermann J. Losch.

Der Bauer und der Industriearbeiter.

Was will der Industriearbeiter von der Landwirtschaft? Er will von ihr möglichst viele, möglichst gute und möglichst billige Nahrungsmittel.

Welche Landwirtschaft kann diesen Wunsch des Industriearbeiters eher erfüllen, die individuell oder die gesellschaftlich betriebene? Die Sozialdemokratie wünscht grundsätzlich die zweite Form. Diese ist niedergelegt im Erfurter Programm, das heute noch nicht aufgehoben ist, trotzdem die Realität der Verhältnisse die Mehrheitssozialisten gezwungen hat, viel Wasser in ihre Theorie zu gießen. Der maßgebende Satz dieses Programms lautet:

„Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln: Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Produktion in eine sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher aus-

Digitized by Google

gebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohltat und allseitiger Vervollkommnung werde."

Dieser Programmsatz gilt auch für die Landwirtschaft.

Nun ist aber kein Betrieb für die Verstaatlichung oder sonstige Vergesellschaftung so wenig geeignet wie gerade der landwirtschaftliche. Die Landwirtschaft ist ein durch und durch individuelles, d. h. an die besonderen Verhältnisse von Grund, Boden und Personen gebundenes Geschäft. Die landwirtschaftliche Erzeugung ist verschieden von Boden zu Boden. Sie richtet sich nach der Vorbearbeitung des Bodens, nach den Düngeverhältnissen, nach den klimatischen Verhältnissen, nach der Fruchtfolge, sie ist verschieden von Betrieb zu Betrieb. Jeder Betrieb bildet ein in sich geschlossenes eigenartiges Ganze. Nur der einzelne Betriebsinhaber mit seinen persönlichen und familiären Interessen ist in der Lage, Anbau und Viehhaltung so zu regeln, wie es am besten dem Charakter der Gegend, den wissenschaftlichen Voraussetzungen, dem Charakter des Betriebes entspricht. Jeder Fernestehende ist hiezu nicht imstande, geschweige denn eine unpersönliche Gesellschaft von Menschen, geschweige denn Beamte des Staates, die in das Wesen der einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe keinen Einblick haben. Es ist praktisch einfach unmöglich, von einer Zentralstelle aus, sei es eine Genossenschaft, sei es eine Gemeinde, sei es ein Kreis, sei es der Staat, sei es ein Wirtschaftsdiktator, die Produktion so zu leiten, daß jeder einzelne Betrieb richtig bewirtschaftet wird, daß die Gesamtproduktion den Bedürfnissen des Volkes entspricht.

Die Triebfeder der bäuerlichen Arbeit ist Besitz und das Familieninteresse. Besitz und Erbrecht von Kind zu Kind — sind die Angelpunkte aller bäuerlichen Wirtschaft. Die bäuerliche Wirtschaft ruht nur dann auf festem Boden, wenn sie gegründet ist auf gesicherte Besitzverhältnisse, nicht nur für die unbestimmte Daseinsfrist einer einzelnen Generation, sondern auch darüber hinaus für die Gesamtheit der Familie in ihren verschiedenen Generationen. Warum arbeitet der Bauer, wenn es sein muß, 14 bis 16 Stunden? Weil die Scholle ihm gehört, weil das Produkt seiner Scholle sein eigen ist. Warum arbeiten alle Familienglieder, sobald sie arbeitsfähig werden, unter höchster Anspannung ihrer Leistungskraft ohne Lohn mit? Weil einer weiß, daß er einmal Besitzer von Haus und Hof wird, und weil die anderen wissen, daß mit dem Gedeihen und Vorwärtsgehen der Wirtschaft auch ihr Heiratsgut erworben wird.

Löst dieses Familieninteresse los von der Scholle, und ihr werdet einen furchtbaren Rückgang der Erzeugungsfähigkeit unserer Landwirtschaft erleben! Wenn eine Gesellschaft Besitzerin von Grund und Boden und der Betriebsmittel ist, dann muß sie durch nicht persönlich interessierte Arbeitskräfte Grund und Boden bearbeiten lassen, sie muß die Ergebnisse anteilmäßig verteilen, gleichgültig, ob jemand sich für die Erzielung der Ernte besonders abgemüht hat oder nicht. Die neuen Bearbeiter stehen daher der Arbeit viel uninteressierter gegenüber als der Besitzer und seine Angehörigen.

Die besondere Leistungsfähigkeit des Großbetriebes hat Herr Professor Ballod und einige andere Vertreter des extremen Sozialismus zu der Forderung veranlaßt, daß der Kleinbetrieb beseitigt, nur Großbetriebe gegründet und gesellschaftliche Betriebe werden sollen. Kommunisten- und Spartakistenversammlungen in Berlin, Dresden, Stuttgart, Hamburg, München haben die Enteignung alles privaten Groß- und Mittelgrundbesitzes, die Zusammenlegung der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe zu genossenschaftlich bewirtschafteten Landgemeinschaften verlangt.

Solche Forderungen verkennen das Verhältnis der Leistungsfähigkeit des

Digitized by Google

Großbetriebes zum Mittel- und Kleinbetrieb. Die größere Leistungsfähigkeit des Großbetriebes ist auf ein ganz bestimmtes Gebiet beschränkt, auf die Erzeugung von Massengütern, von Getreide und Kartoffeln. Hier kommen dem Großbetriebe zugute: Die agrartechnische Ausbildung seiner Inhaber und Verwalter, die großen Flächen, die größere Kapitalkraft, die selbst vor kostspieligen Verbesserungen und Versuchen nicht zurückscheut, die ausgiebige Verwendung großer Mengen künstlichen Düngers. Dagegen ist der Mittel- und Kleinbetrieb anerkanntermaßen bedeutend leistungsfähiger überall dort, wo liebevolles Eingehen ins einzelne, sorgfältige Detailarbeit notwendig ist. Das ist das Gebiet der Viehzucht, des Feldgemüsebaues, des Gartenbaues. Der Mittel- und Kleinbetrieb liefert — gerade die Kriegswirtschaft ist dessen Beweis — mehr Fleisch, Milch und Eier, als der Großbetrieb.

Aus diesen Erwägungen heraus habe ich mich immer gegen jede Sozialisierung der Landwirtschaft im Sinne des Erfurter Programms erklärt. Der deutsche Bauernstand ist nur leistungsfähig, wenn er frei auf eigener Scholle waltet. Für die Landwirtschaft ist nur eine Form der Sozialisierung zulässig: Das Genossenschaftswesen. Dieses hat in der Landwirtschaft Aufgaben zu erfüllen, die ohne weiteres geeignet sind, die landwirtschaftliche Produktion zu heben und so die Forderungen zu erfüllen, welche der Industriearbeiter an die Landwirtschaft stellt. Diese Aufgaben sind:

a) Versorgung der Landwirtschaft mit billigem Kredit aus den eigenen Einnahmen der Landwirtschaft, aus ihren Spargeldern heraus;
b) die Versorgung der Landwirtschaft mit guten, vorher geprüften Produktionsmitteln zu den Vorzugspreisen des Großbezugs;
c) gemeinsamer, sicherer, regelmäßiger Absatz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse,
d) Verwendung der Gewinne zur geistigen Ausbildung des Nachwuchses der Landwirtschaft in eigenen Schulen und zur Förderung von Wohlfahrtseinrichtungen aller Art innerhalb der Landwirtschaft selbst;
e) Gründung von Betriebsgemeinschaften zur gesellschaftlichen Beschaffung und Benützung von Maschinen, Betriebskräften und Produktionsmitteln, die dem einzelnen zu teuer zu stehen kämen.

Das ist die einzige zulässige Form der Sozialisierung in der Landwirtschaft. Neuerdings hat man versucht, die Landwirtschaft auf einem anderen Wege zu sozialisieren, nämlich durch die Einführung der Betriebsräte in landwirtschaftlichen Betrieben. Solchen Betriebsräten können einzig und allein in der Landwirtschaft Rechte eingeräumt werden, soweit Arbeitsbedingungen, Lohntarife, Wohnverhältnisse in Betracht kommen, aber nie und nimmer bezüglich Einstellung und Ausstellung des Personals und noch weniger bezüglich der Betriebsführung selbst. Wie soll der Betriebsrat entscheiden können, in welcher Weise der Betrieb am intensivsten gestaltet, also die Produktion am meisten gehoben werden kann, da doch im Betriebsrat nur die Stimme der Mehrheit zur Geltung kommt und nicht die Stimme des Einsichtigsten? Bei der heutigen Fachausbildung unserer landwirtschaftlichen Dienstboten und Arbeiter, werden die Einsichtigen aber immer in der Minderheit sein. Wie soll der Betriebsrat entscheiden können, welche Düngemittel am besten der Kultur des Bodens und dem Klima angepaßt sind, wo doch diese Entscheidung selbst dem Betriebsinhaber mit jahrelangen Erfahrungen oft schwer fällt? Wie soll er entscheiden über das, was angebaut werden soll? Das ist entweder schon festgelegt durch die Fruchtfolge, an der auch ein Betriebsrat nichts ändern kann, oder es wird bestimmt nach den Grundsätzen der freien Wirtschaft, deren Wesen

Digitized by Google

darin besteht, daß sie sich hauptsächlich auf den Anbau jener Früchte verlegt, nach welchen der Bedarf am meisten verlangt. Die freie Wirtschaft ist aber technisch noch schwieriger als die gebundene Wirtschaft und erheischt jahrelange Kenntnis und Beobachtungen im Betriebe, die am besten der dauernd seßhafte Betriebsinhaber machen kann. Wie soll der Betriebsrat entscheiden über die Bodenbearbeitung, nachdem jede Bodenart bezüglich Bearbeitung und Bestellung besondere Anforderungen stellt? Wie sollen Betriebsräte entscheiden über die Leistungsfähigkeit von Viehschlägen und darum über die Versuche die Viehzucht nach den Prinzipien der Leistungsfähigkeit einzurichten? Wie soll man Betriebsräten Entscheidungen auf solch schwerwiegenden Gebieten gerade dort geben, wo ein Betriebsinhaber oder ein Verwalter da ist, der sich sein halbes Leben lang durch wissenschaftliche und praktische Vorbildung auf die bestmögliche Ausübung seines Berufes vorbereitet hat? Wenn die Betriebsräte für die Gestaltung und Führung des Betriebes ein entscheidendes Wort mitreden, ist es da nicht eine logische Folgerung, daß sie auch die Mitverantwortung tragen für den Erfolg, also mit dem Inhaber des Betriebes aufkommen für die finanziellen Folgen falscher Maßnahmen?

Bei derlei Erwägungen kommt man von selbst zu dem Urteil, daß Betriebsräte in den Klein- und Mittelbetrieben und auch in einem guten Teil der großbäuerlichen Betriebe überhaupt überflüssig sind und daß sie auf den großen Gütern nur soweit ein Mitbestimmungsrecht haben dürfen, als Lohn- und Arbeitsfragen in Betracht kommen.

Zwischen dem Mechanismus der Industrie und der Eigenart der Landwirtschaft, besteht ein gewaltiger Unterschied. Diesen verkennen die neuen Regenten Deutschlands, die brave und fleißige Gewerkschaftsbeamte gewesen sein mögen, denen aber durchaus der Blick in die Tiefe der volkswirtschaftlichen Tatsachen und Zusammenhänge fehlt. Mögen sie daher ihre Hand lassen von zerstörenden Experimenten in der Landwirtschaft. So ist dem Industriearbeiter am besten gedient.

Regensburg. Sebastian Schlittenbauer.

Sozialdemokratie und auswärtige Politik.

Der Sozialismus vertrat und vertritt in seiner Stellung zu den Fragen der auswärtigen Politik den Gedanken der Solidarität der Arbeiterklasse der Welt. Er verfolgt auf diesem Wege das Ziel einer Umgruppierung der weltpolitischen Gegensätze und Beziehungen. An die Stelle des Gegensatzes der Nationen, der die Völker scheidet, aber die Klassen derselben Nation verbindet, sucht er den Gegensatz der Klassen zu stellen, der die Angehörigen verschiedener Staaten verbindet, aber die Klassen desselben Staates scheidet. Nicht die Stammes-, Bluts- und Staatsgemeinschaft soll der Kitt sein, der zu politischem Handeln verbindet, sondern die Gemeinschaft der Proletarierklasse der Welt („die sozialdemokratische Partei Deutschlands fühlt und erklärt sich eins mit den klassenbewußten Arbeitern aller übrigen Länder", Erfurter Programm). Die wirklich entscheidenden Gegensätze in der Welt sind daher nach Auffassung der Sozialdemokratie wirtschaftlicher und sozialer nicht politisch-staatlicher Art. Der Sinn des internationalen Gedankens der Sozialdemokratie ist also nicht Streben nach Frieden, sondern Verschiebung der durch Kampf auszufechtenden Gegensätze; aus nationalen Gegensätzen und Bestrebungen werden Klassengegensätze, aus politischen werden wirtschaftliche Gegensätze: nicht die Gewalt als solche wird ausgeschieden, sondern es soll als Träger der Macht an die Stelle des nationalen

Digitized by Google

Staates das internationale Proletariat treten. Die Sozialdemokratie verkündet infolgedessen den „Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt" (Erfurter Programm).

Nach Beendigung dieses Kampfes, d. h. Überwindung der Bourgeoisie und des Kapitalismus, erwartet die Sozialdemokratie die Umbildung des ganzen Menschengeschlechts zu einer einzigen Gesellschaft, zu einer „sozialistischen Weltrepublik" (Kautsky, Erfurter Programm 1919, S. 118, Anm. 1), ohne mit diesem weit in der Ferne liegenden Gedanken jetzt schon praktisch zu rechnen.

Von da aus ergeben sich zwei Folgerungen für die sozialistische Auffassung der Fragen der auswärtigen Politik: Die Sozialdemokratie ist antimilitaristisch und pazifistisch. „Antimilitaristisch" heißt nicht, daß die Sozialdemokratie gegen Bewaffnung und Eroberung der Macht ist; vielmehr das internationale Proletariat ist bewaffnet und gewinnt und schützt seine Gewalt durch eine Armee, ein Proletariervolksheer gegen den „Kapitalismus" und die „Bourgeoisie"; die Aufstellung der proletarischen Armee Rußlands ist durchaus ein Ergebnis des sozialistischen Programms. Der „Pazifismus" der Sozialdemokratie besagt zunächst nur, daß sie die etwa noch vorhandenen „internationalen Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege schlichten" will (Erfurter Programm); aber die Sozialdemokratie ist nicht grundsätzlich pazifistisch, denn der Kampf zwischen Proletariat und Kapitalismus soll nicht schiedsgerichtlich geschlichtet werden, sondern durch die Machtentscheidung des Proletariats.

Wenn man einmal diese Grundgedanken erfaßt hat, so ergibt sich von da aus die Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu den Fragen der auswärtigen Politik vor dem Kriege, im Kriege und nach dem Kriege. Diese Stellung war trotz ihrer doktrinären Stimmung nicht immer durchaus folgerichtig; wo die Wirklichkeit ihrer Lehre allzu sichtbar widersprach, ließ sie die Doktrin wie am 4. August 1914 für einige Zeit fallen. Aber das Pendel der sozialistischen Politik kehrte nach seinem Ausschlage immer wieder in die Lage zurück, die durch die Doktrin bestimmt war.

Politik hat es mit Wirklichkeiten zu tun. Das war und ist der Mangel der auswärtigen Politik der deutschen Sozialdemokratie, daß sie die vorhandenen politischen Wirklichkeiten verkennt. Das tut sie dadurch, daß sie verkennt, daß der Gedanke der nationalen Lebensgemeinschaft und ihres Schutzes im entscheidenden Augenblicke immer stärker ist als der der Solidarität der Proletarierklasse der Menschheit; sie verkennt den ernsten Willen, den lebenskräftige Nationen immer gehabt haben und haben werden, sich, wenn nötig durch Gewalt, Leben und Entwicklungsmöglichkeiten zu erkämpfen. Hier zeigt sich, daß es der Sozialdemokratie an einem klaren Verhältnis zu Natur und Geschichte fehlt. Familien-, Bluts- und Stammesgemeinschaft, geschichtlich gewordene Staatsgemeinschaft bestimmen noch immer die Beziehungen der Nationen untereinander in der entscheidenden Weise und nicht die Klassengemeinschaft und so wird es immer sein.

Daraus, daß die Sozialdemokratie nach ihren Ideen die Wirklichkeit anschaute und nicht wie sie war, kam sie zu ihrer Verkennung. Sie verkannte vor dem Kriege die Notwendigkeit, Deutschland durch ein großes Heer gegen alle nationalen Gefahren zu sichern; das äußerte sich in der Ablehnung der Wehrvorlagen, selbst der Wehrvorlagen von 1911—1913, die die Not geboren hatte. Sie sah nicht den Unterdrückungswillen unserer Feinde und verdächtigte daher in einer uns schädigenden Weise die deutsche auswärtige Politik als angriffslustig; das verhältnismäßig hochstehende sozialistische Organ: „Die neue Gesellschaft" schrieb im Jahre 1905: „Die historische Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie ist: der französischen Republik Schutz vor Provokationen und über-

Digitized by Google

triebenen Machtansprüchen der imperialistischen deutschen Politik zu geben." Die Sozialdemokratie schadete uns durch Verdächtigung des deutschen Militarismus. Sie überschätzte vor und im Kriege die Macht und den Willen des sozialistischen Proletariats in den feindlichen Ländern, den Frieden zu erhalten und ihn herbeizuführen; sie erlitt daher in Stockholm im Jahre 1917 eine Niederlage. Sie übersah vor dem Kriege und im Kriege durch ihre antizarische Einstellung die Sicherheitsmöglichkeiten für unser Reich, die sich durch eine russische Orientierung unserer Politik und einen rechtzeitigen Frieden mit dem noch gefestigten zarischen Rußland im Herbst 1916 ergaben und sie verkannte daher auch die nationale Gefahr der Befreiungserklärung Polens (vgl. Jordan, Wie kam es? Berlin, Vossische Buchhandlung 1919, S. 25ff). Sie verkannte im Kriege den entschlossenen Vernichtungswillen unserer westlichen Feinde und lähmte durch die, der Wirklichkeit nicht entsprechende Behauptung, daß bei den Feinden Neigung für einen „Verständigungsfrieden" verhanden sei, den Eifer des deutschen Volkes, seine nationale Zukunft zu sichern. Sie hat durch die Behauptung von der kommenden Weltrevolution, die uns „Friede, Freiheit und Brot" geben sollte, unser Volk dazu geführt, die Waffen wegzuwerfen und uns dadurch politisch, national, wirtschaftlich und seelisch verkrüppelt.

So sind wir letzten Endes in unserer auswärtigen Politik an der internationalen Grundeinstellung der Sozialdemokratie und ihrer zersetzenden Wirkung auf das nationale Bewußtsein vor allem eines großen Teiles der deutschen Arbeiter gescheitert, welcher Grundeinstellung die bürgerliche Demokratie und die Regierung sich anpaßten.

An diesem Scheitern hat nicht bloß die „unabhängige Sozialdemokratie" Anteil, sondern — und wegen ihres im Kriege so sehr entscheidenden Einflusses insbesondere — die sogenannte Mehrheitssozialdemokratie. Daran ändert die erfreuliche Inkonsequenz des 4. August 1914 und die gelegentliche Vertretung politischer Gedanken über auswärtige Politik etwa in der sozialistischen „Glocke" und in den „Sozialistischen Monatsheften" wenig. Als Ganzes ist die internationale Doktrin unseres Gesamt-Sozialismus der Grund unseres Untergangs.

Die auswärtige Politik der zurzeit noch am Ruder befindlichen Mehrheitssozialdemokratie mußte dann während der Friedensverhandlungen endgültig scheitern, da sie sich auf den Gedanken der Solidarität des Proletariats der ganzen Welt stützte; der Gedanke ist zerbrochen und wird weiter zerbrechen an der nationalen Kraft unserer Feinde.

Daher ist unsere einzige Rettung: Rücklehr zu einer auswärtigen Politik auf dem Boden der Wirklichkeit, d. h. Rückkehr zu der auf Natur und Geschichte ruhenden Erkenntnis, daß nur die innige Gemeinschaft aller Klassen der Nation ein Volk wieder aufwärts führen kann. Wir werden in der auswärtigen Politik in der Welt erst in dem Augenblick wieder eine Rolle zu spielen beginnen, wo wir, wenn auch ohne Waffen, als nationale Lebensgemeinschaft geschlossen dastehen, und nur alles von uns selbst erwarten. Das allein wird unserer auswärtigen Politik wieder den Aufstieg aus unserer gegenwärtigen Bedeutungslosigkeit zur Bündnisfähigkeit ermöglichen und nur so wird es möglich sein, unserem Volke wieder Freiheit, kulturelle Selbständigkeit und bessere Lebensbedingungen zu gewinnen. Das aber bedeutet die Abkehr von dem Erfurter Programm und den außenpolitischen Zielen der deutschen Sozialdemokratie aller Richtungen. Die Lage der Gegenwart ist dazu angetan über diese Wirklichkeit denen die Augen zu öffnen, die durch das Dogma des Erfurter Programms in der auswärtigen Politik geleitet waren.

Erlangen. Hermann Jordan.

Digitized by Google

Sozialdemokratie und Offiziere.

Ich habe Tausende von Ihnen im Felde geführt. Viele haben mir gesagt, sie wären mir gern gefolgt.

Ich hätte mich geschämt, auch nur einem von Ihnen Dank, Anerkennung oder Fürsorge um Ihres sozialistischen Wahlzettels willen zu versagen; denn ich war Ihrer Pflichttreue gewiß.

Ich habe mit Ihnen geglaubt, daß wir den Krieg allein um das Brot des Arbeiters, um unser aller tägliches Brot, um Scholle und Lohn, um Weib und Kind und um das Dasein unseres Vaterlandes führen.

Mit Ihnen habe ich den Krieg verloren. Ihre Hoffnungen sind ebenso zerschlagen wie die meinen.

Meine Ideale sind nicht weniger erschüttert als die Ihren.

Wir beide, Sie und ich, stehen vor dem gleichen Trümmerhaufen.

Und nun suchen wir beide, sofern wir Redliche sein wollen, nach dem Rechten. Sie, insoweit Sie die Revolution gewaltsam weitertreiben wollen durch Streiks und Haß gegen die angeblichen verbrecherischen Urheber unseres Elends, von denen man Ihnen soviel Böses erzählt, ich durch Einordnung in das Neue und durch Liebe zum Volke, von dem ich so vieles Gute aus dem Felde weiß.

Sie können diese uneigennützige Liebe bestreiten und bezweifeln. Ausrotten können Sie sie aber nicht.

Ich vermag Ihren Haß nicht zu bezweifeln. Ich werde seit Jahr und Tag von ihm verfolgt. Und mit mir meinesgleichen. Nicht etwa nur die Offiziere, die sich als „Leuteschinder" und „Prasser" Ihrer Achtung unwürdig erwiesen haben.

Und nun frage ich Sie: Sind wirklich die, denen Sie jetzt folgen zu müssen glauben, redlicher und berufener als die Offiziere es waren, die Sie draußen geachtet haben?

Wem wollen sie folgen? Dem, der Ihnen am meisten verspricht, oder dem, der es am redlichsten mit Ihnen meint? Dem, der sich mit Nächstenliebe Ihrer annimmt, oder dem, der den Haß gegen den Nächsten schürt?

Sie täuschen sich und werden getäuscht.

Man kann nicht zuerst Sozialist, dann Deutscher und als letztes Mensch sein.

Man muß *zuerst* Mensch sein, und dessen erstes Recht war seit Jahrtausenden die Liebe.

Dann soll man Deutscher sein mit dem Rechte der Liebe zu den Menschen gleicher Sprache und gleicher Heimat. Das ist die Vaterlandsliebe.

Und wenn man dies beides anerkannt hat, kann man gewiß auch Sozialist so gut wie etwas anderes sein.

Aber beachten Sie wohl, daß wahrer Sozialismus sich mit dem Hasse nicht verträgt; denn Haß ist etwas sehr Unsoziales.

Bedenken Sie, daß ein Kapitalist mit sozialem Gewissen viel eher verdient, Sozialist genannt zu werden als ein Sozialist mit Haß im Herzen.

Ich und viele meinesgleichen sind weder Kapitalist noch Sozialist. Ich wüßte nicht, warum ich für den einen oder anderen *an sich, um seiner politischen Parteirichtung willen*, auch nur einen Finger rühren sollte.

Ich wüßte nicht, warum ich ein Kaiserreich voller Schieber einer Republik voller Redlichkeit vorziehen sollte?

Aber das eine weiß ich, nämlich, daß deutsche Arbeit, und mit ihr Sie, die Arbeiterschaft, nicht früher Freiheit und Brot gesichert sehen werden, ehe nicht der deutsche *Offizier* und der deutsche *Arbeiter* sich wieder gegenseitig so achten, wie das draußen in einer guten Truppe geschah.

Dresden, im Januar 1920. Oberstlt. v. *Metzsch*, Chef des Wehrkreises IV.

Digitized by Google

Die Wahlen zum Parteitag.

Wie typisch deutsch die sich für international haltende deutsche Sozialdemokratie ist, konnten wir auch bei Zusammenstellung dieses Heftes bemerken. Es war uns nicht möglich, über einen der wichtigsten Punkte, die Wahlen zum Parteitag, einen aufschlußreichen Artikel zu erhalten. Auch unser voriges, ausschließlich von Sozialdemokraten geschriebenes Sozialismusheft hat darüber keine Aufklärung gebracht. Wir vermuten, daß ein englischer gelernter Arbeiter, wenn er in eine Partei eintreten soll, als erste Frage die stellt: welche Rechte habe ich als Mitglied der Partei?

Bekanntlich ist der Parteitag die oberste Instanz in allen Parteifragen, verfügt über das Vermögen, bestimmt die Haltung der parlamentarischen Vertreter und der Presse. Der Parteitag hat also etwa die Bedeutung, die der Reichstag für das Reich hatte. Darüber wie zu diesem Reichstag gewählt wird, enthält, so weit wir sehen, die unübersehbare deutsche Literatur und zwar sowohl die sozialdemokratische als auch die anti-sozialdemokratische nichts. Uns vorliegende gedruckte Satzungen enthalten nur die Bestimmung, auf wieviel Mitglieder der betreffenden Organisation ein Vertreter zum Parteitag entfällt, aber nichts über die Art der Wahl. Ein inzwischen verstorbener sozialdemokratischer Bekannter, der in dem Wahlverfahren die Ursache des besonderen Überwiegens der Demagogie in seiner Partei erblickte, sagte uns zum erstenmal, daß in den norddeutschen Großstädten — soviel wir uns entsinnen mit Ausnahme von Hamburg — die Wahlen überwiegend indirekte seien, wodurch die Parteifunktionäre und seit dem Bestehen der Parteischulen die dort im einjährigen Kurs ausgebildeten Agitatoren ein besonderes Übergewicht gegenüber den Arbeitermassen und den aus dem Arbeiterstand hervorgegangenen Vertretern erhielten.

In unserem Bestreben über diesen Punkt zur Klarheit zu gelangen, haben wir uns u. a. an den Leiter einer norddeutschen sozialdemokratischen Organisation gewandt, der die Freundlichkeit hatte, uns folgendes zu schreiben:

„Ich möchte bemerken, daß ich allerdings, als ich das Organisationsstatut unserer Partei einsandte, nicht daran dachte, daß der Wahlmodus zu den Parteitagen auch heute noch kein einheitlicher ist. Einheitlich ist, wie Sie aus dem Statut ersehen haben, nur die Anzahl der Delegierten, die auf einen Wahlkreis entfallen, geregelt. Die Wahlen finden aber in der verschiedenartigsten Weise statt. In den ländlichen Kreisen werden die Delegierten zum Parteitag auf der zu diesem Zweck einberufenen Kreis-General-Versammlung gewählt. Diese Kreis-General-Versammlungen werden durch Delegierte der Ortsvereine und dem Kreisvorstand gebildet. Die Zahl der von den einzelnen Ortsvereinen zu entsendenden Delegierten richtet sich nach der Mitgliederzahl, ist aber so geregelt, daß eigentlich eine Majorisierung der kleinen Orte ausgeschlossen ist. In einigen ländlichen Kreisen werden auch die Delegierten zum Parteitag durch Urwahl gewählt, d. h. die Kreis-General-Versammlung unterbreitet den Ortsvereinen die von ihr gemachten Vorschläge und es wird dann, ähnlich wie bei den Reichstagswahlen, die Wahl vorgenommen. Ähnlich finden auch die Wahlen in den Wahlkreisen, die nur aus einem Ort bestehen oder wo, wie in Berlin, München usw. der Ort sogar in mehrere Wahlkreise zerfällt, statt. Hier wird ebenfalls je nach dem Statut, das sich der einzelne Kreiswahlverein gegeben hat, entweder wieder auf der Kreis-General-Versammlung, die durch Delegierte gebildet wird, oder aber wie früher in dem 4. und 6. Berliner Wahlkreis, durch Urwahlen, in ähnlicher Weise, wie vorhin schon geschildert, die Wahl vor-

Digitized by Google

genommen. Auf diese Weise wurden bisher in den letzten Jahren die Delegiertenwahlen durchgeführt und auch der nächste Parteitag wird wohl noch auf diese Weise zusammengesetzt werden. In dem Augenblick, wo das neue Reichstagswahlgesetz durch die Nationalversammlung verabschiedet ist, wird ja eine Umstellung der Organisation notwendig und dadurch auch die Delegiertenwahlen auf eine andere Basis gestellt.

Wenn Ihnen einmal von einem Parteigenossen gesagt wurde, daß der Wahlmodus auf die Zusammensetzung des Parteitages einen Einfluß ausgeübt hat, so ist das wohl ein Irrtum. Einen Einfluß auf die Zusammensetzung des Parteitages wurde vor Schaffung des neuen Organisationsstatutes durch das bis dahin bestehende Recht der Wahlkreise, ohne Rücksicht auf die Mitgliederzahl, drei Delegierte auf den Parteitag zu entsenden, ausgeübt. Das wurde besonders von den Großstädten, hier wieder Berlin, benützt, um Parteigenossen einer bestimmten Richtung den sogenannten armen Wahlkreisen zu empfehlen und auch ihre Wahlen dadurch zustande zu bringen, daß sie die Delegationskosten übernahmen. Das ist, wie Sie aus dem Organisationsstatut ersehen, gegenwärtig ausgeschlossen und hat der Wahlmodus heute eigentlich keinen Einfluß auf die Zusammensetzung des Parteitages."

Auch über die gegenwärtige Stimmung in Arbeiterkreisen habe ich einen Sozialdemokraten gefragt. Vor einiger Zeit besuchte mich ein gelernter Arbeiter, der den Krieg mitgemacht hat und trotz seiner Jugend schon ein alter Sozialdemokrat ist, weil er mit 15 Jahren in die Bewegung kam. Seine Auffassungen sind die des überzeugten Mehrheitssozialisten und geben wohl die Stimmung wieder, die in weiten Kreisen der politisch geschulten Arbeiterschaft herrscht.

„Ihrem Wunsche gemäß übersende ich Ihnen hiermit eine kurze schriftliche Niederlegung meiner Ansicht über die heutigen politischen Verhältnisse in der Arbeiterschaft. Als entschiedener Gegner einer Richtung, die mehr auf Putschtaktik wurzelt als auf sozialistischer Weltanschauung, muß ich leider die traurige Tatsache bekennen, daß heute unter uns Zustände herrschen, die, was Verworrenheit und Borniertheit betrifft, jeder Beschreibung spotten. Die Revolution war das Ventil, das eine ungeheure Masse von Indifferenten ins Lager der Bewegung trieb. Leute, die früher der Politik völlig fremd gegenüberstanden, verfolgten nun mit Interesse die Geschehnisse der Zeit, und waren auf Grund ihrer hervorragenden Unwissenheit natürlich in der Mehrzahl geneigt, den Beschlüssen der gesetzgebenden Körperschaften Mißtrauen und sogar unverhohlene Verachtung entgegenzubringen. Daß dieser verhängnisvolle Pessimismus nicht versiegte, waren gewissenlose Hetzer vom Schlage eines Mühsam, Levien, Neurath usw. unablässig bemüht. Und heute glimmt der Zunder der Unzufriedenheit und der Unvernunft unter der Masse fort und lodert zur vernichtenden Flamme empor, wenn irgendein verkrachter, womöglich ausländischer Musenknabe das Signal dazu gibt. Mit einem genügenden Vorrat phrasenreicher Schlagwörter ist man heute imstande, eine Massenversammlung zur wildesten Ekstase anzustacheln.

Ein Haupttummelplatz der irregeleiteten, erregten Massen waren die Gewerkschaften. Während erprobte, im Kampf um die Arbeitersache ergraute Führer in den Hintergrund geschoben wurden, besetzten nicht selten unerfahrene Neulinge die leitenden Stellen. Auf Generalversammlungen errangen die extremen Elemente die Majorität, beseitigten die Vorstandschaften und führen heute die Geschäfte unter einer Parole, die spitzfindig zwischen Demokratie und Diktatur herumpendelt. Die traurigen Ereignisse der letzten Tage in Berlin wären sicher nicht eingetreten, wenn zielbewußte Gewerkschaftsführer der Demonstration der

Digitized by Google

U. S. P. entgegengearbeitet hätten mit der klaren Ansicht, daß ein Aufzug, sei er noch so gewaltig und eindrucksvoll, keinen Paragraphen des Betriebsrätegesetzes ändern wird, solange gewissenlose Hetzer derlei Begebenheiten für ihre Pläne ausnützen, was um so leichter zu bewerkstelligen ist, da sie ganz genau wissen, wie blind die überaufgeklärten Massen auf derlei schändliche Antriebe reagieren. Diese Tat der U. S. P. war ein Faustschlag ins Angesicht der Demokratie! Und wird sie die Opfer auf ihr Konto nehmen? Ein Orkan von Schimpf- und Schmähreden wird aus der linkssozialistischen und kommunistischen Presse heulen um diejenigen, die darauf lechzen die Ereignisse zu erfahren, gebührend zu bearbeiten. Wie die wahre Sachlage war, wird dabei keine Rolle spielen, über die wird man, wie gewöhnlich, flink hinwegsteigen. Die Berliner Gewerkschaftsführer hätten wissen sollen, daß sie allein mehr erreicht hätten als im Schlepptau einer politischen Partei, die heute noch in den Windeln liegt und ihren Hauptbestand aus Überläufern und Novembersozialisten zusammengeholt hat. Solange der U. S. P. an der Quantität ihres Zulaufs mehr liegt als an der Qualität, kann sie unter der Arbeiterschaft keine objektive Arbeit leisten.

Der Wechsel der Verhältnisse hat bedingt, daß sich heute Hunderttausende von Arbeitern mit Dingen beschäftigen müssen, denen sie früher sehr abhold waren und in der Mehrzahl feindlich gegenüberstanden. Ich erwähne nur Streiks, Demonstrationen, Maifeier usw. Heute sind sie sehr davon eingenommen! Zur Friedenszeit, wo ein Streik mit Hunger und Elend begleitet war, konnte man viele bemerken, die mit geradezu hündischer Unterwürfigkeit den Unternehmern dienten und die Bewegung schwer schädigten. An den Pranger konnte man sie nicht leicht stellen, da sie indifferent und für die Gewerkschaftssache absolut nicht zu gewinnen waren. Oder aber, sie taten aus Schönheit mit und zogen Nutzen aus einer Sache, zu der andere die Kosten trugen. Heute möchte ich diese Elemente nicht suchen! So mancher ist mir in die Hände gelaufen und mit Staunen mußte ich bei den meisten einen Schwall politischer Phrasen mit anhören. Die meisten haben den Weg zum Kampf gefunden, aber sie kämpfen mit verbundenen Augen, auf jedes Kommando reagierend, nur nicht auf das, das zum Pflichtgefühl, zur Ordnung und zur Arbeit ruft. Und wer treibt einer bis zum Wahnsinn aufgepeitschten Menge diesen Teufel aus? Hier lassen uns alle Mittel im Stich. Hier kann nur eines helfen, die — Zeit. Dazu aber wird es zu spät werden. Denn gerade in der Arbeiterschaft steckt die wichtigste Kraft zum Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens. Denn sichergestellte Ernährung in ausreichendem Maße und andere Errungenschaften wird manchen wieder zurücktreiben in sein politisches Phlegma und alle Kräfte und hetzerischen Antriebe würden ihn nicht mehr veranlassen können, sich an der Bewegung zu beteiligen.

Schon heute begegnet man allenthalben Leuten, die altklug behaupten, eine Monarchie sei ihnen unter Umständen lieber als die jetzige Staatsform, es wäre dann wenigstens die Gewähr vorhanden, daß man wieder etwas zu essen und anderes bekäme. Das ist der Werdegang der Lehren, die heute von der extremen Führerschaft ins Proletariat geschleudert werden. Allenthalben sehen die Leute ein, daß sie schmählich getäuscht wurden und da sie nicht die Kraft des positiven Erkennens besitzen, tauchen sie wieder zurück in ihre armselige, stupide Weltanschauung, in die Hände der Unternehmer und der Reaktion. Nur der Stimmzettel und die gellende Phrase unterscheidet sie noch von ihrem früheren Denken und Fühlen. Aber bald werden sie unterm Einfluß der Unternehmer und Pfaffen die Revolution vergessen haben. Besonders unter Frauen habe ich diese Ansicht oft vertreten hören.

Digitized by Google

Darunter solche, die mit wildem Pathos zur Wahlurne gingen, um ihren Stimmzettel los zu werden und die nach einigen Wochen ihre Kinder in die — Konfessionsschulen schickten! Die meisten Männer, die ihre Frauen bei der Wahl beeinflußt hatten, durften sich bei dieser äußerst wichtigen Abstimmung kein Urteil erlauben, denn die Kinder sind nach ihrer Ansicht Sache der Frau! Ganz Kluge verteidigten ihren Ausschlag in den Schoß der Kirche mit der naiven Ansicht, daß die Religion Privatsache sei! Ihr extremen Führer der Massen, seht ihr nicht, wie hier die Zukunftsgedanken, die euch die Rätekrankheit eingeflüstert hat, wie ein Kartenhaus zusammenstürzten! Tretet nur offen heran mit den sozialistischen Zielen, die Religion und Familie betreffen und euer Nachlauf wird wie gehetzt auseinanderwirbeln! Ihr habt eure Massen in der Weißglut der Revolution geschmiedet, es war euch ein leichtes, die richtige Form schnell nach eurem Geschmack zu erzielen, da ihr aber auf Qualität und Bruchfestigkeit zu bauen habt, werdet ihr bittere Erfahrungen machen. Eine richtige Härte habt ihr eurem Stahl nicht zu geben vermocht, da die Voraussetzungen hierzu zuschanden geworden waren.

Die Wege, welche zu beschreiten wären, um aus unserem jetzigen Wirrwarr zu kommen, sind genug von den Verschiedensten erörtert worden. Und jeder intelligente Arbeiter wird sie mehr oder weniger warm befürworten. Erst eine gesunde Wirtschaftslage wird die Verhältnisse wieder besser gestalten können. Meine Partei ist hier immer bahnbrechend vorangegangen. Waren verschiedene Fehler unterlaufen, so hatten dieselben doch nicht vermocht, das Endziel zu verwischen. Während andere feige darauf verzichteten, positive Arbeit zu leisten, um im Hinterhalt mit Hilfe der Opposition ihre dunkle Politik auszuüben, stehen unsere Führer trotz Anpöbelung und offensichtlicher Anfeindung fest auf ihren Posten und leisten, was ihren schwachen Kräften möglich ist. Das Proletariat, das sich in den Apriltagen 1919 von Judenknaben sagen lassen mußte, es sei für die Räterepublik viel zu unreif, möge sich heute von einem Arbeiter sagen lassen: Wer nicht in der Lage ist, das parlamentarische System, für das Millionen von Arbeitern jahrzehntelang gekämpft, in seiner Eigenart richtig einzuschätzen, der ist wahrhaftig nicht mehr wert, daß er von der neuen Staatsform mehr zu erwarten hat als vom alten Königreich. Wer sich seine politische Anschauung gründete, bloß weil ihm die Revolution Veranlassung dazu gab, der ist nach meiner Meinung entschieden zu unerfahren, um an Staatsformen und Verfassungen zu rütteln. Der soll sich ruhig einer Bewegung anschließen, die zurückreicht in eine Zeit, wo Ausnahmegesetze den Arbeiter vergewaltigten und die auf Grund ihrer Erfahrung entschieden mehr zum Heil führen kann als extreme Schreihälse und unwissende Nörgler.

Das Frühjahr wird uns Wahlen und neue Kämpfe bringen. Aber sie werden die Entscheidung bringen, ob der Arbeiter das durch die Revolution Errungene behält oder verliert. Denn die sozialen Anstriche, die sich die bürgerlichen Parteien zugelegt haben, werden bald verschwunden sein, wenn sie das Ruder in die Hand bekommen, und letzteres ist möglich, wenn die Arbeiterschaft in der jetzigen Weise weiterwurstelt. Wer die Verantwortung dann trägt, ist nicht schwer zu erkennen; aber zur Verantwortung werden sie vom Proletariat nicht mehr genommen merden können, denn dazu wird es dann zu spät sein."

Ueber diese Verhältnisse habe ich dann noch einen der angesehensten Gewerkschaftsführer gefragt. Er bestätigte im ganzen durchaus die Angaben des Arbeiters. Wie groß der Zuwachs seit der Revolution gewesen ist, ergibt sich aus folgenden Zahlen:

Digitized by Google

	Vor der Revolution	Ende 1919
Metallarbeiterverband München	10 556	21 438
Gewerkschaftsverein München	40 000 bis 45 000	ca. 145 000
Metallarbeiter im Reich	165 070	1 545 416
Textilarbeiter im Reich	74 251	403 904
Gemeinde- und Staatsarbeiter im Reich	40 992	260 599

Über die Wahlen zum nächsten Parteitag und ihre Aussichten konnte ich auch hier wenig erfahren. Fest steht, daß die Auseinandersetzung zwischen der alten Partei und den Unabhängigen überwiegend auf dem Prozeßwege stattgefunden hat und daß nur in wenigen Städten, z. B. Halle, die Unabhängigen obgesiegt haben und in den Besitz der Parteipresse gelangt sind. Der Außenstehende könnte annehmen, daß die Unabhängigen bei den Wahlen zum nächsten Parteitag versuchen werden, trotzdem sie sich offiziell getrennt haben, soviel wie möglich Leute ihrer Richtung als Delegierte auf den Parteitag der Mehrheitssozialisten zu bringen, auf diesem eine radikale Mehrheit zu schaffen und sich dadurch in den Besitz des Parteivermögens und der Parteipresse zu setzen. Die Bedeutung eines Erfolges in dieser Richtung wäre gar nicht abzusehen. Die maßgebenden Leute der Mehrheitspartei halten eine solche Überrumplung für ausgeschlossen und halten ihre Partei nach dem Ausscheiden der Unabhängigen für einheitlicher als je zuvor. Nur in Gewerkschaften wird eine Überrennung der Mehrheitspartei und Übergang der Geldmittel und der Presse an die Unabhängigen für möglich gehalten; im Metallarbeiterverband hat dieser Vorgang auf dem Verbandstag in Stuttgart stattgefunden.

Die Wahlen zum sozialdemokratischen Parteitag waren schon stets mit die wichtigsten Wahlen, die in Deutschland stattfanden. Die Reichstags- und Landtagswahlen haben sozusagen nur den Rohstoff für die Partei geliefert, parlamentarische Sitze zur Ausübung von politischer Macht. Über die Verwendung dieser Macht hatte der Parteitag zu entscheiden. Es wurden damals Eisenbahnzüge von Papier bedruckt nicht nur mit Berichten, sondern auch mit Artikeln über die Verhandlungen der Parteitage, aber wir sehen nicht, daß die Öffentlichkeit sich jemals mit dem Wahlverfahren für den Parteitag beschäftigt hätte. Man sah, daß erprobteste Gewerkschaftsführer, die das Vertrauen der Arbeitermassen besaßen, wie Schulbuben abgekanzelt wurden, ohne sich zu fragen, durch welches Wahlverfahren diese Mehrheit gegen sie zustande kam. Das Wahlverfahren aber — darin sind wir anderer Ansicht als der sachverständige Korrespondent, dessen Brief wir oben wiedergegeben haben — bleibt bei jeder Wahl für den Ausfall mitbestimmend.

Jetzt aber, wo die Sozialdemokratie die größte und herrschende Partei Deutschlands ist, dürfte die Wahl zum Parteitag mit die wichtigste sein, die in diesem Jahr stattfindet. Es ist eine der bezeichnendsten Tatsachen für die politische Unfähigkeit der Deutschen, daß über das Wahlverfahren unter den Mitgliedern wie unter den Gegnern der Partei fast allgemeine Unkenntnis herrscht. Noch in diesem Augenblicke sind Leute in leitenden Stellungen in der Sozialdemokratie der Ansicht, daß die Wahlen dieses Jahr im ganzen Reich gleichmäßig nach einem einheitlichen Verfahren stattfinden werden, während aus dem oben abgedruckten Briefe hervorgeht, daß dies nicht der Fall ist.

Wir nehmen an, daß die Uneinheitlichkeit zurückgeht auf die Zeit des Sozialistengesetzes, wo das Schicksal der Partei in der Hand der Vertrauensmänner an den verschiedenen Orten lag, die wohl je nach den örtlichen Verhältnissen

Digitized by Google

in geheimen Abmachungen die Delegiertenwahlen für die gleichfalls geheimen Zusammenkünfte der Gesamtpartei veranstalteten. Dabei scheint es dann geblieben zu sein, als alles in voller Öffentlichkeit vor sich gehen konnte und die Partei das demokratisch-parlamentarische System verkündete. In der gleichen Zeit, in welcher die Partei jede indirekte Wahl für die Landtage und Gemeindevertretungen als undemokratisch verwarf, hat sie selbst für ihr eigenes Parlament in großem und entscheidendem Umfang indirekt gewählt, so daß die Arbeiter selbst nicht wußten, wer sie vertreten wird und ein kleiner Kreis von Vorstandsmitgliedern und Parteifunktionären es in der Hand hatte, Delegierte zu bestimmen, zum Teil sogar unter (vgl. oben S. 374) Ausnützung der finanziellen Überlegenheit.

Wenn wir sagen, daß in diesem Augenblicke der größere Teil der Partei über das Wahlverfahren zum nächsten Parteitag im unklaren ist, so haben wir dabei nur die alten Sozialdemokraten im Auge. Wir wollen gar nicht sprechen von den Akademikern und Offizieren, die sich im Krieg, ohne auch nur das Parteiprogramm zu kennen, ihre Sozialdemokratie sozusagen aus den Fingern gesogen haben und jetzt peinlich überrascht sind, daß sie in der Partei gefragt werden, wie lange sie ihr angehören.

Paul Nikolaus Cossmann.

Neue Bücher.

Hans Thoma hat wohl keine Ahnung, welche Nuß er mit seinen Erinnerungen „Im Winter des Lebens" (Jena, Diederichs) zukünftigen Herausgebern zu knacken gibt. Genau vor zehn Jahren ist nämlich sein erstes Buch dieser Art erschienen „Im Herbste des Lebens" (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte). Die Aufgabe nun, die Thoma mit diesem neuen Buche den Büchermachern der Zukunft stellt, läßt sich in der bekannten Zeile König Ludwigs I. zusammenfassen: „Wäret ihr beide vereint, wär's für die Erde zu schön." In beiden Büchern erzählt nämlich Thoma sein Leben; die Anklänge sind oft wörtlich, so stark ist die Ähnlichkeit. Unwillkürlich denkt sich der Leser: „Schade, daß die zwei nicht ineinander verschmolzen sind, das wäre ein fast noch schöneres Seitenstück zu Ludwig Richters Lebenserinnerungen eines deutschen Malers." Diese Aufgabe wird zukünftige Herausgeber nicht ruhen lassen; sie ist nicht ganz leicht, aber zu lösen ist sie, mit Geduld und Liebe, und sie wird auch sicher eines Tages gelöst werden. Beide Erinnerungsbücher haben nämlich ihre Vorzüge: im ganzen kommen bei denen des Siebzigers die Jahre in Karlsruhe und München und die Reisen in Italien deutlicher heraus, bei denen des Achtzigers die Kindheit und Jugend. Im einzelnen ist es oft schwer zu sagen, welcher Fassung der Preis gebührt. Es ergeht einem, wie mit manchen Bildern, die Thoma wiederholt gemalt hat: je öfter und länger man sie betrachtet, desto schwieriger wird die Wahl; zum Schluß entscheidet man sich für beide. Über Thoma als Schriftsteller braucht man kein Wort mehr zu sagen. Wer diese Erinnerungen liest, weiß, daß er ein großer Dichter geworden wäre, hätte er nicht vorgezogen, ein großer Maler zu werden. Man spürt den Dichter in seinen Bildern, wie man auf Schritt und Tritt aus seinen Büchern den Maler erkennt. Von Ludwig Richters Lebenserinnerungen gibt es eine Ausgabe mit Bildern, die sehr hübsch ist (im Einhornverlag Dachau). Wenn erst einmal dies Thomabuch der Zukunft mit Bildern von Thoma selbst da sein wird, wird man erkennen, in welch hohem Grade seine Kunst und sein Leben zusammengehen; eigentlich hat er immer nur sein eigenes Dasein illustriert.

Digitized by Google

Es ist wohl diese Einheit von Leben und Schaffen, die dem Maler Thoma etwas geheimnisvoll Anziehendes verleiht; sie macht seine Kunst so stark, so fröhlich und so gesund. Es weht einen seltsam friedlich an aus dieser Autobiographie: man fängt das Lesen an und ist schon mittendrin, kann nicht mehr aufhören, bis man am Ende ist, und fühlt sich ganz getröstet, daß uns in dieser gottverlassenen schrecklichen Zeit ein so gotterfülltes, glückliches Buch geschenkt worden ist.

Wie eine Huldigung zu Hans Thomas achtzigstem Geburtstage wirkt der Band Deutsche Malerpoeten (München, F. Bruckmann, 16 Mark), der von Koch und Ludwig Richter über Schwind und Spitzweg führt, von Feuerbach und Marées bis zu Böcklin und Thoma. Das erste Gefühl ist: Was für ein wundervolles Bilderbuch! Brauchen doch wir Erwachsene unsere Bilderbücher so gut wie die Kinder, ja noch nötiger: als Gegengewicht gegen unser fortwährendes anschauungsloses Lesen, das den Sinn des Augs verkümmern läßt. Goethe bemerkt einmal gegen Eckermann, es sollte kein Tag vergehen, an dem wir nicht etwas ganz Gutes, sei es noch so wenig, ansähen. Die Fähigkeit, sich andächtig in ein Bild zu versenken, es oft, lang und langsam anzusehen, jedesmal etwas Neues in ihm zu entdecken, dies unbefangene Kinderglück ist den meisten Erwachsenen verloren gegangen. Aber dieser Band ist nicht nur schön, sondern auch lehrreich. Je öfter wir nämlich seine zahlreichen schwarzen und farbigen Wiedergaben betrachten, desto gespenstig unwirklicher erscheint uns nicht nur fast alles, was augenblicklich ausgestellt und bewundert wird, sondern vieles, erstaunlich vieles aus den letzten Jahrzehnten. Der Verlag Bruckmann hat reizende Bändchen über die Mode herausgegeben, von deren neuestem demnächst die Rede sein soll. Es wäre eine Aufgabe von verlockender Bosheit, an der Hand der alten Jahrgänge, etwa der „Kunst für Alle", ein ebenso niedliches Buch über Malmoden zusammenzustellen: Georg J. Wolf, der zu den Deutschen Malerpoeten den feinsinnigen Text geschrieben hat, würde das sicher ausgezeichnet machen. Wieviel Moden der Malerei sind nicht an uns harmlosen Laien nur in den letzten zwanzig Jahren vorübergegangen! Wurde uns nicht fast alle Jahre eine neue präsentiert, der nicht nur die jungen Halbtalente folgten, nein, auch alte Herren, von Ruf und Können, die sich sozusagen jedes Jahr von irgendeinem Pariser Schneider eine neue Pubertät anmessen ließen? Welch' witziges Buch gäben die toten Malmoden, die sich einmal gebärdeten, als wären sie das einzige Lebendige, das einzige Lebensberechtigte? Glaubte man sich nicht in die Tage der Frührenaissance versetzt, als endlich, endlich Krautäcker in Lebensgröße gemalt wurden? Später freilich lachte man darüber und malte Kartoffelsäcke als Kniestück. War nicht das Antlitz der Erde erneuert, als man sich dressiert hatte, nur noch Violett zu sehen? Und doch, wie ärmlich mußte diese Errungenschaft einem genialen Geschlecht erscheinen, das nicht nur farbenblind war, sondern auch, auf dem Umweg über den alten Greco sogar anastigmatisch! Der Glaspalast drohte einzufallen vor Jubel, als sich Malerei, Architektur und Plastik im Gesamtkunstwerk des nicht mehr gemalten, sondern gemörtelten Schinkens vereinigt hatten, aber ein paar Jahre später durfte ein Bild, das nicht hinter der Mode zurückbleiben wollte, nur noch flimmern wie ein Asphalttrottoir voller Konfetti am Aschermittwoch. Einst, ja da glaubte man, daß es kein edleres Objekt der Kunst gäbe, als einen Absinthtrinker; es sei denn eine Lumpensammlerin. Erst seit kurzem kennen wir das wahre Ziel der Malerei: Fünf Lederäpfel mit Trauerrand in einer irdenen Schüssel. Aber schon pocht ungestüm eine neue, nein, die neue Kunst ans Tor, deren Akte die Schönheit des menschlichen Körpers zum erstenmal erfassen in Gestalt lederner Puppenbälge mit Köpfen wie Stopfeier, und deren landschaftliches Ideal edelgeschwungene Hügel aus Sopha-

Digitized by Google

kissen sind mit dämonischen Grillenhäuseln und metaphysischen Kühen aus der Arche Noah. Die Kunst macht neuerdings jede Saison so rasende Fortschritte, daß die Kritik kaum mehr nachrennen kann. Früher war es einfach: wer nicht zeichnen konnte, war ein Genie. Inzwischen sind wir durch die Schule der Neuseeländer und der Negerplastik gegangen und haben die Höhlenkritzeleien des Neandertalmenschen als Vorbilder entdeckt, und der kleine Moritz ist von den Fliegenden Blättern avanciert zur Luxusmappe. Gibt es eine Zeitung des kleinen Moritz, die nicht sogleich ein großer Moritz lanciert? Hat nicht ein verunglückter Schreinergesell, der neue Sessel entwirft, für die erst neue Popos entworfen werden müssen, Anspruch auf eine Monographie als genialer Innerarchitekt? Das achtzehnte Jahrhundert war so rückständig, daß Lessing noch über die Grenzen von Malerei und Dichtung schreiben mußte; erst das zwanzigste ist so vorgeschritten, daß sich kein Teufel mehr auskennt, wo die Kunst, die keine Kunst ist, aufhört und das Geschäft, das ein Geschäft ist, anfängt. Die Friseure in der Nähe des Hauptbahnhofs handeln auch mit Gemälden, aber warum schreiben sie keine Artikel darüber? Der Phrasenschatz geistreichelnder Kunstkritik lernt sich fixer, als das Haarschneiden. Wenn für die Verwischung der Grenze von Text und Inseratenteil sicherlich nur künstlerische Gründe maßgebend sind, so sprechen vermutlich Erwägungen volkswirtschaftlicher Art dafür, den Unterschied zwischen „Unter der Kritik“ und „Unter dem Strich“ nicht pedantisch zu übertreiben. Das Ergebnis all dieser krampfhaften Bemühungen ist freilich, wir können es nicht verschweigen, eine völlige Verstocktheit des Publikums, das den Jargon der Kunstprazer längst ignoriert, weil es weder metaphysisch noch yiddisch gelernt hat, und alles, was ihm von dieser Seite als neue Kunst offeriert wird, ablehnt wie alte Hosen. Darum ist kaum ein neues Buch so belehrend, wie dieses Werk über Deutsche Malerpoeten. Es ist beinahe ein Katalog derjenigen Kunst, die für das gebildete Publikum heute lebendig ist. Wenn diesem Publikum noch so beredt vorgepredigt wird, aufs Wie, nicht aufs Was komme es an: es glaubts einfach nicht, es kehrt Kunstwerken ohne Inhalt der Phantasie oder des Gemüts unhöflich den Rücken und bildet sich nach wie vor ein, der Zweck der Kunst sei, das graue Leben leuchtender zu machen, das gleichgültige sinnvoller, das dürftige reicher und wärmer. Wenn ihm ein Gemäldesalonkommis, der nicht nur Cézanne und Meggendorfer, sondern sogar Kosmisch und Komisch unterscheidet, noch so überzeugend zuredet: „Für die Kunst, mein Herr, kommen effektiv nur physiologische Komponenten in Betracht: Hirn, Auge, Hand“ — das Publikum ist von diesen Schwind und Spitzweg, Böcklin und Thoma nicht wegzubringen, und fährt, in die Betrachtung ihrer Bilder versunken, eigensinnig weiter: „und aus deinem ganzen Herzen und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften“, wie im Katechismus. Dieses Publikum ist unbelehrbar, unbekehrbar, unbeirrbar. Das scheinbare Publikum eines Jahres mag eine Mode mitmachen. Das wirkliche eines Jahrhunderts läßt sich nichts aufschwätzen und nichts abschwätzen. Alles, was es von seinem Geschmack, einem ganz klaren, sicheren Geschmack abbringen möchte, ist rein in den Wind gesprochen. Es hat sich Raffael so wenig verekeln lassen, wie Böcklin. Es weiß nicht, warum es so ist; es weiß nur, daß es so ist. Es fragt nicht, zergliedert nicht, streitet nicht; es liebt, es ignoriert. Ausstellungen? Es besucht sie nicht. Bücher? Es kauft sie nicht. Zeitungen? Es liest sie nicht. Und doch ist sein Urteil eines Tages fix und fertig, und — merkwürdig! dieses Urteil ist allemal das der Kunstbücher hundert Jahre später. Feuerbach ist nie Mode gewesen, Spitzweg auch nicht, Böcklin wird es erst sehr spät, von Thoma sind noch 1914 Bilder zurückgewiesen worden, allerdings nur in Berlin. Mode waren immer

Digitized by Google

ganz andre Leute. Auch in der Malerei gibt es Moden, die die vornehme Welt trägt, und solche, die nur die Halbwelt bevorzugt: ganz gleichgültig — jede Mode, auch die eleganteste, lebt nur eine Saison lang, und nichts ist heut unmöglicher, als das Feinste von vorgestern. Bedeutende Künstler sind nie Zeitgenossen von Modegrößen, sondern Zeitgenossen unter sich: Spitzweg von Guardi und Teniers; Schwind von Beato Angelico und Altdorfer, nicht von Piloty und Kaulbach. Mode vergeht, Kunst besteht. Das ist das Belehrende, das Tröstende, das Beruhigende dieses entzückend schönen Bandes über Deutsche Malerpoeten.

Immer wieder ist in diesen Heften der unverkürzte Neudruck von Adalbert Stifters „Nachsommer" gefordert worden. Heute können wir ihn anzeigen: ein einziger kostbarer Halblederband großen Formats, bei Fehr in Sankt Gallen verlegt, auf gutem Papier schön gedruckt, Preis neunzig Mark. Der Münchner Bibliothekbeamte Max Stefl hat den Text überwacht und ein wertvolles Nachwort geschrieben. Wir verzeichnen diese Ausgabe als ein Symbol: der Traum einer verschollenen Kultur taucht wieder aus der Tiefe. Der „Nachsommer" gehört zu jenen abseitigen Werken, die, von Mund zu Mund weitergegeben, nicht vielen bekannt sind, vielleicht sogar nur ganz wenigen etwas sein können, von diesen wenigen aber verehrt werden mit einer Hingabe, die sie beinahe gegen den Stifter der Studien ungerecht macht. In dieser mit unendlicher Zartheit abgetönten Erzählung hat er sich die Geschichte seiner einzigen großen Liebe von der Seele geschrieben, mit einer unterirdischen Leidenschaft, über deren Gewalt gerade die Ruhe keinen Zweifel läßt, durch die er sie als Künstler bändigt. Dies langsame Tempo ist um einen ähnlich hohen Preis erkauft wie die Adagios des letzten Beethoven. Jenes unvergeßbare Erlebnis ist gleichsam die dunkle Cella des Tempels, der sie marmorschön umschließt in Verhältnissen von reinstem Wohlmaß. Neben Goethes „Wilhelm Meister" und Kellers „Grünem Heinrich" ist der „Nachsommer" von unsern großen Bildungsromanen der dritte; einen vierten gibt es nicht. Ein ganzes Menschenleben liegt darin beschlossen, Überschwang der Jugend, Wirken des Mannes, ein langer Sehnsuchtsblick hinab und hinaus, nicht nur auf ein Leben, nicht nur auf eine Landschaft, sondern auf eine Welt, die nie wirklich gewesen ist. Denn darum ist der „Nachsommer" so zauberhaft entrückt: er ist wohl das Abbild der erreichten Kultur eines einzelnen und eines kleinen Kreises, das letzte, das wir besitzen, aber das Bild ist bewußt ins Vollkommene verklärt. In diesem vormärzlichen Buche, dessen Eigenheiten an die Schrulle grenzen, weht etwas vom Hauche der beiden Akademien: der athenischen des Platon, und der florentinischen der Medici, der Eros des großen Kulturwillens. Kein Deutscher hat mehr die adlige Gebärde gefunden, mit der Stifter aus der Zeit lautlos hinausgeht, das Tor hinter sich zusperrt und den Schlüssel wegwirft. Für uns, so ruft es aus jeder Seite dieses Buches, gibt es eins: zeitlos werden in der immergrünen Hut lebendiger Hecken, die Jahr um Jahr unsern Garten dichter und höher umfrieden. Was wir im Innern bauen ist einzig unser: unentweihbar, unzerstörbar. Nur dies lebt uns, nur in diesem vermögen wir zu leben. Das Draußen existiert nicht.

Nachsommer ist auch eins der feinsten Kapitel des seltsamen Buches überschrieben, das uns Ernst Bertram über Nietzsche gegeben hat und das in seiner Art wohl überhaupt das schönste über ihn bleiben wird (Berlin, Georg Bondi, 19 Mark). Wie ganz anders als die gesamten bisherigen Veröffentlichungen dieser „Versuch einer Mythologie" seinen Gegenstand ins Auge faßt, mögen die Überschriften der Abschnitte zeigen: Legende. Ahnentafel, Ritter, Tod und Teufel. Das deutsche Werden (hier berührt sich Bertram vielfach mit Thomas

Digitized by Google

Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen"). Gerechtigkeit. Arion. Krankheit. Judas. Maske. Weimar. Napoleon. Scherz, List und Rache. Anekdote. Nachsommer. Claude Lorrain. Venedig. Portofino. Prophetie. Sokrates. Eleusis. Der Genuß beim Lesen dieses Buches ist demjenigen verwandt, mit welchem wir einem Werke der Kammermusik folgen: die Durchführung der Themen ist derart künstlerisch und geistreich, daß sich die schwebende Überlegenheit des Musikers — denn dies und nichts anderes ist Bertram seinem Wesen nach — dem Leser mitteilt und ihn an der Schöpferfreude teilnehmen läßt, die aus jeder Zeile dieses reichen, reifen Werkes klingt. Es hat mit dem musikalischen Kunstwerke gemein, daß es eine in sich völlig geschlossene Welt ist, deren Gesetze so hoch über denen alles wissenschaftlichen Räsonnements stehen wie ein guter Sonatensatz über der besten Harmonielehre. Das vielmißbrauchte Wort Erlebnis ist dem Buche gegenüber einzig angebracht, weil das Wertvolle darin ebensosehr Bertram wie Nietzsche ist. Es hat nicht nur die Kongenialität der Interpretation, sondern die Genialität der freien Phantasie. Seine zwanzig Kapitel sind ebensoviele Sätze eines glänzenden Variationenreigens aus einem Guß einer Inspiration, jeder mit allen andern innerlich verbunden durch die Verwandtschaft seiner trotzdem niemals ermüdenden Thematik. Ich kenne kein Werk der Literatur, das so gearbeitet wäre. Es ist in seiner Gattung nicht nur neu, sondern einzig.

Es sei gestattet, zwei kleinere Schriften Bertrams zu nennen, die beide in hohem Grade des Lesens wert sind. Die eine ist eine Rede aus dem Anfange des Krieges „Wie deuten wir uns?", die andere enthält seine Bonner Probevorlesung über Lichtenberg und die Antrittsvorlesung über Stifter (beide im Verlag Friedrich Cohen, Bonn). Auch aus ihnen spricht ein wählerischer Geist, eine vornehme Gesinnung und reife Bildung. Was sie, gleich dem Buch über Nietzsche, besonders auszeichnet, ist eine Schönheit der Form, die weit über sonstige Veröffentlichungen dieser Gattung hinausgeht, eben weil sie mehr als Form, weil sie sichtbar gewordene Wesensart ist. Sie sind Bekenntnisse einer Deutschheit, die wir schon verloren wähnten, und die sich ebensosehr durch die Wahl ihrer Gegenstände kundgibt, wie durch die ehrfurchtsvoll verstehende Feinheit, mit der sie diesen Gegenständen gerecht wird. (Der Preis der beiden Vorlesungen ist zusammen 3.80)

Ein besonders schönes Buch ist eben in zweiter Auflage herausgekommen, nämlich die „Künstlerbriefe" aus dem 19. Jahrhundert (Berlin, Bruno Cassirer, 32 Mark). Der Verlag hat mit ihm eine Fortsetzung zu den bekannten Künstlerbriefen von Ernst Guhl geschaffen (Berlin, Guttentag 1880), die von den Sienesen und Florentinern des fünfzehnten bis an die Schwelle des achtzehnten führen. Guhls Zweiteilung ist in dem Cassirerschen Bande beibehalten. Der erste Teil enthält die Deutschen, der zweite die Ausländer. Den Anfang macht ein Dutzend Briefe von Chodowiecki; es folgen Anton Graf und Tischbein, Schadow, Schinkel, Rauch, Carstens, dann die Nazarener: Koch, Overbeck, Cornelius, Schnorr von Carolsfeld; das Paar C. D. Friedrich und Ph. O. Runge. Dann kommt Schwind und der alte Speckter; Blechen, Krüger, Hosemann; Dahl, der ältere Preller, Rethel, Steinle; der jüngere Speckter; Gottfried Keller; Waldmüller, Böcklin, Feuerbach, Marées; Stauffer-Bern, Segantini, Menzel, Leibl; Hans Thoma; Wilhelm Busch; Uhde, Schuch, Liebermann. Dann beginnt die Reihe der Ausländer: Goya; Reynolds, Gainsborough, Constable, Whistler, Beardsley; David, Ingres, Géricault, Delacroix (wer die Briefe von Delacroix vollständig besitzen will — sie gehören mit zu den aufschlußreichsten und menschlich schönsten, die je ein Künstler geschrieben hat —, greife zu den vorzüglich übersetzten beiden Bänden „Eugène Delacroix' Briefe", Basel, Benno Schwabe, je 8.40, der zurzeit

Digitized by Google

besten Ausgabe überhaupt); Gavarni, Daumier, Puvis de Chavannes, Corot, Rousseau, Millet, Courbet, Fromentin, Bastien-Lepage, Manet, Pissarro, Monet, Renoir, Rodin, Cézanne, Gauguin, Rops, Van Gogh (des letzteren Briefe sind im Verlage Cassirer gesondert erschienen). Der Band ist vorzüglich ausgestattet und mit 176 Abbildungen geschmückt. Er bildet eine ungemein fesselnde Ergänzung zu jeder Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Naturgemäß kann er, so reichhaltig er ist, von jedem Künstler uns nicht alle, sondern nur besonders bezeichnende Briefe bringen; aber da die Quellen jeweils angegeben sind, findet sich der Leser leicht selbst weiter. Wenn ich einen Wunsch vorzubringen habe, so ist es der, aus dem Quart-Bande ein halbes Dutzend in Klein-Oktav zu machen. Gerade solche Briefbände nähme man gern auf eine Reise mit, oder sei es nur auf einen Spaziergang. Man hat fast das Bedürfnis, sie im Freien, nicht im Zimmer zu lesen; unter Bäumen, an einem See, auf dem Lande. Es geht ein solcher Hauch von Natur aus von diesen Blättern, daß man fast das Prachtformat bedauert, und sie lieber in kleinen, schmalen Bändchen beisammen sähe, die man in die Tasche steckt wie ein Liederbuch oder einen Band Gedichte. Josef Hofmiller.

Tagebuch.

Graf Arco.

Der Bataillonskommandeur des Grafen Arco schreibt uns:

Ein ganz junger Mann, ein Knabe fast, ist dazu berufen, deutsche Art und Haltung zu zeigen, da über sein Leben entschieden werden soll; er wiederholt das deutsche Wort: „Hier stehe ich und kann nicht anders" und bleibt dabei frei von jeder Pose und spricht ganz offen und tief ehrlich von sich und seiner Tat. — Er kann nicht anders, weil Tradition und Erziehung ihm seine Handlung fast selbstverständlich machen, er kann nicht anders, auch wenn sicherer Tod drohend hinter seinem Beginnen steht, er kann nicht anders als für die begangene Tat restlos und mit ganz aufrichtigem Herzen einzutreten, da ihm eine Reihe von Zufällen, von Wundern fast, das Leben bis zur Verhandlung der Schuld vor Gericht gefristet hat. Es gab kaum glücklichere Art, dem deutschen Adel und dem deutschen Offizierssoldaten Sympathien zu schaffen, es war nicht aus Berechnung oder Überlegung, es war Natur. — Ein Jahr der körperlichen und seelischen Leiden aller Stufen und aller Härten, ein volles Jahr fast der Gefängniseinsamkeit kann Arco nicht erschüttern oder ändern; er trägt die Schmerzen und Gefahren seiner Wunden gelassen und ohne Klage, er trägt allen Schimpf und alle Drohung, die Revolutionsfanatiker täglich über ihn häufen, er steht in dreitägiger Gerichtsverhandlung aufrecht und unbewegt und seine Verteidigung ist: „Ich konnte nicht anders." Und darin liegt Kraft und Adel so stark und packend, daß sie überzeugend und bekehrend wirken, daß seine Hasser und Feinde ihn darum achten müssen. Als Offizier hat er den ganzen Unflat und die „See von Plagen" durchwatet, die die bayerische Revolution dem Soldaten als des „Vaterlandes Dank" geschaffen hat, er hat seine Ideale und Hoffnungen in Trümmern und Schmutz begraben gesehen und doch blieb ihm Glaube und Liebe und Hoffnung an dieses Vaterland unverändert.

Und als ihm sein Vaterland durch Richtermund sein Todesurteil spricht, da gelten seine ersten Gedanken diesem Vaterland und mit kaum bewegter Stimme bittet er seine Kameraden, ihn zu vergessen um seines Vaterlandes willen.

Er konnte sich treu bleiben bis zuletzt und konnte festhalten an dem, was Pflicht schien trotz Tod und Teufel, und konnte sein Leben von sich werfen, da er den

Digitized by Google

Ruf der Heimat zu hören vermeinte; ich glaube, das haben manche noch gekonnt im Deutschland von 1914 und viel weniger waren es schon 1918, und in der Zeit nach dem verlorenen Krieg, da war es einer.

Und ich glaube, wenn der Deutsche beten sollte zu seinem Soldaten-Herrgott, dann sei es vor allem um die Kraft, bereit zu sein, alles hinter sich zu werfen, wenns Vaterland ruft, so wie er Arco diese Kraft gelassen hat, obwohl er ein Graf ist und ein Offizier, und trotzdem er im Feld gestanden hat und verwundet war, und dann auch noch die bayerische Revolution gesehen hat.

Persönliches.

Unserm gefallenen Freund Eugen Gries, dessen Charakterbild wir im Oktoberheft 1916 zu zeichnen versuchten, ist nun drei Jahre nach seinem Tod die höchste bayerische Auszeichnung, der Militär-Franz-Joseph-Orden, verliehen worden. Die Ernennung hat den Wortlaut: „Ich ernenne hiermit den auf dem Felde der Ehre gebliebenen Major Eugen Gries, Bat.-Kdr. im 18. Inf.-Rgt., vom 8. September 1916 ab zum Ritter des Militär-Max-Joseph-Ordens, weil er am 8. September 1916 in der Somme-Schlacht in kühnem, selbständigem Entschluß an der Spitze seines Bataillons durch sein todverachtendes Beispiel die Rückeroberung des für die Gesamtlage wichtigen Foureaux-Waldes ermöglichte, wobei er tödlich verwundet wurde." Wir hoffen, daß diese Auszeichnung allen Überlebenden des Bataillons bekannt wird, die den ebenso gütig-bescheidenen als tapferen Mann wie einen Vater betrauern. Leute des Bataillons erzählen, daß Gries in Stellung nie etwas anderes gegessen hat als die Mannschaften und im Feld nie einen Bissen angerührt hat, bevor alle seine Leute zu essen hatten.

Im Januarheft 1914 schrieb ich über Trient: „Man weiß, wie die dortigen Bestien — nur die deutsch-österreichischen Soldaten sind keine — die dortigen Tiere behandeln." „Möge nie eine Zeit kommen, in der die südtiroler Tiere den italienischen Bestien gänzlich ausgeliefert sind", hatte ich im Oktober 1913 in Trient in mein Tagebuch geschrieben. Diese Zeit ist nun gekommen. Der italienische Generalkommissar für das Trentino hat eine Verordnung erlassen, wonach der Vogelfang mit Schlingen jeder Art, ausgenommen solchen von Metall, für den Fang von Vögeln bis zur Größe der Drosseln, ferner der Vogelfang mit Netzen jeder Art von jetzt ab erlaubt ist. Der Handel mit toten Vögeln ist während der Zeit des Vogelfangs zulässig.

Französisches Konzert in Wien.

Die Neue Freie Presse vom 30. Dezember 1919, Morgenblatt, berichtet über ein „Französisches Konzert" zugunsten des Ersten öffentlichen Kinderkrankeninstituts, unter dem Protektorat des französischen Botschafters, „der auch persönlich erschien und mit seiner Suite in der ehemaligen Hofloge Platz nahm". Es wurden ausschließlich französische Kompositionen, durch deutsche Musiker, vorgetragen, und die rührende Erscheinung, daß für die österreichischen Kinder, die infolge der Ententemaßnahmen außerhalb der Krankenhäuser verhungern, innerhalb der Krankenhäuser durch Aufführung französischer Kompositionen gesorgt wird, veranlaßt den Musikberichterstatter zu einem politischen Exkurs; er meint, „die Kunst ist ein wichtiger Faktor im großen Werke der Völkerversöhnung, die sich, wenn auch erschwert durch allerhand wirtschaftliche und juristische Probleme, allenthalben anzubahnen beginnt".

Nicht ganz so günstig scheint die sozialdemokratische Wiener Arbeiter-Zeitung den durch allerhand wirtschaftliche und juristische Probleme erschwerten Marsch der

Digitized by Google

Völkerversöhnung zu beurteilen. Ihr Morgenblatt vom gleichen 30. Dezember 1919 bringt einen Leitartikel „Auf dem Weg zur Tunisierung", worin mitgeteilt wird, daß die Österreichische Länderbank ihren Sitz nach Paris verlegen und neue Aktien ausgeben wird, die von einer Pariser Bankgruppe übernommen werden. Die Arbeiterzeitung sieht in diesem Vorgang einen Schritt auf dem Weg der Verwandlung Deutschösterreichs in eine Kolonie und meint: „Das Wiener Finanzkapital hat uns dem Ausland verkauft, um seine Kronenaktien gegen Frankenaktien auszutauschen: das war der Sinn seines Kampfes gegen den Anschluß an Deutschland."

Wenn die Arbeiterzeitung recht hat, so wird die dunkle Andeutung der Neuen Freien Presse von „allerhand wirtschaftlichen und juristischen Problemen", die dem großen Werk der Völkerversöhnung im Weg stehen, etwas klarer: sie meint jedenfalls die Erschwerung des Anzeigenverkehrs durch Verlegung der österreichischen Banken nach Paris; vielleicht ist die Frage, ob die österreichische Länderbank von Paris aus in Franken oder Kronen bezahlen wird, noch unentschieden.

Ein Erlaß des bayerischen Kultusministeriums.

Der Bayerische Staatsanzeiger vom 25. Januar 1920 enthält folgende Bekanntmachung:

„Staatsministerium für Unterricht und Kultus.

An die Rektorate der höheren Lehranstalten, einschließlich der städtischen höheren Handelsschulen für Knaben in München und Nürnberg, der Kreislandwirtschaftsschule in Nürnberg und der Landwirtschaftsschule Pfarrkirchen, die Direktorate der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten und Lehrerseminare, an die Präparandenschulen und die Direktorate der militärberechtigten privaten höheren Unterrichtsanstalten.

Betreff: Wolfram-von-Eschenbach-Feier.

Nach der üblichen Annahme ist Wolfram von Eschenbach, der größte Dichter des deutschen Mittelalters, 1220 gestorben. Es vollenden sich demnach in diesem Jahre seit seinem Tode sieben Jahrhunderte.

Dieses Ereignisses soll auch an den höheren Unterrichtsanstalten gedacht werden. Es wird daher bestimmt, daß die Frühjahrsfeste, soweit solche an den Anstalten angeordnet sind, auf den Grundton einer Feier des Dichters eingestellt werden. An den Anstalten, an denen ein Frühjahrsfest nicht vorgesehen ist, soll zu einem geeigneten Zeitpunkt eine besondere Eschenbach-Feier abgehalten werden, zu der ein Tag vom Unterrichte freigegeben werden kann.

In einer Ansprache, die der Auffassungsgabe der Schüler anzupassen ist, soll auf die Werke des mittelalterlichen Sängers und deren tiefen Gehalt eingegangen werden. Durch den Vortrag geeigneter Ausschnitte aus seinen Werken kann der einführende Vortrag umrahmt und erläutert werden. Im übrigen bleibt die Ausgestaltung der Feier den einzelnen Anstalten überlassen.

München, den 19. Januar 1920. J. V.: Saenger."

Wir bekennen unumwunden, daß wir die Feier des Todestags von Wolfram von Eschenbach für die Bildung eines wirklichen Nationalgefühls für wertvoller halten als die Feier des Geburtstags von unfähigen Fürsten.

Die Stellung der Deutschen in der Welt.

Wir kommen zufällig in den Besitz eines aufschlußreichen Briefs aus Amerika. Der Empfänger des Briefes, seit langen Jahren in Neuyork ansässig, nahm dort eine der angesehensten fachärztlichen Stellungen ein. Er war Mitglied einer sehr großen Anzahl von medizinischen und fachärztlichen nationalen (amerikanischen) und internationalen Gesellschaften, aus denen er allen bei Ausbruch des Krieges mit Amerika ausgestoßen wurde. Seit Ausbruch des Krieges diente

Digitized by Google

er freiwillig als Arzt in der deutschen Armee bis zum Schlusse. Er beabsichtigt in den Kreis seiner früheren Tätigkeit zurückzukehren, hat aber bisher trotz der Verwendung hochstehender Persönlichkeiten von der amerikanischen Regierung eine Einreiseerlaubnis nicht erhalten können. Zur weiteren Orientierung — es lagen schon eine Anzahl Briefe von Fachkollegen vor — wandte er sich an den Briefschreiber, da dieser als Herausgeber der gelesensten amerikanischen medizinischen Zeitschrift die Stimmung unter den Ärzten wohl am besten kennen und beurteilen dürfte. Er übt seit zwanzig Jahren keine Praxis aus, ist rein literarisch-medizinisch tätig und ein stiller ernster Büchermensch von vornehmer Auffassung und als äußerst gerecht und milde, um nicht zu sagen etwas weich, bekannt. Er ist seit einer langen Reihe von Jahren mit dem Empfänger eng befreundet. Der Brief, den wir in wörtlicher Übersetzung wiedergeben, hat besondere Bedeutung durch die Persönlichkeit des Schreibers und des Empfängers.

„. . . . 29. November 1919.

Lieber . . . .

Ich war sehr froh, durch Ihren Brief vom 26. Oktober zu erfahren, daß Sie den ganzen Krieg glücklich überstanden haben und gesund sind.

Sie fragen über die Stimmung hier gegen Deutschland. Ich wollte, Sie hätten mich nicht gefragt, aber da Sie es getan, so empfinde ich, daß meine Freundschaft für Sie volle Offenheit erfordert. Sie werden, in der Tat, Veränderungen hier vorfinden, und ich bezweifle es sehr, ob Sie es möglich finden werden, je wieder in Neuyork Fuß zu fassen. Die Stimmung hier unter allen Klassen von Amerikanern ist intensiv abgeneigt gegen Deutschland und alle Deutschen, — nicht, weil wir auf verschiedenen Seiten kämpften, sondern lediglich wegen der schauerlichen Greueltaten, die von den deutschen Soldaten absichtlich begangen wurden und von den Deutschen als Ganzes gutgeheißen wurden. Die Feststellung jener unmenschlichen Taten in Belgien, Frankreich, Polen, Serbien und auf hoher See hat alle Gemüter — Deutsch-Amerikaner ebenso wie geborene Amerikaner — so entflammt, daß Sie und ich eine Abschwächung des Ekels und der Verachtung, die sie hervorgerufen, nie erleben werden. Wir haben natürlich den Bryceschen[1]) Bericht über die belgischen Greueltaten gelesen, aber die darin aufgeführten Handlungen waren so unglaublich, daß wir dachten, der Bericht müßte übertrieben sein; aber alles, was darin enthalten, wurde bestätigt, und mehr als bestätigt durch unsere eigenen Offiziere und besonders die medizinischen Offiziere (Ärzte), die erzählt haben von den vergifteten Brunnen, den fortgesetzten und absichtlichen Bombenangriffen auf Hospitäler, deutlich mit dem roten Kreuz gekennzeichnet, dem Notzüchtigen von Nonnen, dem Abschneiden der Brüste von stillenden Müttern, dem Aufspießen von Säuglingen auf die Bajonette der Soldaten, dem Kastrieren von gebrochenen Greisen, dem Defäzieren auf die Teppiche und in die Betten in französischen Schlössern, wobei Blätter wertvoller Bücher aus den Bibliotheken der Schlösser als Klosettpapier benützt wurden (und dies von Offizieren, Hindenburg und Eitel-Fritz unter ihrer „auserlesenen" Zahl) und anderen viehischen Handlungen und verabscheuungswürdigen Handlungen, zu zahlreich, um sie anzuführen. Wie ich sage, dies wurde zuerst kaum geglaubt, aber wir können das Zeugnis nicht bezweifeln der Chirurgen und anderer Offiziere in unserer eigenen Armee, die Augenzeugen von vielen Scheußlichkeiten waren und die unschuldigen

[1]) James Bryce, 1838 geboren, bekannter englischer Staatsmann und Historiker, Verfasser des „American Commonwealth", vor dem Krieg englischer Botschafter in Washington, war Vorsitzender der Entente-Kommission zur Untersuchung der belgischen „Greuel" und unterzeichnete den Bericht. Sein angesehener Name hatte selbstverständlich großes Gewicht bei den Amerikanern.

Digitized by Google

Opfer deutscher Grausamkeit gesehen und behandelt haben; und auch nicht das von amerikanischen Damen, wie Madame Huard, die Tochter von Francis Wilson[1]) und Mme. Truczinowitz, in deren Schlössern in Frankreich und Polen deutsche Offiziere einquartiert waren und dort ihre angebornen skatologischen[2]) und andere tierischen Instinkte verrieten. Dann, vielleicht noch mehr als irgend etwas anderes, hat die U-Boot-Niedertracht alles Gefühl für Deutschland entfremdet, denn es waren unsere eigenen Leute, in vielen Fällen unsere eigenen Freunde, die ermordet wurden von den feigen Scheusälern in deutscher Marineuniform, vom „Kaiser" und seiner preußischen Meute (Hunden) auf ihren unmenschlichen Auftrag geschickt. Jeder von uns wollte hinübergehen und die Bande (Mannschaft) verprügeln, vom Moment des Versenkens der Lusitania an und nur unser prodeutscher Präsident hat uns solange zurückgehalten.

Natürlich würde niemand glauben, daß Sie oder Tausende anderer anständiger Deutscher solcher Barbareien fähig wären, aber das Volk macht keine Unterschiede und sieht jeden Deutschen an als einen möglichen von Bissing, oder Hohenzollern oder Hindenburg oder Rupprecht.

Ich lege drei Briefe an den —[3]) bei, als Beispiel, von vielen anderen in dieser und anderen medizinischen Zeitschriften, welche Ihnen zeigen werden, wie die Stimmung in der medizinischen Welt hier ist. Sie ist erbitterter, als Sie sich vorstellen können und als irgend etwas, das ich Ihnen schreiben könnte, Ihnen zum Bewußtsein bringen könnte. Selbst viele Deutsche hier verfluchen Deutschland. Der deutsche Klub hat aufgehört zu existieren[4]), der Liederkranz (großer deutscher Gesangverein) hat Deutsch als offizielle Sprache abgeschafft, das deutsche Hospital hat seinen Namen in Lenox Hill Hospital umgeändert; zwei Söhne von einem so in der Wolle gefärbten Teutonen, wie A. (Name eines bekannten deutsch-amerikanischen Großkaufmanns) sind in die Armee eingetreten, um gegen die Deutschen zu kämpfen, und A. selbst hat im Schaufenster seines Geschäftes ein Plakat ausgehängt, das den Abdruck einer blutigen Hand zeigte mit der Aufschrift: „Der Namenszug der Hunnen." Die deutsche Lebensversicherungsgesellschaft hat ihren Namen in Guardian Insurance Company umgeändert; es ist die größte Seltenheit in der Welt jetzt Deutsch auf der Straße sprechen zu hören. Die „Staatszeitung" und der „Herold" sind so zurückgegangen, daß die eine ihre Morgen-, die andere ihre Abendausgabe ausfallen lassen mußten. Selbst in der Musik war es lebensgefährlich für einen deutschen Künstler, zu versuchen vor unserem Publikum aufzutreten. Ich könnte Stöße von Papier weiter anfüllen mit solchen Veränderungen — kurz, alle Spuren von deutschem Einfluß hier sind vollständig ausgewischt; natürlich, die Deutschen haben ihr eigenes Leben und Zusammenleben, aber vom amerikanischen Leben sind sie völlig isoliert, außer jene von ihnen — und solche gibt es viele — die Deutschland nachdrücklich verleugnen. Im übrigen berühren sich die zwei Ströme, die sich früher mehr oder weniger zu vermischen pflegten, nicht mehr.

Ich bedaure, so offen sprechen zu müssen, aber Sie fragen mich nach der Stimmung hier und als Ihr Freund muß ich es sagen. Sie werden von Ihren Kollegen sehr kalt empfangen werden; Sie werden keine Praxis unter Amerikanern haben und die deutschen Ärzte, welche den größten Teil ihrer amerikanischen Praxis verloren haben, werden dafür sorgen, daß Sie keine ihrer Patienten be-

[1]) Bekannter Schauspieler. — [2]) Medizinisch-wissenschaftliche Umschreibung für „kotig". — [3]) Name des medizinischen Blattes, dessen Schriftleiter der Schreiber ist. — [4]) Ist nicht ganz richtig. Nach vielen Verfolgungen hat der deutsche Klub in Neuyork sein schönes Heim am Central Park South verkauft, eröffnet aber neue Räume in West 58th Street.

Digitized by Google

kommen, wenn sie es verhindern können; auch bezweifle ich, ob Sie in die Academy (of Medicine) oder County Medical Society[1]) wieder aufgenommen werden — sicher werden Sie nicht empfangen werden von den Chirurgen, die während des Krieges in Frankreich waren.

Was den Artikel betrifft, den Sie über die Methoden des medizinischen Unterrichts in Deutschland schreiben wollen, so fürchte ich, Sie würden keine medizinische Zeitschrift finden, die sie zurzeit veröffentlichen würde. Es würde dies als deutsche Propaganda betrachtet werden, die Zeitschrift, die ihn veröffentlichte, würde als pro-deutsch gebrandmarkt werden und Scharen ihrer Abonnenten verlieren. Später, — in fünf oder zehn Jahren — könnte ein solcher Artikel annehmbar sein als Beitrag zur Geschichte der Medizin, aber die Erinnerungen sind zu frisch, um es jetzt zu versuchen.

Ich bin so offen zu Ihnen gewesen, ohne Beschönigung zur Schonung ihrer Gefühle, weil ich glaube, daß Sie nicht die Hälfte von den Barbareien, welche von dem deutschen Militärwesen verbrochen worden sind, wissen, wie wir. Sie mögen immer noch denken, es sei Übertreibung (Kriegs-Psychose wie Sie es nennen) und Sie mögen sagen, Sie haben keine Greueltaten gesehen und glauben nicht daran. Aber sie waren nicht in der Gefechtslinie und die Unholde, die die „Arbeit" verrichteten, werden's Ihnen wohl nicht erzählt haben. Aber wenn Sie herüberkommen und mit Leuten sprechen, die im (militärischen) Dienste waren, so werden Sie ihnen glauben müssen, außer wenn Sie sagen, daß Leute wie . . . .[2]) und hundert andere abgefeimte Lügner seien. Aber, wenn man die Verbrechen, die insbesondere als „Greuel" bezeichnet wurden, wegläßt, bleibt immer noch das absichtliche Bombenbewerfen von Lazaretten, das Versenken von Lazarett- und Passagierschiffen, der Gebrauch von Giftgasen trotz des bei der Haager Konvention feierlich gegebenen Versprechens, es nicht zu tun, das Vergiften von Brunnen, das Stehlen von Maschinen und Vieh, die Diebstähle aus französischen Schlössern (die beliebte Art von Plündern durch die würdigen Söhne des Kaisers) und all die ehrlosen Handlungen nicht von Kriegern sondern von Straßenräubern.

Trotz alledem jedoch besteht kein Haß gegen individuelle Deutsche, die nicht selbst an den Greueln teilgenommen haben, die nicht für die verbrecherischen Taten der deutschen Armee verantwortlich waren und ein Einverständnis damit ablehnen. Solche Leute könnten sich wieder rehabilitieren, indem sie ihren Abscheu vor den Handlungen der militärischen Kräfte öffentlich ausdrücken und sich um das amerikanische Bürgerrecht bewerben als ein Mittel, um sich von dem Schandmal zu reinigen, das jeder tragen muß, der die barbarische und verbrecherische Kriegsführung durch die Deutschen gutheißt oder nicht verdammt.

Mrs. — (Frau des Briefschreibers) wünscht sich mir anzuschließen im Ausdruck freundlicher Empfehlungen an Mrs. — und Mrs. — (Frau des Empfängers) und ich bin Ihr aufrichtiger (ergebener) — — —."

Dem Brief lagen Ausschnitte einer amerikanischen Ärztezeitschrift bei, denen wir folgende Stellen entnehmen:

Am 21. Juni 1919 schreibt Dr. E. T. Robinson in einem Protest gegen die Zulassung deutscher Ärzte in den Vereinigten Staaten:

„Die Erinnerung an die Unmenschlichkeit der deutschen Ärzte bei Behandlung verwundeter Soldaten genügt schon, um sie aus der Gesellschaft

[1]) „Academy of Medicine", eine angesehene medizinische Gesellschaft, die zur Aufnahme ihrer Mitglieder etwas höhere Ansprüche macht, County Medical Society, medizinische Gesellschaft der Grafschaft Neuyork, in der jeder Arzt, gegen den nichts vorliegt, aufgenommen wird. Durch sie wird man Mitglied der State Medical Society — eine moralische Notwendigkeit. — [2]) Folgen die Namen von fünf der ersten Chirurgen Amerikas, die mit dem Empfänger des Briefes befreundet waren.

Digitized by Google

von Mitgliedern des ärztlichen Berufs auszuschließen. Es gab vielleicht eine Zeit, vor dem Krieg, wo die Ärzte der ganzen Welt als eine Art Brüderschaft angesehen werden konnten. Der deutsche Arzt hat sich außerhalb dieser Gemeinschaft gestellt und es ist nicht wahrscheinlich, daß er in der gegenwärtigen Generation wieder in sie aufgenommen wird."

Im gleichen Sinn hatten sich vorher schon Dr. Charles A. Powers geäußert, der in Frankreich Dienst getan hatte, ebenso Dr. W. W. Keen, der die Hoffnung ausspricht, daß nie wieder ein amerikanischer Arzt einem Deutschen die Hand geben wird und daß keine amerikanische ärztliche Gesellschaft auch nur einen einzigen als Mitglied aufnehmen wird.

Die drei hier angeführten Ärzte gehören zu den angesehensten Amerikas.

Man darf sich natürlich bei einem Volk von über hundert Millionen die Stimmung nicht einheitlich denken. Während aus dem oben abgedruckten Briefe und auch aus anderen Berichten ersichtlich ist, daß gerade aus dem Feld Zurückgekehrte viel für die Verbreitung gehässiger Unwahrheiten getan haben, haben wir aus anderen ebenso zuverlässigen Quellen gehört, daß die aus dem Feld Zurückgekehrten sagten: „Nur die Neuseeländer und die Deutschen sind feine Kerle, alles übrige taugt nichts, am wenigsten die Franzosen," daß unter denen die als Besatzungstruppen in deutschen Gebieten waren eine verbreitete Redewendung sei „Ich fürchte, wir haben den falschen geschlagen" und daß überhaupt schon jetzt vielfach ein Umschlag der Stimmung zugunsten der Deutschen zu bemerken sei. Es wird aber besser sein, immer das Ungünstigere anzunehmen, um sich keinen schmählichen Ablehnungen auszusetzen.

Die holländische Zweigniederlassung der Siemens-Schuckert-Werke hatte im August 1919 eine Depesche aus Bombay erhalten, als deren Absender sie ihre englische Tochtergesellschaft vermutete, die „Gebrüder Siemens-Dynamo-Werke"; sie erhielt von diesen die im folgenden wörtlich übersetzte Antwort:

„Bombay, 3. 10. 1919.

Wir haben Ihren Brief Nr. 26 A. R., datiert 2. September 1919, erhalten. Ihre Bemerkung, daß wir Ihnen ungefähr am 24. August d. J. ein Telegramm geschickt hätten, ist eine ganz gemeine Lüge — eines Hunnen würdig.

Wir wissen nicht, was der Zweck Ihres Briefes ist. Falls dies aber ein Schritt sein sollte, einen Schriftwechsel in der Absicht einzuleiten, zum Geschäft mit uns zu kommen, so können wir Ihnen offen sagen, daß, solange der Unterzeichnete lebt, er nichts Deutsches mehr berühren wird, da es stinkt wie Ihr Name.

Wir wollen auch nicht Ihre freundlichen Grüße — von Bazillenhunnen!

Wir wollen unsere Kunden nicht wissen lassen, daß wir Briefe von Bazillenhunnen empfangen haben, daher schreiben Sie nicht wieder an uns — falls Sie es doch tun, werden wir Ihnen einen wirklich unangenehmen Brief schreiben.

Es ist selbstverständlich schwer, in Worten auszudrücken, was ein normal anständig urteilender Brite von den deutschen Hunnen denkt, aber Sie dürften in der Lage sein, es aus Vorgehendem zu ersehen.

Gebrüder Siemens-Dynamo-Werke (gez.) Geo. Barnes."

Die wirtschaftlichen Mitteilungen aus dem Siemens-Konzern, denen wir diesen Brief entnehmen, führen an, daß die englische Tochtergesellschaft, von der dieser Brief stammt, auch weiterhin den Namen Siemens führt, die ihr vom deutschen Stammhaus überlassenen Konstruktionen als ihre eigenen bezeichnet und überhaupt alles tut, um den Anschein zu erwecken, als ob sie es sei, die dem Namen Siemens zu seinem Weltruf verholfen hat. — Kein klardenkender Mensch hat erwartet, daß wir, wenn wir nicht siegen anders als mit Fußtritten behandelt werden würden, überraschen kann daher nur, daß von der holländischen Niederlassung offenbar „freundliche Grüße" nach Bombay gesandt waren.

Digitized by Google

Privatdozent Dr. Friederichs in Rostock, der längere Zeit auf Samoa gelebt hat, schreibt uns: „Die Grippe hat, wie man jetzt erfährt, im Herbst vorigen Jahres auch auf den fernen Inseln der Südsee ihren Einzug gehalten und auf den Samoa-Inseln, die vor dem Kriege unter deutscher Schutzherrschaft standen und dann unter neuseeländische Militärverwaltung kamen, ist ihr ein Viertel der auf 36000 Köpfe zu schätzenden eingeborenen Bevölkerung zum Opfer gefallen. Die Verwaltung hatte in keiner Weise gegen das Eindringen von Seuchen vorgesorgt, obgleich es eine alte Erfahrung ist, daß eingeschleppte Krankheiten unter den durch keine Immunität dagegen geschützten Eingeborenen schrecklich wüten. Daß die Einschleppung hätte verhütet werden können, ergibt sich daraus, daß früher mehrfach der Ausbruch solcher Epidemien in Samoa durch sorgfältige Quarantäne vollständig verhindert worden ist. Der Administrator, Oberst Logan, ist infolge der aus Samoa laut werdenden Stimmen der Empörung abgesetzt worden, aber das Unheil ist geschehen und wieder ein Südseevolk dem Aussterben näher gebracht — das erste Geschenk der Eroberer an die Eingeborenen, die durch die Stellung unter australische Schutzherrschaft beglückt und vor der ‚schlechten deutschen Verwaltung' geschützt werden sollten."

Wir erhalten aus Berlin den Prospekt über ein Werk „Der Völkerbundgedanke". Der Prospekt beginnt mit den Worten „Immer mehr zeigt sich, daß die Völkerbundidee der leitende Gesichtspunkt der künftigen auswärtigen Politik ist." Es schaut ganz so her.

Neue Geschichtsbücher.

Dr. Fritz Endres schreibt uns:

Eine neue Weltgeschichte. Im Verlage von Fr. A. Perthes in Gotha gibt der bekannte österreichische Gelehrte und Politiker Ludo Moritz Hartmann eine „Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung" heraus, von der einstweilen drei nicht sehr umfangreiche, vortrefflich ausgestattete Bände erschienen sind: Einleitung und Geschichte des alten Orients von E. Hanslik, E. Kohn und E. G. Klauber; Griechische Geschichte von E. Cicotti; Römische Geschichte von L. M. Hartmann und J. Kromayer. Das Werk will, wie der Herausgeber einführend mitteilt, das Hauptgewicht auf die Massenerscheinungen, auf Wirtschaft und Recht legen, während „das Individuelle, das chronologische, kriegsgeschichtliche, diplomatische Detail nur soweit herangezogen worden sind, wie es zur Erläuterung und zum Verständnis der großen Entwicklungslinien notwendig erschien": ein wissenschaftlich und künstlerisch anfechtbares Prinzip der Stoffauswahl. Trotzdem sei diese Weltgeschichte, sachkundig, gut geschrieben, vortrefflich disponiert, jedem Gebildeten warm empfohlen. Von der ungeahnten „Aktualität" antiker Geschichte ganz abgesehen — das Kapitel etwa über den „Untergang der antiken Welt" klingt manchmal, als sei von uns die Rede — wird der politisch interessierte Leser auch sonst aus einer Weltgeschichte wie dieser mehr lernen können, als der Routinier des Alltags glaubt. Der Deutsche aber — „das wahrste Studium der vaterländischen Geschichte", schreibt Jakob Burckhardt in seinen unvergänglichen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", „wird dasjenige sein, welches die Heimat in Parallele und Zusammenhang mit dem Weltgeschichtlichen und seinen Gesetzen betrachtet, als Teil des großen Weltganzen, bestrahlt von denselben Gestirnen, die auch andern Zeiten und Völkern geleuchtet haben und bedroht von denselben Abgründen und einst heimfallend derselben ewigen Nacht und demselben Fortleben in der großen allgemeinen Überlieferung."

Eine willkommene Ergänzung zur „Römischen Geschichte" Hartmann-Kromayers, willkommen schon deshalb, weil sie mehr als jene den großen Männern den Platz

Digitized by Google

einräumt, der ihnen gebührt, bildet das in zweiter Auflage vorliegende Buch des bekannten Berliner Historikers Eduard Meyer über „Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus“ (Stuttgart-Berlin 1919, J. G. Cotta). Für seinen Wert spricht außer dem Namen des Verfassers in diesem Falle auch die Tatsache, daß die erste Auflage binnen dreier Monate vergriffen war. Wer die wissenschaftlich meisterhaft fundierte, prachtvoll dramatische Darstellung bewegten Herzens liest, wird den Erfolg verstehen. Pompejus, Crassus, Catilina, Cicero, Cäsar, die Parteikämpfe in Rom, der Beginn der Welteroberung: wieviel der Politiker gerade aus diesem Buche lernen kann, bedarf näherer Auseinandersetzung nicht.

Akten zur Revolution.

Für den, der sich ernstlich über die Revolution unterrichten will, insbesondere für zurückgekehrte Kriegsgefangene, die sie nicht miterlebt haben, gehört zum Aufschlußreichsten eine kleine Arbeit von Dr. Eugen Kahn „Psychopathen als revolutionäre Führer“, erschienen in der Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie (Berlin, Springer). Es wird darin die Krankengeschichte von 15 Führern der bayerischen Revolution gegeben. Wir teilen einige der Fälle mit, setzen aber an Stelle der von Dr. Kahn gewählten Decknamen mit Rücksicht auf die zurückgekehrten Gefangenen die wirklichen Namen ein.

Aus der Gruppe „Ethisch defekte Psychopathen“:

Klingelhöfer, 24 Jahre, leb., stud. agrar.

Belastet. In Volksschule und Gymnasium unterschiedlich gelernt. Pavor nocturnus. Schwindelte. Studierte Landwirtschaft; bummelte. November 1914 kriegsfreiwillig zu den Kraftfahrern, später zu den Fliegern, nach Sturz zu den Funkern. Wurde Gefreiter. Mehrfach Tripper. Bummelte, machte Schiebungen. Wurde Ende April 1919 Adjutant des Kommandeurs der Roten Südarmee Abschnitt St.; plünderte im Quartier, unter Verdacht, Regierungsoffizier meuchlings erschossen und beraubt zu haben. Gab sich als Fliegeroffizier aus, borgte, lebte üppig. Ende Mai verhaftet; angeblich Schwindel und Kopfweh, deshalb nach § 81 Str.-PO. in die Klinik; intellektuell durchschnittlich, verlogen, haltlos, großsprecherisch.

Haltloser, ethisch defekter Psychopath. (Nicht § 51. 2 Jahre Festung.)

Aus der Gruppe „Hysterische Persönlichkeiten“:

Toller, 26 Jahre, leb., stud. jur.

Schwer belastet. Sorgenkind. Als Knabe hysterische Gehstörung. Darm- und Blasenstörungen, Nahrungsverweigerung, Schlaflosigkeit, Lebensüberdruß. Begabter Gymnasiast, schauspielerisches Talent, hohe Meinung von sich; macht sich interessant, dichtet, markiert den Künstler. Immer bei Ärzten, viel in Sanatorien. Will Schauspieler, Dramaturg, Konsul werden. Hört literarische, juristische, nationalökonomische Vorlesungen. August 1914 begeistert eingerückt. Aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten. März 1915 bis April 1916 im Feld bei Artillerie; wurde Unteroffizier; hielt sich gut. Mit zahlreichen nervösen Beschwerden ins Lazarett; dauernd a. v. H. Studierte weiter. Mitgründer eines „Kulturpolitischen Bunds der deutschen Jugend“. Wieder in Sanatorien; dichtet. Kommt in den Münchner Januarstreik 1918 hinein; verliest eigenen Aufruf an das deutsche Volk; ist in der Heimat Kriegsgegner geworden; hetzt in Versammlungen zum Streik. Verhaftet; wegen nervöser Beschwerden bald entlassen. Nach § 81 Str.-PO. in der Klinik: intelligent, erregbar, gedrückt, enttäuscht, verzweifelt; stottert, schluckt, weint, schluchzt in der Erregung; hat nur „die Wiedererweckung des religiösen Menschen und die Befreiung des Geistes“ beabsichtigt; gequält, theatralisch, Phrasen; empfindsam, wirr, unreif, beeinflußbar; drängt danach, sich hervorzutun, beachtet zu werden; dis-

Digitized by Google

harmonisch; Menschheitsbeglücker! Klein, schwächlich, emotionelles Schüttelzittern. Nicht § 51. Verfahren vom Reichsanwalt eingestellt, da dem T. als hysterischer Persönlichkeit der Dolus nicht zuzutrauen. Gleich nach dem 7. November 1918 nach München. Vorsitzender im Zentralrat; für die Räteverfassung; Februar bis April führend; viele Erlasse. April Abschnittskommandeur der Roten Armee; gegen Blutvergießen[1]); für Verhandeln. Verschwindet am 30. April; verbirgt sich bis zu seiner Verhaftung. Vorm Standgericht sehr gewandt: bringt eigenen Gutachter mit, der ihn im Gegensatz zum psychiatrischen Sachverständigen als psychisch durchaus intakt schildert; will voll verantwortlich sein. Als dichterisches Talent, lauter, weltfremd bezeichnet.

Hysterische Persönlichkeit. (5 Jahre Festung.)

Aus der Gruppe „Fanatische Psychopathen":

Eisner, 51 Jahre, verh., Schriftsteller.

Gymnasialbildung; studierte. War freier Schriftsteller, Journalist, mehrfach auch Redakteur. Dichtete; sozialistische Schriften. Verheiratet, geschieden; später wieder geheiratet. Hielt Vorträge und Lehrkurse über soziale und historische Themata für Arbeiter. Januar 1918 nach mißlungenem Streik wegen Landesverrats unter Anklage; lange in Haft. Leitete die Revolution in süddeutschem Bundesstaat, dessen Ministerpräsident er dann wurde. Gewandter Redner, politischer Dilettant. Richtete Arbeiter- und Soldatenräte ein; versprach allen Parteien etwas. Belehrte Spartakisten, die eine bürgerliche Zeitung besetzt, zweifelhafte Existenzen, die in eine ausländische Gesandtschaft eingedrungen waren; hielt im Theater Rede an Mittelschüler; inszenierte Revolutionsfeiern. Glaubte, guten Frieden machen zu können. Wurde erschossen. Intelligent, erregbar, phantastisch, fanatisch; eitel bis zur Selbstüberschätzung, großsprecherisch; Phraseur, Poseur; empfindsam (Briefe).

Fanatischer Psychopath.

Aus der Gruppe „Manisch-Depressive":

Lipp, 64 Jahre, verh., Privatgelehrter.

Begabter Gymnasiast; studierte Jus und Philosophie. Hilfsbibliothekar; Redakteur demokratischer Tageszeitungen. Erste Ehe wegen politischer Unrast geschieden; mit 45 Jahren wieder geheiratet; 3 gesunde Kinder. Morphiummißbrauch bei Mittelohrerkrankung. Alkoholabusus bis zum 47. Jahr. Lange Jahre in Italien; historische Studien, Erdbebenforschung, „große Politik"[2]). Angeblich 13mal (tatsächlich 15mal) wegen Beleidigung bestraft, 119mal freigesprochen, beziehungsweise außer Verfolgung gesetzt. Mit 51 Jahren wegen Erregungszustandes in Irrenanstalt; aß und schlief fast nicht, fürchtete, umgebracht zu werden, magerte ab. Mit 53 Jahren Selbstmordversuch aus Furcht, Zungenkrebs zu haben; im gleichen Jahr wieder in Irrenanstalt: Gefühl, als trage er Bleikappe auf dem Gehirn, Verfolgungs- und Größenideen, Zornausbrüche, impulsive Handlungen. Wurde in Italien Mitglied der sozialdemokratischen Partei. Während des Krieges im neutralen Ausland politisch tätig; bestraft wegen kleiner Mehlschiebung; in Schutzhaft unter Verdacht, für deutschfeindliche Macht Spionage getrieben zu haben. Anfang April 1919 einige Tage Volksbeauftragter für Äußeres; ließ sich alle Damen seines Ressorts vorstellen, schickte ihnen jeden Tag Blumen; fiel durch seine Geschäftigkeit, durch absurde Telegramme und Briefe auf. Bei Putsch festgenommen. In Haft; vorübergehend in Anstalt nach § 81, StrPO. Geschäftig.

---

[1]) Wir benutzen die Gelegenheit, dies besonders hervorzuheben, weil in unserem Heft „Zur Wahrheit über die Revolution" angenommen wurde, daß die Geiseln „mit Wissen Tollers" grausam hingemordet wurden. — [2]) Lipp war wohl der anonyme Plagiator an unseren kirchenpolitischen Briefen, dessen Arbeitsweise wir im Septemberheft 1911 aufdeckten.

Digitized by Google

außerordentlich gesprächig mit lebhafter Mimik und theatralischen Gesten, weitschweifig; optimistisch, heiter; stark gehobenes Selbstgefühl; selten kurzer, oberflächlicher Zornaffekt; liebenswürdig, macht Komplimente; flüchtige Auffassung, vorzügliches Gedächtnis, oberflächliche intellektuelle Leistungen; an manchen Tagen expansiver. Einzelne Degenerationserscheinungen, Zittererscheinungen. Wa. R. negativ.

Manisch-Depressiver; hypomanische Konstitution. (Von anderen Gutachten als „gemindert zurechnungsfähig" bezeichnet.)

Spenglers „Preußentum und Sozialismus".

Oswald Spengler, dessen „Untergang des Abendlandes" wir versuchen werden zu besprechen, wenn der zweite Band erschienen ist (der erste wird demnächst in siebenter bis zehnter Auflage im Beckschen Verlag erscheinen), hat (im gleichen Verlag) eine kleine Schrift „Preußentum und Sozialismus" veröffentlicht. Wenn Lord Northcliffe beauftragt werden sollte, den deutschen Geist in allen seinen Äußerungen zu vernichten, so wird diese kleine Schrift in einem Exemplar auf die Nachwelt kommen. Denn sie ist wie alles, was ich von diesem Autor bis jetzt kenne, einer Konzeption entsprungen und das ist die Eigenart von Konzeptionen, daß sie nicht umzubringen sind. Eine andere Eigentümlichkeit von ihnen ist, daß sie die Wirklichkeit beeinflussen. Spengler spricht manche von jenen elementaren Gedanken aus, die nur einmal ausgesprochen zu werden brauchen, um wahr zu scheinen. In dieser Schrift stellt er das deutsche Heer und die Bebelsche Sozialdemokratie als Schöpfungen des Preußentums dar. Altpreußischer Geist und Sozialismus seien ein und dasselbe. Bebel scheint er mir zu überschätzen. Ich halte die alte Sozialdemokratie nicht für eine Schöpfung Bebels, sondern Bismarcks. Der große Gegenspieler weckte, auch mit seinen Gewaltmaßregeln, die Kräfte der jungen Bewegung. Wie umgekehrt Bethmann so wie alles übrige auch die Sozialdemokratie zerstört hat. Eine ganze Persönlichkeit an der Spitze des Reiches im Krieg, würde als Feind oder Freund auch Persönlichkeiten in der Partei herausgerufen und entwickelt haben, während eine halbe in der Politik wie auf allen Gebieten den Nährboden des Schiebertums bildete. Bismarck schuf nicht nur den gewaltigen Körper der deutschen Weltwirtschaft, in der sich die Sozialdemokratie entwickeln konnte — auch die von den Arbeitern am Mund abgesparten Beiträge für die sozialdemokratischen Kassen sind als Verdienst aus dem deutschen Export letzten Endes Bismarcks Werk — sondern er weckte durch die Größe seiner Persönlichkeit auch alle Kräfte in seinen Gegnern. Wir halten es nicht für Zufall, daß die Parlamentarier seiner Zeit in der Entfernung größer ausschauen als die jetzigen in der Nähe. An Kräften zur Führung hätte es in der Sozialdemokratie auch während des Krieges nicht gefehlt, wenn das Reich einen Führer gehabt hätte. Durch Bethmanns Politik — halte mich, dann halt ich dich — sind alle Parteien ohne Ausnahme demoralisiert worden. Sowohl ein Kanzler, der bei Kriegsausbruch die Verfassung geändert hätte, als einer, der bei Kriegsausbruch erklärt hätte, daß er die Verfassung erst nach siegreicher Vollendung des Krieges ändern werde, hätte in der Sozialdemokratie den von Spengler vermißten Bebel an die Spitze gerufen, während Bethmann, der weder zum einen noch zum andern den Mut hatte, in allen Parteien nicht den Mut, sondern die Geschicklichkeit zur Voraussetzung des Führers machte, ja vielfach den Eigennutz. Bethmann würde noch auf der Fahrt zum Schafott dem Henker und dem Kutscher Staatssekretariate angeboten haben. Jeder Leser unserer Hefte muß die Schrift Spenglers lesen. Seine Bücher haben das mit künstlerischen Werken gemein, daß man sie nicht durch Inhaltsangaben, nur durch sich selbst kennenlernen kann. Als Probe der Darstellung geben wir seine Darstellung der „Revolution":

Digitized by Google

„Der bis zur Wucht eines Schicksals herausgebildete Mangel an Tatsachensinn ist es, was von der Höhe der Stauferzeit an, wo diese prachtvollen Menschen sich über die Forderung des Tages erhaben fühlten, bis herab zur provinzialen Biedermännerei des 19. Jahrhunderts, die man auf den Namen des deutschen Michel getauft hat, jenem andern Instinkt entgegenarbeitete und ihm eine Entfaltung aufzwang, die seine äußere Geschichte zu einer dichten Folge verzweifelter Katastrophen gestaltet hat. Das Micheltum ist die Summe unserer Unfähigkeiten, das grundsätzliche Mißvergnügen an überlegenen Wirklichkeiten, die Dienst und Achtung fordern, Kritik zur unrechten Zeit, Ruhebedürfnis zur unrechten Zeit, Jagd nach Idealen statt rascher Taten, rasche Taten statt vorsichtigen Abwägens, das „Volk" als Haufe von Nörglern, die Volksvertretung als Biertisch höherer Ordnung. Alles das ist englisches Wesen, aber in deutscher Karikatur. Und vor allem das Stückchen privater Freiheit und verbriefter Unabhängigkeit, das man genau dann aus der Tasche zieht, wenn John Bull es mit sicherm Instinkt beiseite legen würde.

Der 19. Juli 1917 ist der erste Akt der deutschen Revolution. Das war kein bloßer Wechsel der Führung, sondern wie die brutale Form namentlich dem Gegner verriet, der Staatsstreich des englischen Elements, das seine Gelegenheit wahrnahm. Es war die Auflehnung nicht gegen die Macht eines Unfähigen, sondern gegen die Macht überhaupt. Unfähigkeit der Staatsleitung? Hatten diese Gruppen, in denen nicht ein Staatsmann saß, nur den Splitter im Auge der Verantwortlichen gesehen? Hatten sie statt der Fähigkeiten, die sie nicht bieten konnten, in dieser Stunde etwas andres einzusetzen als ein Prinzip? Es war kein Aufstand des Volkes, das zusah, ängstlich, zweifelnd, obwohl nicht ohne jene michelhafte Sympathie mit allem, was gegen die da oben ging, es war eine Revolution in den Fraktionszimmern. Mehrheitsparteien ist bei uns ein Name für einen Verein von zweihundert Mitgliedern, nicht für den größeren Teil des Volks. Erzberger als der taktisch begabteste Demagog unter ihnen, groß in Hinterhalten, Überfällen, Skandalen, ein Virtuose im Kinderspiel des Ministerstürzens, ohne die geringste staatsmännische Begabung englischer Parlamentarier, deren Kniffe er nur beherrschte, zog den Schwarm der Namenlosen nach sich, die auf eine öffentliche Rolle, gleichviel welche, erpicht waren. Es waren die Epigonen der Biedermeierrevolution von 1848, die Opposition als Weltanschauung betrachteten, und die Epigonen der Sozialdemokratie, denen die eiserne Hand Bebels fehlte, der mit seinem starken Wirklichkeitssinn dies schamlose Schauspiel nicht geduldet, der eine Diktatur von rechts oder links gefordert und erreicht hätte. Er hätte dies Parlament zum Teufel gejagt und die Pazifisten und Völkerbundsschwärmer erschießen lassen.

Das also war der Bastillesturm der deutschen Revolution.

Souveränität der Parteiführer ist ein englischer Gedanke. Um ihn zu verwirklichen, müßte man Engländer von Instinkt sein und den gesamten Stil des englischen öffentlichen Lebens hinter sich und in sich haben. Mirabeau dachte daran. „Die Zeit, in der wir leben, ist sehr groß; die Menschen aber sind sehr klein und noch sehe ich niemand, mit dem ich mich einschiffen möchte" — ihm dies stolze und resignierte Wort nachzusprechen, hatte 1917 niemand das Recht. Die Härte der Staatsgewalt brechen, nichts Entscheidendes mehr über sich dulden, ohne selbst Entscheidungen gewachsen zu sein, das war der rein negative Sinn dieses Staatsstreiches: Absetzung des Staates, Ersatz durch eine Oligarchie subalterner Parteihäupter, die nach wie vor Opposition als Beruf und Regieren als Anmaßung empfanden, vor dem lachenden Gegner, vor verzweifelnden Zuschauern im Innern Stück für Stück abtragen, anbohren, verrücken, die neue All-

Digitized by Google

macht an den wichtigsten Beamten erproben wie ein Negerkönig ein Gewehr an seinen Sklaven, das war der neue Geist, bis in der schwarzen Stunde des letzten Widerstandes dieser Staat verschwand.

Dem Handstreich der englischen Staatsgegner folgte mit Notwendigkeit im November 1918 der Aufstand des marxistischen Proletariats. Der Schauplatz wurde aus dem Sitzungssaal auf die Straße verlegt. Gedeckt durch die Meuterei der „Heimatarmee" brachen die Leser der radikalen Presse los, von den klügeren Führern verlassen, die nur noch halb von ihrer Sache überzeugt waren. Auf die Revolution der Dummheit folgte die der Gemeinheit. Es war wieder nicht das Volk, nicht einmal die sozialistisch geschulte Masse; es war das Pack mit dem Literatengeschmeiß an der Spitze, das in Aktion trat. Der echte Sozialismus stand im letzten Ringen an der Front oder lag in den Massengräbern von halb Europa, der, welcher im August 1914 aufgestanden war und den man hier verriet.

Es war die sinnloseste Tat der deutschen Geschichte. Es wird schwer sein, in der Geschichte anderer Völker Ähnliches zu finden. Ein Franzose würde den Vergleich mit 1789 als eine Beleidigung seiner Nation mit Recht ablehnen.

War das die große deutsche Revolution?

Wie flach, wie flau, wie wenig überzeugt war das alles! Wo man Helden erwartete, fand man befreite Sträflinge, Literaten, Deserteure, die brüllend und stehlend, von ihrer Wichtigkeit und dem Mangel an Gefahr trunken, umherzogen, absetzten, regierten, prügelten, dichteten. Man sagt, diese Gestalten beschmutzen jede Revolution. Gewiß. Nur daß in den andern das gesamte Volk mit solcher Urgewalt hervorbrach, daß die Hefe verschwand. Hier handelte sie allein. Die ungeheure Masse, die *ein* Gedanke zur Einheit schmiedete, blieb aus.

In der Bebelpartei war etwas Soldatisches gewesen, das sie vor dem Sozialismus aller anderen Länder auszeichnete, klirrender Schritt der Arbeiterbataillone, ruhige Entschlossenheit, Disziplin, der Mut, für etwas Jenseitiges zu sterben. Seit die intelligenteren Führer von gestern sich dem Feinde von gestern, der vormärzlichen Spießbürgerlichkeit in die Arme geworfen hatten, aus Angst vor dem Erfolg einer Sache, die sie seit 40 Jahren vertraten, aus Angst vor der Verantwortung, vor dem Augenblick, wo sie Wirklichkeiten nicht mehr angreifen, sondern schaffen sollten, erlosch die Seele der Partei. Hier trennten sich — zum ersten Male! — Marxismus und Sozialismus, die Klassentheorie und der Gesamtinstinkt. Beschränkte Ehrlichkeit war nur bei den Spartakisten. Die Klügeren hatten den Glauben an das Dogma verloren, den Mut zum Bruche mit ihm noch nicht gefunden. Und so hatten wir das Schauspiel einer Arbeiterschaft, die durch einige dem Gehirn eingehämmerte Sätze und Begriffe in ihrem Bewußtsein vom Volke abgespalten war, von Führern, die ihre Fahne verließen, Geführten, die nun führerlos vorwärts stolperten — am Horizont ein Buch, das sie nie gelesen und das jene in seiner Beschränktheit nie verstanden hatten. Sieger in einer Revolution ist nie eine einzelne Klasse — da hat man 1789 falsch verstanden; Bourgeoisie ist nur ein Wort —, sondern, es sei immer wieder gesagt, das Blut, die zum Leib, zum Geist gewordene Idee, die *alle* vorwärts treibt. Sie *nannten* sich 1789 die Bourgeoisie, aber *jeder* echte Franzose war und ist heute noch Bürger. Jeder echte Deutsche ist Arbeiter. Das gehört zum Stil seines Lebens. Die Marxisten hatten die Gewalt in Händen. Aber sie dankten freiwillig ab; der Aufstand kam für ihre Überzeugung zu spät. Er war eine Lüge.

Verstehen wir überhaupt etwas von Revolution? Als Bakunin 1848 den Aufruhr in Dresden mit einer Niederbrennung aller öffentlichen Gebäude krönen wollte und auf Widerstand stieß, erklärte er „Die Deutschen sind zu dumm dazu" und ging seiner Wege. Die unbeschreibliche Häßlichkeit der Novembertage ist ohne

Digitized by Google

Beispiel. Kein mächtiger Augenblick, nichts Begeisterndes; kein großer Mann, kein bleibendes Wort, kein kühner Frevel, nur Kleinliches, Ekel, Albernheiten. Nein, wir sind keine Revolutionäre. Keine Not, keine Presse, keine Partei kann einen ordnungswidrigen Sturm mit der Gewalt von 1813, 1870, 1914 hervorrufen. Von ein paar Narren und Strebern abgesehen, wirkte die Revolution auf jeden wie ein einstürzendes Haus, am tiefsten vielleicht auf die Sozialistenführer selbst. Es ist ohne Beispiel: sie hatten plötzlich, was sie seit 40 Jahren erstrebten, die volle Gewalt, und empfanden sie als Unglück. Dieselben Soldaten, die unter der schwarz-weiß-roten Fahne vier Jahre lang als Helden gefochten hatten, haben unter der roten nichts gewollt, nichts gewagt, nicht geleistet.

Diese Revolution hat ihren Anhängern den echten Mut nicht gegeben, sondern genommen.

Das klassische Land westeuropäischer Revolutionen ist Frankreich. Der Schall tönender Worte, die Blutströme auf dem Straßenpflaster, la sainte guillotine, die wüsten Brandnächte, der Paradetod auf der Barrikade, die Orgien rasender Massen — das alles entspricht dem sadistischen Geist dieser Rasse. Was an symbolischen Worten und Akten zu einer vollständigen Revolution gehört, kommt aus Paris und ist von uns nur schlecht nachgeahmt worden. Wie ein proletarischer Aufstand unter feindlichen Kanonen aussieht, haben sie uns schon 1871 vorgeführt. Es wird nicht das einzige Mal gewesen sein.

Der Engländer sucht den inneren Feind von der Schwäche seiner Position zu überzeugen. Gelingt es nicht, so greift er ruhig zu Schwert und Revolver und zwingt ihn, ohne revolutionäre Melodramatik. Er schlägt seinem König den Kopf ab, weil er dies Symbol instinktiv für notwendig hält; es ist für ihn eine Predigt ohne Worte. Der Franzose tut es — aus revanche, aus Freude an blutigen Szenen und mit dem geistreichen Kitzel, daß er gerade einen Königskopf daran wenden kann. Denn ohne Menschenköpfe auf Piken, Aristokraten an der Laterne, von Weibern geschlachtete Priester wäre er nicht zufrieden. Das Ergebnis der großen Tage kümmert ihn weniger. Der Engländer will den Zweck, der Franzose die Mittel.

Was wollten wir? Wir bringen es nur zu Karikaturen von beiderlei Art. Prinzipienreiter, Schulfüchse, Schwätzer in der Paulskirche und in Weimar, ein kleiner Spektakel auf der Gasse, ein Volk im Hintergrunde, das wenig beteiligt zusieht. Aber eine echte Revolution ist nur die eines ganzen Volkes, ein Aufschrei, ein ehener Griff, ein Zorn, ein Ziel.

Und das, diese deutsche sozialistische Revolution, fand 1914 statt. Sie vollzog sich in legitimen und militärischen Formen. Sie wird, in ihrer dem Durchschnitt kaum verständlichen Bedeutung, die Widerlichkeiten von 1918 langsam überwinden und als Faktor ihrer fortschreitenden Entwicklung einordnen."

Spenglers Auffassung, daß die deutschen Demokraten geistig von den Engländern geführt werden, scheint sich in diesem Augenblick aufs verhängnisvollste zu bestätigen. Es hat den Anschein, daß die Mehrheitssozialisten, oder wenigstens ihre parlamentarischen Führer, geneigt sind, um sich den Engländern anzuschließen, mit den Polen gegen Rußland Krieg zu führen. Sollte es dazu kommen, so werden die nationalen Kreise und Parteien, wenn sie nicht von allen Göttern verlassen sind, in diesem Punkt mit den Unabhängigen zusammengehen, die zu sehen scheinen, daß Deutschland und Rußland aufeinander angewiesen sind und sich entweder zusammen erholen werden oder überhaupt nicht.

Redaktionell abgeschlossen am 24. Januar 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Digitized by Google

Lehren der Geschichte.

Unsere Aufgabe ist eine andere als die der Tageszeitung, ja eine entgegengesetzte. Will diese so rasch wie möglich das Neueste berichten und beurteilen, so müssen wir versuchen, durch dieses Hagelwetter von Ereignissen hindurch uns zu orientieren, wo Sonne, Mond und Sterne geblieben sind. Da sind sie noch. Es ist stets das Kennzeichen des geistigen Pöbels gewesen (und in unserer Jugend haben wir wohl alle ein wenig dazu gehört), seine Zeit für die Zeit aller Zeiten zu halten; zu meinen mit dieser Zeit sei etwas ganz Neues in die Welt gekommen, wofür alle früheren Zeiten nicht die Wurzel, sondern das Mistbeet waren. So wie es dem Menschen schwer fällt sich eine Zeit vorzustellen, in der er nicht mehr da ist. Der Tagespolitiker wird sich schwer von der Überschätzung der Ereignisse seines Tages frei halten können, mit denen er sich pflichtgemäß befassen muß. Ob der große Leibniz und selbst der göttliche Platon bei ihrer Befassung mit praktischer Politik dieser Gefahr entgangen sind? Ob jener nicht deutsche Duodezfürsten, dieser sizilische für wichtiger genommen hat, als sie waren? Wir wissen es nicht.

Aber ein Mittel bleibt uns allen, um uns zu schützen vor dem verwirrenden Sturm in der Nähe: Der Blick in die Ferne. Nicht als ob wir meinten, daß aus der sogenannten Geschichte zu lernen wäre wie aus der Physik. Aber es ist schon etwas, wenn wir sehen, daß das was als unberechenbar Neues auf uns hereinstürmt, ungefähr so schon öfters da war, weil die Menschennatur auch früher schon ungefähr so gewesen ist. Dies erkennen zu lassen ist ein einigermaßen abgeschlossener Kulturkreis, wie der griechisch-römische, besonders geeignet.

Und es ist schon etwas, wenn wir im Überblick über die letzten Jahrhunderte sehen, daß auch hier etwas Festes und einigermaßen Berechenbares hervortritt: der sich wenig verändernde Charakter der Völker. Wer aus der morgigen Zeitung ersehen will, wie sich die Engländer heute zu uns stellen, wird stets in die Irre gehen. Das fällt uns Außenstehenden an den Enthüllungen und Erinnerungen der Diplomaten auf: wie sie die einzelnen politischen Akte überschätzen, besonders die, an denen sie persönlich beteiligt waren (Eitelkeit ist die Berufskrankheit des Politikers). Wir wollen nicht den Streit aufnehmen, ob in diesem oder jenem Zeitpunkt eine wirkliche Verständigung mit England möglich war. Für uns kann die Frage nur sein: was haben wir in Zukunft von England zu erwarten? Aber das muß gesagt werden: so wie die Politiker meinen, mit einem Programm, heiße es Ostorientierung oder Westorientierung, ward niemals etwas geleistet. Es kam immer auf die Ausführung an.

Man kann nicht sagen, daß Bismarcks Programm, den deutsch-französischen Krieg zu beendigen bevor England sich einmischte, als Programm richtig war. Alles kam darauf an, wie die deutsche Politik all die mißgünstigen Nachbarn und jeden einzelnen von ihnen behandelte. Wäre Bethmann damals Leiter der auswärtigen Politik gewesen, so würde England sich bestimmt eingemischt haben und trotz aller Siege wäre der Krieg für das deutsche Volk jammervoll ausgegangen. Aber auch die größte Persönlichkeit kann nicht den Charakter der Völker und die durch ihn gegebenen Richtungen auslöschen. Jener Professor, der uns Anfang August 1914 sagte, der Krieg wäre wahrscheinlich vermieden worden, wenn man einen Brief befördert hätte, den er an einen englischen Staatsmann geschrieben hatte, konnte den Gang der Weltgeschichte nicht bestimmen und das Friedenstribunal von Versailles konnte es auch nicht.

Es sieht ja alles wunderschön aus: man teilt die Deutschen auf, jeder ihrer Feinde kann sich auf ihre Kosten bereichern, jeder kommt auf seine Rechnung und hält mit der Beute seine unzufriedenen Volksmengen bei guter Laune.

Digitized by Google

So sieht es aus und wir haben nie verkannt: die Rechnung stimmt. Aber es gibt im Leben der Völker unberechenbare, im Volkscharakter liegende Züge, die jede Rechnung zuschanden machen. Wie schön hätten die Italiener die letzten tausend Jahre leben können; ein von der Natur begnadetes Land, gottbegnadete Künstler und Dichter, ein anspruchsloses Volk — sie hätten, so sollte man meinen, sich nur sagen brauchen: jeder von uns arbeitet, nicht viel, nur gerade was zum Leben nötig ist, wir vereinigen uns staatlich, wie wir in der Sprache und im Charakter vereinigt sind, Fremde lassen wir nicht herein, wollen sie eindringen, so halten wir alle zusammen. So zu denken wäre vernünftig gewesen; aber das Vernünftige ist noch nie Wirklichkeit geworden.

Das ist es, was so viele Zeitgenossen vor den Kopf schlägt, daß sie sehen: auch jetzt, auch in unsrer Zeit aller Zeiten, wird das Vernünftige nicht Wirklichkeit. Auch jetzt noch ist Eigennutz und Haß, Aufschwung und Verfall, Tüchtigkeit und Faulheit, Blut und Glaube stärker als Vernunft. Darüber kommen auch die so klugen Ententekapitalisten nicht hinweg.

Was lehrt uns diese Betrachtung? Mögen die früheren Verständigungsbestrebungen ehrlich oder unehrlich gewesen sein, — jetzt können die Engländer ihrer Natur nach, wie sie sich in ihrer ganzen Geschichte ausspricht, nicht anders, als die am Boden liegenden Deutschen am Boden zu halten, solange sie können. Sie haben die Herrschaft über die Alte Welt und behalten sie so lange, wie das englische Blut Männer genug hervorbringt um sie zu behaupten. Keinen Tag länger und nicht ewig.

Und was sehen wir auf dem Kontinent? Die beiden großen Völker, Deutsche und Russen, ihrer Lage und ihren Fähigkeiten nach aufeinander angewiesen, zwei Völker, die sich innerlich verwandter sind als andere, wenn sie auch in Kriege gegeneinander gehetzt wurden. Wir wissen nicht, wann sie zusammenkommen werden, wir wissen nur, daß sie zusammenkommen werden, weil es etwas gibt, das stärker ist als die Vernunft der Politiker.

Das Ziel der englischen Politik ist, dieses Zusammenkommen aufzuhalten. Künstliche Absperrung, Besetzung aller Häfen an der Nordsee, Ostsee und am Schwarzen Meer, eine Wirtschaftspolitik, die (im Gegensatz zur amerikanischen) immer und überall darauf ausgehend, Rohstoffe und Halbfabrikate aus den Ländern herauszuziehen, die Arbeiter Deutschlands und Rußlands zu Sklaven machen will, wie die Irlands und Indiens, um niemals die Unterworfenen stark werden zu lassen, um selbst die Fertigfabrikation und den Handel zu beherrschen; jetzt erst recht, wo es gilt, die englischen Arbeiter durch hohe Löhne bei guter Laune zu erhalten. Es handelt sich darum, Deutschland und Rußland aufs neue zu verhetzen, damit die bolschewistische Armee nach Westen marschiert statt nach Osten und damit Deutschland sich nicht erholen kann. Zusammen würden Deutschland und Rußland sich rascher erholen, als heut ein Mensch zu hoffen wagt.

Das einzusehen, nützt wenig. Es zu verwirklichen, dazu gehören Führer, die als Führer geboren sind. Denn auch darin hat sich die Welt nicht geändert, daß Einsicht und Tat zweierlei ist. Nicht Niederlage und Revolution, nicht Verkommenheit einzelner Schichten und wären sie noch so groß, nicht Verleumdungen und beherrschten sie die Welt, ja den Verleumdeten selbst, haben den Aufgang und Niedergang der Völker bestimmt. Sondern sie haben die Zeit ihrer Jugend, ihrer Reife und ihres Alters. Der Deutsche hat die Sonnenhöhe seines Lebens noch nicht erreicht und seinem geistigen Drange entsprechend, den wir auch in seinen Verirrungen noch achten sollten, wird er sie nicht erreichen, bevor er nicht sich und die Welt kennen lernt so wie sie sind. E.

Digitized by Google

Des attischen Reiches Herrlichkeit und Untergang.

Von Robert von Pöhlmann.

Die Witwe des am 27. September 1914 verstorbenen berühmten Geschichtsschreibers hat in seinem Nachlasse als einzige abgeschlossene Arbeit den hier folgenden, bisher unveröffentlicht gebliebenen Aufsatz gefunden; geschrieben wurde er nach der Vermutung von Frau von Pöhlmann in Gastein im September 1913. Für Vergleiche mit der Gegenwart besitzt der Leser natürlich ein ganz anderes Material als Pöhlmann, der die unbeschränkte Herrschaft der Demagogen nicht mehr erlebte. Als Motto möchten wir der Abhandlung ein Wort aus Jakob Burckhardts Weltgeschichtlichen Betrachtungen (Einleitung) vorausschicken: „Wenn die Geschichte uns irgendwie das große und schwere Rätsel des Lebens auch nur geringstenteils soll lösen helfen, so müssen wir wieder aus den Regionen des individuellen und zeitlichen Bangens zurück in eine Gegend, wo unser Blick nicht sofort egoistisch getrübt ist. Vielleicht ergibt sich aus der ruhigeren Betrachtung aus größerer Ferne ein Anfang der wahren Sachlage unseres Erdentreibens, und glücklicherweise sind in der Geschichte des Altertums einige Beispiele erhalten, wo wir das Werden, Blühen und Vergehen nach Hauptvorgängen und geistigen, politischen und ökonomischen Zuständen jeder Richtung bis auf einen hohen Grad verfolgen können, vor allem die Geschichte von Athen."

Eine wahre Fülle der Gesichte tut sich vor uns auf, wenn wir uns das größte politische Phänomen der hellenischen Antike vergegenwärtigen: Des attischen Reiches Herrlichkeit und Untergang.

Vor unserem geistigen Auge erhebt sich die Akropolis und die veilchenumkränzte Stadt der Athene im strahlenden Schmuck der Wunderwerke der Kunst, von denen noch ein halbes Jahrtausend später ein entzückter Beschauer gesagt hat, daß ihr Anblick — unberührt von der Zeit — den Duft der Frische bewahre, als ob ihnen ein ewig blühendes Leben, eine nimmer alternde Seele eingehaucht wäre.

Die Agora und die Pnyx taucht vor uns auf mit dem mächtig flutenden Leben eines freien Volkes, die Tribüne des Perikles und der gewaltige Festraum des Dionysos, von dessen Bühne die tragische Muse wie niemals wieder zu einem ganzen Volke redete.

An der Hand der genialen Marmordichtung des Phidias folgen wir dem festlichen Zuge, in dem die Bürgerschaft dieses wunderbaren Gemeinwesens sozusagen den besten lebendigen Besitz der Stadt den Hellenen vor Augen stellte, die am Feste der Athena in der Reichshauptstadt zusammenströmten. Wir gedenken der leuchtenden Blüten des Genius, der Fülle schöpferischer Geister, die attischer Erde entsproßt, oder erst hier zu voller Wirksamkeit gelangt sind, wo alle Strahlen hellenischer Kultur wie in Einem Brennpunkt zusammentrafen.

Wir gedenken endlich des unsterblichen Denkmals, das der größte Geschichtsschreiber der Antike diesem Athen gesetzt hat, des ἐπιτάφιος λόγος des Thukydides, der uns in einem verklärten Abbild des perikleischen Athens gezeigt hat, was der entwickelte Mensch der Vollkultur von einem Staate erwartet, der ein wahrhaft freier Kulturstaat sein will, eine Bildungsschule für die Nation, ja für die Welt.

Während das Auge aber noch von so viel Glanz gefesselt ist, tauchen plötzlich ganz andere Bilder vor uns auf, Bilder voll düsterer Schatten. Kaum ein Menschenalter nach dem Hinscheiden des großen Perikles Stadt und Staat in tiefster Ohnmacht und Erniedrigung, das Reich in Trümmer geschlagen, das stolze Werkzeug seiner maritimen Größe, die gewaltige Kriegsflotte bis auf einen

Digitized by Google

kümmerlichen Rest vernichtet, Werften und Arsenale auf Abbruch verkauft, eine fremde Besatzung auf der Burg, die Verfassung aufgehoben und die souveräne Volksgemeinde unter ein tyrannisches Ausnahmeregiment gebeugt. Das ist das Ende!

Und wenn wir nun weiter fragen: „Wie ist es zu verstehen, daß es also kam?" — so treten Probleme an uns heran, die uns kaum weniger tief berühren, als der eherne Schritt des gewaltigen Schicksals. Der ungeheuere politische und moralische Zusammenbruch des athenischen Reiches bedeutet ja zugleich eine Katastrophe der absoluten Volksherrschaft, der Demokratie von Athen. Das System des reinen Volksstaates, der Politik und Verwaltung, Justiz und Gesetzgebung von Massenversammlungen und damit von Instinkten und Leidenschaften abhängig machte, die das seelische Kollektivleben großer, zu Machtentscheidungen berufener Massen beherrschen, — es hat sich den Aufgaben des Kultur- und Großstaates auf die Dauer technisch, moralisch und geistig nicht gewachsen gezeigt. Durch diese Verkettung des historischen Schicksals des athenischen Reiches mit der Entwicklungsgeschichte der Demokratie erhält diese an sich schon hochbedeutsame Episode der Weltgeschichte zugleich eine aktuelle Bedeutung für die Gegenwart.

Wir leben in einer Zeit, in der — wie schon Hegel vorausahnend gesagt hat — die Massen avancieren. Und damit ist die große politische und soziale Frage, die die letzten Jahrhunderte des Griechentumes erfüllte, zu einem Lebensproblem auch des zwanzigsten Jahrhunderts geworden. Sie ist heute geradezu das Zentralproblem der Politik, von dem kein Geringerer als Alexander von Tocqueville gesagt hat, daß es die größten Gefahren in sich schließt, die die Zukunft des modernen Staates bedrohen.

Die Frage: Kann jeder Einzelne als solcher das gleiche Recht in Anspruch nehmen, für seine Mitmenschen die Gesetzgeber zu ernennen? Muß dies absolute Kopfzahlprinzip, bei dem der Wert der Einzelpersönlichkeit nichts, die unterschiedslose Zahl alles bedeutet, nicht am Ende zu einer Herrschaft der Unkultur führen oder zu einer ebenso staats- und kulturwidrigen Herrschaft der Interessengruppen, die das Schwergewicht der Masse für ihre Zwecke zu benützen verstehn?

Ist es denkbar, daß unter einer reinen Majoritätsherrschaft auch die Interessen der Minoritäten zu ihrem Rechte kommen?

Kann sie auf die Dauer einen wirklich fruchtbaren Boden für die freie Entfaltung und Betätigung hervorragender Kräfte schaffen, oder ist nicht vielmehr zu fürchten, daß das mechanische Gleichmachen und Gleichschätzen am Ende zu einer Verkleinerung des Typus Mensch, zu einer Verarmung an kraftvollen Persönlichkeiten, zu einem Verfalle der Kultur führt?

Ist es — um ein höhnisches Wort des Pseudohegelianers Marx zu gebrauchen — ist es vielleicht eine List der Idee, daß das, was im Sinne des Gründers des Reiches sein stärkstes Einheitsmittel sein sollte, zu einem Werkzeug der Zerstörung werden soll?

Oder sind die Hoffnungen derer berechtigt, die an der absoluten Gleichheit des Stimmrechtes, gerade weil es die höchsten Anforderungen an die geistige und sittliche Reife des Volkes stellt, ein wertvolles Hilfsmittel politischer Erziehung zu besitzen glauben?

Fragen, um derentwillen ein englischer Sozialpolitiker von der Demokratie gemeint hat, sie sei für uns noch immer der „große Unbekannte". (Democracy is still the great Unknown!)

Daher hat die merkwürdige Denkschrift, die 'Αθηναίων πολιτεία jenes

Digitized by Google

anonymen Atheners, der mitten in der Krisis des nachperikleischen Athens im Rahmen einer politischen Theorie auch dies größte und schwierigste Problem moderner Politik berührt hat, gerade für uns moderne Menschen eine in gewissem Sinn vorbildliche, typische Bedeutung.

Diese älteste Staatsschrift der europäischen Literatur liest sich dank einer eigentümlichen Ironie der Geschichte wie eine Antwort auf die sogenannte „Neue Staatslehre", wie sie der moderne Sozialismus in der bekannten Schrift von Anton Menger formuliert hat.

Diese neue Staatslehre konstruiert einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen dem, was sie den „volkstümlichen Arbeitsstaat" der Zukunft nennt, und dem bestehenden historischen Staat, den sie als „individualistischen Machtstaat" bezeichnet, weil seine Tätigkeit einseitig auf die individuellen Interessen der Mächtigen und Besitzenden gerichtet sei und überall in erster Linie den Zweck verfolge, die Machtstellung der Herrschenden zu behaupten und zu erweitern.

Ein Rechtssystem, das den Nutzen der Masse des Volkes anstrebt, sei in Theorie und Praxis erst zu schaffen.

Wenn der Verfasser jener atheniſchen Staatslehre diese „Neue Staatslehre" zu Gesichte bekommen hätte, würde er sich höchlichst über die Behauptung gewundert haben, daß „der historische Staat die Interessen der besitzlosen Klassen eigentlich erst im 19. Jahrhundert entdeckt habe". Das spezifische Kennzeichen der absoluten Demokratie, wie sie in Athen verwirklicht war, sieht er ja gerade darin, daß sie den Besitz der Staatsgewalt systematisch im Interesse der souveränen Masse auszunützen suchte. Was „die neue Staatslehre" vom „individualistischen Machtstaat" sagt, das trifft recht eigentlich auf den Volksstaat zu, wie er sich dem Verfasser jener alten Staatsschrift darstellt, nur daß das, was der moderne Publizist von den Besitzenden sagt, der antike ebenso entschieden von der besitzlosen Masse behauptet. Der Demagoge im Schurzfell, Kleon, dessen Name für die Entartung der Demokratie typisch geworden ist, bezeichnet einmal bei Thukydides das Verhältnis des atheniſchen Demos zu den Städten des Reiches als eine Tyrannis. Für den Verfasser unserer Staatsschrift ist sie es nicht weniger im Verhältnis zur Minderheit der Bürgerschaft. Die Stellung, welche die Masse dem absoluten Mehrheitsprinzip verdankt, ist für ihn ein reines Macht- und Herrschaftsverhältnis, d. h. eben eine Tyrannis.

Eine Auffassung, die ja zunächst als einseitige Parteiansicht erscheint, wenn man sich vergegenwärtigt, daß es eben diese Demokratie gewesen ist, die einst die gesunden Ideen staatsbürgerlicher Freiheit: Die Beteiligung aller Bürger am staatlichen Leben durch das allgemeine Stimmrecht, die Gleichheit vor dem Gesetz und den Aufbau des Staates auf breiter genossenschaftlicher Grundlage verwirklicht hatte. Ein Ruhmestitel von welthistorischer Bedeutung, der bis auf den heutigen Tag noch in der vulgären Anschauung nachwirkt, daß Demokratie ohne weiteres identisch sei mit Freiheit, daß der rein demokratische Staat der wahre Freistaat sei.

Aber es ist das eben nur die eine Seite der Frage; und es kann der hellenischen Publizistik und Staatslehre nicht bestritten werden, daß jenes Grundprinzip des Liberalismus, die Idee der staatsbürgerlichen Freiheit durch die tatsächliche Entwicklung der Demokratie mehr und mehr hinter dem Machtprinzip zurücktrat, das sich mit psychologischer Notwendigkeit aus der demokratischen Idee der Volkssouveränität ergab.

Dieser Idee gemäß, war die Machtfülle, die Majestät des Volkes primär nur durch die — die souveräne Gewalt des Volkes repräsentierende — Bürger-

Digitized by Google

versammlung vertreten, mochte sie nun in der Agora oder im Gericht zusammentreten. Da diese Bürgerversammlung für das demokratische Denken identisch mit dem Staate selbst war, — l'état c'est moi, — so konnte die souveräne Gewalt des Volkes ihrer innersten Natur nach auf die Dauer keine selbständigen Organe neben sich anerkennen, die imstande gewesen wären, ihrer Betätigung unübersteigliche Schranken zu setzen.

Eine schwere Gefahr für Freiheit und Recht!

Der Liberalismus einer älteren Zeit hatte die politische Freiheit nur verbürgt gesehen durch eine Verteilung von Macht und Rechten im Staat, bei der weder ein Einzelner noch eine Mehrheit oder Minderheit das absolute Übergewicht besaß. Im Laufe der Zeit aber war es immer deutlicher zutage getreten, daß Gewaltenteilung und Volkssouveränität einander ausschließen. Es entsprach nur dem innersten Wesen der radikalen Demokratie, daß der Demos, je stärker sich das Herrenbewußtsein der Souveränität in ihm entwickelte, alle anderen Gewalten im Staat sich dienstbar gemacht hat. Eine Machtpolitik, deren Endergebnis die autokratische Volksherrschaft war: Die Ersetzung der Gewaltenteilung durch die Gewaltenvereinigung, die Vermischung von Justizgewalt, von administrativer und gesetzgeberischer Gewalt zugunsten der einen absoluten Zentralgewalt des Demos und seiner Massenversammlungen.

Ein wahres Musterbeispiel für den unversöhnlichen Gegensatz zwischen dem Grundprinzip des Liberalismus und dem des durchgeführten Demokratismus.

Es ist staatsrechtlich durchaus zutreffend, wenn ein athenischer Demagoge vom Demos gesagt hat, daß er die höchste Verfügung über alles im Staate habe und das Recht zu tun, was er nur immer wolle. Als Herr des Stimmrechtes war er ja — um mit Aristoteles zu reden — Herr der Verfassung, Herr über alles. [Demosthenes] LIX, 88; Aristoteles, Staatsverfassung der Athener, 9; Politik II, 9, 3, 1274a.

Und man begreift die Satire des Dichters, wenn er einen athenischen Volksrichter triumphierend ausrufen läßt: „Ist nicht meine Macht so groß, wie die eines Königs, ja wie die des Zeus selbst?“ Ein drastischer Kommentar zu dem Worte Luthers, daß der Mensch gerne Herrgott spielen will, und zu dem Satze Montesquieus, daß die reine Demokratie eine Form der Despotie ist, der Despotie der Mehrheit. Die Diktatur der Demokratie, wie der Historiker Sybel bei der denkwürdigen Debatte des norddeutschen Bundesparlamentes über das Wahlrecht eben vom Standpunkt des Liberalismus aus als das letzte Ergebnis des rein demokratischen Prinzipes sie bezeichnet hat! Vgl. Below, das parlamentarische Wahlrecht in Deutschland 1909, Seite 15.

Es ist also tief innerlich berechtigt, wenn die älteste Staatsschrift Europas den individualistischen Machtstaat der reinen Demokratie als eine Tyrannis charakterisiert hat. Und nicht minder zutreffend ist die Darlegung des Verfassers, daß die Macht des vielköpfigen Despoten, wie jede Monopolstellung, zum Mißbrauch der Gewalt führen mußte.

Die Politik wird in dieser Demokratie in erster Linie als Magen- und Genußfrage behandelt. Auf Kosten der Besitzenden werden die Mittel gewonnen, um die Masse für die Ausübung ihrer Herrscherfunktionen zu besolden und zu belustigen, damit, wie der Verfasser sich sarkastisch ausdrückt, der Demos etwas habe und die Vermögenden ärmer werden.

Selbst das gefeierte Palladium der Demokratie, das Volksgericht, wird zu einem Organ der Massenherrschaft erniedrigt. An dem Richteramt, wie an den öffentlichen Funktionen überhaupt, werden vor allem die Diäten geschätzt, die,

Digitized by Google

wie der Verfasser ironisch bemerkt, einen Nutzen fürs Haus abwerfen. Und demgemäß wird die Justiz in einem Geist ausgeübt, daß er das furchtbare Wort auszusprechen wagt, den herrschenden Demokraten komme es in den Gerichten weniger auf das Recht an, als auf ihren Vorteil.

Eine Kritik, an der jedenfalls soviel richtig ist, daß zahlreiche Urteile der demokratischen Geschworenengerichte ausgesprochene Partei- und Klassenjustiz waren. Es gab nach dem Urteil eines anderen Publizisten (Isokrates) unter diesen Volksrichtern nur zu viele, die — durch ihre Armut auf die öffentlichen Sporteln angewiesen — ganz und gar in den Händen der Sykophanten, der sogenannten „Hunde des Volkes" waren und gierig auf Anklagen und Denunziationen lauerten, bei denen es auch wieder vor allem auf Plünderung der Besitzenden abgesehen war. (Vgl. meine Ausführungen über den „Kampf gegen die Reichen im Volksstaat" in meiner Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. 2. Aufl., Bd. I, S. 313 ff., und diejenigen E. Meyers in der Geschichte des Altertums IV, S. 335 f., über die athenische Justiz mit ihren „Hunderten diätengieriger Richter".)

Wird es doch in einer demosthenischen Rede ganz offen ausgesprochen, daß in Athen ein Redner, der den kommunistischen Instinkten der Masse entgegenkomme, beim Demos sogleich der große Mann werde und sich eine persönliche Unantastbarkeit verschaffe, als wäre er unsterblich. Eine Klassenpolitik, von der schon Plato gesagt hat, daß sie den Staat gewissermaßen in zwei Staaten zerreiße, den der Besitzenden und der Nichtbesitzenden, die sich in unversöhnlicher Feindschaft gegenüberstünden!

Dazu kam nach unserer Denkschrift eine Reichspolitik, die das Verhältnis Athens zu den Untertanenstädten auch wieder nur vom Interessenstandpunkt des Demos und zugleich unter dem Gesichtspunkt eines rein ökonomischen Kalküls beurteilte. Die Großstadtspolitik wird materialistische Massenpolitik und monopolistische Wirtschaftspolitik. Selbst die Justizhoheit Athens wird mißbraucht, um die Angehörigen des Reiches einer tendenziösen Klassenjustiz zu unterwerfen, die sich nicht scheute, politische Gegner zu vergewaltigen, weil es das Augenblicksinteresse an dem Bestand der Demokratie so zu fordern schien.

Der Staat wird zu einer Züchtungsanstalt korrekter demokratischer Gesinnung und Volksanbetung.

Wenn man dies Musterbild einer schrankenlosen Mehrheitstyrannei mit dem politischen Ausgangspunkt der Demokratie, mit den Ideen der Freiheit und Gleichheit vergleicht, wie sie das perikleische Staatsprogramm verkündet hatte, so denkt man unwillkürlich an die bewegliche Klage eines Opfers radikal-demokratischen Parteiterrorismus, die man jüngst in den Blättern las: „Die ganze Vergangenheit, alle hohen Ideale und Prinzipien sind verflogen, wie die Spreu im Winde. Der nackte Herrenmensch schwingt seine Fuchtel; und was man früher mit Groll und Haß bekämpft, das wird zum Grundprinzip des eigenen Handelns."

Es ist jenes „Vergessen der anfänglich angerufenen Prinzipien"[1]), jener Umschlag der Ideen, bei dem sich das Prinzip der Freiheit zuletzt wieder in das des Zwanges umsetzt[2]). Ein tragisches Verhängnis des geschichtlichen Lebens der Menschheit bis auf den heutigen Tag!

[1]) Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen (1905), S. 180. — [2]) E. Meyer, Geschichte des Altertums I[3], Seite 180. Er weist u. a. darauf hin, wie aus der Religion der Propheten das Judentum, aus der durch und durch antihierarchischen Lehre Jesu ein hierarchisches Kirchentum und weiter die Religionsverfolgung entstanden ist; wie ferner die freiheitliche Erhebung der englischen Revo-

Digitized by Google

Daher enthält die Schilderung der atheniſchen Volksherrſchaft in jener Staatsſchrift, wenn ſie auch von gehäſſigen Übertreibungen nicht frei iſt, ein Wahrheitsmoment von typiſcher Bedeutung. Und es iſt ein eigentümliches Zuſammentreffen, daß in demſelben Land, in dem man ſich unter dem Einfluß der doktrinären Geſchichtſchreibung Grotes ſolange gegen dieſe Einſicht verſchloſſen hat, — daß in England von dem Moment an, wo es infolge der radikalen Demokratiſierung der alten Munizipalverfaſſung der Maſſe gelang, einen beſtimmenden Einfluß auf verſchiedene Gemeindeverwaltungen zu gewinnen, wie z. B. in Batterſea- und Weſt Ham, ſofort auch ganz ähnliche Symptome der Korruption hervorgetreten ſind, wie in der antiken Polis. („Neue Zeit", Jahrgang 19, 1. [1901], S. 438.)

Hat doch ein engliſcher Arbeiterführer ſelbſt geſagt, dieſe Art von Demokratie betrachte die Kommune wie eine Zitrone zum Ausquetſchen! Man denkt dabei unwillkürlich an das, was der Proletarier in der Kommuniſtenkomödie des Ariſtophanes das „Mitlöffeln aus dem Gemeinbrei" nennt, oder an das berüchtigte Wort des Demagogen Demades von dem „Kleiſter der Demokratie". Einer Demokratie, deren ſouveräne Bürgerverſammlung den Redner Äſchines an die Sitzung einer Genoſſenſchaft erinnert, in der die Verteilung der Überſchüſſe erfolgt.*** Als unvermeidliche pſychologiſche Begleiterſcheinung der Maſſenherrſchaft erſcheint endlich in unſerer Denkſchrift die Maſſendemagogie, die ewig ſich erneuernde Hydra des Demagogentums, deren unheimliches Anwachſen der Komödie ſo überreichen Stoff zur Satire gegeben hat. Ich erinnere an die köſtliche Satire des Ariſtophanes auf Kleon, die aus derſelben Zeit ſtammt, an die Geſchichte von dem paphlagoniſchen Bedienten, der den Herrn Demos völlig in der Hand hat, bis er durch einen noch ſchlimmeren, den Wurſthändler, verdrängt wird. Draſtiſche Verkörperungen der bekannten Erfahrung, daß die Maſſenherrſchaft gerade die Skrupelloſeſten begünſtigt.

Daß ein leidenſchaftlicher Vertreter der gebildeten und beſitzenden Minderheit, wie es der Verfaſſer der Schrift iſt, dieſem Demagogentum mit tödlichem Haß und ingrimmiger Verachtung gegenüberſteht, kann uns nicht wundernehmen. Wenn ihm ſchon der Demos im allgemeinen in ſeiner Armut, Unbildung und Unwiſſenheit als Träger aller möglichen böſen Inſtinkte erſcheint, ſo ſind ihm vollends die Führer, die demokratiſchen Politiker und Volksredner an und für ſich böſe, wie die Macht, die ſie vertreten, für ihn an ſich böſe war.

Nun iſt dieſe Beurteilung inſoferne einſeitig, als ſie nicht genügend unterſcheidet zwiſchen den perſönlichen Eigenſchaften des Einzelnen und denjenigen, welche die Maſſe als ein Ganzes und den Einzelnen als Beſtandteil dieſer Maſſe kennzeichnen. Wie die meiſten Beurteiler der Demokratie bis herunter auf Hippolyt Taine, ignoriert der atheniſche Pamphletiſt die bekannte maſſenpſychologiſche Tatſache, daß der Einzelne für ſich durchaus nicht immer in derſelben Weiſe empfindet und handelt, wie in der organiſierten Maſſe. Es wird

lution zur Zwangsherrſchaft des Parlamentes und dann der Armee, die Proklamierung der individuellen Freiheit des Bürgers in der franzöſiſchen Revolution zur Schreckensherrſchaft, in der modernen ſozialen Entwicklung zum Deſpotismus des ſozialdemokratiſchen Syſtems geführt hat. Vgl. Below a. a. O. S. 35 und 40, wo darauf hingewieſen wird, daß im Jahre 1848, als die preußiſche Nationalverſammlung auf Grund des gleichen Wahlrechtes gewählt wurde, ein Berichterſtatter aus der Provinz Sachſen ſchrieb: „Die Wahlen ſind hier ausgefallen wie in den meiſten Kreiſen. Die kleinen Leute haben durch das größere Gewicht geſiegt und die gewählt, die ihnen das Meiſte zu verſprechen das weiteſte Gewiſſen hatten."

Digitized by Google

übersehen, daß bei der Art psychischen Kontaktes, der sich innerhalb solcher Massen vollzieht, mit einer gewissen psychologischen Notwendigkeit die individuellen Eigenschaften der besseren und verständigeren Elemente durch Triebe und Instinkte absorbiert werden, wie sie eben große, unter dem Eindruck gemeinsamer Reize stehende Massen beherrschen.

Nicht daher kam die Korruption und Desorganisation des Staates, daß die Demokratie bewußt und grundsätzlich die schlechten Elemente begünstigte, wie der Pamphletist meint, sondern weil sie Politik und Rechtsprechung von Massenaktionen abhängig machte, welche die Beteiligten nur zu oft ihrer Individualität, ihres besseren Selbst beraubten und auf das Niveau von Kollektivwesen herabdrückten.

So verschieden nach Charakter, Intelligenz und Bildung die einzelnen sein mögen, die eine Masse zusammensetzen, — durch die bloße Tatsache ihrer Umformung zur Masse unterliegen sie dem, was man das Gesetz der geistigen Einheit der Massen genannt hat. Zur Masse geworden haben sie sozusagen ihr Selbst verloren und eine Art Kollektivseele erworben, die sie oft ganz anders fühlen und handeln läßt, als es der Einzelne für sich tun würde.

Durch das Untertauchen des Einzelnen in der Masse verschwindet sein persönlicher Charakter im Haufencharakter. Es ist eine Abstumpfung der persönlichen Eigenart des Einzelnen und damit eine Verringerung seines menschlichen Wertes. Eine Erfahrung, die Grillparzer in den Satz gekleidet hat: „Erträglich ist der Mensch als Einzelner; im Haufen steht er der Tierwelt gar zu nahe." Ähnlich wie Plato die Volksversammlung der Polis mit ihren Tausenden von Teilnehmern ein plumpes Riesentier genannt hat. Selbst vom römischen Senat soll ein Kaiser gesagt haben: Die Senatoren sind wackere Leute, der Senat ist ein Ungeheuer.

Den Einzelnen macht eben das klein, was ihn scheinbar groß macht — die Menge. Er steigt auf der Leiter der Zivilisation herab und nähert sich der Art des primitiven Menschen, indem er die Beute zwangsmäßiger Vorstellungen und elementarer Leidenschaften wird, die das ganze Bewußtsein erfüllen und alle entgegengesetzten Antriebe und Vorstellungen beiseite drängen.

Ich erinnere nur an die klassische Schilderung der Massensuggestion und der elementaren Reizbarkeit der Masse bei Plato, wie die in der Agora, in den Gerichtshöfen und im Theater versammelte Menge ihren primitiven Trieben freiesten Lauf läßt (wenn sie einmal in Erregung geraten ist), wie sie in der Äußerung von Beifall und Widerspruch kein Maß und kein Ziel kennt, und wie dieser lärmende, pfeifende, tobende Haufe einer Sturmflut gleich den Einzelnen willenlos mit fortreißt. Die Strudelmasse, wie es Aristophanes genannt hat. Der Machtrausch der Masse, die sich ihrer ungeheuren, von keiner Überlegung gezügelten Kräfte bewußt geworden ist.

Es leuchtet ein, daß eine Kritik, wie die unseres Pamphletisten, die die Demokratie einseitig unter dem Eindruck dieser Massenaktionen beurteilte, notwendig dazu kam, das sittliche und geistige Niveau der politischen Gegner im einzelnen zu unterschätzen und dem Einzelnen ohne weiteres eine ethische und intellektuelle Minderwertigkeit zuzuschreiben, die in dieser Weise und in dieser Allgemeinheit gewiß nicht vorhanden war.

Um so mehr enthält freilich die Schrift in Bezug auf die Masse als Masse und in Bezug auf den Durchschnitt der Massenführer eine tiefe geschichtliche Wahrheit. Die Demagogie lebt ja recht eigentlich von der Kunst, das Volk zu führen und zu beherrschen, soweit es Masse ist. Die schon damals von der Praxis und der sophistischen Theorie hochentwickelte Technik der Volksbearbeitung ist durchaus auf große Massenversammlungen und auf die bestimmten Eigen-

Digitized by Google

tümlichkeiten berechnet, welche dem Demagogen an der Masse entgegentreten. Unter diesen Eigenschaften steht in der Tat voran die von dem Pamphletisten beklagte Unbildung und Unwissenheit, die Unfähigkeit klar und selbständig zu denken, richtige logische Schlüsse zu ziehen, Widersprüche zu durchschauen, an jeder Frage verschiedene Seiten gleichzeitig zu übersehen. Eine geistige Unbeholfenheit, die große Massen zum Opfer und Werkzeug ihrer Führer macht.

„Da die Massen um jeden Preis Illusionen haben müssen, so wenden sie sich, wie die Motten zum Licht, instinktiv den Rhetoren zu, die ihnen solche bieten. Von den Tatsachen, die ihnen mißfallen, wenden sie sich ab und ziehen es vor, den Irrtum zu vergöttern. Wer ihnen Illusionen zu suggerieren vermag, wird leicht ihr Herr." (Le Bon, Psychologie des foules. Deutsche Ausgabe, 2. Aufl. 1912 S. 80.) Die leeren Hoffnungen der Rednerbühne, wie Demosthenes die Illusionen nennt, durch welche sich athenische Volksversammlungen nicht selten zu den verhängnisvollsten Beschlüssen hinreißen ließen. Ich erinnere an den klassischen Bericht des Thukydides über die Volksversammlung, in der die demagogisch bearbeitete leidenschaftlich erregte Masse den wahnwitzigen Beschluß über die Expedition nach Sizilien durchsetzte, der über den Staat eine geradezu vernichtende Katastrophe heraufbeschwor und den Zusammenbruch wesentlich mitverschuldet hat.

Übrigens ist es nicht bloß das Unterscheidungsvermögen für Wahrheit und Irrtum, das durch diese Schwäche des Massengeistes getrübt wird, sondern auch der Sinn für Recht und Unrecht, nicht am wenigsten infolge der Versuchung, die in dem Gefühl der Macht liegt, in dem Bewußtsein, daß des Volkes Wille Gesetz sei. Ein Machtgefühl, das leicht die gemeinen Instinkte in der Menschenbrust entfesselt, zumal da, wo der Mensch als Herdenmensch auftritt.[1])

Und dieses Machtgefühl wendet sich nicht nur gegen diejenigen, deren Besitz den Neid herausfordert, sondern auch gegen die, welche durch Intelligenz und Charakter über das Niveau der Mittelmäßigkeit hinausragen. „Erziehung und Bildung haben die Folge, daß man mißgünstig angesehen wird", — diese Erfahrung hat Aristoteles gerade in dem demokratischen Athen gemacht.

Und schon Thukydides hat derselben Erfahrung Ausdruck verliehen in einer Rede, die er Kleon, dem typischen Repräsentanten der Masse in den Mund legt, und in der es geradezu als eine grundsätzliche Forderung der Demokratie proklamiert wird, daß man die Entscheidung über das Wohl des Staates den Ungebildeten anvertrauen müsse, nicht den Gebildeten. Denn diese wollten immer die Klügeren sein, während jene weniger imstande seien, an einer schönen und guten Rede zu nörgeln. Das heißt aus dem demagogischen Jargon in die Wirklichkeit übersetzt: Die Gebildeten und Einsichtigen sollen den gewerbsmäßigen Demagogen das Feld überlassen, damit sie bei der kritiklosen Masse um so leichteres Spiel haben.[2])

[1]) Wie auf diesem Boden die suggestiv-berauschende Wirkung der Schlagwörter bis zu einer förmlichen Ekstase der Grausamkeit und grausamen Mordes gesteigert werden kann, hatte man ja wenige Jahre vor der Abfassung der Schrift an dem von Kleon wenigstens momentan durchgesetzten Volksbeschluß über die Massenhinrichtung der männlichen Bevölkerung Mytilenes mit furchtbarer Deutlichkeit vor Augen gehabt.

[2]) Vgl. die köstliche Ironisierung der geistigen Hilflosigkeit der Masse gegenüber redegewandten Demagogen bei Aristophanes, Ritter v. 1110 ff.

Wohl ist dir, o Volk bestellt
Die herrlichste Macht der Welt
Es fürchtet dich alle Welt
Als Herrn und Tyrannen.
Doch läßt du dich führen leicht
Vom Hätscheln dich rühren leicht
Die Redner, die stierst du an
Dein Witz, er spazieret dann
Wie du da sitzt in die Wolken.

Digitized by Google

Man denkt dabei unwillkürlich an das Anathem Lassalles gegen das, was er den „nörgelnden Geist" seiner bürgerlichen Gegner und ihre Krankheit des individuellen Meinens und Besserwissenwollens nannte, — oder an die Tiraden Marats und Robespierres über die Wunder der Erkenntnis, die dem schlichten Mann ohne oder gegen die Männer der Wissenschaft aufgegangen seien.

„Das Niedere schwillt, das Höhere senkt sich nieder." Perikles—Kleon.[1]) Die Namen versinnbildlichen diese tragische Wendung für alle Zeiten. Volksanbetung auf der einen Seite, Unterschätzung der Geisteskultur auf der anderen.

Damit hängt auch die innere Unwahrhaftigkeit zusammen, die die unvermeidliche Begleiterscheinung aller Demagogie ist und die in verhängnisvoller Weise noch dadurch gefördert wird, daß bei der Eigenart der Masse die schlichte, nüchterne Wahrheit sehr häufig demagogisch unbrauchbar ist, während die halbe oder ganze Unwahrheit unendlich viel wirksamer sein kann. Gegenüber einer demagogisch geschulten und bearbeiteten Masse gibt es in Bezug auf das, was sie an Entstellung und Verdrehung der Wahrheit, an Übertreibungen, falschen Verallgemeinerungen und direkten Lügen vertragen kann, kaum mehr eine Grenze.

Man denke ferner an die Asebieprozesse vor dem Massengericht, die der Pamphletist bei der Schilderung der Vielgeschäftigkeit des Demos besonders hervorhebt. Hier wird selbst der persönlichste und heiligste Besitz des Menschen, seine Weltanschauung in den Kampf der Parteien hineingezogen und die Religion zu einer Waffe im Dienste der Parteileidenschaft und der Bildungsfeindlichkeit gemacht, weil — wie schon Plato im Hinblick auf Sokrates gesagt — der große Haufe für solche Beschuldigungen besonders empfänglich ist.

Je intensiver durch diese politische Brunnenvergiftung die Massengefühle entwickelt sind, je weiter die geistige und moralische Proletarisierung der „Vielen" fortgeschritten ist, um so leichter wird die Beherrschung der Masse. Eine Proletarisierung, die selbst relativ verständige Leute in dem Moment, wo sie als Masse auftreten, den absurdesten Argumenten zugänglich macht. Das hat schon der alte Solon treffend gekennzeichnet.

Durch diese Proletarisierung untergräbt die Demagogie die Fähigkeit, irgend etwas anderes gelten zu lassen, als das, was die Parteidoktrin vorschreibt. Und sie erzielt dadurch zugleich eine Umwertung der sittlichen Werte, indem sie die Anschauungen über Gut und Böse so umzugestalten weiß, daß am Ende als gut nur noch das erscheint, was der Partei nützt, als böse, was ihr schadet. Eine Wendung, die auch in unserer Denkschrift sehr bedeutsam hervortritt.

Vor allem aber gilt es, die Kampfesstimmung der Masse, den Haß gegen alle Andersdenkenden wach zu erhalten. „Für die Masse allezeit zum Kampfe bereit", ist die Parole der Volksmänner bei Aristophanes, und gewiß nicht nur hier auf der Bühne. Eine Tätigkeit, bei der der Demagoge durch keinerlei ethische Rücksichten, durch kein Gefühl der Ehrfurcht oder Pietät an der skrupellosen Anwendung aller demagogischen Kunstgriffe verhindert sein darf. Die Masse will im Grunde nur sich hören und ist um so entzückter, je faßlicher sie sich selbst vom Redner hört. „Um deswillen" — sagt Aristophanes — „wirst du gerade der große Mann, weil du gemein und frech und von der Gasse her bist." „Bescheidenheit" — sagt Goethe in den Aphorismen — „gehört in gute geschlossene Gesellschaft. Schon in größerer Sozietät steht das Unbe-

[1]) Kleon bietet zum erstenmal das verhängnisvolle Schauspiel des Emporkommens eines engen Kopfes, der von einer Idee ganz erfüllt und durch die Wucht der hinter ihm stehenden Masse in den Stand gesetzt ist, seine seelische Energie in Form elementarer Triebhandlungen nach außen zu entladen.

Digitized by Google

scheidene immer im Vorteil. Aber Derbheit, ja Grobheit gehört in eine Volksversammlung, wo der Pöbel mitreden will, und wo man überschreien oder selbst schweigen und sich nach Hause drücken muß." (Vgl. mein Buch „Sokrates und sein Volk", S. 64 ff.) Daß in der Tat in Volksversammlung und Volksgericht Verrohung und Verpöbelung immer mehr überhandnahm, dafür besitzen wir zahlreiche Proben an der öffentlichen Beredsamkeit des nächsten Jahrhunderts.

Es ist eine wahre Flut von verlogenem und niedrigem Klatsch, von fadenscheinigen Verdächtigungen und wüsten Beschimpfungen, welche die Redner und Politiker wetteifernd übereinander ausgossen, um ihre Nächsten vor einer tausendköpfigen Menge als Erzhalunken und als Ungeheuer zu denunzieren und sich selbst als die echten Volksmänner zu empfehlen. Ein moralischer Vernichtungskrieg, den sogar ein Demokrat wie Demosthenes als einen Krebsschaden der Demokratie bezeichnet hat, was ihn dann freilich nicht hinderte, selbst nach Kräften in diesen Ton mit einzustimmen.

Für Demosthenes ist ein Gegner wie Aschines ein Ausbund schamloser Verlogenheit, ein Rechtsverdreher, ein Feind des Staates, ein verräterischer bestochener Mietling, ein gottverhaßter Sykophant, ein leichtfertiger Schwätzer, ein jeder Bildung bares Scheusal, ein Schmarotzer, ein heilloser Federfuchser, ein Maulheld und Marktschreier, ein Unhold, eine Pestseuche, eine fuchsartige Kreatur, ein verwünschter Aktenhocker, ein Landstreicher, ein tragischer Affe, ein Einfaltspinsel — also ein Teufel in Menschengestalt und dabei ein dummer Teufel, wie denn überhaupt die Gegner in den Reden des Demosthenes „aus Teufelei und Dummheit" zu gleichen Teilen zusammengebraut sind. (Bruns, „Das literarische Portrait der Griechen", S. 579.)

Natürlich sind dann auch die Reden der Gegner, der „tollwütigen Narren", wie er sie nennt, auf ganz den gleichen Ton gestimmt. Demosthenes ist für Aschines von der Mutter her ein Skythe, ein Barbar, ein Auswurf der Menschheit, ein Untier, eine Bestie, der allergrößte Feigling, der bei jeder Gefahr Fersengeld gibt, ein heimtückischer, wetterwendischer Kobold, ein echter Böotier, ein geschmackloser, ungebildeter, ungeschliffener, unerträglich arroganter Patron, ein schamloser Gaukler und Betrüger, ein Lügner und Aufschneider, ein käuflicher Schuft, ein widerwärtiger Heuchler, ein gottverfluchter Mörder, kurz ein Elender, dessen Schandtaten allen Hörern bekannt seien, der größte Schurke in ganz Hellas.

Die Athener würden von allen Griechen ausgezischt werden, wenn sie diesem Menschen, der den Staat zum Gespött macht, die Ehre des Kranzes zuteil werden ließen.

Natürlich ist dann auch die ultima ratio dieses mit vergifteten Waffen geführten Kampfes immer die Gewalt. Diese demokratische Invektive will die Masse fanatisieren und zu sinnloser Wut entflammen. „Aschines wird solange zetern" — höhnt Demosthenes — „bis man ihn für ehrlos erklärt und ihm so den Mund stopft", während Aschines ohne weiteres die Achtung des verwünschten Erzhalunken Demosthenes verlangt. Ja der Haß verfolgt den Gegner noch in ein Jenseits, wie die Götter der Unterwelt ihn ohne Gnade und Erbarmen zu den Verdammten in die Hölle hinabstoßen würden. In dieser Welt aber möchte der Liberalismus dieser Demokratie den Gegner am liebsten gar nicht zum Worte kommen oder einfach totschlagen lassen. „Vertilgt diese unverbesserliche Brut" heißt es am Schluß der demosthenischen Kranzrede — „mit Stumpf und Stil zu Wasser und zu Lande." Und echt volkstümlich hat

Digitized by Google

ein anderer Demagog gemeint: „Schmachvoll müßt ihr sie vernichten, wenn ihr anders das Gehirn in den Schläfen und nicht zertreten in den Fersen tragt."

Ist es doch sogar dem großen Demosthenes begegnet, daß ihm während einer Rede die Gegner förmlich auf den Leib rückten, ihn unterbrachen und verhöhnten, während der Demos lachte und Schluß rief.

Das ist die politische Sprache und die politische Kultur der „reinen" Demokratie! Und wenn man von Männern wie Demosthenes, Aschines u. a. gesagt hat, daß zwischen der Wirklichkeit dieser Männer und unserem Auge wie ein undurchdringlicher Schleier die Lüge liegt, so ist es eben die Massenherrschaft gewesen, welche die geistige und soziale Atmosphäre geschaffen hat, in der diese Sumpfpflanze am üppigsten gedeihen konnte.

Hat es doch Demosthenes der Menge ins Gesicht gesagt, daß für sie diese Art der Volksbearbeitung ein Ohrenschmaus war. „So weit" — sagt er — „geht eure Torheit oder euer Wahnsinn, daß ihr um einer Beschimpfung, einer Gehässigkeit, eines Witzes willen feile Mietlinge zum Reden aufruft und lacht, wenn sie über andere herfallen." Sogar die Lästerungen des Aschines gegen ihn — den großen Patrioten — seien für den Demos nur ein Vergnügen. All das muß man sich vergegenwärtigen, wenn man es verstehen will, wie der Verfasser der Schrift über das Staatswesen der Athener dazu kommen konnte, diese Höflinge der Masse geradezu als Schurken oder Wahnwitzige zu bezeichnen. Der Unfehlbarkeitsdünkel der Parteidogmatik, die absolute Intoleranz der an Stelle der Ethik getretenen Parteimoral, die witzelnde, zynische und je nach Bedarf ordinäre oder polternde Ausdrucksweise, die fanatische Ekstase, die sich an hohlen Schlagwörtern oder wütenden Tiraden berauscht, dies und vieles andere ergibt ein Gesamtbild des echten Demagogen, das in der Tat ans Pathologische streift.

Kein Wunder, daß unter der Herrschaft dieses Demagogen- und Massentums die gesunden und großen Gedanken des freien Volksstaates immer mehr in den Hintergrund traten und in den Reihen der Minderheit ein Gefühl der Erbitterung um sich griff, das direkt den grundsätzlichen Gegnern der Verfassung in die Hände arbeitete.

Zu diesen grundsätzlichen Gegnern gehört auch unser Verfasser.

Für ihn ist jede Verständigung mit der Demokratie ausgeschlossen. Eine Reform, die der Bildung, der Intelligenz, dem Schutze des Eigentums gerecht werden könnte, erscheint ihm auf dem Boden der Demokratie unmöglich. Sie kann nach seiner Ansicht solche Reformen nicht gewähren ohne sich selbst zu verneinen. Sie kann nur sein, wie sie ist, oder nicht sein. Und der Verfasser scheut sich nicht, die Möglichkeiten eines Staatsstreiches mit einer Offenheit zu besprechen, die uns die ganze Tiefe der Kluft erkennen läßt, die hier Bürger vom Bürger trennte.

Er möchte die Masse als politischen Machtfaktor überhaupt ausschalten. Er setzt der Tyrannis des Demos einfach die Tyrannis der Minderheit entgegen: dem Radikalismus des Massenprinzips den Radikalismus der Reaktion.

Denn auch die Vertreter des aristokratischen Prinzipes, wie er es verkündet, vermögen den Staat nur als eine Machteinrichtung, als ein Werkzeug der Unterdrückung zu begreifen[1]).

[1]) Die Ἀθηναίων πολιτεία ist offenbar aus derselben Stimmung heraus geschrieben wie das bekannte Grabepigramm auf Kritias und seine Genossen, in dem es heißt: „Das ist das Grabmal wackerer Männer, die dem verfluchten Demos von Athen eine kurze Zeit die Frechheit gelegt haben. Scholiast zu Aschines I 39.

Digitized by Google

Scheinbar stellt sich ja der Pamphletist auf eine höhere Warte als die des bloßen Klassenkämpfers. Er betont mit Recht, daß es sich hier in entscheidender Weise um psychologische, ethische und kulturpolitische Fragen handelt. Die reine Demokratie ist ihm nicht nur um eines Klasseninteresses willen, sondern von einem allgemeinen kulturpolitischen Standpunkt aus ein gewaltiger Rückschritt; da sie in einer Zeit, in der sich eine Elite des Geistes hoch über das Massenleben erhob, gerade den geistig tieferstehenden Schichten zu einem Übermaß politischer Macht verhalf.

Daher ist ihm der Kampf gegen die Massenherrschaft zugleich ein Kampf der Kultur gegen Unbildung und Beschränktheit. Dem Gleichheitsprinzip der Demokratie wird das Prinzip der Auslese entgegengestellt d. h. die Demokratie wird vor die Frage gestellt, ob sie imstande sei, die jeweilig Tüchtigsten an die entscheidenden Plätze zu bringen.

Diese Tüchtigsten stellen immer nur eine Minderheit dar. Sie sind selbst wieder das Produkt einer Auslese, die ihrerseits das Ergebnis einer ökonomischen und gesellschaftlichen Differenzierung ist. Die wirtschaftliche und soziale Lage, in die der Mensch hineingeboren wird, sei für seine geistige und sittliche Entwicklung von entscheidender Bedeutung und demgemäß seien sittliche und geistige Minderwertigkeit wesentlich sozialpathologische Erscheinungen, weil die Struktur der Gesellschaft und die Verteilung der Güter ganze Schichten der Bevölkerung in eine Lage bringe, in der sie unter einem gewissen Zwang zur Immoralität, zum Verbrechen ständen. Dagegen repräsentiere die besitzende Klasse einen Fonds von moralischen und Bildungswerten, die für die Masse unerreichbar sei.

Da aber die geistig und moralisch höher Stehenden, wenn sie ihrer wahren Natur folgen, die geborenen Gegner aller Massenherrschaft sind, so sei es begreiflich, daß die politische Auslese, welche Volkswahl und Volksgunst vornimmt, nicht entfernt einer wahrhaft aristokratischen Auslese entspricht, sondern in bewußten Gegensatz zu ihr tritt. Denn die Tüchtigkeit der zur politischen Führung wirklich Berufenen habe für die Masse den üblen Beigeschmack, daß diese stets geneigt sind, dem Masseninteresse entgegenzuwirken, während der Demos in der Roheit, Unbildung und Skrupellosigkeit der von *ihm* auf den Schild Gehobenen die sicherste Bürgschaft dafür sehe, daß die Politik in *seinem* Interesse gemacht wird.

Auch diese Argumentation enthält manches Wahre; und es war gewiß tiefinnerlich berechtigt, wenn hier gegenüber der blinden Gleichmacherei einer Demokratie, die in ganz mechanischer Weise Ungleichen Gleiches gewährte, das an und für sich ja echt liberale Prinzip der verhältnismäßigen Gleichheit proklamiert wurde, das bei der Zuteilung von Rechten, die zugleich Pflichten sind, auch die Qualität ins Auge faßt; wenn das Ich sich gegen die Gefahr, das höchste Glück der Erdenkinder an die Masse zu verlieren, aufbäumte und dem Monopol der Kopfzahlmehrheit das Recht der starken Persönlichkeit und sozial und politisch wertvoller Minderheiten entgegenstellte.

Allein wenn man nun nach dem Endergebnis der ganzen Erörterung fragt, so tritt uns doch zuletzt auch hier wieder die Logik des Klassenantagonismus in schneidender Schärfe entgegen. Es ist eine tendenzlöse Übertreibung, wenn dem Ausleseмechanismus der Gesellschaftsordnung und der Inzucht die Wunderkraft zugeschrieben wird, in der besitzenden Minorität schlechthin eine Varietät besser begabter und sittlich höherstehender Menschen heranzuzüchten. Die Behauptung, daß die Vertreter des oligarchischen Prinzips die Guten oder die

Digitized by Google

„Besten" schlechthin seien, läßt deutlich erkennen, daß der Scharfblick, den der Verfasser gegenüber den korrumpierenden Einflüssen der Armut zeigt, vollständig versagt, wo es sich um diese „Besten" oder „Edelsten" der Nation handelt.

Die schweren sittlichen Versuchungen, die im Besitze der Macht und des Reichtums liegen, sind für ihn nicht vorhanden. Und so verfällt er in denselben Denkfehler, wie die Demokratie mit ihrem Kultus der Mehrheit.

Ein Optimismus, der seltsam absticht von dem nur zu begründeten Urteil, das ein so entschiedener Gegner der Demokratie wie Aristoteles über die Parteien des Besitzes gefällt hat: Wenn man ihnen den Staat ausliefert, werden sie sofort übermütig und lassen ihrer Habgier die Zügel schießen. Die Plutokratie ist für Aristoteles moralisch nicht besser, als die Herrschaft der Masse. Eine Beobachtung, die durch die brutalen Gewaltmenschen der plutokratischen Revolutionen der Jahre 411 und 404 in drastischer Weise bestätigt wird.

So erscheint die „gute" Verfassung unserer Schrift als das Erlebnis eines doktrinären Dogmatismus, wenn nicht als heuchlerische Phrase. Es wird völlig ignoriert, daß auch die beste Aristokratie eines Gegendruckes von Unten, eines Kräfte anspannenden und regenerierenden Wettbewerbes bedarf, wenn sie nicht entarten soll.

Nicht minder ist es rein doktrinär, wenn ein politisches System, das die Massenherrschaft einfach durch Klassenherrschaft ersetzt, als ewige Normalform einer Verfassung proklamiert wird. Eine Anschauungsweise, die unwillkürlich an einen modernen Gesinnungsverwandten des Autors, an Stahl erinnert, für den der Konservatismus der alleinige Vertreter der göttlichen Ordnung war.

Hier schlägt die vielbewunderte realpolitische Auffassung des Verfassers genau in denselben Dogmatismus um, wie wir ihm in der Geschichte der Demokratie begegnen. Ihr Verfasser ist auf seine Art ebenso Illusionist, wie Rousseau und die Doktrinäre des achtzehnten Jahrhunderts, für die der schlichte Mann der wahre Sachverständige und im alleinigen Besitz der Herzensreinheit und Tugend war — wie der liberale Abt, der die Partei der Liberalen für die einzig gute hielt, oder der Sozialist Kautsky, der dem bürgerlich berechnenden Geschäftssinn der englischen Arbeiteraristokraten die sogenannte proletarische Sittlichkeit als Vorbild entgegenhält. Extra fractionem nulla spes salutis!

Eines vermag ja der Verfasser nicht zu leugnen: daß in der demokratischen Entwicklung Athens eine Klassenbewegung zum Ausdruck kam, der vom Standpunkt des Demos aus eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden konnte. Daß aber dieses Streben der Masse nach Licht, Luft und Freiheit bis zu einem gewissen Grade von jedem Standpunkt aus als ein berechtigtes anerkannt werden muß, daß ihr in einem Kulturstaat die staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit unter keinen Umständen vorenthalten werden darf, darüber geht er mit souveräner Willkür hinweg. Er sieht auf das Ringen und Drängen der breiten Masse des Volkes mit kühler Gleichgültigkeit herab. Denn für ihn ist es selbstverständlich, daß der Triumphzug der Kultur nur einer glücklichen Minderheit zugute kommt, die allein zur Freiheit und zur Herrschaft geboren ist.

Sein Ideal ist der bevorzugte Einzelmensch, derselbe Typus, an dem einem Nietzsche das Bild des hellenischen Herrenmenschen aufgegangen ist, des olympischen Menschen, wie Nietzsche diesen seinen Idealtypus genannt hat.

Wie für ihn, so ist auch für den antiken Propheten der Herrenmoral die bevorzugte Stellung dieser Auserlesenen geradezu Selbstzweck, und er fordert daher ohne weiteres, daß die große Masse dieser stärkeren Spezies von Menschen, das

Digitized by Google

Wohl der meisten dem Wohle der wenigen geopfert werde. Der Staat und Gesellschaftszweck ist für ihn einzig und allein der, diesen Edelmenschen oder Vollmenschen freie Bahn zu schaffen, damit sie wie Wesen höherer Art über den Häuptern einer geknechteten und stumpfsinnigen Menge dahinwandeln können.

Was sich als Prinzipienfrage gibt, ist auch hier nichts anderes als eine verkleidete Machtfrage. Und die wahre Meinung kommt ja auch unwillkürlich zum Durchbruch in dem überaus bezeichnenden Zugeständnis, daß man eigentlich keinen Grund habe, sich über die demokratische Interessenwirtschaft zu beklagen, da die Minorität im umgekehrten Falle genau ebenso handeln würde, und da man es niemand verübeln könne, wenn er für seinen Vorteil sorge.

Der egoistische Parteiwille wird sozusagen als Universalwille in die Gesamtheit der Menschen hineingelegt und als Rechtfertigungsgrund für eine reaktionäre Klassenpolitik verwertet.

Man sieht: Der Mann hat den Mut, den nach Nietzsche alle starken Geister haben sollen, den Mut, um ihre eigene Immoralität zu wissen. Man hat das „vornehme Unbefangenheit" genannt, die „darauf hält, weder sich noch andere zu täuschen". Dann ist es auch vornehme Unbefangenheit, wenn man die Theorie vom Daseinskampf und von der Selektion, sowie die Lehre des Schopenhauerschen Pessimismus von der alle Einzelwesen beherrschenden rücksichtslosen Bejahung des Willens zum Leben im Interesse eines extremen Kapitalismus verwertet hat.

Darin unterscheidet sich ja die Doktrin der Staatslehre von zahllosen anderen Parteierklärungen bis herunter zur Gegenwart, daß sie rücksichtslos den Schleier zerreißt, mit dem Parteidogmatik und Parteiphrase das innerste Wesen der Parteibildung und Parteipolitik zu verhüllen liebt. Sie ist vollkommen frei von der vulgären Parteilogik, für welche stets nur die eigene Partei ein Muster von Selbstlosigkeit und Hingebung an das Ganze ist und immer nur die anderen die Partei über das Ganze stellen.

Allein so wertvoll diese verblüffende Offenherzigkeit für die Beurteilung des Theoretikers ist, so widerlich berührt diese zynische Proklamation der reinen Interessenpolitik vom Standpunkt des Staates. Sie enthält die denkbar schroffste Negation der Idee des Staates als der außer und über den Parteien stehenden Organisation des Gesamtvolkes für die Lösung seiner Lebensaufgaben und für die Realisierung der Gerechtigkeit gegen alle.

Man hat mit Recht bemerkt, daß es für die Gesellschaft immerhin nicht ohne Wert ist, wenn die Parteien wenigstens noch eine gewisse Scheu zurückhält, das als Grundsatz offen auszusprechen, was man wohl innerlich für erlaubt hält. Es ist ein Zugeständnis an das sittliche Bewußtsein, in dem wenigstens eine gewisse Tendenz zur Mäßigung liegt. Ebenso klar ist aber auch, daß die frivole Proklamierung von Grundsätzen, in denen das Partei- und Klasseninteresse in so schamloser Nacktheit zutage tritt, wie in dieser sophistischen Machttheorie, eine überaus verderbliche und zersetzende Wirkung haben mußte.

„Das Volk — heißt es in unserer Schrift — haßt die Gegner der Demokratie, weil es überzeugt ist, daß sie nur auf sein Verderben sinnen." Und in der Tat wird ganz offen zugegeben, daß die Unwissenheit und Schlechtigkeit der demokratischen Führer für das Volk vorteilhafter sei, als die Tüchtigkeit der „guten" Bürger, weil jene dem Volke wenigstens nützen, diese dagegen nur schaden wollen. Eine drastische Bestätigung des furchtbaren Eidschwures, mit dem sich in manchen Staaten die Oligarchen verbanden: „Ich will dem Demos feindlich gesinnt sein und ihm durch meinen Rat nach Kräften schaden!"

Digitized by Google

Ein Fanatismus des Hasses, bei dem jede Hoffnung auf wechselseitige Anpassung, auf friedliche Verständigung entschwindet. Es bleibt zuletzt nur das fatalistische Bewußtsein, daß man in dem hoffnungslosen Widerstreit unversöhnlicher Kräfte nur noch Sieger oder Besiegter, Hammer oder Ambos sein könne. Der Gegner wird als eine Art Ausnahmemensch betrachtet, den man unter allen Umständen bekämpfen muß. Da die Geister aufgehört haben, sich zu verstehen, verzichtet man von vorneherein auf ein ehrliches Ringen der Welt- und Lebensanschauungen, auf eine gewisse Ausgleichung durch gegenseitige Zugeständnisse.

Die jeweils herrschende Partei suchte ihre Macht umso rücksichtsloser auszunutzen, als sie wußte, daß sie selbst, wenn sie aufhörte zu herrschen, tyrannisiert werden würde. Und die wehrlosen Minderheiten hatten nur den einen Trost, daß sie im Wandel der Zeiten auch einmal obenaufkommen und dann ihre Rache nehmen würden.

Die größte Errungenschaft des politischen Genius der Griechen, die Idee des bürgerlichen Rechtsstaates, war so stets in Frage gestellt durch eine Auffassung, die der bestehenden Staatsordnung grundsätzlich die Anerkennung versagte, weil sie in ihr nur eine Herrschaftsorganisation feindlicher Klassen erblickte.

Jede momentan schwächere Partei hielt sich für berechtigt, dem bestehenden Staat den Krieg zu erklären, weil der Staat nicht ihr Staat und seine Regierung nicht ihr Verwaltungsausschuß zur Vertretung ihrer Interessen war. Und in der Tat, wenn der Staat nichts ist, als der Geschäftsführer einer Partei, schwindet jede Möglichkeit, den Kampf der Parteien auf eine breitere, sittliche Basis zu stellen. Es fehlen die großen am Schicksal des Staatsganzen orientierten Gesichtspunkte, allgemein gültige Imperative, die die auseinanderstrebenden Kräfte von selbst in den Dienst gemeinsamer hoher Ziele und Ideale gezwungen hätten. Und das Endergebnis ist eine zunehmende Zerstörung jener gemeinsamen hohen Gefühle der Sympathie, der Vaterlandsliebe und des sozialen Pflichtbewußtseins, ohne die ein erträgliches Gleichgewicht der widerstreitenden Kräfte und die Aufrechterhaltung einer gewissen inneren Einheit des Staates nicht möglich ist.

Das Athen der Ἀθηναίων πολιτεία ist ein typisches Beispiel für diesen Krankheitszustand von Staat und Gesellschaft, der wie ein Bleigewicht auf allen Bestrebungen lastete, inmitten der Stürme eines großen nationalen Krieges das schwankende Schiff des Staates vor dem Untergang zu bewahren.

Jeder größeren Niederlage folgte eine schwere innere Krisis, die wiederholt zum radikalen Umsturz der bestehenden Staatsordnung geführt hat, sei es im aristokratisch-plutokratischen oder demokratischen Sinn. In einem einzigen Jahrzehnt wurde der Staat durch nicht weniger als vier entgegengesetzte Revolutionen in seinen Grundfesten erschüttert und trieb rettungslos dem Ruin entgegen, bis am Ende Reichsmacht und Seemacht, Demokratie und bürgerliche Freiheit in Einer großen Katastrophe zusammenbrach.

Wie ein Epilog auf diese ganze Entwicklung liest sich das furchtbare Wort des größten Publizisten Athens: „Ein schuldiger einzelner Mensch stirbt vielleicht, bevor ihn die Vergeltung erreicht. Die Staaten aber mit ihrem Nichtsterbenkönnen müssen die Rache der Götter und Menschen ausdulden."

Es sind gewiß hochbedeutsame Probleme, welche die älteste Staatsschrift Europas vor uns entrollt hat. Und diese uralten Fragen pochen heute nach Jahrtausenden gewaltiger als je an die Pforten des modernen Staates

Digitized by Google

und der modernen Gesellschaft. Wie der athenische Publizist, so leben auch wir in einer Zeit, in der die politischen Ideale einer älteren Generation zu verblassen drohen. Wie damals, so ist auch heute das Getriebe des politischen Lebens zu einem Zerrbild jener Ideale geworden.

Die Botschaft von der Herrenmoral, von dem Willen zur Macht und zu rein egoistischer Lebensführung, wie man sie in dem Athen der Sophistik gepredigt hat, sie tönt heute aufdringlicher als je an unser Ohr, während wir anderseits — ganz wie damals — in eine Ära der Massen eingetreten sind, deren Druck sich beständig zu verschärfen droht, je unverhüllter das Bestreben der auf das Schwergewicht großer Massen gestützten Interessengruppen zutage tritt, ihre Ziele zum obersten Regulator der Politik zu machen.

Heute wie damals schon sehen wir durch die Roheit zügelloser Machtinstinkte und durch die Leidenschaftlichkeit und Unehrlichkeit der politischen Kampfesführung die idealen Güter der Kultur und die unentbehrliche Harmonie menschlichen Gemeinschaftslebens bedroht. — So bedarf es wahrlich nicht erst des Hinweises auf die Erfahrungen vergangener Geschlechter, auf ihre Schuld und ihre Sühne, um die eminenten Gefahren einer Anschauungsweise zu erkennen, die um bloßer Augenblickserfolge willen, die ethischen Faktoren, die erhaltenden und schöpferischen Kräfte sittlichen Gemeinschaftslebens aus dem Wettstreit der Meinungen und Interessen ausschalten zu können glaubt.

Die Behauptung der Weltstellung der Nation hängt von der inneren Geschlossenheit ab, mit der sie nach außen aufzutreten vermag, von der erfolgreichen Überwindung der inneren Zerklüftung des Volkstums, das die höchste geistige und künstlerische, wirtschaftliche und technische Kultur vor dem nationalen Verfall nicht schützen kann, wenn sich ein Volk nicht zu einer politischen Kultur zu erheben vermag.

Cannae

(nach Livius 22. Buch und Mommsen 3, 5).

Es war im Jahre 217 vor Christus, daß Hannibal den Apennin überschritt und den Günstling des römischen Volkes, Flaminius, am Trasimenischen See vernichtend schlug. Etrurien lag zu seinen Füßen und der Weg nach Rom schien ihm offen zu stehen. In der Not hatte der Senat den Qu. Fabius Maximus zum Diktator bestellt, der der Entscheidungsschlacht, auf die Hannibal drängen mußte, vorsichtig auswich. So war denn Hannibal an dem römischen Heere vorbeimarschiert und hatte sich nach abermaligem Überschreiten des Apennins gegen die Hauptstadt Apuliens, Capua, gewandt. Das römische Volk aber verlangte stürmisch die Abschaffung der Diktatur und die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Garantien. Der Senat mußte nachgeben und für 216 wieder die regelmäßigen Wahlen zum Konsulat und damit zum Oberbefehl über das Heer ausschreiben. Bei diesen Wahlen aber ging es heiß her unter großem Streit zwischen dem Senat und dem Bürgerstand. Der Volkstribun Qu. Herennius suchte durch den Unwillen, den er gegen Senat und Auguren erregte, die Kandidatur seines Verwandten C. Terentius Varro zu empfehlen. „Durch den Adel, der seit vielen Jahren Krieg gewünscht, sei Hannibal nach Italien gelockt worden, der Adel ziehe den Krieg, der längst beendigt werden könnte, hinterlistig in die Länge. Man werde kein Ende sehen, bevor man einen echten

Digitized by Google

Bürgerlichen, einen Mann ohne alle Ahnen, zum Konsul wähle." Varro aber war bei der Menge durch Verunglimpfung der Angesehensten und durch schmeichelnde Künste beliebt und glänzte, seit er die Macht und Diktaturgewalt des Fabius erschüttert, dadurch, daß er diesen verhaßt gemacht. So wurde er denn mit ungeheurer Mehrheit zum Konsul und Feldherrn allein gewählt, in seiner Hand sollte die Wahl seines Amtsgenossen sein. Nur mit Mühe setzte der Senat die Wahl des Amilius Paullus durch, der sich im Illyrischen Krieg als verständiger Feldherr bewährt gehabt hatte. Das Heer aber wurde gewaltig verstärkt, an der Spitze von acht Legionen sollten die Feldherrn Hannibal entgegenziehen. Varro redete vor dem Volk, der Krieg sei vom Adel nach Italien gerufen und werde in den Eingeweiden des Freistaates bleiben, wenn dieser noch mehrere Fabier zu Feldherrn erhielte, er aber wolle ihm am ersten Tage, wo er den Feind erblicke, ein Ende machen. Paullus sagte in einer dem Volk weniger genehm klingenden Rede nur, er wundere sich, wie ein Heerführer, ehe er über die Lage seines Heeres, die Stellung des Feindes sich unterrichtet, schon jetzt wisse, wie er den großen Schlag führen wolle. Fabius aber soll den Aemilius so angeredet haben: „Sinkt die eine Hälfte des Staates, so werden schlechte Ratschläge soviel Recht und Wirkung haben als die guten. Denn du irrst, Lucius Paullus, wenn du glaubst, du werdest mit Varro weniger zu kämpfen haben, als mit Hannibal. Mit jenem wirst du bloß auf der Wahlstatt, mit diesem überall und allezeit ringen, gegen Hannibal und seine Scharen hast du mit deinen Reitern und Fußgängern zu streiten, Varro wird deine Leute gegen dich zum Kampf führen. Zwei Heerführern mußt du widerstehen, aber widerstehen wirst du, wenn du gegen das Gerede der Leute recht fest stehst, wenn dich weder deines Amtsgenossen eitles Rühmen noch die eigene falsche Scham abbringt." Wenig tröstlich lautete des Paullus Antwort: „Habe doch Fabius selbst mit den Demagogen nicht fertig werden können, ihn aber drücke das Brandmal des Volkshasses! Er wünsche, daß alles glücklich gehe, treffe ihn aber Mißgeschick, so werde er lieber sein Haupt den Feinden darbieten, als den Abstimmungen zürnender Mitbürger."

Dann rückten die Konsuln ins Feld. Hannibal, durch seine Spione aufs genaueste von der Stimmung in Rom unterrichtet, freute sich ihrer Ankunft. War doch das platte Land so verwüstet, daß er kaum wußte, wie er Getreide für sein Heer herbeischaffen sollte. Er ging zum Angriff über, bemächtigte sich des Kastells von Cannae, das apulische Blachfeld gestattete ihm, seine überlegene Waffe, die Reiterei, hier zur vollen Geltung zu bringen. Umsonst warnten Amilius Paullus und wenige Einsichtige, hier zu schlagen. Varro mißfiel, wie Mommsen sich ausdrückt, dergleichen militärische Pedanterie, es war soviel davon geredet worden, daß man ausziehe, nicht um Posten zu stehen, sondern um die Schwerter zu gebrauchen, und er befahl darum, auf den Feind loszugehen, wo man ihn eben fand. Im Mitteltreffen waren die Legionen zunächst siegreich, aber die karthagische Reiterei entschied den Tag. Vergebens versuchte der verwundete Amilius Paullus die Schlacht wiederherzustellen, aber als der Kriegstribun Lentulus ein Pferd anbot, wies er es, seiner Rede in Rom gedenkend, zurück: „Lieber lasse mich unter diesen Leichenhaufen meiner Krieger den Geist aufgeben, als daß ich noch einmal als Angeklagter vor meinen Mitbürgern stehen oder als Ankläger meiner Amtsgenossen auftreten muß, um durch Darlegung fremder Schuld meine Unschuld zu retten!" Von 76000 Römern, die in der Schlacht gestanden, deckten 70000 das Feld, Flucht war unmöglich, den Varro rettete sein schnelles Pferd nach Venusia.

Digitized by Google

Nach Rom drangen Gerüchte, die Konsuln seien mit den beiden Heeren bis auf den letzten Mann erschlagen, Apulien, Samnium, ja bereits ganz Italien gehöre dem Hannibal. Niemand zweifelte, daß der Feind nach der Vernichtung der Heere kommen werde, um die letzte Aufgabe des Krieges zu lösen und Rom zu belagern. Da man aber in dem ungeheuern Jammer ratlos war und das Geschrei der Weiber bei der Unbestimmtheit der Nachrichten fast in allen Häusern Tote und Lebende bejammerte, so schlug Fabius vor, zunächst rüstige Männer auszusenden, die bestimmte Kunde erforschen sollten. Die Väter aber müßten, da der Beamten zu wenig seien, selber einschreiten, um dem Lärm und dem Getümmel in der Stadt Einhalt zu tun, die Frauen von den Straßen in die Häuser wegweisen und dem Zusammenjammern der Bürger Schranken setzen. Alle Boten aber seien vor den Prätor zu führen, Wachen sollten die Tore besetzen, um niemand aus der Stadt zu lassen und so jedermann zwingen, seine eigene Rettung einzig von der Erhaltung der Stadt und der Mauern zu erwarten. Erst wenn der Lärm gestillt sei, gehe es an, den Senat wieder zusammenzurufen und wegen Verteidigung der Stadt zu beraten. So geschah es denn auch und endlich traf ein Schreiben des Konsuls Varro ein, daß Amilius mit dem Heere niedergehauen sei, er selbst sammle in Canusium die zersprengten Reste. Nun erhielten auch die einzelnen Familien Nachricht und bald war die Trauer allgemein. Der Senat aber beschränkte sie auf 30 Tage und schrieb dem Konsul, er möge das Heer dem Prätor übergeben und sobald als möglich nach Rom kommen.

Mommsen sieht in der Niederlage die grausame, aber gerechte Strafe der schweren politischen Versündigungen, die nicht etwa einzelne törichte oder elende Männer, sondern die römische Bürgerschaft selbst sich hatte zuschulden kommen lassen. Wie konnte man über die Frage, wer die Heere der Stadt in solchem Kriege führen soll, Jahr für Jahr die Pandorabüchse des Stimmkastens entscheiden lassen? Allein die politische Demagogie, die bereits an dem aristokratischen Grundbau der Verfassung nagte, hatte sich der Kriegsführung bemächtigt, ihre sinnlosen Beschuldigungen gegen die Vornehmen hatten Eindruck auf das Volk gemacht. Die Heilande des politischen Köhlerglaubens, die C. Flaminius und M. Varro, beide „neue Männer" und Volksfreunde vom reinsten Wasser, waren demnach zur Ausführung ihrer unter dem Beifall der Menge auf dem Markte entwickelten Operationspläne von eben dieser Menge beauftragt worden, und die Ergebnisse waren die Schlachten am Trasimenischen See und bei Cannae! Aber nicht sie verschuldeten, meint weiter Mommsen, den jähen Sturz der römischen Macht, sondern das Mißtrauen zwischen dem Regiment und den Regierten, die Spaltung zwischen Rat und Bürgerschaft. Wenn noch Rettung und Wiedererhebung des Staates möglich war, mußte sie daheim beginnen mit Wiederherstellung der Einigkeit und des Vertrauens. Dies begriffen — und was schwerer wiegt — dies getan zu haben, getan mit Unterdrückung aller an sich gerechten Rekriminationen, ist die herrliche und unvergängliche Ehre des römischen Senates. Als Varro — allein von allen Generalen, die in der Schlacht kommandiert hatten — nach Rom zurückkehrte, gingen ihm die Senatoren bis an das Tor entgegen und dankten ihm, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe!

Livius schließt sein 22. Buch mit den Worten: „Wie weit bedeutender diese Niederlage als alle früheren gewesen, geht schon daraus hervor, daß selbst die treuesten Bundesgenossen jetzt zu wanken anfingen, weil sie glaubten, die Herrschaft der Römer habe ein Ende. Und dennoch, trotz aller dieser Nieder-

Digitized by Google

lagen und trotz des Abfalles so vieler Verbündeter, war bei den Römern niemals die Rede vom Frieden! — (Hannibal hatte den gefangenen Römern voll Milde gesagt, er führe keinen Vernichtungskrieg gegen sie.) Als aber der Konsul nach Rom kam und das Andenken an die erlittene Niederlage erneuerte, waren die Bürger so hochherzig, daß sie ihm, der doch die meiste Schuld hatte, dafür dankten, daß er den Staat nicht für verloren gegeben habe — ihm, der, wäre er Feldherr der Karthager gewesen, sich jede Todesstrafe hätte gefallen lassen müssen!"

So meint der freilich im engsten Nationalismus befangene römische Geschichtsschreiber und auch unser Mommsen war noch — trotz seines politischen Freisinns — von dem Vorurteil nicht frei, daß es lediglich die großen Männer seien, die ihr Volk auf die lichten Höhen führen! Wir aber haben endlich aus der Naturgeschichte gelernt, daß die Massen es sind, die Geschichte machen und wir verspüren diese Wahrheit in unserm Vaterlande stündlich am eigenen Leibe. Folgerichtig haben wir daher in unserer Revolution auch formell den Volkstribunen die ganze Macht im Staate gegeben — die Souveränität ist in die Pandorabüchse der Wahlurne gesperrt — freilich nur soweit die Gasse nicht einen kürzeren Weg vorzieht, um ihre Herrscherlaunen durchzusetzen. Ein Varro fände keinen aristokratischen Senat mehr, der dem schmählich geschlagenen Liebling des Demos den Dank dafür aussprechen könnte, daß er an seinem Vaterlande nicht verzweifelte. Dafür müssen heute — wie schon in Kleons, des Gerbers und großen Volksmanns, Tagen und zu den Zeiten des Arginusenprozesses, auch bei uns siegreiche Feldherrn beliebigen Beauftragten des „Volkes" Rechenschaft geben und gar von dem Urteil des souveränen Demos gibt es keine Berufung, als die an das Tribunal der Weltgeschichte! Diese pflegte bis jetzt parteiisch für die Großen des Geistes zu sein und so kann der unbefangene Sinn unserer Jugend nur verwirrt werden durch die Lektüre seiner Verkünder, des römerstolzen Livius und des ebenso volksfeindlichen Thukydides. Da sollte doch das Kultusministerium des Freistaates einmal wieder „Wandel schaffen" und kühn die Bildung unserer Jugend aufbauen auf das wahre Evangelium unserer Neuzeit, den Gesellschaftskontrakt des weltbürgerlichen Rousseau, anstatt noch immer auf die längst überholten, politisch so verrannten Alten! Ja, wozu überhaupt noch klassische Sprachen und Geschichte, die doch nur einen falschen Idealismus predigen und mit Heldenverehrung so eng verquickt sind? Daß aber die sogenannten Lehren der Geschichte außer acht gelassen werden, beweist jeder neue Tag — vielmehr scheint hier ein Naturgesetz zu fordern, daß jede neue Demokratie die Dummheiten der alten wiederholen muß. Was sollen also da am lichten Tage noch die Gespenster der Vorzeit spuken, die die Zwangsläufigkeit der Bewegung doch nicht hindern können? — machen wir doch auch da reinen Tisch —.

Unsere ohnehin so überbürdete Jugend hat wahrlich Nützlicheres zu tun, als sich den alten Wahnideen gefangen zu geben! Sie muß ja schon, solange nicht endlich eine gemeinverständliche Weltsprache den ganzen veralteten Nationalitätenplunder ersetzt, die neueren Sprachen lernen, um vorwärtszukommen — sollte sie da nicht die noch übrige freie Zeit, statt auf die Vergangenheit und deren entschwundene Ideale weit besser auf Politik und die Darwinsche Entwicklungslehre verwenden, die doch allein die Grundlagen einer glücklicheren, voraussetzungslosen und vorurteilsfreien Zukunft sein können? —

Deidesheim. Franz von Buhl.

Digitized by Google

Cäsar und Pompejus.

Niemand hat mehr der „Parteien Gunst und Haß" erfahren, als der größte Römer, Cäsar. Boissier sagt in seinem geistvollen Buch über „Cicero und seine Freunde", die Gelehrten und Staatsmänner des absolutistischen 17. Jahrhunderts hätten sich alle gegen Cäsar ausgesprochen; sie seien leidenschaftliche Pompeianer, hier gleich Demokraten, gewesen, und dies unter einer monarchischen Regierung. Umgekehrt habe man in seiner demokratischen Zeit namens der Demokratie und Revolution Partei für Cäsar genommen, man habe seinen Erfolg als einen Gewinn für die Menschheit bezeichnet. Und an der Stelle, wo er kritisch zu Mommsens Cäsarbild Stellung nimmt, er, dessen Cicero-Porträt so sehr der Tendenz seine Entstehung verdankt, da spricht er die für uns besonders jetzt beachtenswerten Sätze aus: „Da er (Mommsen) bei seinen Studien der Vergangenheit immer von dem Vorurteil der Gegenwart geleitet wurde, so möchte man sagen, daß er in der römischen Aristokratie die Landjunker von Preußen sucht, und daß er in Cäsar von vornherein den Volksdespoten begrüßt, dessen starke Hand allein Deutschland seine phantastische Einheit zu geben vermag."

Ich bitte den Leser sich seine eigenen Gedanken über die Worte eines Franzosen aus dem Jahre 1865 von der „phantastischen Einheit" Deutschlands zu machen. Uns interessiert hier ein anderes: Dieser Volksdespot, er war für Mommsen eine Traumgestalt, von deren Eintritt in das Leben er sich eine schönere Zukunft seines Volkes erhoffte; ob der alte Achtundvierziger sich diese Persönlichkeit mit despotischer Gewalt bekleidet dachte, das bleibe dahingestellt. Für Boissier war er Wirklichkeit in der Person Napoleons III. Schon oben wurde das Cäsarbild von Mommsen gestreift und dies deutsche Cäsarbild ist maßgebend geblieben, mehr oder weniger bestritten, bis auf die jüngste Zeit. Es hat sich durch die künstlerische Leidenschaft seiner Gestaltung tief in die Herzen der modernen Menschen gesenkt, man konnte Cäsar nicht mehr anders sehen, selbst Boissier z. B. nicht, so sehr er sich auch dagegen sträubt, man wollte ihn nicht mehr anders sehen, als Mommsen ihn gezeichnet. Man lese die großartige Charakteristik im 3. Band seiner Römischen Geschichte, aus der man nicht zitieren kann noch darf. Und dann lege man das Buch aufatmend beiseite und sage sich: Das Bild ist falsch. „Ein Mensch ..., wie Mommsens Cäsar hat überhaupt niemals existiert." Nur ein Dichter, und Mommsen ist hier zum Dichter geworden, der in Cäsar sein eigenes politisches Ideal verwirklicht glaubt, konnte diese Apotheose gestalten. „Wie überall, so steht Mommsen auch hier unter der Herrschaft einer politischen Tendenz, die nicht aus seinem Gegenstande, sondern aus der Gegenwart des Schriftstellers, aus den politischen Kämpfen seiner eigenen Zeit erwachsen ist: es ist vielleicht die bedeutsamste Manifestation, welche der radikale Liberalismus von 1848 in der großen Literatur gefunden hat. Neben der scharfen Betonung der nationalen Idee ... steht als dominierendes Moment der Haß gegen das ‚Junkertum', mit anderen Worten: gegen die geschichtliche Gestaltung des preußischen Staates; ... daß die Entwicklung so ganz andere Wege gegangen ist, hat in sein Denken und sein Leben ein stark hervortretendes Moment der Tragik eingefügt." Ob freilich diese Tragik im Leben Mommsens nicht auch zugleich eine Tragik im Leben unseres Volkes gewesen ist, diese Frage kann ich nicht unterdrücken. „So ist Mommsen, der liberale Doktrinär und Märtyrer von 1848, der jahrzehntelang Bismarck bekämpft ..., der Verherrlicher der schrankenlosesten absoluten Gewalt geworden, die nach dem von ihm verherrlichten Ideal den Namen des Cäsarismus erhalten hat." Insofern hat Boissier recht mit seiner

Digitized by Google

Kritik und Napoleons Geschichtskonstruktion ist uns nicht mehr verwunderlich. Man sieht aber auch zugleich wie das Cäsarproblem von tiefgreifender Bedeutung ist für das Verständnis der politischen Kämpfe unserer Zeit.

Ist es denn nun möglich, zu diesem Problem unparteiisch Stellung zu nehmen? Muß nicht notwendig die politische Gesinnung dessen, der sich damit beschäftigt, immer wieder das Bild trüben? Eduard Meyer hat es versucht, in „voller Objektivität" eine Darstellung dieser weltgeschichtlich so bedeutsamen Jahre der römischen Geschichte zu geben in seinem Buche, das unter dem Titel „Cäsars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus. Innere Geschichte Roms von 66 bis 44 v. Chr." 1918 bei Cotta erschienen ist. Sein Verhältnis zu Mommsen und damit das Ziel seiner Arbeit habe ich in den geführten, von ihm stammenden Stellen angedeutet.

Wir müssen E. Meyer vor allem dankbar sein, weil er uns im Vorwort über die Entstehung des Buches aufklärt. Es ist ein Trost zu sehen, daß es auch diesem glänzenden Forscher ebenso erging wie bescheideneren Geistern, wie auch ihn die Wucht des Weltkrieges aus seiner gewohnten Bahn warf, wie auch ihm alles gleichgültig erschien, was bisher den Inhalt seiner Arbeit gebildet hatte, wie auch ihn nur Dinge fesselten, „die", wie er sagt „den Menschen innerlich zu packen vermögen und mit den Fragen, die uns alle aufs Tiefste bewegen, in näherem Zusammenhang stehen". Damit knüpfen sich zwischen ihm und Mommsen, seinem großen Gegner, Fäden künstlerischer Wesensverwandtschaft; auch von seinem Buch dürfen wir sagen, daß es aus den politischen Kämpfen seiner Zeit entstanden ist, nicht ohne beizufügen, daß er nicht Kämpfer, sondern Kampfrichter sein wollte.

Was dem Buche E. Meyers seine Eigenart verleiht, das ist neben der Auseinandersetzung mit Mommsen die Beiziehung des Quellenmateriales, besonders der Briefe Ciceros. Ich kann nicht finden, daß er die Korrespondenz Ciceros zu wenig gesiebt hat; er hat ja selbst im Vorwort auf die dadurch bedingte Einseitigkeit der Darstellung hingewiesen; andererseits lag ihm eben daran, uns in die Stimmungen und Strömungen des Tages, ja der Stunde, bis in das einzelnste einzuführen. Wenn wir dabei, wie ein Kritiker gesagt hat, tief in den „Parteisumpf" geraten, so kann das uns nicht schrecken, die wir selbst bis zum Hals in diesem Schmutze stecken. Und wie aktuell ist das alles! Hier erhält wirklich das banale Wort wieder Inhalt, daß alles schon einmal dagewesen ist. Politische Narren und Verbrecher, konservative Starrköpfe und revolutionäre Feuerseelen, Dilettanten und Konjunkturpolitiker, eine nicht geführte, sondern angeführte, in des Wortes traurigster Bedeutung angeführte, urteilslose Masse, die Politik der Straße und der Anarchie als Mittel zum Zweck, — wie in unseren Tagen, wobei in Rom das alles nur mit südlicher, gesünderer Leidenschaftlichkeit in die Erscheinung tritt, während es bei uns an das Toben eines Nervenkranken gemahnt; und über all diesen wirbelnden, zentrifugalen Kräften der eine, eiskalte, sich und seine Macht an das Ziel setzende Cäsar, — der bei uns gar nicht möglich ist, weil wir ewig bleiben werden, was wir waren und sind, ein politisch instinktloses Volk. Gewiß kommt neben diesem großartigen Nachtgemälde die äußere Politik Roms zu kurz; aber es liegt nicht in der Absicht E. Meyers sich damit zu befassen. Der Schwerpunkt liegt damals für Rom in den inneren Geschehnissen, selbst die weltgeschichtlich so bedeutsame Sicherung der Rheingrenze durch Cäsar — vielleicht entdeckt man noch, daß er die Mitschuld am Weltkrieg trägt, und man hätte damit gar nicht so unrecht, — verläuft vom Standpunkt der Hauptstadt aus exzentrisch.

Für das Verständnis der innern Geschichte ist es nun von unschätzbarem Wert, daß wir in den Briefen Ciceros Momentaufnahmen der Stimmungen und Absichten

Digitized by Google

der führenden Kreise Roms haben. Was uns davon E. Meyer unter dem Strich vorlegt, das ist wertvoller Stoff zu dem Bilde der römischen Gesellschaft jener Tage. Was ich an dem Verfasser bewundere, ist dies, daß er es gewagt hat, einem umfangreichen Buche, das sich an einen weiteren Leserkreis wendet, dieses gewaltige Material meist im Wortlaut beizugeben und ihm zuzumuten, es auch zu verarbeiten. Jedenfalls hat dies „Buch unter dem Strich" der Verbreitung der Schrift keinen Schaden getan. Hoffentlich dringt sie noch tiefer in das Volk.

E. Meyer beginnt mit einer Charakteristik des Gegenspielers des Cäsar, mit einer Beurteilung des Pompejus, und behandelt ihn sicherlich mit größerer Gerechtigkeit als Mommsen, für den Pompejus eben der Gegner Cäsars war. Allein so sehr weit gehen die beiden Charakterbilder dieses Mannes nicht auseinander. Allerdings sagt Mommsen einmal in seiner drastischen Art, Pompejus sei geschaffen gewesen, ein tüchtiger Wachtmeister zu sein, während er durch die Umstände zum Feldherrn und Staatsmann berufen wurde. Aber im weiteren Verlauf der Erzählung läßt er doch seiner militärischen Tüchtigkeit ihr Recht widerfahren, und einen genialen Feldherrn will ihn auch E. Meyer nicht nennen.

Ein grundsätzlicher Unterschied aber besteht darin, wie die beiden Historiker die politische Stellung des Pompejus auffassen. Hier hat E. Meyer das Verdienst, die politische Persönlichkeit des Mannes aus seinen Absichten und aus den staatsrechtlichen Theorien der Zeit heraus ins Klare gesetzt zu haben. Diese Theorien sind niedergelegt in der Schrift Ciceros vom Staat, die in engste Verbindung mit den politischen Ideen Platos zu bringen ist. Die Geschichte hat wahrlich nicht auf unser Geschlecht gewartet, um die Frage nach der besten Verfassung zu lösen. In jahrhundertelangem Ringen hatte die Menschheit bis zu jenem Zeitpunkt alle möglichen Verfassungen praktisch erprobt. Die erleuchtetsten Geister hatten in ernster Denkarbeit die Biologie der einzelnen Verfassungsformen festgelegt; und das Ergebnis dieses gewaltigen Vorganges? Keine der drei Formen ist an sich gut oder möglich, die für menschliche, unvollkommene Verhältnisse beste Form ist die konstitutionelle Monarchie, „die durch Gesetze gebundene, die Freiheit und Beteiligung der Aristokratie und des Volkes zwar einschränkende und leitende, aber nicht aufhebende" konstitutionelle Monarchie. Nur soll nach Cicero ihr Träger in Rom nicht ein erblicher Herrscher sein, sondern der wahre Staatsmann, der erste Bürger, der princeps civitatis. Daß sich dieser princeps ohne reale Macht den anderen Gewalten gegenüber nicht durchsetzen kann, daß er umgekehrt im Besitze der Macht sie ohne weiteres auszuschalten vermag, durch das Schwergewicht der Macht ausschalten wird, für den Gedanken ist in diesen staatsrechtlichen Konstruktionen kein Platz. Es ist der gleiche, grundsätzliche Irrtum, der auch heute vielfach die Geister beherrscht, zu glauben, daß die Lösung aller staatlichen Probleme ausschließlich auf dem Gebiet der Verfassung liege. Wir haben ja gesehen, was Verfassungen bedeuten. Cicero hat bei der Schilderung des princeps zweifellos an Pompejus gedacht, ihn auch im Sinne seiner Theorie zu beeinflussen gesucht. Insofern Augustus an die Theorie Ciceros anknüpft, hat E. Meyer recht, wenn er in Pompejus einen Vorläufer des Prinzipats des Augustus und seiner Nachfolger sieht. In der Tat versteht man nur unter dieser Voraussetzung die Geschichte des ersten Jahrhunderts der römischen Kaiserzeit, mag auch die verfassungsrechtliche Theorie noch so oft durch die Praxis vergewaltigt worden sein. Moderne Beispiele für diesen Widerstreit zwischen Verfassung und politischer Praxis liegen nicht ferne (Eduard VII., Wilhelm II.).

Wenn freilich E. Meyer meint, daß Pompejus dadurch, daß er der Vorläufer

Digitized by Google

der augusteischen Regentschaft wurde, die weltgeschichtliche Bedeutung Cäsars fast noch übertreffe, so ist das zu scharf formuliert. Er sagt ja selbst, daß die Entwicklung auf diese Gestaltung hindrängte, „in der sich die alten Traditionen der Republik und der Senatsherrschaft mit dem Bedürfnis nach einer einheitlichen Leitung des Weltregiments durch den Reichsfeldherrn zu verbinden versuchen". Ein Verdienst des Buches sehe ich weiter darin, daß es die Überlegenheit des persönlichen Regiments gegenüber der kollegialen Geschäftsleitung betont. Auf Verständnis ist ja heute mit dieser Anschauung nicht zu rechnen, es ist sogar nicht ganz unbedenklich sie zu äußern. Wer allerdings die Geschichte der griechischen, besonders der athenischen Demokratie kennt, für den ist sie nicht neu. Selbst in den besten Zeiten war hier, auf beschränktem Raum, in einem Stadtstaat, die Demokratie nicht mehr als eine Fiktion. Der Demagog, im guten Sinn, der Volksführer, hatte die tatsächliche Leitung des Staates. Und was hier nicht durchführbar war, das erwies sich auf dem Boden des Weltreiches, in Rom, erst recht als eine Utopie. Wenn E. Meyer in diesem Zusammenhang die Namen Lloyd George und Wilson nennt, diese modernen Typen des Demagogen, so kann das nur den überraschen, der durch ein Schlagwort die Tatsachen ausschalten zu können meint. Darum ist ja die Wissenschaft so unbequem, weil sie keinen Respekt vor Schlagwörtern hat. Auch der Satz E. Meyers besteht zu Recht, daß auf dem Boden der Demokratie, nicht der Aristokratie, die monarchische Leitung des Staates erwachsen sei.

Von Interesse ist die Schilderung der katilinarischen Verschwörung und der nicht mehr zweifelhaften Rolle, die Cäsar dabei gespielt hat. Wie es die Partei-Geschichtschreibung des Altertums verstand, diese Beteiligung Cäsars (und des Crassus, des Geldgebers) zu vertuschen, dafür gibt das Buch die lehrreichen Belege. Wir werden uns darüber nicht verwundern, da wir doch jetzt, im Zeitalter der Presse, die gleichen Vorgänge sich abspielen sehen.

Das Emporkommen Cäsars, wie es hier unparteiisch dargestellt wird, bietet zwar nicht wie bei Mommsen das großartige Bild eines glänzenden Siegeslaufes. Dafür aber blicken wir in den Hexenkessel einer zusammenstürzenden Welt, aus dem sich brodelnd und — stinkend eine neue Ordnung erhebt. Ich kann mir wohl denken, daß gerade diese Kapitel viele Leser in höchste Spannung versetzen; ist ja doch auch unsere Welt zusammengebrochen und fassungslos stehen wir vor diesem Krater. Daß Cicero im Verlauf dieser Erzählung nicht gut wegkommt, hat mich gefreut. Mag ihm auch Mommsen unrecht getan haben, wenn er ihn eine Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes nennt — als Politiker ist der Mann wirklich nicht zu retten. Cato, der andere Vertreter der Aristokratie, erscheint bei Mommsen fast als politischer Hanswurst; das Bild, das E. Meyer von ihm entwirft, ist gerechter und daher auch sympathischer. Gewiß war er ein konservativer Doktrinär, aber zugleich auch der einzige Charakter auf der politischen Bühne; es war sein Unglück, daß er zu charaktervoll war; ich möchte fast die Behauptung wagen, daß es ihm leichter gelang seinen Charakter zu behaupten, eben weil er ein Konservativer war.

Weitere Einzelheiten aus diesem farbenreichen Gemälde anzuführen, verbietet der Raum; nur ein Zug noch, die skrupellose Rücksichtslosigkeit, mit der sich Pompejus der anarchistischen Klubs der Hauptstadt bediente, um den Senat mürbe zu machen und für sich die Diktatur zu gewinnen. Dieses Hausmittel persönlichster Politik verwandte auch Cäsar. Aber wie es dem Pompejus dadurch gelang, sich an die Spitze der Aristokratie zu setzen, dann die Masse der Bürgerschaft, welche der Straßenschlachten müde war und sich nach Ruhe

Digitized by Google

um jeden Preis sehnte, mit dieser reaktionären Wendung der Dinge auszusöhnen, wie er endlich das einfältige Werkzeug, nachdem es seinen Dienst getan, zerbrach und beiseite warf, das hat E. Meyer mit Meisterschaft geschildert.

Freilich war durch all dieses auch der Bruch mit Cäsar unvermeidlich geworden. Wie dieser Bruch eingeleitet und durchgeführt wurde, wie sich Pompejus dabei ebensosehr als der Geschobene, denn als der Schiebende erwies, wie es der Senatspartei gelang, dem Cäsar die Rolle des Angreifers aufzunötigen, obwohl er zu den weitgehendsten Zugeständnissen bereit war, diese spannenden Kapitel muß man selbst nachlesen. Von Interesse ist dabei die Verknüpfung der Vorgänge in Rom mit den Ereignissen in Gallien, die im allgemeinen viel zu wenig zum Bewußtsein kommt; von Interesse ist auch die Feststellung, daß Pompejus die Lage klar und ohne Illusionen überschaute; die Räumung Roms und Italiens durch ihn, die gewöhnlich als ein Zeichen von Schwäche und Zerfahrenheit bekrittelt wird, wird hier als wohlüberlegte und richtige Maßregel erwiesen, die in den nachfolgenden Ereignissen, den Niederlagen Cäsars auf der Balkanhalbinsel, ihre Rechtfertigung fand. E. Meyer behauptet, daß der einzige Fehler, zu dem sich Pompejus durch seine ungeduldige Umgebung drängen ließ, der gewesen sei, daß er dem Cäsar bei Pharsalus die ersehnte Schlacht angeboten; wir haben keinen Grund an der Richtigkeit dieser Ansicht zu zweifeln.

Auf die Schilderung des Bürgerkrieges bis Pharsalus kann nur hingewiesen werden. Der Leser findet in unserem Buche allerdings keine militärwissenschaftliche Studie, dafür aber ein Gemälde der diplomatischen Verhandlungen zwischen Cäsar und Pompejus-Senat, das zugleich die wirksamste Charakteristik der beiden Gegner enthält. Mit einem überraschenden Satze schließt E. Meyer den ersten Teil über das Prinzipat des Pompejus; er behauptet, Cäsar habe mit allen Mitteln gesucht, nach Pharsalus des Pompejus habhaft zu werden, nicht um ihn unschädlich zu machen, sondern „um durch die Wiederherstellung der Verbindung mit dem bisherigen Prinzeps, der nun sein Werkzeug werden mußte, den Bürgerkrieg zu beenden und die Republik zu beherrschen". Das ist möglich; allerdings erklärt der Verfasser selbst, die Koalition zwischen Aristokratie und Pompejus sei nach der Schlacht auseinandergebrochen; welchen Wert konnte da Pompejus für Cäsar noch haben? Ich glaube, daß ihn hier die Rücksicht auf die princeps-Theorie zu weit führt.

Zu Beginn des zweiten Teiles über Cäsars Monarchie setzt sich E. Meyer mit den Charakterbildern dieses Mannes bei neueren Historikern, bei Niebuhr, Heeren und Drumann, auseinander. Die Darstellung gipfelt in der Kritik des Cäsarbildes von Mommsen, dessen wesentlichster Inhalt angedeutet wurde. Ganz verständlich und genußreich zu lesen sind diese Seiten freilich nur für den, der Mommsen kennt. Überhaupt, je weiter man in das Buch E. Meyers eindringt, desto klarer stellt sich heraus, daß es ohne Mommsens Römische Geschichte nicht genügend gewürdigt werden kann; gewiß kein Nachteil.

Welches ist nun die Auffassung unseres Historikers von der Persönlichkeit und den Zielen Cäsars? Er stellt an die Spitze den Satz, „daß zu seiner Zeit eine legitime, von der Gesamtheit des römischen Volks anerkannte Verfassung überhaupt nicht mehr existierte". Die Herrschaft des Senates, aufgerichtet durch die Restauration des Sulla, bestand nur durch Gewalt, eine oppositionelle Demokratie gab es nicht mehr; als Gegner des Senates blieb nur die Einzelpersönlichkeit. Der Kampf dieser gegen die Masse ist nicht nur tief im Menschenwesen begründet, er ist auch, wie E. Meyer vielfach dargelegt hat, in Rom die

Digitized by Google

natürliche Kontrastwirkung gegen die kollegiale, den Forderungen des Weltreiches hilflos gegenüberstehende Aristokratenherrschaft. In der Verachtung gegenüber der Unfähigkeit des Senates und in der Zuversicht, es *besser* machen zu können, sieht E. Meyer mit Recht das den Cäsar beherrschende Gefühl. Selbstverständlich trat er in Opposition zum Senat, und vertrat deshalb demokratische Grundsätze. Aber er dachte nicht daran, sie in die Praxis überzuführen, das hat er später als Alleinherrscher zur Genüge bewiesen. Er war vielmehr „ein Aristokrat durch und durch". Wann wäre auch ein genialer Mensch in Wahrheit ein Demokrat gewesen? Lehrreich ist hier die Parallele, welche E. Meyer zwischen Cäsar und den englischen Staatsmännern des 18. und 19. — er hätte auch hinzufügen können, des 20. Jahrhunderts zieht. Auch *sie* haben mit größter Kaltblütigkeit ihre oppositionellen Grundsätze verleugnet, wenn sie zur Macht gelangt waren. Wer dieses Verhalten charakterlos nennt, der versteht nichts von Politik. Darin stimmt E. Meyer Mommsen zu, daß er in Cäsar den geborenen Staatsmann sieht, der mit ungeheurer Energie die Fähigkeit verband, die augenblickliche Lage in voller Klarheit zu begreifen, den raschen und sichern Entschluß zu fassen, und der sich trotzdem stets der unberechenbaren Macht des Zufalles bewußt war. Daß Cäsar jenseits aller Moral stand, dafür gibt unser Buch bezeichnende Belege, es wird aber auch nicht geleugnet, daß sein Verhalten gegenüber seinen Feinden im Bürgerkrieg von „großartiger Auffassung" zeugt; und dem „Zauber seiner Persönlichkeit" zollt auch E. Meyer Bewunderung.

Er gibt sodann einen Überblick über den politischen Aufstieg Cäsars und stellt im Gegensatz zu Mommsen fest, daß er sich niemals von vornherein die Alleinherrschaft als Ziel gesetzt habe. Er leugnet auch mit Recht, daß er den Bruch mit Pompejus gewollt und schließt mit dem Satz: „Der Krieg ist Cäsar aufgezwungen worden"; er mußte ihn aufnehmen, „wenn er nicht auf seine Zukunft verzichten und sich wehrlos den Gegnern ausliefern wollte".

Im folgenden beschränkt sich E. Meyer wieder darauf, die inneren Verhältnisse Roms bis zu Cäsars endgültigem Siege darzustellen, gibt uns aber dafür ein um so klareres Bild der Schwierigkeiten, die sich vor dem Sieger auftürmten. Er konnte sich nur auf seine Soldaten vollkommen verlassen, während es ihm schwere Mühe machte, das verarmte Gesindel jeden Standes, das sich um ihn drängte, im Zaume zu halten. Politische Schwärmer unter den eigenen Anhängern traten ihm in den Weg, verlangten von ihm die Erfüllung ihrer Wünsche. Ein Niederschlag dieser Utopien ist uns in den beiden Schriften des Sallust an Cäsar erhalten, — daß die beiden „Broschüren" von Sallust stammen, ist durch E. Meyer, der hierbei die Untersuchungen Pöhlmanns aufnahm und weiterführte, mit Sicherheit erwiesen. In der ersten Schrift fordert Sallust allen Ernstes, im Einklang mit der Tendenz seiner Geschichtsschreibung, Cäsar müsse die Macht des Geldes brechen, er müsse die Bürger zur alten Zucht und Einfachheit zurückführen. Es ist das nichts anderes als die Forderung, mit Hilfe der Gesetzgebung die geschichtlich gewordene Gestaltung der Gesellschaft umzuändern. Wer sich über diese Frage unterrichten will, der nehme das geistvolle Buch von Pöhlmann, die „Geschichte der sozialen Frage in der antiken Welt" zur Hand; es ist heute doppelt lesenswert.

Cäsar fiel es natürlich nicht ein, sich an Unmöglichem zu erschöpfen, dafür war er zu sehr praktischer Staatsmann. Ebenso ablehnend verhielt er sich zu den Vorschlägen Sallusts für die Neugestaltung der Verfassung. Allerdings war Sallust schon in seiner ersten Schrift zu dem Ergebnis gekommen, daß die Volksherrschaft ebenso unmöglich geworden sei, wie das kollegiale Regiment des Adels.

Digitized by Google

Auch er, der Demokrat, wie Cicero, der Aristokrat, hatte erkannt, daß die überragende Einzelpersönlichkeit unentbehrlich sei für die Durchführung der Aufgaben des Weltreiches. Trotzdem verlangte er in seiner zweiten Schrift die Wiedereinführung der freien Selbstregierung der Republik, wenn auch gereinigt von allen Schlacken. Cäsar aber hatte, wie E. Meyer darlegt, einen anderen Standpunkt gegenüber dem Staat; während für Cicero wie für Sallust im Mittelpunkt ihrer Theorien die Stadt Rom steht, ist für Cäsar das Weltreich das wesentliche, die Weltmonarchie für seine Person das Ziel.

Deshalb verzichtete er, wie E. Meyer weiter erwähnt, darauf, den Sieg im Parteiinteresse auszunützen, er wollte tatsächlich eine Aussöhnung der inneren Gegensätze, hat damit aber natürlich seine Anhänger enttäuscht und den Anstoß zu Verschwörungen in ihren Kreisen gegeben. Lehrreich ist auch zu sehen, wie Cäsar, nachdem er die Macht erlangt, konservativ wird, er, der Emporkömmling der Revolution, wie er mit der anständigen Bürgerschaft Fühlung zu gewinnen sucht; konservativ ist auch trotz aller Neuerungen seine Gesetzgebung, der ein ausführliches Kapitel gewidmet ist. Von Interesse ist dabei, wie er die Verpflegung des hauptstädtischen Faulenzer-Proletariats auf Staatskosten in eine geregelte Armenversorgung mit einem numerus clausus umwandelte und ferner, wie er den politischen Vereinen zu Leibe ging. Von dem demokratischen Programm, als dessen Schützer er in den Kampf eingetreten war, findet sich keine Spur mehr, die Herrschaft des Geldsackes in unverhüllter Form ist das Ergebnis der Neuordnung. Was half es dagegen, daß er durch die Sittengesetzgebung die Staatsgewalt bis zur Aufsicht über den Suppentopf ausdehnte, oder daß er die Zahl der Bürger durch Prämien für Kinderreichtum zu heben sich bemühte. Derartige Vorschriften haben nur vorübergehenden Erfolg gehabt. — Einen großen Schritt in der Richtung auf die absolute Monarchie und zwar nach orientalischem Muster bedeutet die göttliche Verehrung Cäsars, welche nach seinem Sieg in Spanien begann. Im Zusammenhang damit behandelt E. Meyer den damals gerade bei seinen Anhängern auftauchenden Gedanken, sich Cäsars zu entledigen; er bekennt sich mit Zurückhaltung zur Ansicht, daß man Cicero als den intellektuellen Urheber der Ermordung bezeichnen könne.

Von hohem Interesse sind die Ausführungen, in denen der Verfasser zu der Anschauung Stellung nimmt, Cäsar sei in seinen letzten Jahren entartet. Als Prototyp dieser „weitverbreiteten" Auffassung führt er das Cäsarbild an, welches Shakespeare geschaffen, das eines „innerlich angefressenen, an maßloser Überhebung rettungslos erkrankten Gewaltherrschers". Er gibt zu, daß Cäsar zu einer solch überheblichen Auffassung kommen konnte und um einen Begriff von der Macht zu geben, die in die Hand dieses einzigen Mannes gelegt war, vergleicht er seine Stellung mit der Alexanders und Napoleons, die ihm beide nicht gleichgekommen seien. Zwar glaubt nach ihm Cäsar nicht an Ideale, „oder wenn er es einmal getan haben sollte, so waren sie ihm längst vor der harten Wirklichkeit in Nichts zerstoben". Der Preis des Kampfes war allein seine Machtstellung und diese mußte er, nicht sowohl seinetwegen als im Interesse des Staates, festhalten. Aber E. Meyer weist nach, daß die Übersättigung mit Macht und Erfolg bei ihm nicht zur Entartung, sondern zu gesteigerter Tätigkeit geführt habe; „die Gestaltung, die er dem Staate geben wollte, stand vollkommen klar vor seinen Augen". In der Tat, dies Bild des schaffenden Mannes, der alles Irdische an sich selbst erfahren, der dem, was das Geschick ihm noch aufgespart haben mochte, mit Verachtung gegenüberstand — es macht uns den Cäsar sympathischer, menschlicher, als die fleckenlose Lichtgestalt des übermenschlichen Imperators bei Mommsen.

Digitized by Google

Die Monarchie war das Ziel Cäsars, und zwar, wie E. Meyer nachweist, die „Wiederaufnahme und volle Durchführung der Weltmonarchie Alexanders". In diesem Zusammenhang behandelt er den gigantischen Plan der Welteroberung durch Cäsar, und das Mittel zur Verwirklichung dieses Planes, seine Armee; er errechnet im ganzen eine Heeresstärke von 1/4 Million, eine lächerlich geringe Zahl, gemessen an modernen Verhältnissen. Bedeutsam ist die Feststellung, daß Cäsar die nichtrömische Untertanenbevölkerung in ausgedehntem Maße in seine Legionen eingereiht hat, im ausgesprochenen Gegensatz zur Praxis der Republik, aber auch des Augustus, der wenigstens in der Idee die militärische Vormachtstellung der römisch-italischen Bevölkerung aufrecht zu erhalten suchte. Die Absicht, Bürger und Nichtbürger zu verschmelzen, sie in Untertanen zu verwandeln, beherrscht auch Cäsars Bevölkerungs- und Kolonialpolitik, welcher der Verfasser ein kulturgeschichtlich interessantes Kapitel widmet.

Riesenhaft sind die Pläne, deren Durchführung der Hauptstadt und Italien zugute kommen sollte; schon daß man solche Arbeiten in Aussicht nahm, beweist, daß die landläufige Unterschätzung der technischen Leistungsfähigkeit des Altertums ein Irrtum ist. Wenn man weiter hört, daß Cäsar ein bürgerliches Gesetzbuch schaffen wollte und eine große „Staatsbibliothek" in Rom, dann wird man von Bewunderung ergriffen vor der universalen Genialität dieses Mannes.

Auch vom Finanzkünstler Cäsar sucht uns E. Meyer einen Begriff zu geben, denn Armee und Geld waren nach seinem eigenen Geständnis die beiden Stützen seiner Herrschaft. Hier hören wir auch von Cäsars Stellung zur Judenfrage, die bereits damals ein Problem war; sie hatten „sich nicht nur in Massen über die ganze hellenistische Welt verbreitet, sondern spielten auch in Rom im Geschäftsleben sowohl wie unter dem turbulenten Gesindel schon seit geraumer Zeit eine beträchtliche Rolle". Er stand ihnen wohlwollend gegenüber, eine Politik, die auch sein Nachfolger Augustus fortsetzte — die Parallele mit modernsten Verhältnissen mag der Leser selbst ziehen.

Glänzend geschrieben ist der Abschnitt, der von der endgültigen Begründung des Gottkönigtums Cäsars handelt; die Dinge erscheinen hier im Gegensatz zu Mommsen in ganz neuer Beleuchtung. Das Grundsätzliche ist dies: Tatsächlich war die Monarchie durchgeführt, es handelte sich nur noch um ihre verfassungsmäßige Sicherung; das Vorbild ist das hellenistische Gotteskönigtum. Von besonderem Wert war hierbei für Cäsar seine Stellung als Oberhaupt der römischen Staatsreligion, auf die er immer großes Gewicht legte.

Wirklich erfolgte seine Erhebung zum Gott, zum Jupiter Julius. Mit der religiösen Fundamentierung des Königtumes hält sein politischer Ausbau gleichen Schritt; staatsrechtlich bedeutsam war hier, „daß alle seine Amtshandlungen für dauernd gültig erklärt wurden". Aber eines fehlte immer noch, „die offen anerkannte Monarchie". Zweimal wurde der Versuch gemacht, ihm die Krone anzubieten, zweimal schlug er fehl. Nicht die Abneigung der Massen allein verschuldete den Mißerfolg, es macht den Eindruck, als ob hier die sonst so ausgezeichnete Regie Cäsars versagt habe. So entschloß er sich zu einem Kompromiß: Königstitel nur für die Untertanenländer, Ausnahmestellung Roms und Italiens. Allerdings hätte er hier noch unmittelbarer eingreifen können, „da er nicht nur Gott, sondern auch Magistrat Roms war".

Cäsar hat, wie E. Meyer darlegt, nicht nur geschichtlich an Alexander angeknüpft, sein Liebesverhältnis mit Kleopatra war mehr als eine Sentimentalität; war sie doch die letzte Erbin Alexanders. Freilich, daß Cäsar keinen Sohn hatte — sein Sohn von der Kleopatra kam vorderhand nicht in Betracht —

Digitized by Google

war für die Monarchie verhängnisvoll. Die Adoption des Oktavius, des späteren Augustus, war ein Notbehelf. Daher scheint Cäsar allen Ernstes das Recht der makedonisch-helleniſtiſchen Herrſcher für ſich in Anſpruch genommen zu haben, „beliebig viele Frauen zum Zweck der Kinderzeugung heimzuführen".

Die ſchwerwiegenden Rückwirkungen für die zentrale Stellung Roms und Italiens im Weltreich ergeben ſich aus alledem von ſelbſt. Ohne Zweifel hat Cäſar daran gedacht, die Reſidenz nach Alexandria oder Ilion zu verlegen; damit hätte er auch hier die Entwicklung ſpäterer Jahrhunderte vorausgenommen.

Alle dieſe Tatſachen und Abſichten ſteigerten die Erbitterung gegen Cäſar aufs höchſte, beſonders bei den ehrlichen Demokraten, die ihre Erwartungen getäuſcht ſahen. So erklärt es ſich, daß an der Verſchwörung gegen ihn gerade ſeine Anhänger in großer Zahl teilnahmen: Cäſar hatte ſich durch ſein Streben nach der Königsherrſchaft außerhalb des Geſetzes geſtellt, ſein Tod allein konnte nach römiſcher Auffaſſung dieſes Verbrechen ſühnen. Und doch war dieſer politiſche Mord ein Fehlſchlag, wie die Folgezeit lehrte. Die Verſchworenen glaubten, durch die Beſeitigung Cäſars die Republik wieder herzuſtellen, eine Erwartung, die ſich nicht erfüllte.

E. Meyer iſt der Anſicht, daß mit der Erhebung Oktavians zum Konſul die Republik erlegen ſei, der letzte Verſuch, ſie wieder aufzurichten, ſei auf dem Schlachtfeld von Philippi geſcheitert; das, nicht Cäſars Monarchie, bedeute das Ende der Republik. Das mag theoretiſch richtig ſein, obwohl ich in den Kämpfen nach der Ermordung Cäſars nur die letzten Zuckungen eines längſt dem Tode verfallenen Organismus ſehen kann.

Allerdings damit hat E. Meyer recht und dies iſt das bedeutſame Ergebnis des ganzen Buches: Die Staatsgeſtaltung des Oktavianus Auguſtus hat nicht an Cäſar angeknüpft; ſie iſt ein Kompromiß, bei dem der republikaniſchen Tradition wenigſtens in der Idee ihr Recht widerfuhr, ſo ſehr die Notwendigkeit des monarchiſchen Weltregiments dieſe Idee vielfach verdunkelte. Inſofern werden wir auch ſeiner Behauptung zuſtimmen, Auguſtus habe die Republik wieder hergeſtellt, der Vorgänger des Prinzipats des Auguſtus ſei Pompejus. Wir werden mit ihm nicht darüber ſtreiten, ob wirklich die Monarchie Cäſars nur eine Epiſode geweſen iſt; das Prinzipat entwickelt ſich, man kann ſagen zwangsläufig, zur abſoluten Monarchie. Gerade darin zeigt ſich das Weſen der genialen Natur am eindeutigſten, daß ſie Entwicklungen vorwegnimmt, zu deren Ausgeſtaltung die träge Maſſe der Menſchen und Verhältniſſe Jahrhunderte braucht.

Welcher dieſer beiden Wege der beſte iſt, der evolutionäre oder revolutionäre, darüber wird man ſich heute ſchwerer einigen, als jemals in früheren Tagen. E. Meyer hat in der Tat, wie er verſprach, die Geſchichte jener Jahre *unparteiiſch* erzählt, er hat einen bedeutſamen Schritt über Mommſen hinausgetan und den Weg gewieſen zu einer richtigen Würdigung des Prinzipats der juliſch-klaudiſchen Dynaſtie und ihrer Nachfolger, aber auch zum richtigen Verſtändnis der abſoluten Monarchie der römiſchen Kaiſerzeit. Tendenzlos ſucht er die im geſchichtlichen Leben arbeitenden Kräfte aufzuzeigen, ihr Zuſammenwirken in einem hiſtoriſch-politiſchen Parallelogramm der Kräfte darzulegen. Darin eben beſteht die Stärke des Buches, daß es uns nicht wie Mommſen auf die leidenſchaftdurchtobte Szene des Theaters führt, ſondern in die ſtille Werkſtätte des geſchichtlichen Forſchers, dem Klarheit höchſtes Ziel iſt.

Und doch iſt das Buch, gegen die Abſicht ſeines Verfaſſers, tendenziös geworden, denn es nimmt Stellung in dem Kampfe, der die Menſchheit von jeher aufs tiefſte erſchüttert hat, in dem Ringen zwiſchen Maſſe und Perſönlichkeit. Daß bei ihm trotz aller kühlen Zurückhaltung nur die geniale Einzelperſönlichkeit als berufen zur Leitung menſchlicher Geſchicke erſcheint, können *wir* ihm das verargen? Dr. H. Mertel.

Digitized by Google

Überseeische Bestrebungen aus Preußens Vergangenheit.

Durch den Frieden zwischen Deutschland und der Entente hat die zweite Periode selbständiger deutscher Kolonialpolitik ein gewaltsames Ende gefunden.

Die erste endete 1717, als Friedrich Wilhelm I. das Unternehmen des Großen Kurfürsten, die brandenburgisch-preußische Monarchie zu einer Seehandels- und Kolonialmacht zu erheben, freiwillig aufgab und seine afrikanischen Besitzungen an die Westindische Kompagnie in Amsterdam verkaufte.

Zwischen beiden Perioden liegt eine Reihe von Anregungen und Versuchen mannigfacher Art, die, lange Zeit hindurch ohne Interesse oder Unterstützung bei der Regierung zu finden, auf erneute eigene kolonisatorische Tätigkeit des deutschen Volkes und auf eine regere Teilnahme an der extensiven Kulturarbeit überhaupt hinzielten.

Diese zwischenzeitlichen Erscheinungen sind verschiedentlich geschildert worden, jedoch mit Beschränkung auf das 19. Jahrhundert, in dem allerdings das erwachte Nationalgefühl einerseits und die einsetzenden politisch-wirtschaftlichen Gärungen und Klärungen anderseits den Trieb ins Freie besonders förderten. Dennoch hat es auch in dem klassischen Zeitalter der Kabinettspolitik an Anlässen, die Gedanken des Großen Kurfürsten wieder aufzunehmen, für Preußen nicht gefehlt. Nachstehend einige Mitteilungen über koloniale und überseeische Bestrebungen im 18. Jahrhundert; sie entstammen dem Geheimen Staatsarchiv in Berlin und verdienen immerhin, der Vergessenheit entzogen zu werden.

Vorweg ist daran erinnert, daß Friedrich Wilhelm I., abgesehen von seinen Maßnahmen auf den Gebieten des Heerwesens und der innern Verwaltung, hauptsächlich auf Hebung von Landwirtschaft und Industrie bedacht gewesen war. Der Handel hatte dagegen zurücktreten müssen. Erst Friedrich der Große verhalf ihm wieder zu der gebührenden Stellung und widmete dem Seehandel besondere Fürsorge. Die Asiatische und die Bengalische Handelskompagnie in Emden, die Levantische Handelskompagnie in Berlin, die Seehandlungs-Sozietät und die Assekuranzkammer zeugen dafür, wie der König bemüht war, Preußen einen Anteil am Weltverkehr zu sichern. Als aber der französische Seemann de la Bourdonnais, mit Dupleix zerfallen und in seinem Vaterlande nicht anerkannt, ihm seine Dienste zur Gründung einer preußischen Kriegsflotte anbot, wies er ihn ab: Qui trop embrasse, mal étreint. Er meinte: „Für das Geld, eine Kriegsflotte zu bauen, kann ich auch ein neues Regiment errichten, und das ist mehr." Sein Mangel an Ehrgeiz in dieser Richtung und sein praktischer Sinn gingen so weit, daß er, um den Überfluß Preußens an Bauholz auszunutzen, auf Anraten des Geh. Finanzrats Delatre Kriegsschiffe baute und zu guten Preisen an andere Staaten verkaufte!

Bei dem Grundsatze: Keine Kriegsschiffe und keine Kolonien! verblieb es auch weiterhin, zumal da zu den fiskalischen Rücksichten die Befürchtung trat, andernfalls eher in Streitigkeiten der Seemächte verwickelt zu werden.

Im Jahre 1756 machte der in London wohnhafte portugiesische Jude Jacob Buzaglo der preußischen Regierung Vorschläge zur „Etablierung eines commercii zwischen den Königlichen Landen und der Türkei, sowie Marokko". Er behauptete, sein Bruder Joseph, der bei dem Kaiser von Marokko in großem Ansehen stünde, habe der Krone Dänemark bereits ähnliche Dienste geleistet. Die Regierung trat durch ihren Gesandten in London mit Jacob Buzaglo in

Digitized by Google

Verbindung und suchte die ostfriesischen Reeder für die Sache zu gewinnen. Die Kammer in Aurich berichtete aber, daß sich dort niemand darauf einlassen wolle. „In Ostfriesland ... ist jeder Kaufmann zu ferneren importanten Unternehmungen zu decouragiert, sonderlich da jetzo befürchtet wird, daß die kaum den Anfang genommene Asiatische Handlungscompagnie ihre Endschaft erreichen möchte." Man beschloß daher, erst mal den Frieden abzuwarten.

1764 tauchte Buzaglo in Berlin auf und meldete sich wieder. Diesmal kam er mit einem „plan pour acquérir à S. M. une nouvelle royaume, augmenter Ses revenues et enricher Ses Sujets par un commerce inconnu dans ce Royaume", d. h. es handelte sich um die Eroberung Marokkos für Preußen. Die Unternehmung sollte mit Besetzung der Stadt Santa Cruz, die angeblich mangelhaft befestigt war und nur 170 Mann Garnison hatte, beginnen; die benachbarten Provinzen wären dann, nach der Versicherung Buzaglos, dem Könige von selbst zugefallen oder ohne Entfaltung erheblicher Machtmittel zu gewinnen gewesen. Dafür war Friedrich nicht zu haben. Weder die Aufzählung der natürlichen Reichtümer Marokkos noch daß Buzaglo eine Fabrik zur Herstellung des echten Maroquins, dessen Geheimnis er zu kennen vorgab, in Preußen errichten wollte, machte Eindruck, obwohl ein protektionistisch gesinnter Herrscher dadurch wohl in Versuchung hätte geraten können. Die Randverfügung an den Minister Hertzberg lautet: „Comme ce ne sont que des chimères toutes pures, Vous n'avez qu'à le renvoyer simplement et le remercier de ses découvertes illusoires."

1793 empfahl der Graf von Meuron, Kammerherr und Oberst in preußischen Diensten zu Neufchatel, seinem Herrn die Begründung einer Kolonie an der westafrikanischen Küste diesseits des Aquators. Als geeigneten Stützpunkt nannte er die Insel Bulam, die noch keiner europäischen Macht unterworfen und durch einen Handstreich zu nehmen sei. Die an der Mündung des Rio Grande belegenen Bisagos-Inseln, zu denen Bulam gehört, waren damals tatsächlich unabhängig. Allerdings nahm Portugal die Schutzherrschaft in Anspruch, und die Engländer hatten 1792 dort Faktoreien angelegt. Doch war Europa damals mit dem ersten Koalitionskriege vollauf beschäftigt, und so durfte Meuron mit einigem Recht die Gelegenheit als günstig bezeichnen. Aber Friedrich Wilhelm II. handelte wie sein Vorgänger; er lehnte ab: „n'ayant point de Flotte pour soutenir des Possessions par delà les mers".

Nicht mehr Glück hatte der Urheber eines andern Plans, ein in Wien ansässiger Engländer namens James Graham, der durch langjährige Tätigkeit auf Pflanzungen in Jamaika und Sierra Leone praktische Erfahrungen gesammelt hatte. Er wandte sich zuerst an die Kaiserliche Regierung in Wien mit Anträgen, die die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Amerika und die Einrichtung österreichischer Faktoreien und Kolonien an der Küste zwischen Senegal und Aquator bezweckten. Anfänglich fand er Entgegenkommen, namentlich bei dem Erzherzog Carl, der als Chef des Seewesens ihm sogar das Patent eines Majors der Marine zudachte. Späterhin wurde man bedenklich wegen der zu erwartenden Eifersucht der Seemächte und Graham erlangte schließlich nur die Erlaubnis zu einer Handelsexpedition nach Westafrika. Eine Gesellschaft trat zu diesem Behufe zusammen, brachte ein Kapital von 200 000 fl. auf, das in 400 Aktien zerlegt wurde, und befrachtete in Triest ein Schiff mit gangbaren Handelsartikeln. Graham war zum Leiter der Expedition ausersehen. Einige Wochen vor der Ausreise — im Frühjahr 1802 — näherte er sich dem preußischen Gesandten in Wien, Grafen Keller, und erbot sich, während der Reise den

Digitized by Google

Erwerb einer Kolonie für Preußen vorzubereiten. Auch er hatte Gebiete an der westafrikanischen Küste hierfür ins Auge gefaßt, u. a. die Mündung des Sherborofluſſes und zwei Inſeln davor. Die Bevölkerung war ſeiner Darſtellung nach dort friedfertig, das Land käuflich und geeignet zur Erzeugung aller weſtindiſchen Produkte; die beiden Inſeln kämen für Faktoreien und allenfalls zur Deportation in Betracht. Graf Keller berichtete an den König, der von dem Chef des General-Commerz-Departements, Miniſter von Struenſee, ein Gutachten erforderte. Struenſee riet ab. Sein Hauptargument war wiederum der Mangel einer Flotte, der den Verluſt der Kolonie im Falle eines europäiſchen Krieges befürchten ließe; ferner wies er auf die durch neuerliche Unruhen in Sierra Leone nahegerückte Möglichkeit von kriegeriſchen Verwicklungen mit den Eingeborenen hin und bezweifelte, daß die Kolonie die Verwaltungsausgaben einbringen werde. Den Gedanken der Deportation verwarf er grundſätzlich, wegen der Koſten und im Intereſſe der Kolonie ſelbſt, deren Gedeihen durch eine ſittlich verderbte Bevölkerung gefährdet werden würde. Dies Gutachten gab den Ausſchlag, und Graham bekam nebſt einem höflichen Dank den Beſcheid, daß man von ſeinem Anerbieten keinen Gebrauch machen könne.

Der Vollſtändigkeit halber ſei noch des Ingenieurs Jacques André Viette gedacht, eines Schweizers, der ehedem Genieoffizier in franzöſiſchen Dienſten geweſen war und von Hamburg aus im Jahre 1798 Struenſee den Plan zu einem Schiffahrtskanal zwiſchen der Oſtſee und dem Mittelmeer vorlegte. Der Kanal ſollte von Stettin ausgehen und über Berlin durch Weſtfalen und Frankreich führen. Politiſch beruhte das Projekt auf der Vorausſetzung eines Handels- und Bündnisvertrages, den Preußen mit Rußland und Frankreich ſchließen ſollte und worin Preußen eine territoriale Beſitzung im Bereiche des Mittelmeeres, Frankreich ein Hafen in der Oſtſee und Rußland Malta zugedacht war. Ob Viette bereits hinreichende techniſche Unterlagen beſaß, iſt nicht erſichtlich. Er kam perſönlich nach Berlin, trotzdem man ihm vorher zu verſtehen gab, daß man nichts von ihm wiſſen wollte; er war anſcheinend politiſch unbequem und wurde alsbald wieder abgeſchoben. Seine Ideen ſind nicht einfach als phantaſtiſch abzutun. Sie liefern einen Beitrag zu einer Kalamität, unter der der preußiſche Seehandel ſchwer zu leiden hatte. Von den Welthandelsgebieten war dazumal die Levante der Kapitalanlage nach das größte; zum Levantehandel[1]) wurde alles gerechnet, was die Straße von Gibraltar paſſierte. Die preußiſche Schiffahrt war daran nur in verſchwindend geringem Maße beteiligt, und doch hatte ſie während zweier längerer Neutralitätsperioden die beſten Ausſichten, den Seefrachthandel der Levante an ſich zu ziehen. Aber die unſchätzbaren Vorteile der Neutralität gingen Preußen zum großen Teil verloren, weil es ſeine Schiffe nicht vor den Räubereien der Barbareskenſtaaten zu ſchützen vermochte. Da die Piraten bis Finiſterre kamen, ſo konnte der Vorſchlag einer Kanalverbindung, die den gefährlichen Weg erheblich abkürzte und einem Teile des Levantehandels volle Sicherheit verſchaffte, auf den erſten Blick wohl beachtenswert erſcheinen. Ging doch zeitweilig aus dem Rheinlande ein verhältnismäßig bedeutender Tuchhandel auf dem Kanal von Languedoc über Marſeille nach Smyrna, Saloniki und Konſtantinopel. England, Spanien und Frankreich übten zum Schutze ihrer Flagge Seepolizei; Schweden, Dänemark, Holland, Venedig u. a. erkauften ſich durch jährliche Abgaben Ruhe. Der erſtere Weg war für Preußen ausgeſchloſſen, da es

[1]) Auf ſeine Wichtigkeit für Deutſchland machte Juſtus Möſer 1768 aufmerkſam. Patriotiſche Phantaſien I, Nr. 43.

Digitized by Google

keine Flotte besaß. Die Indienthaltung einer geringen Zahl von Kriegsschiffen hätte keinen dauernden Erfolg gehabt. Bei den im Mittelländischen Meere häufigen Windstillen waren mitunter Handelsschiffe angesichts eines Geschwaders von den Piraten, die dann in flachen starkbemannten Ruderfahrzeugen (Schebekken) auszogen, genommen worden. Um der Handelsflagge bleibende Achtung zu verschaffen, mußte man also gerüstet sein, jede Beeinträchtigung nötigenfalls durch angriffsweises Vorgehen zu strafen. Auf Unterstützung von einem der mächtigen Seestaaten zu rechnen, erschien aussichtslos, da diesen die Fernhaltung des preußischen Handels sehr bequem war. Die gefährlichsten Korsaren waren die Marokkaner, da gerade sie die Schiffahrt im Atlantischen Ozean störten. Übrigens bestand mit dem Sultan von Marokko vorübergehend ein freundschaftliches Verhältnis. Die Anknüpfung dieser Beziehungen, die für Preußen sehr nützlich zu werden versprachen, war das Werk eines in Salé ansässigen französischen Kaufmanns, namens Etienne d'Audibert Caille. Er wurde 1780 vom Sultan zum Konsul aller der fremden Mächte ernannt, die noch keine konsularische Vertretung hatten, und sollte auf das Zustandekommen von Friedensverträgen mit diesen Staaten hinwirken. Das Konsulat führte den etwas pompösen Namen Consulat de la paix à Salé und im Siegel eine Taube mit einem Ölzweige. Caille teilte der preußischen Regierung seine Ernennung mit und bat um Anweisung, die Verhandlungen zum Abschluß eines Friedens- und Handelsvertrages zu beginnen. Friedrich der Große meinte, daß der Handel davon werde profitieren können, und erteilte seine Genehmigung mit dem Zusatze: „Mais la fin de toutes ces peines sera que S. M. Marocaine demandera une somme d'argent pour prix de Ses engagements et il n'y a point d'exemple où elle en ait contracté sans quelque largesse de la part de la partie contractante." Diese Vermutung bestätigte sich. Caille erwirkte vom Sultan allerdings zunächst vier Blanko-Freipässe, die an preußische Reeder verteilt wurden. Auch erließ der Sultan allgemein an seine Kreuzer den Befehl, preußische Schiffe nicht mehr zu belästigen. Für die vier Seepässe reichte Caille jedoch in Berlin eine Rechnung von 377 Talern ein, wobei er bemerkte, daß dies seine eigenen Auslagen seien. Wiederholt betonte er die Notwendigkeit, einen förmlichen Vertrag zu schließen, und berichtete — unter Hinweis auf die orientalische Sitte des Bakschisch —, daß der Sultan dazu bereit sei. Bei der Abneigung der preußischen Regierung gegen Geldopfer erscheint es somit erklärlich, daß die Verhandlungen nicht zum Ziele führten. Caille erhielt zwar die geforderte Summe und 1784 den Titel eines preußischen Generalkonsuls. Er widmete aber anscheinend in der Folge seine Tätigkeit vorzugsweise andern Staaten, von denen er mehr erhoffte. Dazu kam, daß er die Gunst des Sultans verlor — angeblich weil dieser bei ihm ein bedeutendes Vermögen vermutete — und nicht mehr nach Marokko zurückkehren durfte. 1786 ließ der Sultan bereits wieder gegen preußische Schiffe kreuzen.

Ungefähr gleichzeitig und ebenso erfolglos bemühte sich die preußische Regierung, auch mit Algier, Tunis und Tripolis ins reine zu kommen. Die Veranlassung zu solchen Schritten ergab sich 1782, als die Gefahr nahte, daß mit der Beendigung des Seekrieges die holländische Schiffahrt aufleben und durch billigere Frachten, geringeren Zinssatz und durch die ausgebreiteteren Handelsbeziehungen des Landes Preußen bald wieder überflügeln würde. Um die preußische Reederei vor dem drohenden Verlust des in vermehrten Schiffsbauten angelegten Kapitals zu bewahren, wurden drei Maßregeln erwogen:

1. Ein Verbot nach dem Vorbilde der englischen Schiffahrtsakte, wonach die

Digitized by Google

Einfuhr gewisser fremder Erzeugnisse[1]) nur auf preußischen Schiffen oder auf Schiffen des Herkunftslandes statthaft sein sollte.

2. Reziprozität der Schiffahrtsabgaben, d. h. Abstufung der Hafen- und Umgelder für fremde Schiffe nach den Sätzen, wie sie von preußischen Schiffen in den Häfen des entsprechenden fremden Staates erlegt werden mußten.
3. Verbot der Küstenschiffahrt, besonders für die Holländer.

Das auswärtige Departement billigte die beiden ersten Mittel, „weil ein jeder Landesherr dergleichen Einrichtungen in seinen Landen nach Belieben machen kann und solches auch schon von vielen geschehen ist", hielt aber ein gegen die Holländer gerichtetes Cabotageverbot nicht für ratsam, „weil solches eine verhaßte Distinktion involvieren würde und der Republik Holland Anlaß geben könnte, auch den preußischen Schiffahrern die Schiffsreederei für ihre Untertanen zu verbieten. Wir glauben aber, daß, wenn die beiden ersten Mittel ergriffen werden, die Schiffs-Reederei der Holländer nach den preußischen Häfen sich von selbst legen würde." Als nun das Generaldirektorium die beteiligten Kreise in Preußen, Pommern und Ostfriesland um ihre Meinung befragte, widerrieten die Kaufleute die Einführung einer Schiffahrtsakte, da sie Steigerung der Frachten befürchteten, während die Reeder sich dafür aussprachen und sogar noch um Ausdehnung des Verbots auf weitere Warenarten baten. Kaufleute und Reeder einigten sich endlich dahin, statt der drei streitigen Maßregeln die Sicherung der preußischen Flagge auf dem Mittelländischen Meere zu befürworten. Die Regierung war damit einverstanden und erörterte die Angelegenheit mit ihren diplomatischen Vertretern in Konstantinopel und Turin. Gegen Verträge war man von vornherein skeptisch. Schon in einem Schreiben des auswärtigen Departements an den Minister von Schulenburg vom 19. April 1780 heißt es: „Man darf nur die ungereimten Forderungen dieser seeräuberischen Staaten kennen, um sogleich überzeugt zu sein, daß sie sich auf keine billigen Propositionen einlassen werden. Und gesetzt auch, daß sie sich einließen, so ist vorauszusehen, daß sie ihr gegebenes Wort bald brechen werden. Und was hernach anfangen?" Nachdem man Erhebungen über die von andern Staaten den Barbaresken gezahlten Abgaben veranstaltet und gefunden hatte, daß der Abschluß von förmlichen Friedensverträgen und das damit gegebene Erfordernis, eigene Konsuln anzustellen, zu hohe Kosten verursachen würden, entschloß man sich, eine bestimmte Anzahl von Seepässen zu kaufen. Die Kaufleute von Emden und Stettin wollten bis zu 100 Talern für jeden Paß geben. Jedoch waren z. B. von Algier Pässe nicht unter je 300 Zechinen (etwa 940 Taler) zu haben, und es wurde die Befürchtung geäußert, daß jeder nordafrikanische Regenten- oder Ministerwechsel die Wirksamkeit der Pässe in Frage stellen würde.

Seitdem beschränkte sich Preußen im wesentlichen darauf, den Schiffen seiner Untertanen Sicherheit durch Firmane zu bieten, die von der Pforte ausgestellt waren und den Kapitänen mitgegeben wurden. Hierzu dienten die Verträge mit der Türkei von 1761 und 1790 als Grundlage, und die türkische Regierung zeigte sich dabei sehr entgegenkommend. Die Nachricht von der Erteilung türkischer Firmane wirkte 1801 so belebend, daß sich in Emden sofort 5 neue Reedereien bildeten, ein Zeichen dafür, wie günstig damals die Verhältnisse gelegen haben müssen. Der Sturm der französischen Revolution hatte mehr oder weniger sämtliche Seestaaten in den Krieg hineingezogen. Die sonst übermächtige holländische Konkurrenz war infolge der französischen Besetzung lahm-

[1]) Genannt wurden: Südweine, Branntweine, Öl, Weinessig, gesalzene und getrocknete Fische, Tran, Teer, Hanf, Flachs, Leinsaat, Juchten.

Digitized by Google

gelegt. Da machte der Baseler Frieden die preußische Flagge mit einem Schlage zur gesuchtesten. Der Sundverkehr z. B., in jener Zeit von ungleich größerer Bedeutung als heutzutage, zeigte nach den Berichten des preußischen Konsuls Thalbitzer in Helsingoer folgende Zunahme:

1794	:	411	Schiffe unter preußischer Flagge
1795	:	760	" " " "
bis Anfang September 1796	:	1300	" " " "

Ein Teil der Zunahme mag wohl auf Schiffe entfallen, die die preußischen Farben mißbräuchlich führten. Wenn man aber dann wieder in einem amtlichen Bericht an den Minister von Bülow aus dem Jahre 1817 liest, daß der Gewinn, den die preußische Schiffahrt während des Zeitraumes vom Baseler Frieden bis 1806 bei sicherer Fahrt im Mittelmeer hätte erzielen können, auf 50 Millionen Taler, die Zahl der Schiffe, die ausschließlich mit der Frachtfahrt für fremde Rechnung dort hätte beschäftigt werden können, auf 2000 geschätzt wird, dann erscheint das von der Regierung und den Reedern befolgte Sparsystem als unverständliche Knauserei, um so mehr als auch noch mit der kleinen Frachtfahrt viel Geld verdient worden sein muß. Was nun die türkischen Firmane anlangt, so stellte sich bald heraus, daß sie die erhoffte Sicherheit nicht brachten. Gegen Marokko waren sie überhaupt wertlos, da dieser Staat der Suzeränität der Pforte nicht unterstand, und selbst die drei andern Barbareskenstaaten respektierten die Unterschrift des Großherrn wenig. Es blieb also ungefähr alles beim alten, auch die Höhe der Versicherungsprämien. Als nach Beendigung der Freiheitskriege die Konkurrenz der Nationen, die mit den Barbareskenstaaten Verträge hatten, wieder anfing, wurden die Räubereien für das durch Krieg und Fremdherrschaft verarmte Preußen fühlbarer denn je. Erst die Eroberung Algiers durch die Franzosen (1830) und die Absetzung der Dynastie Karamanli in Tripolis durch die Pforte (1835) machten dem Unwesen ein Ende.

Über die Angabe J. von Bunsens, Preußen habe schon im 18. Jahrhundert an den Erwerb Neuguineas gedacht[1]) enthalten die Akten des Staatsarchivs nichts. Es sieht auch nicht gerade wahrscheinlich aus, daß ein Staat, der jede Gelegenheit zur Erwerbung überseeischen Besitzes in dem viel näheren Westafrika beharrlich ablehnte, Absichten auf die ferne, noch fast unbekannte australasische Insel gehabt haben sollte.

Daß die Ablehnungen anfänglich a limine, später wenigstens nach Prüfung erfolgten, bedeutet vielleicht einen Fortschritt. Bemerkenswert ist noch, daß die oben behandelten Anregungen sämtlich von Ausländern herrührten; denn der Oberst Meuron ist doch nur in dynastischem Sinne als Preuße anzusehen. Im Volke brachte das neunzehnte Jahrhundert den kolonialen Gedanken zur Entfaltung. Ein Vorläufer ist der alte Nettelbeck, der in seiner Lebensbeschreibung über seine vergeblichen Bemühungen, Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm II. zur Gründung von Kolonien in Surinam und Westafrika zu bewegen, berichtet und 1814 für eine Abtretung französischer Kolonien eintrat.

Wie wird sich nun die Zukunft gestalten? Wenn der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet ist, wenn das Wort: History repeats itself Geltung hat, dann dürfen wir annehmen, daß die Hoffnung, die der Reichskolonialminister in der Sitzung der Nationalversammlung vom 11. Oktober 1919 ausgesprochen hat, sich erfüllen wird. Dr. Erich Schultz-Ewerth.

[1]) Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik, Berlin 1914, S. 2, Anm. 3.

Digitized by Google

Northcliffe.

Der Sohn des Großadmirals, Kapitänleutnant von Tirpitz, der fast vier Jahre in England gefangen war, schreibt uns zu seinen folgenden Ausführungen: „Die Northcliffepresse war unser tägliches Brot. Gewiß mag sich draußen die englische Politik hier und da anders abgespielt haben, wie wir vom Stacheldrahtkäfig aus übersehen konnten, im großen und ganzen glaube ich sie doch erkannt zu haben."

Carlyle spricht in seiner französischen Revolution von nationalen Leidenschaften. Er sagt: es gäbe eine Leidenschaft, in der man gewissermaßen Eier kochen könnte, so schnell entflammt und so schnell niedergebrannt sei sie. Es sei die Leidenschaft der romanischen Völker. Es gäbe auch eine andere Leidenschaft, die wie Anthrazit schwer anbrennt, sich zu immer höherer Hitze steigere, bis daß sie imstande wäre, Eisen zu schmelzen. Das sei die Leidenschaft der Germanen und Angelsachsen. Wie eine solche Leidenschaft in England langsam sich entflammte, sich zu einer ungeheuren Hitze entwickelte, übergriff auf alle englisch sprechenden Völker und schließlich sogar den kühler werdenden Freunden davon abgeben konnte, das habe ich während meiner fast vierjährigen Gefangenschaft zu beobachten reichlich Muße gehabt. Der Blasebalg, der dieses Feuer anfachte, war die Northcliffe-Presse.

Das Gerücht, daß Northcliffe Jude deutscher Abkunft sein soll, habe ich nirgends bestätigt gefunden. (Jagow behauptet es allerdings in seinen Erinnerungen und man muß wohl annehmen, daß der frühere Staatssekretär des Auswärtigen Amtes diese Nachricht aus zuverlässiger Quelle hat.) Northcliffe, der ursprünglich Alfred Harmsworth heißt, stammt väterlicherseits von einer Familie aus Yorkshire und mütterlicherseits aus der irischen Familie Maffet, die im Laufe des vorigen Jahrhunderts viele Söhne der britischen Armee gestellt hat. Die irisch-keltische Beimischung ist Northcliffe nicht schlecht bekommen, das Feuer und die Unternehmungslust des Iren verbindet er mit englischer Zähigkeit, Arroganz und Kunst der Heuchelei. Als 20jähriger junger Mann gründete er mit Ersparnissen eine Zeitschrift „The Answers", mit der er jedoch die ersten Jahre nicht auf einen grünen Zweig kam. Erst 1889 hatte er einen Einfall, der sein Glück bedeuten sollte. „Ein Pfund pro Woche bis an das Lebensende!" für denjenigen, der den augenblicklichen Barbestand der Bank von England am richtigsten taxiert. Derartige Plakate bedeckten eines Morgens in Riesenlettern und grellen Farben die Straßenecken und Wände Londons. Jeder Bewerber hatte einen in den „Answers" vorbereiteten Coupon auszuschneiden und seinen Namen, von vier Freunden attestiert, zugleich mit der geratenen Zahl dem Zeitungsbureau einzuschicken. Das schlug durch. Die Zunahme der „Answers" verzehnfachte sich. Dieser Anfangserfolg zeigt deutlich, in welchen Bahnen sich die Northcliffesche Denkungsart bewegte. Nicht belastet mit irgendwelchen ethischen oder wissenschaftlichen Hypotheken, auch gar nicht darauf hinaus, geistreiche Artikel zu schreiben, sah er seinen Hauptzweck im Geldmachen. Schlägt das durch oder schlägt das nicht durch, das war die einzige Frage. Ein feiner Instinkt zeichnete ihn bei der Auswahl seiner Reklame dafür aus, wie man die Masse fängt. Nur nicht allzu sehr die direkte Reklame für die Zeitschrift dem Mann auf der Straße unter die Nase reiben; das erweckt Opposition. Lieber die Sensationslust des Publikums zunächst durch etwas anderes einfangen, um es dann auf Umwegen auf das eigentliche Ziel hinzulenken. Auch jeder von uns wird ja bei den letzten Wahlen die Erfahrung gemacht haben, daß zu viele Flugblätter mehr schaden als nützen. Durch geschickte geschäftliche Organisation vermochte Northcliffe die Bezugskosten für Papier zu verbilligen und damit seine Konkurrenten zu unterbieten. In der Personenauswahl seiner Mitarbeiter bewies er große Menschenkenntnis. Junge, unternehmungslustige Leute waren sein Fall. Bald gründete er neue Zeitungen über Fischerei, über Rad

Digitized by Google

fahren; rosarote Witzblätter werden Jungens in die Hand gedrückt; in der „Matrone“ vertritt er die Interessen der älteren, alleinstehenden Frau. Selbst vor der Religion macht er nicht halt. „Religion braucht Reklame wie jede andere Ware“, erklärt er. Auf deutsch: auch aus Religion läßt sich Geld herausschlagen, wenn man es geschickt anfängt. Die St. Paulskathedrale wird dargestellt, umgeben von bombenwerfenden Flugzeugen, der Hintergrund brennt. Das gibt das Titelbild einer Zeitschrift "religious society", die die Offenbarung Johannes und phantastische Stellen aus dem Propheten Daniel in gemeinverständlicher, romanhafter Form abhandelt. Drei Tanks Jordanwasser werden bestellt und ihre Echtheit vom britischen Konsul amtlich bescheinigt. Jedermann, der die Zeitschrift kauft, bekommt eine kleine Flasche mit diesem kostbaren Stoff als Zugabe, um seine Kinder damit taufen zu können. Seine Zeitschriften, die sich gegenseitig empfehlen, alle möglichen aufsehenerregenden Sammlungen für wohltätige Zwecke in ihren Spalten veröffentlichen, haben gesteigerte Abnahme.

Handelte es sich bisher nur um periodische Zeitschriften unpolitischen Inhaltes, so greift im Jahre 1895 Harmsworth mit der Gründung der berüchtigten „Daily Mail“ zum ersten Male in die Tagespolitik ein. Zum Entsetzen aller übrigen Blätter kostet diese Zeitung nur einen halben Pence: ein Tagesblatt nach dem anderen muß daraufhin von seinem bisherigen Preise herunterklettern. Harmsworth wird zum Ritter geschlagen, er erhält den Titel „Sir“. Nicht etwa, weil ihn die englische Regierung, oder die Aristokratie liebt; sie haben nur das Gefühl, der Kerl ist uns gefährlich und so versuchen sie ihn, praktisch, wie sie sind, durch Verleihung des Adels in ihr Lager hinüberzuziehen.

Doch erst die Erwerbung der „Times“ verschaffte Northcliffe eine wirkliche Stimme in der englischen Politik. Er wird zum ersten Male ernst genommen. Die „Times“ nimmt eine alle übrigen Zeitungen weit überragende Stellung ein. Das über hundertdreißig Jahre alte Blatt verkörpert von jeher die konservativ-imperialistischen Ideen der herrschenden Klasse. Sie ist eine britische "institution", wie das House of Commons, wie die Bank of England. Hat irgendwo in der Welt ein englischer Gentleman Ärger gehabt, oder sonst etwas auf dem Herzen, so schreibt er einen offenen Brief an die „Times“. Das Entsetzen der konservativen Klassen war groß. Dem edlen Lord Salisbury blieb beim Breakfast der Toast im Halse stecken, als er hörte, daß Harmsworth, dieser Marktschreier und Straßenjunge, die „Times“ gekauft hätte. Man beruhigte sich jedoch bald, denn der Ton der Zeitung, das Äußere änderte sich nicht im mindesten. Genau wie Northcliffe die Religion zu Geschäftszwecken ausnutzte, genau so wußte er mit Würde das Zeichen englischer Respektabilität, den silk hat und den morning coat zu tragen.

Überall, wo auswärtige Sensationen winkten, marschierte Northcliffe mit seiner Tagespresse an der Spitze. Bald hetzt er zum Kriege in Südwestafrika, bald, als die russische Flotte unter Rostjestwenski englische Fischer vor Hull beschoß, zum Kriege mit Rußland, bald jedoch und in immer stärkerem Maße wurde Deutschland die Zielscheibe der gehäßigsten Verleumdung.

In den Jahren 1900—1914 nahm die Ausdehnung der Northclifffschen Presse gewaltige Dimensionen an. Zur billigen Papierbeschaffung kaufte er sich in Neufundland 3400 Quadratmeilen Wald, errichtet riesige Papiermühlen, die mit Hilfe von zwei Privateisenbahnen und schnellen Dampfschiffen die Rotationsmaschinen in London mit Rohstoff versehen. Drei große Geschäftspaläste wurden im Herzen der City errichtet. Ein Hauptmittel war die Schnelligkeit, mit der er die Nachrichten brachte und seine Zeitungen versandte; auch hierin hieß es: Unterbietung des Konkurrenten. In Manchester wurde eine Filiale gegründet,

Digitized by Google

die, durch Privatkabel mit London verbunden, gleichzeitig eine Parallelausgabe der „Daily Mail" herausgibt. Der Norden von England wird von Manchester aus, der Süden von London aus mit „Daily Mails" versehen.

Die letzte Erfindung Northcliffes vor dem Kriege war der „Daily Mirror". Ursprünglich als reines Damenblatt gedacht und nur von Damen geleitet, wurde es, als es sich nicht rentierte, umdrapiert und erscheint nun als tägliche Photographiensammlung mit kurz und konzentriert gehaltenen Unterschriften. Der „Daily Mirror" hat zusammen mit der „Daily Mail" mit einem Tagesabsatz von ca. einer Million den Rekord.

Etwa im Jahre 1910 stand die ganze englisch sprechende Welt unter dem Zeichen des Boxkampfes Jeffries kontra Johnson. Alle Zeitungen von Ruf hatten ihre Reporter und Photographen zu dem Schauplatz dieses weltbewegenden Ereignisses gesandt. Wie gewöhnlich trug Northcliffe den Schnelligkeitspreis davon und hatte als Erster Films und Photographien. Eine Million Exemplare vom „Daily Mirror" lagen ausgabefertig im Londoner Geschäftshaus; da rührt sich bei ihm der feine politische Instinkt des Engländers. Halt, hier besiegt ein Schwarzer einen Weißen, das dürfen wir nicht im Bilde verewigen. Das Prestige der weißen Rasse ist in Gefahr! Die Millionenausgabe wird verbrannt. Northcliffe weiß, er würde einmal wohl einen großen Erfolg haben, im langen Lauf der Dinge aber vergebens gegen englische Gefühlsmomente ankämpfen, die schließlich ihm das Geschäft verderben würden.

So unterstand nun bei Beginn des Krieges drei Viertel der gesamten englischen Presse dem einen Mann. Tausende von Reportern, Photographen durchstreifen die ganze Erde. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend brüllt sein Mammutgrammophon in die englisch sprechende Welt hinaus. Durch Kolonial-, durch Wochenausgaben, durch "Oversea-clubs", die nur mit seiner Presse versorgt werden, hat er die englischen Dominions und Kolonien an der Kandare. Enge wirtschaftliche Beziehungen und Nachrichtenaustausch verbinden ihn mit den wichtigsten Zeitungen der übrigen Ententeländer: „Secolo" in Mailand, „Nowoje Wremya" in Petersburg, „Matin" in Paris, „Telegraaf" in Amsterdam, ganz zu schweigen von den vielen amerikanischen Zeitungen. Durch Gewinnbeteiligung und reiche Tantiemen hat er einen blind ergebenen Stab geschaffen. Man kann sich vorstellen, welche Wirkung er mit diesem Riesenapparat erzielen konnte, wenn er ihn einheitlich auf ein Ziel losließ.

Doch würde das Bild nicht vollständig sein, wenn wir die Sache nicht auch einmal vom Standpunkt des Konsumenten dieser Nachrichtenfabrik, des Zeitungslesers, betrachten würden. Nur auf dem Boden der britischen Inseln konnte sich eine solche Diktatur der öffentlichen Meinung während des Krieges entwickeln, nur in einem politisch so geschulten Volk konnte das ewige Aufpeitschen der öffentlichen Meinung nicht zu einem entgegengesetzten Effekt führen. Ich will nicht sagen, daß der Engländer ein Herdentier ist; das schlösse Willenlosigkeit in sich; aber die Engländer sind einheitlicher, einiger als alle übrigen Völker. Durch ihre isolierte Lage, durch die reine Rasse haben sie die Lebensformen stärker und gleichmäßiger ausgebildet, als wir. Trotz großer Liebe zur Unabhängigkeit und physischen Freiheit, trotz Wertschätzung von Führereigenschaften — das Werk „Helden und Heldenverehrung" ist bekanntlich in England geschrieben — lastet das Überlieferte, die Konvention engherziger und zwingender auf allen als bei uns. Das echt Englische ist eben allen Engländern gemeinsam und allen dünkt es das einzig Richtige und Wahre. Man denke nur, daß in England irgendeiner auf den Gedanken käme, am Nachmittag um 5 Uhr Kaffee statt Tee zu trinken. Das geht überhaupt nicht.

Digitized by Google

Eine stärkere Einheit ist aber auch in politischen Fragen vorhanden. Man wende nicht das Zweiparteien-System ein. In diesen Kämpfen handelt es sich meist um Fragen der Taktik in der inneren Politik. Sobald aber die britischen Interessen durch auswärtige Gegner gefährdet erscheinen, steht alles wie ein Mann zusammen und mit sicherem Instinkt des Egoismus fühlen sie, was ihnen nützlich und was ihnen schädlich ist. Schließlich ist der Engländer nicht so kritisch veranlagt, wie der Deutsche. Schon bei der Erziehung tritt die Ausbildung des kritischen Intellekts ganz zurück. Wissenschaftlich lückenlos durchdachte Systeme lassen ihn kalt, fraktionelle Rechthabereien kennt er nicht. Naiv und stumpfsinnig folgt sein commonsense zunächst seiner Presse, wenn diese nur einen echt englischen Standpunkt vertritt.

Man darf nicht übersehen, daß der Krieg Northcliffe schon in seinem Geschäftsinteresse sehr gelegen kam; nach neuen Sensationen und Schlagwörtern brauchte nicht mehr gesucht zu werden. Ein Ereignis jagte das andere. Die Zeitungen wurden aus seinen Geschäftshäusern förmlich herausgerissen. Ob Northcliffe in seinem Innersten den Krieg nur als Auflage fördernd, nur von dem Standpunkt des Geschäftes angesehen hat, vermag kein Mensch zu entscheiden. Sicher ist, daß er in den entscheidenden Juli- und Augusttagen einer der schlimmsten Kriegshetzer gewesen ist, und daß später sein Privatinteresse stets mit der jeweils von ihm vertretenen Politik zusammenfiel. Bei Beginn des Krieges war seine Vorherrschaft auf politischem Gebiet nicht unumschränkt. Das liberale Kabinett Asquith-Grey bediente sich nicht der Northcliffeschen Organe; erst Schritt für Schritt hat sich sein Aufstieg vollzogen.

Zuerst war der Krieg nicht übermäßig populär in England; zwar waren die inneren Unterschiede und Parteikämpfe wie die irische Frage verflogen, wie sie es im großen und ganzen bis zum Schlusse blieben. Aber es zeigte sich eine nur langsam weichende Lethargie. England muß aufgeweckt werden! Northcliffes Legende des Kriegsausbruches war schnell fertig. Die deutsche Kriegspartei, Junker und Generalstab, haben Österreich als vorgeschobene Figur mißbraucht, um den Weltkrieg zu entfesseln und um die Welt zu unterjochen. Your Kaiser wants to rule the world. Das tönte einem in jedem Gespräch mit einem englischen Tommy oder Unteroffizier entgegen; die deutschen Massen würden mit der Knute hineingetrieben. Nicht nur wir Engländer sind bedroht, sondern alle englischen Kolonien, ja die Freiheit der ganzen Welt. Deutsche Äußerungen von dem an Belgien getanen Unrecht waren Wasser auf seine Mühle.

Jeder Soldat kennt die Klopfpeitsche, die unsere Mannschaften zum Ausklopfen ihrer Kleider hatten. Eine Anzahl dieser Klopfpeitschen fand man nun eines Tages abgebildet im „Daily Mirror". „Das sind die Peitschen, mit denen die deutschen Offiziere ihre Leute mißhandeln." „Orgien am Hochaltar", stand dick unter einem anderen Bild. Ein deutscher Soldat prostet einem anderen am Altar mit dem Abendmahlskelch zu. Die Statisten zu dieser Photographie hat Northcliffe wohl selbst gestellt. Der U-Bootskrieg lieferte ein weites Feld der Betätigung für Northcliffe. Kein Tag verging, daß nicht über eine entsetzliche Atrozität berichtet werden konnte. Plastisch wußte er Mütter, die an Deck mit ihrem Baby auf sinkendem Schiff herumirrten, zu schildern. Daß nachher eine Spalte weiter unten hohnlächelnd die Nachricht gebracht wurde, die Sterblichkeitsziffer der Säuglinge in Deutschland hätte sich um mehrere Prozent gehoben, daß es sich hier um Hunderttausende, dort allenfalls um Hunderte handelte, störte weder Northcliffes Logik, noch die seiner Leser.

Northcliffe schreibt selbst etwa im April 1915 einen Brief an die „Times". Folgende Sätze finden sich in diesem Brief: Deutsche, wenigstens Preußen und

Digitized by Google

Bayern, sind äußerst grausam. Deutsche Feldwebel behandeln ihre Gemeinen selbst noch in der Gefangenschaft mit brutaler Grausamkeit. Offiziere lehnen es ab, ihren Mannschaften irgendwelche Aufmerksamkeit zuzuwenden, selbst wenn diese verwundet sind. Ein französischer Offizier, der von Deutschen gefangengenommen war, erzählte mir, daß die Deutschen, obgleich sie ihre Leichtverwundeten mit äußerster Sorgfalt behandelten, weil sie wünschten, sie schnell in der vordersten Linie zurückzuhaben, die schwerverwundeten Fälle bis zum äußersten vernachlässigten.

Eine besonders raffinierte Manier Northcliffes bestand darin, einige deutsche Offiziere auszuzeichnen. So wurde z. B. der Kommandant der „Emden" als tadelloser Gentleman hingestellt[1]). Indem bei uns selbstverständliche Handlungen in bengalische Beleuchtung gerückt wurden, arbeitete er den Gegensatz zu dem angeblichen Durchschnitt um so plastischer heraus.

In den Ententeländern und bei den Neutralen wurde der Deutsche mit allen Mitteln verhaßt gemacht. Ich greife Northcliffes Propaganda in Rußland als Beispiel heraus. Hier störte ihn der absolute Zar nicht im mindesten. Der Gedanke, ein Zusammenarbeiten mit Rußland sei deshalb unmöglich, weil das absolute Regime des Zaren hassenswert ist, mußte in Deutschland geboren werden. Northcliffe kalkuliert, wir brauchen den russischen Absolutismus, alles übrige ist gleichgültig, Lücken in der logischen Kette werden überkleistert; hierfür lieferten die „Handelsintriguen" der Deutschen reichlichen Stoff. Wie Northcliffe überall in der nichtdeutschen Welt seine Spezialfreunde hatte, die mit allen Mitteln seiner Presse geboomed wurden, weil sie tapfere Deutschenfresser waren, so war es in Rußland zeitweise ein gewisser Wesselitzki. Dieser hatte ein Buch geschrieben, das ganz nach Northcliffes Geschmack war: „Die deutsche Pest". Ausgiebig wurde dieses Buch in seiner Presse besprochen. Da finden wir z. B. in der russischen Beilage der „Times" folgende Passagen: Die Methoden der friedlichen Durchdringung (pacific penetration) sind überall identisch, obgleich die Details notwendig je nach den Umständen variieren; voran marschiert der Bazillenträger "the German clerk", der freiwillig arbeitet, um die Sprache des Landes zu lernen und — fügen wir hinzu — mit seinem Fleiße den englischen Konkurrenten aussticht. In Rußland ist die Gefahr am größten gewesen, denn hier war deutscher Einfluß und Intrigenspiel seit den Tagen Peters des Großen. Deutsche bewegten sich in den höchsten Stellen und übten in der Vergangenheit einen derartigen Einfluß aus, wie kein Russe je zu hoffen wagte, so daß man sich erzählt, ein russischer General hätte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf die Frage, welche Belohnung er für seine Dienste haben wolle, geantwortet: „Euer Majestät, befördern Sie mich — zum Deutschen."

In ähnlicher Weise verfuhr Northcliffe in allen übrigen Ländern. Dieser konzentrierten Haßkampagne gegen Deutschland kann man eine gewisse Großartigkeit nicht absprechen. Unsere Verbündeten wurden als Werkzeuge und Vasallen geschont. Klar wurde der Gedanke herausgearbeitet, wer der Hauptfeind war. Der nächste Schritt für Northcliffe war logischerweise, wir müssen den Krieg gewinnen, diese deutsche Pest muß ein für allemal vom Erdboden vertilgt werden. Das Schlagwort "win the war movement" wurde geprägt. Das Siegesbanner wurde aufgepflanzt. Der größte Teil des englischen Publikums folgte ihm. Ein kleines Grüppchen eingestandener Pazifisten wurde wie etwas halb Krankhaftes abgetan: Verrückte gibt es immer. Um so unangenehmer wurde Northcliffe, wenn es sich um einflußreiche Persönlichkeiten von lauer Gesinnung

[1]) Inzwischen hat Kapitän von Müller, unser verehrter Mitarbeiter, die englische Anerkennung verloren: seit er bei seiner Internierung in Holland bei einem Interview einiges über die Behandlung der Kriegsgefangenen in England gesagt hatte, bezeichnet ihn die englische Presse als „undankbaren Hunnen". D. Schr.

Digitized by Google

handelte. Dann wurde mit allen Mitteln persönlicher Verleumdung gearbeitet. Dieses Leitmotiv führte ihn natürlich dazu, in einer Weise in die Politik einzugreifen, die ihn schließlich in Gegensatz zur herrschenden Regierung bringen mußte.

Durch private Informationen und eigene Rücksprache mit dem englischen Hauptquartier hatte sich Northcliffe Mitte Mai 1915 die Nachricht verschafft, daß der Front minderwertiges und nicht ausreichendes Geschoßmaterial geliefert würde. Er konnte diese Nachricht nur unter Umgehung der Zensur veröffentlichen. Es war ein riskiertes Spiel, gleichzeitig die Gesetze wegen Landesverrates herauszufordern und gleichzeitig den Abgott des englischen Volkes, Kitchener, anzugreifen. Er riskiert's. „Tragödie der Granaten. Kitchener's schwerwiegender Irrtum", so lauteten die Überschriften der „Daily Mail". Doch seine Schätzung erweist sich als richtig. Die englische Regierung, die wohl selbst ein böses Gewissen in der Sache hatte, wagt nichts gegen ihn zu unternehmen. Diejenigen Blätter, die Northcliffe wegen Veröffentlichung dieser Nachricht aufs heftigste angegriffen hatten, müssen die Richtigkeit der Angaben zugeben. Das Privatinteresse Northcliffes macht auch seinen Schnitt, denn die Auflage der „Daily Mail" vergrößert sich und Northcliffes Position geht gestärkt aus dem Konflikt hervor. Auf Anraten der Northcliffe-Presse wird Lloyd George, the man with push and go, Munitionsminister.

Dieses Aufkäschern der öffentlichen Meinung, das "gingering up" führt oft zu lächerlich übertriebener Schwarzmalerei. Besonders die „Daily Mail", die auf den Mann der Straße berechnet ist, ist groß darin. Das „Times"-Publikum wird seiner geritten. Immer leuchtet die Grundanschauung Northcliffes hervor: besser ein Meter übers Ziel hinaus, als umgekehrt. Kommt es besser als anfänglich in der Presse dargestellt, gut. Nur nicht rosenrot malen und nachher Katerstimmung. Im Grunde ist eine männliche Tendenz in seiner Erziehung des Publikums. Northcliffe entwickelt sich mehr und mehr zu dem, was man bei uns Chef des Zivil-, Militär- und Marinekabinetts nennen würde. Seine ewig bereitstehenden Schmutzkübel ergießen sich über jeden, den er los werden will. Selbst auf die Verbündeten erstreckt sich seine Macht. Caillaux, von dem er Pläne schlimmster defaitistischer Sorte fürchtet, hetzt er seit Sommer 1916; schließlich schreibt ihm Caillaux, nachdem alle seine Dementis wirkungslos geblieben sind, einen Brief, der lesenswert ist. „Lieber Lord", sagt er, „was Sie errichten, ist eine Vorherrschaft der Calumnie, schlimmer, als sie Marat in der französischen Revolution errichtet hat." Bekanntlich schmachtet Caillaux heute noch in der Haft.

Allmählich wagt sich Northcliffe mit seiner Kritik an das ganze 21-köpfige Ministerium Asquith. Die 21-köpfige Hydra nennt er es. Durch offene Briefe Unzufriedener an die „Times" wird das Ministerium sturmreif gemacht. Lord Grimthorpe schreibt: das Land sehnt sich nach einem Führer, die Muskel und Sehnen des englischen Volkes sind von Stahl, das Gehirn von Wolle. Was wir haben wollen ist ein Mann von Feuergeist; der Asquith ist ein vorzüglicher Parteiführer im Frieden, zum Premierminister im Kriege fehlt ihm jede Qualität. Northcliffe unterstützt diese Briefe in seinen Leitartikeln. Die verunglückte Dardanellenexpedition, das Eingreifen Bulgariens, das ewige Hin und Her in der Wehrpflichtsfrage geben Stoff zu bitterer Kritik. Northcliffe verlangt ein kleineres Kabinett mit Geschäftskenntnis. Herbst 1916 ist Asquith endlich zum Sturm reif. Bei einem Streit zwischen Lloyd George und Asquith über die Neubildung des Kabinetts sorgt die „Times" dafür, daß Asquith unterliegt und weichen muß. Lloyd George und andere bekannte Geschäftsleute werden Minister. Ein Amerikaner urteilt folgendermaßen über Northcliffe: „er war der erste öffentliche Mann in England, der die Tatsache erkannte, daß der moderne Krieg in erster Linie eine enorme Geschäftsunternehmung ist, und daß Schlachten

Digitized by Google

in diesen Tagen hauptsächlich gewonnen werden durch Organisation und Funktionieren in Transport und Nachschub. Er nahm die Führung, als es galt, die altersschwache berufsbureaukratische Regierung hinwegzufegen und sie zu ersetzen durch ein kompaktes Kriegskabinett von praktischen Geschäftsleuten". An der Spitze der englischen Regierung steht jetzt Lloyd George und das Kriegskabinett von fünf Leuten, die nichts anderes zu tun haben, als: to win the war. Das Rückgrat bildet die Northcliffe-Presse. Es ist wichtig zum Verständnis der englischen Politik während des Krieges bis zum Waffenstillstand sich stets die Tatsache vor Augen zu halten, daß Lloyd George Premierminister von Northcliffes Gnaden ist; daß er gewissermaßen geheuert ist auf die Formel: völlige Niederwerfung Deutschlands oder Du fliegst! Ich habe nach dem Waffenstillstand die englische Politik nicht mehr verfolgen können. Es ist anzunehmen, daß im Augenblick, wo die deutsche Waffenmacht durch die Revolution zertrümmert war, die Macht Lloyd Georges, auf den die breite Masse doch letzten Endes das Verdienst des Sieges schob, diejenige des mehr anonym gebliebenen Northcliffe zu überragen begann. Doch, solange der Ausgang des Krieges zweifelhaft war, ruhte die Macht in den Händen des Dirigenten der public opinion. Und auch nur so findet man den Schlüssel zu der Friedenspolitik Englands. Gleich nach seinem Amtsantritt als Premier quittiert Lloyd George seinen Schutzherrn mit einer knock out Rede: es wird nicht eher Frieden gemacht, bis Deutschland den Todesstoß erhalten hat. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Leitartikel der „Times" die Angst, es könnte eher zum Frieden kommen. Sobald irgendwo die Friedensschalmei ertönt, ist Northcliffe auf dem Plan. Jeder Deutsche wird sich der Erzbergerschen Rede vom 8. Juli 1917 erinnern, die die Friedensresolution in ihrem Gefolge hatte. Der „Vorwärts" schrieb dazu: Man hörte bei dieser Rede das Gebäude der alldeutschen Hoffnungen krachen, brechen, stürzen. Am 10. Juli triumphiert Northcliffe in der „Times": „Es wäre müßig, leugnen zu wollen, daß die Töne von etwas Krachendem, Brechendem, Stürzendem in Deutschland, die der ‚Vorwärts' aus der Erzbergerschen Rede herauszuhören behauptet, nicht süß in den Ohren einer entfernter sitzenden Hörerschaft tönen", womit sich jedes Wort über die Zweckmäßigkeit dieser Rede erübrigt. Die „Times" fährt weiter: „wenn nicht alles täuscht, haben wir es mit nichts anderem zu tun, als mit einem vorbereitenden Trommelfeuer für eine neue deutsche Friedensoffensive. Man wird den neuen Operationen ein demokratisches Äußeres umhängen und der Semiabsolutismus der Hohenzollern wird ein neues Kleid tragen. Solche Potsdam-Komödien dürfen die Alliierten keinen Augenblick von ihrem Hauptziel ablenken usw." Auf der einen Seite freut sich Northcliffe, daß wir weich werden, andererseits sofort die Mahnung an England: jetzt erst recht fest bleiben! Und der Satz mit der Potsdamer Komödie. Wie raffiniert berechnet auf unsere inneren Zwistigkeiten! Damit hatten die Unabhängigen bei uns Material, daß die ganze Demokratisierung und die Reichstagsresolution im Auslande angesehen werde nur als Komödie, — daß das noch lange nicht genüge. . . .

Noch deutlicher wird Northcliffe am 21. Juli 1917, nach der berühmten Friedensresolution: „Stimmung im Reichstag und noch mehr Stimmung im Lande hat ihn (Michaelis) dazu gebracht, eine Sehnsucht nach Frieden auszusprechen und zu proklamieren, nicht einen Tag länger fechten zu wollen, wenn ein ehrenhafter Frieden erreicht werden kann. Trotz allem vorgespiegelten Selbstvertrauen in die Stärke Deutschlands und aller seiner vergeblichen Versuche, die Macht und die Hilfsquellen der Alliierten zu verkleinern, ist er gezwungen, einzugestehen, daß die brennende Frage in deutschen Herzen ist: wieviel länger soll dieser Krieg noch dauern. Die Tatsache, daß der Reichstag nach seiner Rede mit einer Majorität

Digitized by Google

von fast hundert Stimmen, die sogenannte Friedensresolution gefaßt hat, ist nur einer von vielen Beweisen, wie brennend in der Tat die Frage allmählich wird."

Man kann sich vorstellen, wie diese Worte, mit dem Megaphon Northcliffes durch die ganze nichtdeutsche Welt gebrüllt, wirkten, wie jedem einzelnen Engländer das Gefühl durchströmte: noch ein Ruck, dann liegt Deutschland am Boden.

Dann, im Leitartikel der „Times" vom 22. Juli: „wird der deutsche Kanzler und sein erhabener Herr, der die Resolution anerkennt oder die Reichstagsmajorität, die sie eingebracht hat, hervortreten und ankündigen, daß Deutschland nunmehr Belgien und Nordfrankreich räumen will, daß es volle Entschädigung leisten will für den Schaden, den es angerichtet hat . . . . Meinen sie Elsaß-Lothringen zu behalten, das sie Frankreich weggenommen haben?" — Man sieht schon damals die glatte Erpressermethode!

Je nachdem nun wir unsere Position der Friedensfrage gegenüber ändern, ändern auch Northcliffe und Lloyd George ihr Gesicht. Zuerst ist Belgien die conditio sine qua non. Völlige Wiederherstellung, Reparation wird gefordert, belgische Greuel, Schandherrschaft der Deutschen in Belgien nehmen die Korrespondenzspalten der „Times" ein. Als sie merken, daß unsere Regierung Belgien innerlich aufgibt, daß sie bereit ist, auch unter bedingungsloser Herausgabe Belgiens Frieden zu machen, als Kühlmann seine Rede hält, Elsaß-Lothringen niemals, niemals, niemals!, wird augenblicklich die Position verschoben; Belgien verschwindet und Elsaß-Lothringen wird Mittelpunkt; die Geschichte wird als Zeugin angerufen, daß Elsaß-Lothringen stets zu Frankreich gehört hätte, daß die Bewohner alemannisch und gar nicht deutsch sprächen. Lloyd George hält eine Rede des Inhalts, daß ein Friede ohne Elsaß-Lothringen ein Verrat an dem Verbündeten sei. Das Nein, das aus allem tönt, ist so eindeutig, daß bei einer so geschickt redigierten Zeitung wie der „Frankfurter Zeitung" besondere Gründe vorliegen müssen, wenn sie sich noch jetzt vor einigen Monaten aus dieser Rede herauskonstruiert: „Seht, damals war nur noch Elsaß-Lothringen die trennende Kluft, Polen und Belgien wurden nicht erwähnt. Hätten wir nur damals zugegriffen und ein Gespräch über Elsaß-Lothringen eröffnet, dann wäre uns ein Verständigungsfrieden sicher gewesen!" — Hätten wir über Elsaß-Lothringen angefangen zu verhandeln, dann wäre Polen vorgeschoben worden und so fort. Das waren doch alles nur Tricks! Leider hatten wir Gefangenen nicht immer das Gefühl, daß diese Tricks zu Hause verstanden wurden. Als Beispiel führe ich die Äußerung Erzbergers Herbst 17 an, der nur ein paar Stunden Verhandlungszeit mit Lloyd George beanspruchte, um den Frieden zustande zu bringen. Unsere Presse schien der Northcliffeschen auch nicht gewachsen. Oftmals fiel mir das Bild einer Übungsmensur ein, auf der der eine Fechter nur parieren, aber nicht widerschlagen darf.

Als Amerika Anfang 1917 in den Krieg eingriff, konnte England, um dort die Stimmung auf den Schwung zu bringen, keinen besseren Mann entsenden, als Northcliffe. Er war ein guter Kenner und Bewunderer Amerikas und in seinem ganzen Geschäftsgebaren von stark amerikanischem Einschlag. Geschäftlich war er auf der anderen Seite des Atlantik, wie kaum ein anderer Engländer interessiert. Es lag in seinem eigensten persönlichen Interesse, daß die U-Bootsgefahr niedergeschlagen wurde, denn wurde der Frachtverkehr mit Neufundland unterbrochen, so standen seine Rotationsmaschinen in London still. Er wußte, wie kein anderer, mit welchen Mitteln man dort das Publikum hochpeitschte. Zeitungen werden aufgekauft, neue gegründet. Aus der starken Papierverlegenheit, in der sich die Vereinigten Staaten finden, helfen die Papiermühlen in Neufundland. Massenversammlungen werden abgehalten. Ein kleines erobertes deut-

Digitized by Google

sches U-Boot wird auf Räder gesetzt und durch die Straßen von Neuyork gefahren. Der Erfolg der Hetzkampagne ist bekannt: Kreuzzugsstimmung gegen Deutschland.

Zur Belohnung seiner Taten wurde Northcliffe bei seiner Rückkehr nach England zum Viscount ernannt. Außerdem trug ihm Lloyd George das Luftministerium an. Sehr klug! Er sagt sich: ist Northcliffe einmal in der Regierung, kann er mir nicht mehr gefährlich werden, denn er kann mit seiner Presse schlechterdings nicht ein Ministerium angreifen, in dem er selbst sitzt. Northcliffe ist wieder der Klügere, er schreibt Lloyd George einen offenen Brief, charakteristisch für das beiderseitige Verhältnis: „Ich danke Ihnen für die angebotene Ehre, die ich aber ablehnen muß, weil ich diesem Lande auf andere Weise mehr zu nützen gedenke. Im übrigen bin ich, eben zurückgekehrt aus dem kriegsbegeisterten Amerika, erstaunt, was hier in England für eine Bummelei in meiner Abwesenheit eingerissen ist. Noch immer keine Internierung deutscher Angehöriger, noch immer kein combing out, noch immer kein vernünftiges Luftministerium usw."

Die für uns verhängnisvollsten Erfolge aber erringt Northcliffe in seiner Eigenschaft als Propagandaminister in den feindlichen Ländern. Nicht imstande die deutsche Waffenmacht frontal zu zertrümmern, sann man auf andere Mittel. An der deutschen Front wurden täglich Hunderttausende von Flugblättern abgeworfen, was wiederum Northcliffe einen märchenhaften Kriegsgewinn einbrachte. Aber auch hinter der Front wußte er durch Agenten und unterirdische Kanäle den Massen in Deutschland *seine* Anschauung vom Kaiserismus, Militarismus, Prussianismus aufzuoktroieren. „Ihr braucht nur Euren Militarismus zu zerstören und Ihr werdet wieder aufgenommen in die Gesellschaft der Anständigen und bekommt Friede und Brot!"

Als ich Ende November 1918 aus Holland zurückkehrte und in der Eisenbahn mit einem Mann über die trostlose Lage sprach und die Ansicht äußerte, das Werk Bismarcks ginge in Stücke, da sagte er: „Wissen Sie, der Bismarck war überhaupt der Schlimmste von allen, in Raub und Fälschungen war er der Größte." Northcliffes Saat war aufgegangen.

Niemand mehr, als wir Gefangenen, die wir mit einer unendlichen Ehrfurcht vor den Leistungen des deutschen Volkes heimkehrten, sind der Überzeugung gewesen, daß bei uns die Wahrheit, bei Northcliffe die Lüge kämpfte. Und auch jetzt glaube ich trotz aller Selbstanklagen, daß der kleine Dieb gehängt wird und die großen Verbrecher straflos davongehen. Was war denn der kleine Kommis, den Northcliffe in Rußland mit seinem Haß verfolgte, anders als der deutsche Fleiß und was die Riesenkoalition, die er zum Schluß gegen uns aufgebracht hatte, anders als ein Riesentrust, um den wirtschaftlichen Konkurrenten zu ersticken? Die verkehrteste Methode solchen Leuten gegenüber ist, sich zu gebärden, als wären wir die Sünder, der verlorene Sohn, der reumütig in die Arme seines Vaters zurückkehrt. Erschütternd schilderte eine mir bekannte Dame in Holland, wie auf dem kürzlich stattgefundenen internationalen Theologenkongreß im Haag, der Engländer auf den Deutschen zugegangen wäre mit den Worten: „Gestehen Sie ein? — — —" Und der Deutsche hätte gesenkten Hauptes geantwortet: „Ja." Dann hätten sich beide die Hände gegeben. Ich kann mir lebhaft vorstellen, mit welcher Freude Northcliffe diese Szene als Zeichen der beginnenden moralischen Umkehr in Deutschland angeführt und prompt die Schlußfolgerung daran geknüpft hat, wie richtig die bisher befolgte englische Politik sei und daß man nur stetig diesen Weg weitergehen müsse. Durch ein solches Verhalten erzeugen wir auf der anderen Seite nur den Glauben an die verdiente Strafe, die unsere Feinde berechtigt, uns bis aufs Hemd auszuplündern. Nicht nur nützen wir hierdurch uns gar nichts, sondern wir rauben uns das einzige, was uns wieder aufrichten kann: den Glauben an uns selbst.

Wolfgang von Tirpitz.

Digitized by Google

Die Kriegsgefangenen in Deutschland.

Am 10. Oktober 1918 hatten wir in Deutschland 2526922 Kriegsgefangene. Am 10. März 1915 waren es 654173. Am 2. August 1914 noch keiner. Wir hatten also bei Kriegsende etwa fünfmal soviel Kriegsgefangene bei uns unterzubringen und zu verpflegen, als die Friedensstärke unseres Heeres betrug. Die ganze Organisation der Unterbringung und Verpflegung von zweieinhalb Millionen Menschen mußte bei uns aus dem Nichts geschaffen werden; zum Teil in unheimlicher Schnelle, denn es konnte doch niemand voraussehen, daß uns Hindenburg aus einer Schlacht 80000 Mann gefangener Russen senden würde. Aber das Nötige ist geschaffen worden, fast aus dem Boden gestampft. In dem Deutschland, das durch die Blockade seiner Feinde von Anfang an mit fürchterlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und dem es allmählich an dem Allernotwendigsten fehlte.

Am Ende des Krieges gab es in Deutschland 175 Gefangenenlager, in denen diese zweieinhalb Millionen Menschen verschiedener Rassen, verschiedener Kulturstufe, verschiedener Bedürfnisse, verschiedenen Glaubens untergebracht, verpflegt, bekleidet und beschäftigt wurden. So gut als es nur irgendwie möglich war, in manchen Lagern geradezu ausgezeichnet. Wie und wo und wann und von wem das alles gemacht wurde, davon gibt uns ein ausgezeichnetes, von warmem Interesse und großem Verständnis für die Sache diktiertes, objektiv und gerecht gehaltenes, und mit treuer Liebe zu unserem Vaterland geschriebenes Buch von Wilh. Doegen Aufschluß[1]).

Der Verfasser, der mir persönlich bekannt ist, hat als Kommissar der Phonetischen Kommission der Preuß. Akademie der Wissenschaften wohl den größten Teil der Lager persönlich kennen gelernt. Da ich der Kommission[2]) angehörte und selbst in den Lagern Chemnitz, Wünsdorf, Wittenberg, Sagan, Worms, Mainz, Limburg, Puchheim, Münster i. W. tätig war, darf ich mir ein Urteil über das Buch und den Gegenstand, den es behandelt, anmaßen. Umsomehr, als uns Zivilisten gegenüber, die wir mit den Gefangenen nicht dienstlich, vielfach in ihrer Sprache verkehrten, die Leute ihr Mißtrauen ablegten und uns ihre kleinen und großen Nöte anvertrauten, was dann auch in den meisten Fällen zur Abhilfe wirklicher oder vermeinter Mißstände führte.

Nun, was unsere äußern und innern Feinde über die Gefangenenbehandlung in Deutschland berichten, ist einfach erlogen. Kein Rauch ohne Feuer, wird man sagen. Richtig. Wo's raucht, da brennt's. Nur, den dicksten Rauch macht bekanntlich Strohfeuer. Und Strohfeuer war's doch in den meisten Fällen. Es gab Mißstände — der Leser findet sie in dem Buche aufgedeckt — aber sie verschwinden fast gegenüber der ungeheuren Aufgabe, die da zu leisten war. Sie wurden auch, meist in überraschend kurzer Zeit, behoben. Es gab Mißbräuche dienstuender Organe — aber sie werden hundertfach aufgewogen durch die väterliche Liebe und Sorgfalt, die viele Lagerkommandanten ihren Schutzbefohlenen angedeihen ließen. (Siehe die Briefe von Gefangenen am Ende des Buches.) Im großen ganzen kann man ruhig jeden Lügen strafen, der da behauptet, die Gefangenen seien in Deutschland schlecht behandelt worden oder es sei nicht alles getan worden, was möglich war, um ihnen ihr Los zu erleichtern. Wo hatten sie Theater, Kirchen, Lesehallen, Sportsplätze, Musikkapellen und ähnliches?

[1]) Kriegsgefangene Völker. Bd. I. Der Kriegsgefangenen Haltung und Schicksal in Deutschland. Im amtlichen Auftrage des Reichswehrministeriums herausgegeben von W. D. Mit 106 Abbildungen auf 59 Tafeln. (Dietr. Reimer, Berlin) 1919. — [2]) Die Kommission hat in den Lagern sprachwissenschaftliche und musikalische Studien betrieben, mit einem Erfolg, der Deutschland eines Tages zu hohen Ehren gereichen wird.

Digitized by Google

In Deutschland. Wo war es am schwierigsten, sie, wegen ihrer großen Zahl und ihrer Verschiedenheit, unterzubringen und zu verpflegen? Im hungernden Deutschland. Wo brachen keine Epidemien aus, trotzdem die hereinströmenden Gefangenen, besonders die aus dem Osten, die Keime zu allem in sich trugen? In dem verschrienen, verlästerten, barbarischen Deutschland, das trotz allen seines Hunnentums es verstand, sich und seine unfreiwilligen Gäste von Epidemien freizuhalten. Will man Zahlen? Es starben von allen Kriegsgefangenen 4,89 Prozent! (Von den unsern in Rußland nach geringer Schätzung 40—50 Prozent!)[1])

Davon starben an Pocken . . . . . 9 Mann (prozentual nicht ausdrückbar)
Starrkrampf . . . . 0,026 Proz.
Unterleibstyphus . 0,044 Proz.
Fleckfieber . . . . 0,18 Proz.
Ruhr . . . . . 0,13 Proz.
Ostasiatische Cholera 0,035 Proz.

Ich habe hier absichtlich ansteckende Krankheiten aufgeführt, weil der lächerlich geringe Prozentsatz doch klipp und klar beweist, in welch glänzender Weise für die Gesundheit der Gefangenen gesorgt wurde. Wenn es nun in dieser Beziehung nicht gefehlt hat, so ist doch auch zu erwarten, daß es in den andern auch geklappt hat. Das ganze Buch Doegens ist ein Beweis dafür.

Kriegsgefangenschaft ist nun einmal kein Ferienaufenthalt; und man kann von einem Volke, das selbst durch die Liebenswürdigkeit seiner Feinde am Hungertuche nagt, nicht erwarten, daß es seine Gefangenen mit dem füttert, was es selbst nicht hat, noch, daß es die Leute, wo seine eigenen im Felde stehen, müßig herumstehen läßt. Was man aber billig nicht erwarten konnte und durfte, was aber eingetroffen ist, das war, daß die Gefangenen, trotz alledem, was wir von den Leiden unserer Leute in der feindlichen Gefangenschaft von Anfang an wußten, so rücksichtsvoll behandelt wurden. Ich habe mich oft gewundert, daß Lagerkommandanten, die doch von inspizierenden Neutralen im allgemeinen sehr gut über die Lage unserer Gefangenen in Rußland und Frankreich informiert waren, es noch fertig brachten, in *ihren Schutzbefohlenen den hilfsbedürftigen, hilflosen Mitmenschen* zu sehen, der schuldlos war an dem, was unsere Landsleute draußen erlitten.

Dabei waren die Gefangenen oft äußerst aufsässig, frech, anspruchsvoll, unverschämt, verlogen, gemein. Jeder Lagerkommandant kann davon erzählen, ja jeder Wachmann. Was soll man sagen, wenn gerade aus einem der besten Lager, von dem die Gefangenen nur ungern schieden, wenn sie anderswohin transportiert werden sollten, geheimschriftliche Berichte nach Frankreich gingen, die fälschlich über schlechte Behandlung und minderwertige Verpflegung nur klagten, um reichlichere Liebesgaben zu bekommen? Oder wenn ein *Adjutant*, ein akademisch gebildeter Mann zur Entschuldigung der erlogenen französischen Berichte ohne langes Besinnen sagt, man könne den Krieg eben nicht ohne Haß führen, und für den Haß müsse gesorgt werden[2]). Die Fälle von Sabotage sind ja reichlich bekannt, aber wie es scheint, vom deutschen Volke schon wieder vergessen worden. Es kann sein Gedächtnis mit Hilfe des betreffenden Kapitels in Doegens Buch wieder etwas auffrischen. Ebenda findet er auch ein lehrreiches Kapitel darüber, wie lau bei uns eigentlich die Vergeltungsmaßregeln gehandhabt wurden und wie milde die Strafen für Sabotage. In demselben Buche möge der Deutsche, der am liebsten seinen Landsleuten etwas am Zeuge flickt, die Berichte Neutraler über die

[1]) Der schwedische Major Wennerström gibt an, daß in den russischen Gefangenenlagern die Sterblichkeit schon vor der Revolution in einem einzigen Winter auf 45 v. H. hinaufging (S. 216). — [2]) Beide Fälle angeführt in O. *Stiehl*, Unsere Feinde, S. 9 f.

Digitized by Google

Lager in Deutschland nachlesen und wie schnell gewöhnlich den Anregungen solcher Herrn zur Verbesserung der Lage der Gefangenen Folge gegeben wurde. Ein Buch ist noch als Gegenstück zu schreiben: „Unsere gefangenen Landsleute". Ihr werdet da in einen solchen Abgrund abgeseimter Bosheit, kalter Grausamkeit, gemeiner Habgier und Bestechlichkeit, hochgezüchteten Sadismus blicken, daß einigen wenigen von euch, denen noch nicht der letzte Rest von gesundem Menschenverstand abhanden gekommen ist, die Überzeugung kommen wird, daß wir Hunnen doch die bessern Menschen sind.

Kennt man nur einen Fall, wo ein Kriegsgefangener auf dem Transport durch das Publikum belästigt oder gar tätlich mißhandelt worden wäre? Sind sie nicht, soweit sie bei unsern Bauern beschäftigt waren, besser gefüttert worden als der Durchschnitt der deutschen Städter? Glaubt man, daß in einem Lager, wo viele Tausende von Gefangenen sitzen, die nur einen Wunsch haben, auszukneifen oder sich das Leben so angenehm als möglich zu gestalten, keine Disziplin vonnöten ist? Hätte man den Herren Franzosen, die Kuchen, Marmeladebüchsen, Zigarren und unzählige andere Behälter mit Instruktionen und Werkzeugen zur Sabotage (Vernichtung der Kartoffelernte, Hervorrufung von Tierseuchen usw.) erhielten, diese unbesehen zustellen sollen?

Es hat ein jeder von uns das Recht und die Pflicht gegen die infamen Unterstellungen unserer Feinde im Aus- und Inlande zu protestieren, wenn anders er etwas Genaueres weiß. Ich persönlich kann mit gutem Gewissen sagen, daß mir nicht ein einziger wirklicher Fall von schlechter Behandlung vorgekommen ist. Gewiß, die Leute hatten ihre Beschwerden — manchmal zwar ganz lächerliche Sachen — und wo man ihnen durch Fürsprache helfen konnte, tat man's, aber im allgemeinen waren es doch Dinge, die man ihnen nicht erfüllen konnte. Die Hauptklagen hatten immer auf die Lagerkost Bezug. Dem behagte das Schwarzbrot nicht und jener fand die Bohnen nicht nach seinem Geschmack; der eine konnte kein Muschelfleisch essen und der andere bekam zuviel Kartoffeln. Viele klagten, es sei zu wenig. Besonders die Russen taten sich darin hervor. Nun, man kann Leuten, die an ein ganz anderes Regime gewöhnt sind, geben was man will, es wird ihnen nie schmecken und sie werden nie satt sein davon. Wer als Basis zu seinem Mittagessen anderthalb Pfund Weißbrot gewohnt ist, leidet eben an (eingebildetem) Hunger, wenn er diese Basis durch eine andere ersetzen soll. Das entbehrte Gewohnte wird sehr schmerzlich empfunden und die Einstellung auf ein Neues wird den meisten Menschen unendlich schwer. Und trotzdem habe ich keinen gesehen, der elend ausgesehen hätte. Ein Gefangener, ein einziger, sagte mir, das Essen sei zwar recht schlecht, aber seit er gesehen habe, daß die deutsche Wachmannschaft auch nichts Besseres bekomme, habe er aufgehört sich zu beklagen. Übrigens habe ich fast in keinem Falle ein Verständnis für die Folgen der Blockade gefunden.

Kurz: Deutschland hat sich in der Gefangenenfürsorge nichts vorzuwerfen. Im Gegenteil: wenn ein Land, das rings von Feinden umstellt, von der übrigen Welt abgeschlossen ist und mit einem so wahnsinnigen Hasse verfolgt wird wie das unsere, noch so viel Wohlwollen und Güte für seine Gefangenen aufbringt, als es bei uns der Fall war, so ist das einer der größten Ruhmestitel. Wo Mißbräuche vorkamen, sind sie abgestellt, gegebenenfalls geahndet worden. Deutschland hat getan, was es konnte; wenn es Deutsche gibt, die das einem Landsmann nicht glauben, so mögen sie sich an die Zeugnisse von Ausländern halten, deren in dem Buch eine genügende Anzahl gegeben ist. Ich empfehle ihnen besonders den Bericht des schwedischen Majors Wennerström (S. 215ff.).

München. Adolf Dirr.

Digitized by Google

Streiflichter auf die Zukunft der deutschen Kultur.

Zu den vertriebenen Professoren der Straßburger Universität gehört auch der siebzigjährige Verfasser der „Geschichte der deutschen Kunst", Georg Dehio, auf dessen großes Werk wir vor einiger Zeit hinwiesen und heute nachdrücklich abermals hinweisen (Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin und Leipzig). Seine Worte über die Zerstörung „Weimars" werden schonungslos illustriert durch den Verlust der beiden Bastionen deutscher Wissenschaft: der Universitäten Straßburg und Prag.

Einem alten Mann, einem der natürlichen Lebensgrenze sich nähernden, liegt das Erlebnis der letzten Jahre aus einem bestimmten Grunde schwerer auf dem Gemüt, als jedem Jüngeren: er weiß, daß er den Zuschauerraum wird verlassen müssen in tiefer Unwissenheit über den weiteren Verlauf des Schauspiels. Was hat dies alles bedeuten sollen? wo geht es hinaus? Ich werde auf diese Fragen die Antwort der Geschichte nie als hören. Und doch, so ist nun einmal der Mensch: er hört nicht auf zu fragen bis zum letzten Augenblick.

Im Kriege standen sich Zivilisation und Kultur gegenüber. Ob diese vielumstrittenen Namen gut gewählt seien oder nicht, einerlei, der sachliche Gegensatz, den sie bezeichnen sollen, muß nachgerade klar geworden sein. Im Namen der Zivilisation wurde das gefordert, was der Friedensvertrag in Paragraphen gebracht hat, und die deutsche Kultur war es, die wir haben verteidigen wollen. Der Riß ging auch durch die Seele der Neutralen. Wer die Zivilisation als die höchste dem menschlichen Dasein bestimmte Form verehrte, nahm Partei für unsere Feinde, — wer sich in Kulturgemeinschaft mit uns fühlte, der wünschte, daß Deutschland nicht untergehe. Der Riß ging aber auch durch unser eigenes Volk. Daher die Menge derer, die sich durch die pfiffige Unterscheidung von „Potsdam" und „Weimar" ködern ließen und dem Wahn sich ergaben, als ob wir Weimar uns erhalten könnten, wenn wir Potsdam ans Messer lieferten. Die so dachten und denken, haben Weimar niemals begriffen. Potsdam wäre nie zu bezwingen gewesen, wäre nicht schon vorher Weimar im tiefsten durchgiftet und verfälscht worden. Unsere Feinde haben es gewußt. Ja, ihr gilt es am meisten, der verhöhnten, tödlich gehaßten und noch immer gefürchteten deutschen „culture". Écrasez l'infâme!

Das ist der eine Mühlstein. Der andere ist die Revolution, welche zwar noch nicht im klaren über sich selbst ist, nicht weiß, ob sie lieber dem Amerikanismus, oder lieber dem Bolschewismus zusteuern soll; auf jeden Fall soll das alte Deutschland vernichtet sein, nicht nur seine äußere Daseinsform, vor allem der Geist, der diese Form gebaut hat; es gibt keinen einzigen bisher uns ehrwürdigen und liebenswerten Namen in unserer langen Geschichte, die das Deutschland der Revolution zu Paten anrufen könnte, ohne zu lügen. Die Paten sind denn auch allein im Ausland gesucht worden.

In einem Propagandavortrag, den er im ersten Kriegsjahr in Norwegen hielt, bat Friedrich Naumann förmlich um Entschuldigung für Deutschland, daß es noch nicht gleich den großen Staatsvölkern des Westens seine große Revolution gehabt habe. Diesem Mangel ist nun abgeholfen. Aber die Ähnlichkeit mit den Westvölkern ist dadurch nicht größer geworden. Die englische wie die französische Revolution waren der Anfang zu einer großen Machtentfaltung, ihre Söhne und Erben hießen Cromwell und Napoleon. Die deutsche Revolution von 1918 braucht sich nicht zu fürchten, daß sie solche Söhne gebären könnte! Dafür verspricht sie, wenn wir erst von Machtgelüsten ganz geheilt sind, eine herrliche Kulturblüte. Heilung von Machtgelüsten — das übrige macht sich von selbst.

Digitized by Google

Man braucht dieser Botschaft nicht zu glauben und könnte noch immer leidlich optimistisch bleiben. Eine Kultur läßt sich nicht zerstören von heute auf morgen. Ganz recht. Aber ein Volk will länger leben als bloß heute und morgen. Und eine Kultur läßt sich nicht einbalsamieren. Sie lebt nur insofern sie wächst. Ich will nur für ein einziges Gebiet die Zukunftsaussichten prüfen, für die Wissenschaft. Ihre Stärke im letzten Menschenalter beruhte auf Organisation. Andere Zeiten haben mehr geniale Köpfe besessen, hier waren viele gut geschulte mittlern Maßes durch geschickte Zusammensetzung nützlich gemacht. So konnten Aufgaben durchgeführt werden, die für den einzelnen, auch den hochbegabten, unbezwingbar sind. Voraussetzung war Mithilfe des Staates und angemessene Organisation der Gesellschaft. Ein paar Beispiele genügen schon. Die Monumenta Germaniae, der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft, die staatlichen Denkmälerinventarisationen, die zahlreichen, mit großen Mitteln arbeitenden naturwissenschaftlichen und technischen Forschungsanstalten, die archäologischen und historischen Institute in Rom und Athen, das zoologische in Neapel, die Ausgrabungen alter Kunst in so manchem fremden Lande, die Forschungsreisen verschiedensten Zweckes — um diese alle wieder in Gang zu bringen, bedarf es des Geldes von einer und mehr noch des Wohlwollens von der andern Seite. Schwer zu sagen, welches von beiden in Zukunft rarer sein wird. Italien wird uns noch am ehesten zulassen — zulassen; aber niemals wird dies alte Land einer den Italienern selbst nie verständlich gewesenen Sehnsucht uns wieder das werden, was es war. Gänzlich verschlossen, für unabsehbar lange Zeit, wird uns Frankreich sein. Wenn wiederholt während des Krieges, zuletzt noch im September 1918, die gelehrten Körperschaften der Ententeländer es sich zugeschworen haben, die deutsche Wissenschaft als verfemt und ausgestoßen zu behandeln, so ist das um nichts weniger ernst zu nehmen, als die gemeinschaftlichen Beschlüsse gegen unsern Handel und unsere Industrie. Selbst die Bücher und Zeitschriften des Auslandes werden uns nur spärlich zu Gesicht kommen — sie werden zu teuer für uns sein. Das klare Fazit ist: wie wir unsere Kolonien und unsern Auslandhandel verloren haben, so sind uns auch ganze Provinzen unseres wissenschaftlichen Reiches genommen und sind wir von ganzen Gattungen wissenschaftlichen Rohstoffes abgeschnitten. Umgekehrt wird das Ausland von den Ergebnissen der deutschen Wissenschaft nur soweit Notiz nehmen, als es einen besonderen Nutzen sich davon verspricht (Patentraub u. dgl.); in den meisten Fällen wird ihm das Totschweigen als das nützlichste erscheinen. Vergessen wir es doch nicht: wir sind auch mit geistigen Waffen bekriegt und besiegt worden; unsere Feinde werden gar nicht daran denken, sie aus der Hand zu legen. Monopolisierung der eigenen Geisteswerte, Verlästerung und Abstoßung der unseren wird der Dauerzustand werden. Wozu hat man den Völkerbund?

Wissenschaftliche Autarkie ist ein stolzes Wort, das einzige, das uns noch aufrecht erhalten kann. Aber Stolz verbürgt nicht ohne weiteres Stärke. In einem Staat, der seine Souveränität aufgegeben hat, ist auch die Wissenschaft nicht mehr frei. Auch über unsern wissenschaftlichen Anstalten schwebt das Damoklesschwert. Gesetzt den Fall, das deutsche Volk (dessen heutiger Zustand bekannt ist) werde morgen von einem leidenschaftlichen Idealismus ergriffen sein und keine Entbehrungen und Opfer scheuen, um uns in geistigem Wettbewerb mit den Andern zu halten: — nichts schützt uns davor, daß nicht eines Tages unsere oberste Regierung, die Commission de réparation, uns sagt: Dieser Überfluß an Universitäten, Akademien, Bibliotheken und Museen ist eine

Digitized by Google

nicht zu gestattende Verschwendung; der Aufwand muß verringert werden, und was eingespart wird, gehört uns. Auch wenn wir von diesem Schlimmsten verschont bleiben, ist die Lage dauernd prekär. Unsere Bibliotheken können bei nominell unverändertem Etat noch nicht die Hälfte ihrer früheren Anschaffungen sich gestatten und die zurzeit rapide Abwanderung unseres Kunstbesitzes wird mit aller Energie (von der vorläufig noch nichts zu bemerken ist) nur eingeschränkt, nie ganz verhindert werden.

Soviel von dem, was die deutsche Kultur direkt oder indirekt von unseren Feinden zu erwarten hat. Was steht ihr von uns selbst bevor? Ich sagte es schon: Kultur ist nicht ein Besitz, sie ist ein Schaffen. Können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unsere Schaffenskraft unverändert bleiben wird? Von dem augenblicklichen Zustand der Ermüdung sehe ich ab. Die düsterste Perspektive liegt in der wirtschaftlichen Lage derjenigen Gesellschaftsschicht, die bisher für die Nation die „Kopfarbeit" besorgt hat. Schon vor dem Kriege lebte sie — vereinzelte Fälle von hohem Einkommen abgerechnet — nur durch Zubuße, d. h. die Kosten der Vorbereitung bis zu der spät erreichten wirtschaftlichen Selbständigkeit waren rechnerisch ein das Aktivum des beruflichen Einkommens schwer belastendes Passivum. Jetzt hat diese Schicht unter dem sozialen Umsturz und der Verwüstung des wirtschaftlichen Lebens schwerer zu leiden als irgend eine andere. Sie steht vor dem Untergang. Und das bedeutet für unser geistiges Leben einen ungeheueren Verlust an Tradition.

Die zurzeit im Besitz der Macht befindlichen drei demokratischen Parteien sehen dieser Entwicklung mit Gelassenheit entgegen, ja, sie wünschen sie noch zu beschleunigen. Dies soll durch eine zweckentsprechende Umgestaltung unseres Unterrichtssystems bewirkt werden. Eine Erziehungsanstalt ersten Ranges war unser Heer. Es belehrte das Volk, wie Unterordnung und Ehrgefühl zu vereinigen sind. Das Heer ist zerstört. Nun kommt die Schule an die Reihe. Der erste Schlag ist geführt durch die im freien Volksstaat Preußen ergangene Verordnung, wonach alle Volksschullehrer ohne Reifeprüfung am Universitätsunterricht teilnehmen dürfen. Augenscheinlich soll dies nicht als Ausnahme für besonders Begabte (denen ja schon vorher durch Dispens die Universität offen stand) gelten, sondern eine sehr große Zahl, im Ideal alle, Volksschullehrer sollen auf die Universität geleitet werden. Es wird dann an den meisten Universitäten mehr als die Hälfte, an einigen bis zu drei Vierteln aller Zuhörer in der Philosophischen Fakultät aus Volksschullehrern bestehen. Die Folgen sind leicht zu erkennen. Die eine wird die Forderung der Volksschullehrer sein, daß die Universität sich ihnen anpasse, die andere, daß die vom Gymnasium Kommenden sich vernachlässigt sehen. Selbstverständlich wird es unter den Volksschullehrern manche gute Köpfe geben, die auch ohne systematische Vorbereitung aus dem Besuch der Universität für ihre persönliche Bildung Nutzen ziehen können. Mehr als zweifelhaft ist aber, ob das auch ein Nutzen für die Schule sein wird. Je tiefer einer in die Gedankenwelt und die Lehrmethoden der Universität eindringt, um so weiter entfremdet er sich der eigenen Welt. Wäre dem nicht so, so müßte ja ein guter Hochschullehrer der beste aller Volksschullehrer sein — was ein offenbarer Unsinn ist. Der Beruf der Volksschullehrer ist wichtig und schön genug, man entstelle ihn nicht durch einen Aufputz von Halbbildung. Ich habe vor ihrer bisherigen Leistung die größte Achtung, sie kann dadurch nicht erhöht werden, daß man ihnen den Doktortitel verleiht. Aber es ist ja vollkommen durchsichtig: die ganze Maßregel ist politisch, nicht pädagogisch gedacht. Sie ist auch nur Teil eines weitgespannten Planes. Gegen die Grundlagen unserer Kultur geht es.

Digitized by Google

Die Demokratie kennt nicht das Organische, kennt darum auch nicht das Volk als ein Ganzes, sie kennt nur die mechanische Summierung der gerade heute lebenden Einzelwesen. Sie ist geschichtsfeindlich. Ahnen in jedem Sinn sind ihr verhaßt. Die Antike und das Christentum müssen aus dem Gesichtskreis unserer Jugend verschwinden, die beiden größten Ahnen unserer Kultur. Mögen sich ein paar gelehrte Spezialisten mit ihnen beschäftigen, lebendige Kräfte sollen sie nicht mehr sein. Ob man dann zum Exempel noch Goethe und Bach wird verstehen können, macht keine Sorgen. Weg mit jedem Adel, auch dem geistigen! Nun werden hier die bequemen Leute sagen: Nur ruhig Blut, so schlimm wird's nicht kommen. Dasselbe sagten dieselben zu den von unseren Feinden vier Jahre lang vorausverkündeten Friedensbedingungen. Die Herrschaft des Staates über den Unterricht kann erträglich sein in einer Monarchie, in einer auf Majoritäten gegründeten Demokratie wird sie zu einer furchtbaren Bedrohung der geistigen Freiheit. Denn das ist ja das heute schon nicht mehr verhüllte Ziel: Wie unsere geistige Oberschicht wirtschaftlich dem Untergang zugeführt werden soll, so soll auch ihre geistige Lebensluft zerstört werden.

La démocratie c'est l'envie. Es war nicht ein Reaktionär, sondern ein großer Sozialist, Proudhon, der dies unerschöpflich wahre Wort gesprochen hat. Es gibt ja auch eine deutsche Demokratie, die etwas anderes bedeutet, die in Ludwig Uhland ihr Vorbild verehrte und auch heute noch, zumal in Süddeutschland, weiterlebt. Aber die heute bei uns herrschende, die bürgerliche wie die sozialistische, ist undeutsch in Kern und Schale. Alle ihre Gedanken, alle ihre Methoden sind westlicher Abklatsch. Es fragt sich nur noch, wer an diesem inneren Widerspruch eher zugrunde gehen wird: die Demokratie oder das Deutschtum. Wenn die Nationalversammlung von 1919 die geistige Höhenlage angibt, auf der sich die künftige deutsche Kultur bewegen wird, so werden unsere Feinde, die uns zum Übergang zur Demokratie rieten, tief befriedigt sein — unsere Feinde, von denen ich noch einmal sage, daß sie „Weimar" ebenso gründlich hassen wie „Potsdam".

Die deutsche Kultur steht heute in einer schwereren Krisis als je eine war. Sie war schon vor dem Kriege da und die tiefste Ursache, weshalb wir den Krieg verloren haben. Auf den Zusammenbruch von 1806 konnte schnell die Erhebung folgen, weil der deutsche Idealismus und der preußische Geist noch aufrecht standen. Über gleichwertige Mächte verfügen wir heute nicht. Über die neuen Formen, die gefunden werden müssen, läßt sich nur voraussagen, was sie nicht sein dürfen. Unsere schon eingetretene Verarmung an dinglichen Gütern wäre ein Nichts gegen die Verarmung, die kommen müßte, wenn wir auch noch unsere geistige und sittliche Erbschaft, das in einer tausendjährigen Geschichte Erarbeitete, uns verloren gehen ließen. In der Naturanlage des deutschen Volkes liegt es ja, daß sich seine Kraft in den Spitzen sammelt. In der mittleren und unteren Schicht sind die romanischen Völker dem unseren an Fähigkeiten sehr überlegen; nur unseren großen Männern verdanken wir es, daß wir unter den Völkern einen Rang einnehmen. Die Masse war immer hilflos. Heute hat sie alle deutsche Tradition und alle deutschen Instinkte eingebüßt, sie schwankt zwischen östlichen und westlichen Idealen, eigene hat sie nicht. Rettung kann nur von den Wenigen kommen, die von jeher allein der Masse Licht und Wärme brachten. Haben wir noch die Kraft, diese notwendigen Wenigen hervorzubringen? Daran wird sich zeigen, ob wir noch ein junges oder schon ein verbrauchtes Volk sind.

Tübingen. Georg G. Dehio.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Bei der stark eingeschränkten Bogenzahl der Süddeutschen Monatshefte ist es unmöglich, Besprechungen im bisherigen Umfange zu bringen. Wir möchten dennoch unsere Leser auf neue Bücher von hervorragender Bedeutung hinweisen, wenn wir auch nicht mehr als ein paar Winke zu jedem sagen können. Desto mehr besagt jede derartige Nennung, daß wir das betreffende Werk für ungewöhnlich wertvoll halten.

Unser Mitherausgeber Hans Pfitzner hat eine Schrift veröffentlicht: Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz (Verlag der S. M. H., Preis gebunden M. 7.50), seit Wagners „Judentum in der Musik" wohl die schärfste musikalische Kampf- und Klärungsschrift. Sie enthält u. a. eine herrliche Erläuterung von Beethovens Pastoralsymphonie.

Von Einharts Deutsche Geschichte, der politisch scharfsichtigsten, zugleich der am klarsten und volkstümlichsten geschriebenen (800 Seiten, Leipzig, Theodor Weicher, geb. 18 Mark), erscheint eben das 71. bis 90. Tausend. Seite 1—476 ist der Zeit vor 1914 gewidmet, alles andere dem Weltkrieg und der Revolution. So ist dies wahrhafte Volks- und Hausbuch nicht nur die bündigste Geschichte der deutschen Vergangenheit, sondern zugleich die großzügigste der deutschen Gegenwart.

Matthias Grünewalds Isenheimer Altar ist, wie das deutsche Elsaß, französisch geworden. August L. Mayers Grünewaldbuch (München, Delphinverlag, 60 ganzseit. Abbild., geheftet 9 Mark) wird vielen neue Wege zu diesem urdeutschen Meister zeigen; man lernt erstaunlich viel aus dieser Monographie.

Über Norddeutsche Backsteingotik gab es noch keine billige Veröffentlichung. Das Werk von Hans Mach (Georg Westermann, Braunschweig, 87 Bildtafeln, 20 Mark) führt in diese völlig selbständig zu bewertende Gotik trefflich ein; die Abbildungen sind groß und deutlich, der Text bei aller Begeisterung sachkundig und sachliches Verständnis fördernd. Wer Langewiesches Deutsche Dome schätzt, wird auch dieses Buch schätzen.

Von Max Picards „Mittelalterlichen Holzfiguren" gilt für den Illustrationsteil dasselbe; mit dem Text kann ich weniger machen. 32 blattgroße Abbildungen meist wenig bekannter, bedeutender Werke, geheftet 12 Mark. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich. Eine wertvolle Ergänzung zu Langewiesches „Deutsche Plastik".

Zu meinem Bücherbrief über die klassischen deutschen Autobiographien macht mich der Verlag Hesse & Becker auf seine Ausgabe der Jugenderinnerungen von Kügelgen aufmerksam, die in der Tat vortrefflich ist: reich illustriert, Einleitung und Anmerkungen von Adolf Stern wertvoll, biographisches Nachwort von Kügelgens Tochter, gutes Register. Ich benütze die Gelegenheit, um auf die im selben Verlag und zum selben Preis (gebunden 10 Mark) erschienenen „Erinnerungen aus meinem Leben" von Ludwig Grimm, dem Bruder von Jakob und Wilhelm Grimm, hinzuweisen. Wer Ludwig Richters Autobiographie liebt, wird auch diese lieben.

Für uns Münchner nicht ein, sondern das Weihnachtsbuch: Ein Jahrhundert München 1800 bis 1900. Zeitgenössische Dokumente, gesammelt und herausgegeben von G. J. Wolf (München, Hanfstaengl, Pappband 25, Halbleinen 27 Mark). Ein Buch, das man mit Behagen und Freude immer wieder vorholt. 180 Abbildungen, meist ganzseitig, großenteils noch nie veröffentlicht, von Heinzmann, Dorner, Dillis, Lebschée, Quaglio, Kraus, Adam, Heß, Kobell, Neureuther, Stieler bis herauf auf Menzel und Lenbach. Im Text u. a.: der alte Lang, Thiersch,

Digitized by Google

Kaulbachs Tochter, der Maler Wasmann, Heine, Ludwig Steub, Hebbel, Gottfried Keller, Paul Heyse, L. v. Kobell, Dingelstedt, Riehl, Felix Dahn, Graf Schack, Fürst Hohenlohe, Hans Thoma, Thomas Mann. Im Verhältnis zur Ausstattung überraschend billig. Ein prächtiges Denkmal des alten, gemütlichen München.

Thomas Mann hat ein Hunde-Idyll geschrieben, und ein Säuglings-Idyll, das erste in glänzender Prosa, das andre in etwas holprigen Hexametern. Köstlich sind beide, wenn auch nur der Hundebesitzer und der Vater ihren Reiz ganz würdigen können. Ein Hund ist wohl überhaupt noch nie so liebevoll beschrieben worden. „Herr und Hund. Gesang vom Kindchen. Zwei Idyllen." Berlin, S. Fischer, 7 Mark.

Über Lafontaine hat Prof. Karl Voßler eine Reihe von Vorträgen gehalten, die jeder, der ein Verhältnis zur französischen Literatur hat, mit ebensoviel Genuß wie Bereicherung sein=s Wissens lesen wird (Heidelberg, Winter, geh. M. 6.50). Man lernt nicht nur über Lafontaine sehr viel aus diesem Buche, sondern über eine Menge anderer Dinge nebenbei, fast spielend, so kundig führt diese Hand.

Einige Münchener Bücher im Anschluß an das von Hanfstaengl. Vor allem das Alt-Münchner Bilderbuch des Verlags Georg Müller (geb. 15 Mark), 241 Ansichten aus der mit großer Liebe und Sorgfalt zusammengebrachten Sammlung des Kommerzienrats Zettler. Der Reichtum an alten Münchner Bildern und Stichen ist so unerschöpflich, daß keins dieser Bücher dem andern ins Gäu kommt; jedes hat wieder ganz andere Illustrationen. Sodann der reichhaltige, alphabetisch geordnete kunstgeschichtliche Führer durch München von Zauner, ein für jeden, der sich für Münchens Baugeschichte interessiert, unentbehrliches Buch (München, Lindauer, 5.30). Endlich die drei feinen Bände Kulturbilder aus Alt-München von Karl Trautmann (München, Lindauer: I. geb. M. 6.60, II. 9.90, III. 8.80), durchaus nicht nur für Münchner anziehend, wohl aber für die Behandlung ähnlicher Stoffe jeder Stadtgeschichte in der gemütvollen Gedämpftheit des Vortrags, der kunstvollen Durchdringung des Stofflichen und der unaufdringlichen Kunst der Tatsachenmitteilung schlechthin vorbildlich, so daß auch Nichtmünchener längst diese hübschen Bände lesen und lieben gelernt haben.

Die autobiographischen „Erinnerungen" von Ludwig Thoma sind ein gemütvolles, schlichtes Buch, das ich vor allem gern in den Händen derjenigen Norddeutschen sähe, die sich von Thoma und von Bayern überhaupt ein falsches Bild machen. Sie werden da einen andern Thoma entdecken, als den der Thoma-Auswahlen bei Ullstein, die Lausbubengeschichten, die Jägergeschichten werden erst dem ganz verständlich, der diesen Lebenslauf gelesen hat.

Da in absehbarer Zeit eine ausführliche Würdigung von Josef Nadlers Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften wegen Raumschwierigkeiten unmöglich ist, seien wenigstens alle Leser auf diese großartige Leistung hingewiesen (Regensburg, Habbel, 3 Bde. je 10 M. gebunden): I. Die Altstämme 800 – 1600; II. Die Neustämme von 1300 und die Altstämme von 1600 bis 1780; III. Hochblüte der Altstämme bis 1805 und die Neustämme bis 1800. Der verstorbene R. M. Meyer hat, wenn ich nicht irre, das Werk Nadlers als die bemerkenswerteste Erscheinung der deutschen Literaturgeschichte seit Scherer bezeichnet. Es ist gerade jetzt nötig, dies Werk zu würdigen: unsere ganze Kultur ist Arbeit der einzelnen Stämme, der Gedanke, aus dem deutschen Volk einen zentralistisch regierten Mischmasch zu machen, ist ein Wahnsinn, wie er nur im Zeitalter der Parlamentarismus-Seuche denkbar ist. Wer die Eigenart der deutschen Stämme zerstört, zerstört Deutschland selbst. Zum Glück lassen sich die Stämme das nie gefallen, und wenn die Welt voller Erzberger wär.

Digitized by Google

Zwei geistliche Werke zu guter letzt: „Das Leben des heiligen Franziskus von Assisi beschrieben durch den Bruder Thomas von Celano.“ Es sind die beiden Viten des Th. v. C., die hier vereinigt sind und zum erstenmal in deutscher Sprache erscheinen, als franziskanisches Dokument viel wertvoller als die bis zum Übermaß übersetzten Fioretti, stofflich, sprachlich, geschichtlich, in jeder Beziehung (Basel, Fr. Reinhardt, M. 6.50 ungeb.) und daher wiederholt empfohlen. Das andere ist das feine Charakterbild, das der Abt von Maria Laach, Ildefons Herwegen, vom Heiligen Benedikt entworfen hat (Düsseldorf, Schwann, gebunden 10 M.) und das religions- und kulturgeschichtlich ebenso unaufdringlich belehrend, wie schriftstellerisch anziehend ist. Josef Hofmiller.

Ein pazifistischer „Historiker“.

„Die Historiker müssen im Dienste der Besitzenden stehen .... Wenn das Volk ihn bezahlte, würde er das Volk verherrlichen. Wenn der Pazifismus ihm ein Gehalt bewilligte, die Helden des Friedens ehren“ (S. 74). Überhaupt sind „alle Historiker bisher Kriegsgeschichtsschreiber gewesen“ (S. VII), sie haben den Sinn der Geschichte nicht verstanden. Zum Beispiel „verherrlichten“ sie drei solche Dummköpfe, wie Alexander, Cäsar und Napoleon, die nichts vermochten, als ihre „politische Ideenarmut durch die Schärfe des Schwertes zu ersetzen“ (S. 1). Doch das wird jetzt anders, denn Dr. H. Schulte-Vaerting verspricht uns in seinem Buche „Die Friedenspolitik des Perikles. Ein Vorbild für den Pazifismus“ (München 1919, E. Reinhardt) eine ganze historische Bibliothek, in der er die richtige, d. h. seine Auffassung mitteilen wird. Zunächst sein Bild des Perikles: Er war von Jugend auf Pazifist und Demokrat; seine Pläne aber wurden durchkreuzt, nicht etwa von Kimon, sondern von dessen Schwester Elpinike, einem „der bedeutendsten politischen Talente aller Zeiten“ (S. 35). Erst nach dem Tode Kimons konnte Perikles den ersten Friedenskongreß in Susa (Persien) zustande bringen. Das Ergebnis war ein langjähriger Weltfriede, gesichert durch ein internationales Söldnerheer. Die weitere Folge war in Athen die Herrschaft des Proletariats; sie hat die höchste Kulturblüte der Welt hervorgebracht, einen Phidias, Euripides, Platon, Sokrates (ausgerechnet Sokrates und Platon!). Und die Quelle dieser Hochkultur? Weil es dem athenischen Volke der Arbeiter gelang, „die Arbeitskraft seiner Unternehmer und Führer aufs Härteste auszubeuten“ (S. 125). Der Weltfriede war solange von Dauer, als die von Perikles geforderten geheimen Fonds bewilligt wurden. Doch nicht allein vollbrachte er diese gigantischen Leistungen. Sein zweites Ich war seine Maitresse Aspasia, die nebenbei auch die Stifterin der sokratischen, platonischen und aristotelischen Lehre wurde.

Perikles war aber auch „der Künstler, von dem alle Kunst ausgeht“ (S. 161). Hierbei hatte er freilich einen Konkurrenten; „der von der Militärpflicht befreite junge Mann, der den Gesetzen des Herzens folgte, war es, der die attische Kunstblüte herbeiführte“ (S. 163). Aber genug! Wie urteilt doch der Verfasser von Isokrates? Es zeige sich bei ihm „bereits der ganze Wahnsinn, der in den Theorien gerade des überzeugten Theoretikers liegt“ (S. 150). Seine eigene pazifistische Geschichtstheorie ist ein seltsames Gemisch von Naivität, Unsinn und Hochmut, von Mißverständnissen und Verdrehungen. Sein Perikles ist ein unklarer Phantast und pathologischer Schwächling, ein hinterhältiger politischer Intrigant. Ich bedauere den Pazifismus und die Schule Karl Lamprechts. Dr. Hans Mertel.

Digitized by Google

Tagebuch.

Der dritte Band von Bismarcks Erinnerungen.

Nachdem wir im Tagebuch des vorletzten Heftes die Randbemerkungen Wilhelms II. gestreift haben, erwarten unsere Leser nun wohl auch ein Wort über seine inzwischen in der Vossischen Zeitung erschienenen Briefe an den Kaiser von Rußland. Es widerstrebt einem, in diesem Augenblick, wo die Feinde die Auslieferung Wilhelms II. verlangen, sich über ihn zu äußern; man ergreift selbstverständlich Partei für jeden Deutschen, der vor ein feindliches Gericht geschleppt werden soll. Aber in dem Punkt auf den es den Feinden ankommt, daß Wilhelm II. Anstifter des Krieges gewesen sei, liefern diese Briefe nur Entlastungsmaterial; sie zeigen, was wir schon länger wußten, daß Ängstlichkeit einer seiner Hauptcharakterzüge war. Im übrigen stimmen wir dem „Bayerischen Vaterland" bei, daß es außerordentliche Selbstüberwindung kostet, diese Briefe zu lesen. Wir möchten nur eine allgemeine Bemerkung an sie anknüpfen. Viele Deutsche empfinden die äußere Lage des Deutschen Kaisers als für ihn entehrend und meinen, diese Lage wie alle die Veröffentlichungen seiner früheren Äußerungen ließen ihn eine so traurige Rolle spielen. Nach unserer Auffassung spielt jeder die Rolle, die seinem Charakter entspricht. Bismarck hat keine traurige Rolle gespielt als er wie ein betrügerischer Angestellter hinausgeschmissen wurde und er als Geächteter im Sachsenwald lebte. Hindenburg hat keine traurige Rolle gespielt als er vor dem „Untersuchungsausschuß" erschien und würde sie nicht spielen, wenn er den französischen Bestien ausgeliefert wäre. Wenn Wilhelm II. in immer traurigerem Licht erscheint, je mehr er, des Gepränges entkleidet, in intimen Äußerungen bekannt wird, so liegt das an ihm. Auch die jetzt veröffentlichten Briefe enthalten viele treffende Bemerkungen, aber es ist nun einmal so: Ein großer Mensch wird desto größer und ein kleiner desto kleiner, je mehr von ihnen bekannt wird. Durch jede neue Veröffentlichung wächst Bismarcks Persönlichkeit, des Zeitlichen entkleidet, immer mehr mit den mythischen Helden der Edda und des Nibelungenlieds zusammen. Für uns deckt sich die Frage der Veröffentlichung des dritten Bandes seiner Erinnerungen mit der Frage: was war Bismarcks Wille? Er hat die Gedanken und Erinnerungen geschrieben, um nach seinem Tode noch einmal zu seinem Volk zu sprechen und niemals den Wunsch geäußert, daß das Werk auseinandergerissen und ein Band zurückgehalten werde. Gegenüber dem Willen Bismarcks kommen die Wünsche seines Entlassers nicht in Betracht. Daß der dritte Band keine Beschimpfungen enthalten wird, wie Wilhelms II. Äußerungen über Bismarck, erscheint bei einem solchen Aristokraten und Staatsmann als selbstverständlich. Aber nachdem nun einmal Entstellungen wie Wilhelms II. Bericht an den Kaiser von Österreich über Bismarcks Entlassung bekannt geworden sind, worin sich der Verfasser der Zuchthausvorlage gegenüber dem Schöpfer der Arbeiterschutzgesetzgebung als Sozialpolitiker aufspielt, ist es notwendig, Bismarcks Darstellung kennen zu lernen. Personenkult darf weder in Rücksicht auf den Kaiser, noch in Rücksicht auf den Kanzler, eine Rolle spielen. Die Frage ist: wer und was kann den Deutschen vielleicht noch dazu verhelfen eine Nation zu werden? Wilhelm II. kann es nicht. Kann es Bismarck?

Es ist uns einigermaßen dunkel, warum der dritte Band nicht längst erschienen ist. Es scheint, daß geheime Abmachungen zwischen den Bismarcks und den Hohenzollern stattgefunden haben und die Nachkommen Bismarcks sich der ihrem Vorfahren entzogenen kaiserlichen Gnade einigermaßen erfreuen durften. Der Kieler

Digitized by Google

Woche 1914 haben zwei Enkelinnen Bismarcks beigewohnt. Ob der Cotta'sche Verlag nach dem mit dem Fürsten Bismarck geschlossenen Vertrag berechtigt war, schon gleich nach dessen Tod einen neuen Vertrag mit dem Fürsten Herbert Bismarck zu schließen, vermögen wir nicht zu beurteilen. Vielleicht bildet dieser neue Vertrag einen Bestandteil der Bemühungen des Fürsten Herbert Bismarck um den Reichskanzlerposten. Jedenfalls diente er der Hohenzollernschen und der Bismarckschen Hauspolitik. Geopfert wurde dabei nur der Wille Bismarcks und das Interesse des deutschen Volkes. Der Hergang, daß man von einem dreibändigen Werk historischer Natur nur zwei Bände veröffentlicht, ist, soweit wir sehen, ohne Beispiel. Hätte es sich um einen Literaten gehandelt, würden die Zeitungen und Schutzverbände der Schriftsteller Lärm geschlagen haben. Der Umstand, daß man das einzige literarische Werk Bismarcks schlechter behandelt als die Ware der Intellektuellen, schien niemandem aufzufallen.

Es ist eine echt deutsche Tatsache, daß feindliche Ausländer, überhaupt jeder, aus den deutschen Archiven herausziehen, über das Deutsche Reich schreiben darf, was er mag und daß sein Schöpfer der einzige zum Schweigen Verurteilte ist.

Wir sind der Ansicht, daß Wilhelm II. sich damit begnügen sollte, daß unter seiner Regierung das Deutsche Reich zugrunde gegangen ist und nicht nochmals versuchen sollte, sich zwischen den Schöpfer des Reichs und das deutsche Volk zu stellen. Die Berater des Kaisers scheinen für Folgendes kein Gefühl zu haben: 1. wie unritterlich es wirkt, nachdem — wenn auch ohne Verschulden Wilhelms II. — alle seine Beschimpfungen Bismarcks bekannt werden, den toten Bismarck zum Schweigen zu verurteilen; 2. wie unwürdig es wirkt, wenn in einer solchen Sache der privatrechtliche Standpunkt überhaupt geltend gemacht wird; 3. daß es vielleicht nicht den Buchstaben, aber dem Sinn des Gesetzes entspricht, wenn in einem solchen Fall der posthumen Notwehr Briefe auch ohne Erlaubnis des Verfassers veröffentlicht werden.

Alle Befürchtungen, daß diese Veröffentlichung die Auslieferungsschmach befördern werde, sind kindisch, alle, die solche Befürchtungen teilen zeigen dadurch ihre Unfähigkeit zum politischen Denken. Niemand außerhalb Deutschland glaubt, daß eine Einzelperson solche weltgeschichtlichen Ereignisse wie diesen Krieg herbeigeführt habe; wenn die Engländer sich so stellen, als ob sie Wilhelm II. für den Verursacher des Krieges hielten, so ist das eine Zweckmäßigkeitslüge. Aus England hören wir, die Auslieferung des Kaisers sei niemals beabsichtigt gewesen, man werde den Lärm noch einige Zeit fortsetzen und dann die Sache versausen lassen. Wir sind davon nicht überzeugt, aber überzeugt, daß solche Dinge wie der dritte Band keinen Einfluß auf die englische Politik haben. Und die persönliche Sympathie der Holländer ist nach Veröffentlichung der Briefe an den Kaiser von Rußland schon so gering, daß sie auch durch den dritten Band nicht geringer werden kann; ob sie den Kaiser ausliefern oder nicht, ist für sie keine Frage der persönlichen Sympathie, sondern der nationalen Würde. Außerdem können jeden Tag neue Randbemerkungen bekannt werden, die schlimmer sind als alles, was der dritte Band enthält. Wird er nicht veröffentlicht, so wird es so gehen wie bei der Denkschrift des Fürsten Lichnowsky und den Briefen an den Kaiser von Rußland: er wird zuerst im Ausland erscheinen, die englischen Blätter werden nach englischen Bedürfnissen zugestutzte Auszüge bringen, bevor das deutsche Volk ein Wort von Bismarcks Vermächtnis zu hören bekommt. Man hat fünf Jahre lang Politik gemacht unter dem Gesichtspunkt, wie sie von außen gesehen, sich am besten ausnimmt, fünf Jahre lang ist mit Verschleierungen und Zurückhaltung der Wahrheit gearbeitet worden. Jetzt gibt es wirklich nichts mehr zu verheimlichen. Die Wahrheit wäre schon immer nützlich gewesen, jetzt ist sie die

Digitized by Google

einzige Rettung. Nur Dilettanten können meinen, daß sie dem deutschen Volk nützen, wenn sie ihm Bismarck unterschlagen, um noch kurze Zeit einige Illusionen über Wilhelm II. aufrechtzuerhalten.

Um es zu wiederholen: Die Wünsche der Familie Bismarck sind uns gleichgültig gegenüber dem Wunsch Bismarcks und dem Wohl des deutschen Volkes. Die Regierung hat das Recht und die Pflicht, die Herausgabe des dritten Bandes als einer der wichtigsten Urkunden zur Vorgeschichte des Krieges anzuordnen. Wenn sämtliche bürgerliche Parteien, deren Interesse an der Nichtveröffentlichung des dritten Bandes wir verstehen, beschließen sollten, der Band solle nicht veröffentlicht werden, so werden wir uns in dieser Sache ohne Bedenken der Sozialdemokratie anschließen.

Nachschrift: Eben ist ein Werk über Bismarcks Entlassung auf Grund der Aufzeichnungen von Minister von Boettticher und des damaligen Chefs der Reichskanzlei von Rottenburg erschienen. Es bleibt also dabei, daß über Bismarcks Entlassung in Deutschland alles veröffentlicht werden darf, nur nicht das, was Bismarck geschrieben hat.

Brief eines Freimaurers.

Geheimer Sanitätsrat Dr. Rosenmeyer in Frankfurt, der eine hohe Stellung in der deutschen Freimaurerei einnimmt, schreibt uns:

„Der Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte hat den Grafen Reventlow veranlaßt, in einem Artikel ‚Deutschland vor Gericht' die politischen Verhältnisse der letzten Jahrzehnte von ‚hoher Warte' aus zu beleuchten, zu zeigen, wie Deutschland 1914 in die Kriegsfalle gelockt und unter der Wucht der zahllosen feindlichen Mächte in den Abgrund gestürzt wurde. Der Herausgeber betont in einem Nachworte, daß er den Grafen Reventlow ‚für einen der wenigen politischen Köpfe, die Deutschland je hervorgebracht hat' halte und gibt der Überzeugung Ausdruck, ‚daß er einer späteren Zeit als der einzige deutsche politische Schriftsteller des Krieges erscheinen wird'.

Mit Erschütterung wird jeder Leser diese auf teilweise allgemein bekannten Tatsachen ruhenden Ausführungen des Verfassers in dieser Zusammenstellung auf sich einwirken lassen und wir möchten nur einen sehr kleinen Abschnitt darin einer Besprechung unterwerfen, den über ‚die Freimaurerei', S. 216—219.

Es ist erstaunlich, wie falsche Vorstellungen über die Freimaurerei selbst in klügsten Köpfen sich eingenistet haben und wir glauben, es wäre dem Herausgeber selbst unerwünscht, aus der schiefen Darstellung dieser Erörterungen Schlüsse auf die Objektivität der anderen Abschnitte ziehen zu lassen.

‚Was will diese Weltmaurerei, in deren unsichtbaren Hochgraden Weltpolitik gemacht und Weltkriege vorbereitet werden?', ist der erste auch hier wiederkehrende schwere Vorwurf gegen die Freimaurerei.

Diese Auffassung entbehrt einer jeden Grundlage. Es gibt keine Weltfreimaurerei, es gibt nur eine Freimaurerei, die auf der Welt verbreitet ist. Der Zusammenhang der einzelnen Großlogen der Weltteile, der Zahl nach etwa über 100, ist ein äußerst loser, sie begründet sich auf die Bestallung von gegenseitigen Repräsentanten, deren Aufgaben in der Entgegennahme von Druckschriften, Jahresberichten, Bestandlisten usw. besteht. Aber auch die Zahl der bestellten Vertreter schwankte im Jahre 1914 zwischen 10—24 bei den einzelnen Großlogen, ein Beweis, wie gering der Zusammenhang zwischen den europäischen und den außereuropäischen maurerischen Großkörperschaften war, und selbst bei den etwa 30 Großlogen in Europa war das Repräsentationsverhältnis nicht überall durchgeführt.

Digitized by Google

Es ist eine bekannte Tatsache, daß zwischen der Großloge von England und dem Großorient von Frankreich die Beziehungen seit Jahrzehnten unterbrochen waren und erst im Weltkriege eine Annäherung stattgefunden hat. Ein weiterer Zusammenhang zeigte sich im Erscheinen von Abordnungen auswärtiger Großlogen bei festlichen Anlässen, in der Veranstaltung von internationalen Kongressen von Freimaurern benachbarter Länder. Ein solcher hätte in den Augusttagen des Jahres 1914 in Frankfurt stattfinden sollen, zu dem zahlreiche französische Logen ihre Vertreter angemeldet hatten, um dem Gedanken der ‚Völkerverbrüderung'!! zu dienen. Alle diese Tatsachen sprechen klar gegen die Existenz einer Weltmaurerei, selbst das im Jahre 1903 in Neuenburg (Schweiz) gegründete ‚Internationale Bureau für maurerische Beziehungen' sieht seine Aufgabe ausschließlich in Sammlung von Verzeichnissen bestehender freimaurerischen Körperschaften, in der Förderung von Austausch interessanter Arbeiten, Herausgabe eines ‚Bulletins, in welchem wichtige maurerische Ereignisse' mitgeteilt werden sollen usw. Der Beitritt zu diesem Bureau weist trotz langem Bestehen große Lücken auf.

Die idealen Ziele der Freimaurerei: ‚Die sittliche und geistige Veredelung der Menschen, hierdurch die Förderung menschlicher Glückseligkeit', weisen auf *internationale* Wege, denn sie muß alles umfassen, was Menschenantlitz trägt. Die einzelnen Freimaurer jedoch, die Träger dieses Gedankens, die sich zu ihrer Pflege in den einzelnen Ländern zur Bildung von freimaurerischen Körperschaften zusammengetan haben, gaben diesen eine durchaus *nationale* Prägung. Es ist festzustellen, wie die Freimaurerei, die vor 200 Jahren von London aus über die Erde sich verbreitete, in den verschiedenen Ländern ungleichmäßige Entwicklung nahm. In der Wesensart seiner Träger schien die Verschiedenheit begründet zu sein. Bei den *Angelsachsen* ist die Freimaurerei rein formal, auf großzügige Wohltätigkeit und Geselligkeitstrieb beschränkt, bei den *Deutschen* nahm die freimaurerische Auffassung eine grüblerisch-wissenschaftliche Form an, teilweise blieb sie bis heute kontemplativ-religiös. Bei den romanischen Völkern, entsprechend ihrem Charakter, nahm die Freimaurerei bald auch Anteil an öffentlichen Fragen des Staates und der Gesellschaft. Die *Franzosen* fühlten sich als Erben der Revolution von 1789 auch als Hüter der ‚Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit', sie nahmen vor mehr als einem Menschenalter Stellung gegen die Reaktion bei der neuen eingeführten Republik und damit auch den Kampf gegen den Klerikalismus auf, den sie als Hauptfeind betrachteten. Die *Italiener* waren, seit Rom ihre Hauptstadt geworden ist, von gleichem Streben geleitet, auch glaubten sie die Erlösung der unter dem fremden Joche ‚schmachtenden' Volksgenossen in ihr Programm aufnehmen zu müssen, die *Portugiesen* kämpften erst in den letzten Jahren gegen die morschen Träger der Königswürde in ihrem Lande und sahen in der Herstellung ihrer Republik das höchste Ziel. Alle diese Bestrebungen blieben, wenn auch mit politischen Strömungen verknüpft, rein national begrenzt. Eine Weltpolitik hieraus herzuleiten wäre durchaus willkürlich, dasselbe gilt für die Vorbereitung zu einem Weltkriege.

Von Vorgängen *während* des Krieges fehlt ein vollständiges Aktenmaterial. Die kriegshetzerische Rolle der italienischen Freimaurer ist bekannt, daß die englischen Großlogen ihre Logen in den Kolonien, deren Zahl viele Hunderte übersteigt, für ihre Zwecke ausnutzten, daß sie ihre Propaganda, Schilderung angeblicher Greueltaten, um Deutschenhaß zu schüren, auf Tausende von amerikanischen Logen ausdehnte, erscheint wahrscheinlich. Der Großorient von Frankreich mit seiner weit geringeren Zahl von Logen in den Kolonien und im Auslande wird wohl dieselben Wege eingeschlagen haben und nicht ohne Einfluß auf Italien,

Digitized by Google

Griechenland und Rumänien geblieben sein. Der Großorient von Belgien wird allen manch wirkliches und aufgebauschtes Material zu diesen Zwecken dargeboten haben. Die Freimaurerlogen aller dieser Länder bildeten sicher einen der unterirdischen Kanäle, durch welche in den Köpfen, auch der Intellektuellen dieser Länder und ihrer Freunde der Deutschenhaß erweckt und genährt wurde und für uns unbegreifliche Formen und Ausdehnung gewinnen konnte.

Der zweite Vorwurf, dem die Freimaurerei bei ihren Gegnern und auch hier begegnet, ist die Annahme, daß ihr Ziel die Vernichtung der Kirche und der autoritativen Monarchie und Herstellung der Weltrepublik ist.

Der Freimaurerbund nimmt mit geringer Ausnahme Bekenner jeder Religion in ihre Reihen auf, ‚sie verpflichtet sie bloß zu der Religion, in der alle Menschen übereinstimmen, und läßt jedem seine besondere Meinung'. ‚Hierdurch wird die Maurerei ein Mittelpunkt der Vereinigung und das Mittel, treue Freundschaft unter Personen zu stiften, die sonst in beständiger Entfernung geblieben wären.' Diese einfachen und klaren Worte aus dem ersten englischen Konstitutionsbuche vom Jahre 1723, die alten Pflichten, die noch heute als Gesetz gelten, könnten genügen, um den angeblichen Vernichtungswillen der Freimaurerei gegen die Kirche ad absurdum zu führen. Woher kommt es, daß bevor Rom hier sein unbedingtes Veto einlegte[1]) noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts katholische Geistliche bis hinauf zu den höchsten Würdenträgern (in Deutschland Karl von Dalberg, Kurfürst von Mainz und späterer Großherzog von Frankfurt) bis an ihr Lebensende treue Glieder des Bundes geblieben sind, mohammedanische Geistliche in großer Zahl dem Bunde angehören. Nicht gegen die Kirche, gegen die Römlinge sehen wir den Kampf in katholischen Ländern und wie schon angedeutet, war in Frankreich der Schlachtruf ‚le cléricalisme c'est l'ennemi', der die Freimaurer zu angeblichen Feinden der Kirche stempelte. Ähnlich in Italien, Belgien und Spanien, Österreich hatte keine Freimaurerlogen. —

Der Vorwurf, daß eine ‚bodenständige, wurzelfeste Monarchie' für die Freimaurerei keine Existenzberechtigung habe, ist unbegründet. Glaubt denn irgend jemand, daß die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich an der Spitze ihrer Großloge das Protektorat der preußischen Großlogen bis an ihr Lebensende geführt hätten, daß gegenwärtig in Schweden der König Ordensmeister, sein Sohn, der Kronprinz, Großmeister seiner Landesgroßloge, in Dänemark der König an der Spitze der dortigen Freimaurerischen Großkörperschaft, in London der Onkel des Königs, der Herzog von Connaught, diese Würde bekleiden würden, wenn nur Spuren jener Annahme irgendwie nachweisbar wären? Eines der Gelübde der Freimaurer bei der Aufnahme in den Bund ist: ‚die Gesetze des Staates, in dem er lebt, treu zu befolgen'. Dasselbe gilt von der Behauptung, daß russische Freimaurer den Zaren s. Zt. zu stürzen versuchten, daß eine freimaurerische Invasion und Propaganda von größter Intensität in Rußland nach erfolgter russisch-englischer Verständigung erfolgte; das große russische Reich hatte bis zum Jahre 1914 keine einzige Freimaurerloge aufzuweisen.

Die groteske Mär, ‚daß im 70er Kriege Kaiser Wilhelm von der europäischen Freimaurerei zum Tode verurteilt wurde', ist auch hier erwähnt. Ihre Entstehung hängt mit der Tatsache zusammen, daß zehn Pariser Logen während der Belagerung von Paris in einem Manifeste unwürdige Schmähungen gegen die deutsche Maurerei erhoben und in verblendeter Anmaßung einer ihnen nicht zustehenden Gerichtsbarkeit den Beschluß gefaßt haben, König Wilhelm und den

[1]) Päpstliche Allokution vom 25. Sept. 1865 ‚Multiplices inter machinationes'. (Die Anschuldigungen sind hier schon dieselben, wie heute.)

Digitized by Google

Kronprinzen aus dem Freimaurerbunde auszuschließen. Keine ernste Forschung wird hieraus die Folgerung ziehen, daß die europäische Freimaurerei dabei eingewirkt hat, das Todesurteil ist reinste Erfindung.

Richtig erscheint die Behauptung, daß ein großer Teil der ausländischen Freimaurer vor dem Kriege in jeder erdenklichen Weise gegen das Reich gehetzt hat, auch das Weltgerede gerade dieser Kreise an der deutschen Rückständigkeit, unleugbar ‚der taktische Zweck, die deutschen Zustände, vor allem den Deutschen odiös zu machen'. Dieses unmaurerische Verhalten jener Kreise vor dem Kriege ist eine merkwürdige Erscheinung, deren mutmaßlichen Gründe von ausländischen Großwürdenträgern, der mit uns einst verbündeten Mächte, mir bestätigt worden sind[1]).

Die über zwei Millionen Freimaurer der Welt betrachten ihren Bund als einen Zusammenschluß von Männern ohne Unterschied der Hautfarbe, Rasse und Religion, nur vereinzelte Großlogen der Welt (fünf) machen hiervon eine Ausnahme. Zu diesen gehören die zwei größten preußischen Großlogen mit etwa dreißigtausend Mitgliedern, der Hälfte der deutschen Freimaurer, die zur Aufnahme in ihre Reihen das christliche Bekenntnis fordern. Jene zwei Millionen halten diese Auffassung in einem reinen Menschheitsbunde für unvereinbar mit dem Wesen und den Grundideen der Freimaurerei, sie betrachten diese kleine Gruppe als ‚rückständige Sekte' und beurteilen darnach die Freimaurerei in Deutschland.

Diesen Betrachtungen sei noch eine Bemerkung angeschlossen. Wenn diese jedem deutschen Freimaurer mehr oder minder bekannten Tatsachen bei Anwürfen gegen die Freimaurerei zur Verteidigung und Richtigstellung herangezogen werden, erhalten sie nicht selten die Antwort, daß von allen wichtigen Vorgängen der ‚einfache' Freimaurer nichts weiß, über jene nur die Obersten Behörden, vielleicht nur die Großmeister entscheiden, die ‚zur Verschwiegenheit' verpflichtet sind Diese Entgegnung ist hier hinfällig. Ludwig Rosenmeyer.^

Entsprechend unserem Streben nach Objektivität haben wir schon früher (Oktober 1915) Vertreter der Freimaurerei zu Wort kommen lassen. Wir glauben aber nicht, daß die sachlichen Ausführungen des Herrn Geheimrat Rosenmeyer den Ausführungen des Grafen Reventlow im wesentlichen widersprechen. Herr Rosenmeyer bestätigt, daß von den Entente-Logen aus in Italien, Rumänien, Griechenland (wie wir hinzufügen können auch in der Türkei) gegen Deutschland gearbeitet wurde, er bringt die neue Tatsache, daß nach jahrzehntelanger Entfremdung während des Kriegs — also doch wohl durch den Krieg — die unpolitische Großloge von England[2]) und der politische Großorient von Frankreich sich einander genähert haben. Wir beurteilen die Rolle der deutschgesinnten Freimaurer ebenso wie die Rolle der deutschgesinnten Angehörigen anderer internationalen Verbände: sie selbst sind ihrem Vaterland nicht untreu geworden, aber ohne ihr Wissen waren in den internationalen Verbänden die deutschfeindlichen Kräfte maßgebend. In Österreich-Ungarn hat ein Teil des katholischen Adels bis hinab zu Kaiser Karl die katholische Kirche ebenso zur Verbindung mit der Entente benutzt, wie ein Teil der Freimaurer die Loge — das naive deutsche Volk hat alles Antinationale unterstützt, wenn es ihm als international entgegentrat.

[1]) Bereits im Jahre 1869 erklärte der Großorient von Frankreich, daß es als eine Verletzung der maurerischen Grundsätze anzusehen sei, wenn Farbe, Volksstamm oder Religion als ein Hindernis zur Aufnahme in die Maurerfamilie betrachtet werde, und jeglichen Verkehr mit denjenigen maurerischen Behörden abbrechen werde, die dieser Erklärung ihre Zustimmung versagen würden. — [2]) Daß bezüglich der englischen, wie bezüglich der italienischen Logen sich die deutschen Freimaurer nach 1915 im Irrtum befanden, sieht man aus den von uns damals veröffentlichten Briefen deutscher Freimaurer.

Digitized by Google

Von unsern Pazifisten.

Oberstleutnant Alfred Steinitzer schreibt uns:

„Vor kurzem wurde in München durch Fusion der Münchener Ortsgruppe des deutschen Frauenstimmrechtbundes und des deutschen Frauenausschusses für dauernden Frieden eine ‚Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit, München' gegründet. Bezeichnend für die Tendenz dieser Liga ist das der eben versandten Beitrittseinladung beigelegte Flugblatt, das sich an die Mütter, Erzieher und Kinderfreunde richtet und dazu auffordert, den Kindern kein Spielzeug zu schenken, das an den Krieg erinnert: ‚Verweigert den Kindern Spielsoldaten, vom Lanze tragenden Römer des Altertums bis zur Sturmhaube unserer Zeit. Lasset es ab Bücher zu schenken, die den Krieg verherrlichen, kriegerischen Geist erwecken, kriegerische Tat rühmen. Vergiftet nicht länger die Seele Eurer Kinder mit dem Geist der Feindschaft, den Ihr weckt und nährt durch diese Spiele und Bücher. Gebt dem Kind das wahre Kinderland zurück, ein Reich der Friedfertigkeit ohne Haß, der Versöhnung ohne Feindschaft.' Besonders bemerkenswert ist noch ein Satz der Beitrittseinladung, „daß Fabrikanten und Verkäufer beeinflußt werden sollen, nichts herzustellen, was unsere Helden verherrlicht."

Ein anderes, diesem Aufruf gesinnungsverwandtes Dokument ist ein Artikel in den „Weißen Blättern" (Oktoberheft, Verlag v. Cassirer, Berlin) mit der Überschrift: „Den Bewohnern der zerstörten Gebiete". Der Verfasser, ein Kurt Kerstens, schreibt darin u. a.: „Wir haben Elend und Tod über euch gebracht. Wir haben eure Söhne, Brüder und Väter gefangen, gefesselt, durch die Straßen eurer Städte geschleppt, das Klagen eurer Frauen und Kinder gehört, wir haben sie geschunden, versklavt, wir haben sie hungern, frieren, dürsten, sterben lassen .... Wir brachten soviel Not über euch, daß ihr das Lachen verlerntet und keine Träne mehr hattet, daß eure Frauen, Töchter und Schwestern verhurten. ... Wir haben euern Hausrat zerschlagen, in euren Kleidern Karneval gefeiert, ich fand Gräber erbrochen .... O meine Feinde aus Cambrai und Lille, aus La Bassée und Lihons usw., wird euch vergolten werden können, was euch geschehen ist; weder Bitten noch Bekenntnis, weder Strafe noch Sühne bringt euch den Glauben an euer Dasein, an Menschentum zurück. ... Wir können nie wieder gut machen, was euch geschehen ist, denn wenn wir auch Gelder zahlen und Materialien liefern, so tun wir nichts als Selbstverständliches und bis wir wieder gute Werke tun können, ist unser Leben vorbei .... Was sind eure Leiden gegen den gedemütigten Stolz des Besiegten, der nie wahr gelitten hat und nur leidet, weil er enttäuscht ist und weil seine Pläne mißlangen!"

Diese Worte sind aus der Feder eines Angehörigen des Volkes, das durch die Hungerblokade zu Tode gequält wurde, dessen Zivil- und Militärgefangene mit brutalster und raffiniertester Grausamkeit behandelt wurden und gegen jedes Völkerrecht zurückbehalten werden. Sie sind gerichtet an die Nation, die mit sadistischer Grausamkeit das ganze deutsche Volk vernichten will, dessen Ministerpräsident und geistiger Führer zynisch erklärte: „Deutschland hat noch zwanzig Millionen zu viel Einwohner und die deutschen Frauen gebären noch immer zu viele Kinder." Und deutsche Frauen, deren Schwestern von weißen und schwarzen Franzosen in den besetzten Gebieten ungestraft geschändet werden, rufen auf zur Versöhnung; die Kinder, deren Väter vielleicht in Gefangenschaft schmachten und zu Tode gequält werden, sollen nichts vom Krieg erfahren, nichts von den deutschen Helden, angefangen von Arminius und Kaiser Rotbart bis Friedrich

Digitized by Google

den Großen, Blücher, Gneisenau, Wilhelm I., Moltke und Hindenburg, nichts von den Heldentaten des deutschen Heeres. Sie sollen dazu erzogen werden in hündischer Sklavengesinnung, die Hand derer zu küssen, die die Skorpionenpeitsche schwingen; sie sollen unfähig gemacht werden, auch nur daran zu denken, daß der Schmachfrieden von Versailles und die Schande, die auf dem deutschen Namen liegt, je getilgt werden könne. Ja, sie sollen dazu erzogen werden, diese Schmach überhaupt nicht zu fühlen und die einzige Daseinsberechtigung nur darin zu sehen „wieder gutzumachen" im Sinne des Herrn Kerstens.

Die deutsche Jugend, auf der allein noch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft beruht, soll also vergiftet und entmannt werden, der jetzige Zustand soll verewigt werden. Selbstverständlich stehen an der Spitze dieser Liga Frauen aus den politisch orientierten Kreisen, die die Erdolchung des deutschen Heeres von hinten mitverschuldet haben, die die Mitschuld am Zusammenbruch Deutschlands tragen und die in den völkischen Regungen der Jugend einen Greuel und eine Gefahr für sich sehen.

Nein und tausendmal nein gegenüber diesen Entmannungsbestrebungen! Wir müssen von den Feinden lernen, daß es keine Versöhnung gibt; die Kraft des Hasses gab ihnen den unerschütterlichen Glauben an den Sieg und darum, nur darum haben sie den Krieg gewonnen. Mit rücksichtsloser Strenge haben sie jede defaitistische Regung niedergeschlagen und sie taten recht, das zeigt ihr Erfolg. Das Versöhnungsgewinsel und pazifistische Geplärre hat uns im Ausland noch den letzten Rest von Achtung genommen, es macht uns vor der ganzen Welt verächtlich und lächerlich.

Wer sein Volk, seine Nation liebt, muß die Feinde hassen, die deren Lebensexistenz bedrohen und vernichten wollen. Die bekannte Note Clemenceaus über die völkerrechtswidrige Zurückhaltung der Gefangenen ist der schneidendste Hohn auf jeden Versöhnungsgedanken. Vielleicht wird sie dazu beitragen, dem verblendeten Teil des Volkes, das noch immer an Völkerversöhnung glaubt, die Augen zu öffnen. Es gibt kein größeres Verbrechen am deutschen Volke als die Jugend zu entnationalisieren. „Den Haß sorgfältig zu sammeln nnd zu sparen ist das letzte Kapital einer gemißhandelten Nation." Das Blut der Gefallenen, die namenlosen Leiden unserer Gefangenen wären umsonst, wenn dieser Wille nicht in jedes Herz eingehämmert würde, schreibt Th. Mommsen.

Freie Bahn den Untüchtigen.

Ein sächsischer Beamter schickt uns eine Abschrift aus Nr. 2 des „Sächsischen Staatsdienst", Zeitschrift des Bundes sächsischer Staatsbeamten, Seite 7, worin es heißt:

„Was die Zusammenlegung der Beamtenbesoldungsgruppen betrifft, so muß diese großzügig vorgenommen werden, d. h. es darf nicht mehr ausschlaggebend sein, ob die Leistungen und namentlich die Verantwortung paralleler Beamtengruppen etwas größer oder kleiner sind. Die Vorbildung und die Prüfungen dürfen nicht mehr zu hoch eingeschätzt werden. Weiter darf die geistige Arbeit in bezug auf Besoldung nicht enorm höher bewertet werden als die mehr mechanische, da Kopfarbeit vielfach mehr befriedigt als Handarbeit. Ein durch außerordentliche Geistesgaben in eine hohe verantwortungsvolle Stellung gelangter Beamter ist nicht mehr so hoch zu entlohnen wie ehedem. Wie kommt ein von der Natur also ausgestatteter Mensch dazu, vielleicht um ein Vielfaches bessere Lebensbedingungen zu haben, als ein in dieser Beziehung von der Natur Benachteiligter?"

Digitized by Google

Der Verfasser spricht einen Gedanken aus, der uns alle einmal im reiferen Knabenalter beschäftigt hat. Damals übersahen wir, wie das in Deutschland häufig ist, daß wir nicht allein auf der Welt sind. Wenn das deutsche Volk sich behaupten will, so ist das nämlich nur durch Qualitätsarbeit denkbar und diese ist bei der Schwäche der menschlichen Natur nun einmal nur durch Hochschätzung und Belohnung guter Leistungen zu erzielen. Wenn der Einfluß des „Sächsischen Staatsdienst" bis Hinterindien und Chile reichte, könnte man der Wissenschaft halber den Versuch wagen, wie es ginge, wenn auf der ganzen Welt jeder desto besser bezahlt würde, je dümmer er ist. Der Verfasser des oben angeführten Artikels würde dann zu den Höchstbesoldeten gehören.

Tirpitz bei Bismarck.

Ich bin noch zweimal bei dem alten Herrn gewesen, das letztemal im Gefolge des Kaisers, der sich nach der feierlichen Verabschiedung des nach Tsingtau gehenden Prinzen Heinrich mit der ganzen Gesellschaft von Rendsburg aus etwas plötzlich in Friedrichsruh angesagt hatte. Bismarck empfing den Kaiser im Rollstuhl an der bescheidenen Eingangstüre des Landhauses. Wir gingen gleich zu Tisch, Bismarck setzte sich mit fremder Unterstützung, war aber, nachdem er saß, wieder ganz frisch. Ich hatte den Platz schräg gegenüber dem Fürsten, neben dem der Kaiser saß, zu meiner Seite der spätere Generaloberst v. Moltke. Der Fürst versuchte, politische Gespräche anzuspinnen, über unser Verhältnis zu Frankreich usw. Zu meinem größten Bedauern ging der Kaiser auf diese Gespräche nicht ein, sondern es wurde die an der kaiserlichen Tafel häufige Anekdötchenunterhaltung geführt. Immer wenn Bismarck von Politik anfing, vermied es der Kaiser, darauf zu achten. Moltke flüsterte mir zu: „Es ist furchtbar"; wir fühlten den Mangel an Ehrfurcht vor einem solchen Manne. Da sprach Bismarck aus irgendeinem Zusammenhang heraus ein Wort, das sich uns in seiner prophetischen Schwere eingrub: „Majestät, solange Sie dies Offizierskorps haben, können Sie sich freilich alles erlauben; sollte das nicht mehr der Fall sein, so ist es ganz anders." An der scheinbaren Nonchalance, mit welcher das herauskam, als ob nichts darin läge, zeigte sich eine großartige Geistesgegenwart; daran konnte man den Meister erkennen.

Als wir aufbrachen, begleitete der Fürst den Kaiser im Rollstuhl bis an die Türe und dann nahmen wir einzeln Abschied. Bismarck verabschiedete sich freundlich von Bülow, von Miquel und anderen. Vor mir kam der Kabinettchef v. Lucanus daran, der 1890 bei Bismarcks Entlassung mitgewirkt hatte. Er versuchte dem Fürsten die Hand zu geben und einen Bückling zu machen. Da entwickelte sich ein merkwürdiges Schauspiel, das von gewaltigem Eindruck war. Der Fürst saß da wie eine Statue, kein Muskel rührte sich, er sah ein Loch in die Luft und vor ihm zappelte Lucanus. Der Fürst drückte an sich nichts aus, es lag keine Abneigung in seinen Zügen, aber er war unbewegliche Maske, bis Lucanus begriff und sich entfernte. Dann kam ich und nach mir mein treuer Kapitän von Heeringen. Der war so hingerissen (er war ein temperamentvoller Herr), daß er sich hinunterbückte und dem Fürsten die Hand küßte. Ich freute mich darüber; ich hatte auch versucht, dem Fürsten etwas zu fühlen zu geben, soweit man es kann, aber die Handlung des Herrn von Heeringen war stärker. Da nahm der Fürst Heeringens Kopf und küßte ihn auf die Stirn.

Das ist meine letzte Erinnerung an Bismarck.

[Aus den Tirpitz-Erinnerungen.]

Berichtigung: Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Tagebuchartikel „Akten zur Revolution" des vorigen Heftes, Seite 391, der Name Klingelhöfer nicht zutrifft.

Redaktionell abgeschlossen am 28. Februar 1920.
Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck einzelner Kapitel dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, [illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google